

IDA DEHMEL

# DAIJA

## Ein biographischer Roman aus Bingen

## Textausgaben und Studien

ARBEITSKREIS JÜDISCHES BINGEN

BAND 20

Der 1998 gegründete „Arbeitskreis Jüdisches Bingen“ gibt entsprechend seiner Zielsetzung der „Aufrechterhaltung der Erinnerung an die Juden in Bingen und Umgebung“ in unregelmäßigen Abständen Dokumentationen zu ihrer Geschichte, ihrem Leben und ihren Schicksalen heraus.

## ZU DEN AUTOREN

Die historische Erforschung der jüdischen Gemeinde Ottweiler (Hans-Joachim Hoffmann) sowie das Interesse an der eigenen Familiengeschichte (François Van Menxel) bedingten die Zusammenarbeit und ließen die Verfasser den Blick über lokale und regionale Aspekte hinausrichten. Über Martin Schmidt, der die Eröffnungsrede zur Ausstellung *Viermal Leben – Jüdisches Schicksal in Blakenese* (2004) hielt, die auch Ida Dehmel-Coblenz berücksichtigte, entstand der Kontakt zwischen Hans-Joachim Hoffmann und François Van Menxel (Münster), dessen Großmutter Emmi Marianne Gärtner (geb. Neumeier, 1888–1969). Ida Dehmel als ihre Lieblingsnichte besonders schätzte. 2009 begann die gemeinsame Erforschung der Familiengeschichte des Binger Zweiges der Familie Coblenz, die in der Monographie *Die jüdische Familie Simon Zacharias Coblenz (1836–1910) aus Bingen, Bingen 2017 (2. Aufl. 2025)* ihren vorläufigen Abschluss fand. Im Zuge dieser Recherchen aktualisierten wir die Bedeutung des Briefwechsels Ida Dehmels mit ihrem Vater Simon Zacharias Coblenz, ihrer Schwester Alice Bensheimer und ihrer Nichte Emmi Marianne Gärtner für die weitere Erforschung von Leben und Wirken Ida Dehmels. Um ihn der Forschung zugänglich zu machen, transkribierten wir die Korrespondenz Ida Dehmel/Alice Bensheimer und boten sie dem Internetportal <https://dehmel-digital> an. Diese Korrespondenz, ergänzt um den transkribierten Briefwechsel Simon Zacharias Coblenz/Ida Dehmel einerseits, und um die Briefe Idas an ihre Nichte Emmi Marianne andererseits, veröffentlichten wir in *Ida Dehmel, „Ihr Leben war bis zum Rand erfüllt“ Die Familienkorrespondenz (1887–1942), Baden-Baden 2024*. Eine weitere gemeinsame Veröffentlichung ist in Vorbereitung, und zwar *Ida Dehmels Lebenserinnerung Daija (1901/1942) zwischen Autobiographie und Autofiktion*, in: *Richard Dehmel als Leitfigur der Klassischen Moderne. Werkpoetik – Autorschaft – Netzwerk. Hrsg. von Julia Ilgner und Nikolas Immer. Berlin/Boston: De Gruyter 2025 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. N.N.)*. (Die Bandnummer der Reihe steht noch nicht fest).

Dr. François Van Menxel, \*1941 in Antwerpen (Belgien), Studium der Literaturgeschichte, Altphilologie und Theologie in Löwen und Münster (Westf.), Promotion 1983, Nachfahre der Familie Coblenz; seit 2009 gemeinsam mit H. J. Hoffmann Forschungen zum Binger Zweig der Familie Coblenz, zu dem auch Ida Dehmel gehört.

Hans-Joachim Hoffmann, \*1951 in Ottweiler; Studium der Germanistik und Geschichte an der Universität Saarbrücken; 1982–2000 Lehrer am Sickingen Gymnasium Landstuhl; 2000–2017 am Gymnasium Ottweiler.

Publikationen zur Lokalgeschichte Ottweilers im 20. Jh. und zur jüdischen Gemeinde Ottweiler. Veröffentlichungen von Biographien jüdischer Familien, insbesondere der weitverzweigten Familie Coblenz. Veröffentlichungen zu dem Reformgeistlichen und Politiker Johann Anton Joseph Hansen (1801–1875).

Unser Dank gilt:

- Dr. Mark Emanuel Amtstätter, dem Leiter der Abteilung Nachlässe und Autographen, und der Medienwerkstatt der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, die uns die tadellosen Reproduktionen der Manuskripte unbürokratisch zur Verfügung stellten,
- unseren Ehefrauen, die mit Geduld unsere Arbeit ertragen und mitgetragen haben.



Dehmelhaus: Zimmer der Dame (Foto: Carolin Vogel)

## INHALTSVERZEICHNIS

<b>Vorwort</b>	<b>6</b>
<b>1. Daija Letzte Fassung (SUB : DA : MS : 373,1). Textausgabe</b>	<b>10</b>
<b>2. Daija Urschrift (SUB : DA : MS : 371). Textausgabe</b>	<b>197</b>
<b>3. Die Entstehung von „Daija“: Skizze der Biographie Ida Dehmels</b>	<b>277</b>
3.1. Ida Dehmels Herkunft	279
3.2. Ida Dehmels Entwicklung bis zur Heirat mit Richard Dehmel	282
3.3. Ida Dehmel in Blankenese	285
<b>4. Chronologie und Charakter der „Daija Urschrift“</b>	<b>288</b>
<b>5. Chronologie von „Daija Letzte Fassung“</b>	<b>292</b>
5.1. Erste Annäherung	292
5.2. Chronologische Bestimmung	293
5.2.1. 1925–1930	293
5.2.2. 1939–1942	298
<b>6. Daija Zwischenfassung (SUB : DA : Ms : 372)</b>	<b>305</b>
6.1. Charakteristiken	305
6.2. Die Bedeutung der „Daija Zwischenfassung“	306
<b>7. Daija als autofiktionaler Roman</b>	<b>318</b>
7.1. Ida Dehmels Arbeitsweise: Erzählerische Freiheit	318
7.2.1. Vergleich: Ein unbekannter Mann: Das Kennenlernen	320
7.2.2. Vergleich: Ein unbekannter Mann: Das erste Treffen	321
7.3. Vergleich: Ein anderer Mann: „Mars“. Ein anderes Treffen	324
7.4. Die Pseudonyme	326
7.4.1. Daijas Familie	327
7.4.2. Andere Pseudonyme	328
7.4.3. Weitere Umschreibungen	328



7.5. Realität oder Fiktion	329
7.5.1. Daijas Männerfreundschaften	329
7.5.1.1. Paul Neuhauss	329
7.5.1.2. Hans Trenkwart	330
7.5.1.3. Carl Georg	331
7.5.1.4. Claus Torsting	333
7.5.2. Daijas Berliner Jahre	337
<b>8. Intention Ida Dehmels mit „Daija“?</b>	<b>344</b>
8.1. 1901–1920	344
8.2. 1925–1930	346
8.3. 1939–1942	348
<b>Epilog</b>	<b>353</b>
<b>Anhang</b>	<b>356</b>
Genealogische Tafel	356
Quellen- und Literaturverzeichnis	357
Publikationen des Arbeitskreises Jüdisches Bingen	359

## Vorwort

Zum ersten Mal wird mit diesem Buch eine Schrift veröffentlicht, in der die Autorin Ida Dehmel ihre Kindheit und Jugend in Bingen am Rhein sowie ihre ersten Jahre als Erwachsene erzählt, wobei sie sich „Daija“ nannte. Diesen Namen übernahm sie als Titel für ihre Lebenserinnerungen, an denen sie mit Unterbrechungen lebenslang arbeitete, die sie aber nie zur Drucklegung bringen konnte.

Geboren als Ida Coblentz am 14.01.1870 in Bingen, nahm sie sich am 29.09.1942 als Ida Dehmel in Blankenese der Überlieferung nach, vom Leben erschöpft, das Leben. Sie hatte am 22.10.1901 in London den damals sehr berühmten Dichter Richard Dehmel geheiratet und damit ihre Liebe besiegelt, die bereits 1895 ihren Anfang genommen hatte und 1920 mit seinem Tod nach außen hin endete, in Ida aber nicht erlosch.

Zur Bearbeitung der Veröffentlichung von „Daija“ standen uns im Dehmel-Archiv der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg 3 bzw. 4 Exemplare der unterschiedlichen Fassungen von „Daija“ zu Verfügung; ihre Katalogdaten lauten aktuell:

- Signatur-Nr.: DA : Ms : 371 Daija [Urschrift], Manuskript, 152 Blätter, 33,3 x 23 cm, mit Widmungen auf Titelblatt, Heidelberg-Hamburg 1901–1918
- Signatur-Nr.: DA : Ms : 372 Daija [ein biographischer Roman], Typoskript/hektographiert, 193 Blätter, [Zwischenfassung]
- „Signatur-Nr.: DA : Ms : 373,1 Daija [ein biographischer Roman], Typoskript, 177 Blätter, mit eigenhändiger Widmung „Für Veradetta und die Dehmel-Enkel“, [Letzte Fassung]
- Signatur-Nr.: DA : Ms : 373,2 Daija [ein biographischer Roman], Typoskript, 176 Blätter, Kopie der o.g. Fassung.<sup>1</sup>

Ida Dehmel begann schon am 10.07.1901 für ihren Mann mit der Niederschrift ihrer Biographie, an der sie mit langen Unterbrechungen und Umarbeitungen

<sup>1</sup> Vgl. Kalliope, unter: <https://kalliope-verbund.info/Daija> (aufgerufen 26.02.2024). Zusätzlich findet sich im Nachlass Marianne Gärtner eine weitere Kopie von „Daija“, identisch mit DA : Ms. : 373,2. Vgl. SUB Hamburg, NMG (Information von Mark Emanuel Amtstätter, 10.01.2024), vgl. Abbildung Daija Gärtner (SUB NLMG, Kasten 3). - Von diesen vier Erwähnungen ist die zweite irrelevant, da sie lediglich eine Kopie der ersten ist. Es galt die Hauptmerkmale der drei anderen Fassungen herauszuarbeiten, um sie in eine zeitliche Abfolge einzuordnen, ihre Entstehungszeit zu klären und sie in ihrem Charakter und ihrer Funktion zu bestimmen. Im Vertrauen auf die Katalogdaten des Verbundkataloges „Kalliope“, der auf den Daten der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg beruht, übernehmen wir deren Bezeichnung und benennen sie als „Daija Letzte Fassung“ (Ms 373,1) „Daija Urschrift“ (Ms 371) und „Daija Zwischenfassung“ (Ms 372).

bis ca. 1920 arbeitete. Sie setzte mit der Beschreibung ihres Lebens ihrer Kindheit ein, gefolgt von der Schilderung ihrer Jugend, brach aber inhaltlich die Darstellung kurz vor ihrer ersten Heirat ab. Heute bewahrt die Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg (SUB) im Nachlass Dehmels diese von Ida Dehmel handgeschriebene, nicht abgeschlossene 152seitige Fassung unter dem Namen „Daija Urschrift“. Mehrmals betont Ida in dieser „Urschrift“ den Wahrheitscharakter ihrer Ausführungen.

Seit 1925 befasste sich Ida Dehmel mit der grundlegenden Überarbeitung dieser autobiographischen Schrift, änderte dabei ihre Intention und entwickelte die Autobiographie zu einem autofiktionalen Roman. Abermals mit langen Unterbrechungen führte sie in den Folgejahren ihre Redaktionsarbeit fort, die erst kurz vor ihrem Tod im September 1942 ihren Abschluss fand. In dieser sog. „Daija Letzte Fassung“, einem 171seitigen Typoskript im Dehmel-Nachlass, beschreibt Ida erneut ihr Leben von Kindheit an, gefolgt von der Darstellung ihrer Jugend und des Erwachsenwerdens. Sie führt jedoch in dieser Fassung ihre Erinnerungen fort bis zum Scheitern ihrer ersten Ehe und der sich entwickelnden Liebe zu Richard Dehmel, die zu ihrer Heirat im Jahr 1901 führte. Damit endet ihre Lebensbeschreibung. Die Jahre 1902 bis 1942 finden in der „Letzte(n) Fassung“ ihrer Biographie Beachtung durch den Anhang „Aus Daijas Tagebüchern“, den Ida Dehmel als zusammenfassenden Rückblick 1942 anfügte. Dadurch schloss Ida Dehmel jedoch „Daija“ ganz bewusst ab und gab ihrer Lebensbeschreibung eine andere Intention als der vor drei Jahrzehnten begonnenen Autobiographie: Stand in der „Urschrift“ eine pädagogische Absicht – Warnung vor unüberlegten, erzwungenen Ehen – im Vordergrund, so bezeugte Ida in der „Letzte(n) Fassung“ von „Daija“, dass sie durch die Heirat mit Richard Dehmel glücklich wurde, ihre Lebensaufgabe gefunden hatte und ihr Leben als „bis zum Rand erfüllt sah.“

„Daija Letzte Fassung“ vermittelt den Eindruck einer wohlkomponierten abgerundeten Redaktion, auch weil sich eine gewisse Stilisierung und Idealisierung der Hauptfigur Daija, der Verkörperung Ida Dehmels, erkennen lässt. Ein nicht datierbarer, daktylographierter vorläufiger Entwurf der „Letzte(n) Fassung“, im Dehmel-Nachlass als „Zwischenfassung“ gekennzeichnet, ging „Daija Letzte Fassung“ mit Sicherheit voraus. Der Titel auf dem Umschlag der „Zwischenfassung“ lautet „Daija. Ein biographischer Roman von Ida Dehmel“ und verrät den autofiktionalen Charakter, den Ida Dehmel bei „Daija“ inzwischen ins Auge gefasst hatte.

„Daija“ fand bisher kein Publikum, da Ida Dehmel nur ein paar private Kopien für nahe Verwandte und Freunde anfertigen ließ. Lediglich Auszüge und Zitate aus den unterschiedlichen Fassungen von „Daija“ finden sich in der Se-

kundärliteratur, die sich mit der Biographie Ida Dehmels oder ihrem Wirken bzw. dem ihres Mannes auseinandersetzt, ohne jedoch die Entstehungszeit und Textintention zur Beurteilung genau in den Blick zu nehmen. Die Sekundärliteratur zu Ida Dehmel steht meist im Zusammenhang mit ihrer Beziehung zu Stefan George sowie mit der von ihr 1926 ins Leben gerufenen und heute noch bestehenden GEDOK (Gemeinschaft der deutschen und österreichischen Künstlerinnen).

In den letzten Jahren wuchs das Interesse an Leben und Wirken Ida Dehmels, die nicht mehr nur als Frau eines angesehenen Dichters gesehen wurde. Man denke an

- den Erfolg von Matthias Wegners Biographie über Ida Dehmel: „Aber die Liebe“ (2000),
- die Restaurierung des Blankeneser Dehmelhauses (2014–2016),
- die Schaffung des Open-Access-Portals „dehmel-digital“ (2022),
- Carolin Vogels Publikation „Zwei Menschen“ (2022),
- die Herausgabe des familiären Briefwechsels in der Publikation: Ida Dehmel: „Ihr Leben war bis zum Rand erfüllt.“ Die Familienkorrespondenz (1887–1942). Herausgegeben von François Van Menxel und Hans-Joachim Hoffmann (2024),
- die Ankündigung neuer Sammelbände zu Dehmels kultureller Welt und zu seinem Einfluss auf künstlerische Kreise, zuletzt Nantke, Julia, Vogel Carolin (Hg.), Richard und Ida Dehmel im Kulturbetrieb der Moderne um 1900, Berlin 2024,
- nicht zuletzt an das 100jährige Jubiläum der GEDOK 2026.

Das neu erwachte Interesse begründet und rechtfertigt die vorliegende Herausgabe von „Daija“. Es ist wohl kein Zufall, dass Dr. Marc Emanuel Amtstätter, der Leiter der Abteilung „Nachlässe und Autographen“ der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg zu Beginn April 2024 unser Vorhaben unterstützte, nachdem er erfahren hatte, dass wir eine kommentierte Veröffentlichung von „Daija“ planen: „Dies ist wohl ein längst fälliges Vorhaben. Das würde ich sehr begrüßen.“

Da „Daija Letzte Fassung“ ein literarisch abgeschlossenes Werk darstellt und ohne weiteres verständlich ist, zudem auch die meist zitierte Quelle in Darstellungen von Ida Dehmels Kindheit und Jugend gebildet hat, schien es uns angebracht, sie als ersten Text in dieser Textausgabe vorzulegen. Die optische Gestaltung des Typoskripts „Daija Letzte Fassung“ kann eingesehen werden auf der Internetseite Hamburger Kulturgut Digital (DA : Ms : 373); die angegebenen römischen Zahlen gliedern den Text entsprechend der Vorlage in Kapitel, die

fortlaufende Seitenzahl geben wir in [ ] an. Fußnoten sollen lediglich das Verständnis erleichtern, Personen identifizieren, Begriffe erklären und beim Vergleich mit der „Urschrift“ behilflich sein. Auch wenn Ida Dehmel in aller Bescheidenheit von sich meinte, sie sei keine Schriftstellerin (Sie schrieb einmal dem Dichter Stefan George: „Mein Reich ist nicht die Sprache.“), belegen ihre Sprache und ihr Stil in „Daija“, dass sie gewissenhaft mit dem Wort umzugehen vermochte, so dass eine Veröffentlichung gerechtfertigt ist.

Ida Dehmel trennte innerhalb einzelner Kapitel Sinnabeschnitte durch gestrichelte Linien voneinander ab; diese ersetzten wir durch eine Leerzeile.

Als zweiten Text bietet dieser Band die Transkription der handgeschriebenen „Urschrift“, die damit erstmals veröffentlicht wird; ein Anmerkungsapparat, der die grundlegenden Veränderungen in der Endfassung anspricht, ermöglicht den Vergleich von „Urschrift“ und „Letzte(r) Fassung“ und identifiziert oder erklärt die im Text erwähnten Personen oder Hintergründe. Die Hinweise zur Einsichtnahme „Daija Letzte Fassung“ auf der Internetseite Hamburger Kulturgut Digital sowie die Anmerkung auf die Übernahme der Gliederung treffen auch „Daija Urschrift“ (DA : Ms : 371) zu.

Ausführungen zur Entstehungssituation der „Daija Urschrift“, der „Daija Zwischenfassung“ sowie der Autofiktion „Daija Letzte Fassung“ beschließen unsere Darstellung. Dabei gehen wir sowohl auf die Eigenart der einzelnen Fassungen von „Daija“, auf deren Chronologie, auf den Wahrheitsgehalt bzw. fiktionalen Charakter der „Letzte(n) Fassung“ als auch auf Ida Dehmels sich verändernde Intention bei ihren letzten Umarbeitungen von „Daija“ ein. Dadurch wird ersichtlich, warum es für sie wichtig war, ihre „Daija“ als literarisches Zeugnis zu hinterlassen. Dadurch dass wir in diesem Zusammenhang weitere schriftliche Textzeugnisse Ida Dehmels selbst sprechen lassen, möchten wir einige Aspekte der Lebenserinnerung Ida Dehmels „Daija“ besser beleuchten und somit ihr Werden und Wachsen als lebendigen Schaffensprozess nachvollziehen lassen, wodurch Ida Dehmel wieder lebendig in unsere Nähe tritt.

Zusammen mit der Herausgabe der Familienkorrespondenz der GEDOK-Gründerin möge diese Daija-Textausgabe eine neue Phase in der Erforschung von Ida Dehmels letztlich reichem und erfülltem Leben ermöglichen und fördern. Ihre Rolle als Richard Dehmels Muse, als Verwalterin seines Nachlasses, als Adoptivmutter seiner Kinder sowie ihr engagiertes Leben als Aktivistin für die Rechte der Frauen und ihre beeindruckende Vita verdienen dies wahrlich.

Die Herausgeber und Autoren:

Hans-Joachim Hoffmann/François Van Menxel  
Ottweiler/Münster, Mai 2025.

---

# 1. Daija Letzte Fassung (SUB : DA : MS : 373,1). Textausgabe

---

IDA DEHMEL  
DAIJA

Für Veradetta  
und die Dehmel Enkel<sup>2</sup>

Nicht, dass ich es schon ergriffen habe, oder schon  
vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es  
auch ergreifen möchte.

(Philipper 3,12)<sup>3</sup>

- 
- 2 Veradetta: Ida Dehmel verwendete diesen Kosenamen für Richard Dehmels älteste Tochter Vera, die seit der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten in Berlin wohnte (vgl. Vogel, Carolin, Das Dehmelhaus in Blankenese. Künstlerhaus zwischen Erinnern und Vergessen, Hamburg 2019, S. 321), aber weiterhin Verbindung zu ihrer Stiefmutter pflegte: „Vera bat mich die Daija lesen zu dürfen“, Brief an Marie Stern am 16.10.1941 (SUB : DA : Z : Br : 82.524, S. 1). Zu ihren Enkelkindern äußerte sich Ida Dehmel am 24.12.1939 gegenüber Marie Stern: „Dehmels Enkelinnen sind bildschöne Mädels geworden; ich hoffe sehr, daß ich eine von ihnen ein paar Monate zu mir nehmen darf.“ (SUB : DA : Z : Br : 82.501) und am 08.11.1941: „Und ist dann nicht die Daija beendet? [...] damit habe ich mein Haus bestellt. Alles Andre ist [?], das geht an Dehmel Kinder u. Enkel und ist ohne j[üdische] Belasung.“ (SUB : DA : Z : Br : 82.535).
  - 3 Dieses Zitat aus dem Neuen Testament (Brief des Apostels Paulus an die Philipper), der im ursprünglichen Briefkontext die Sehnsucht des Apostels nach der Auferstehung der Toten und Verherrlichung in Christus äußert, ist bei Ida Dehmel im Blick auf ihre letzten Lebensjahre und -monate zu verstehen. In den letzten Briefen an ihre Freundin Marie Stern drückte sie oft ihre Sehnsucht nach dem Tod aus, den sie als Erlösung von ihrem Leiden und als „ewiges Ziel“ betrachtete (z.B. Brief an Marie Stern vom 27.10.1941, ebd. 82.529, S. 4: „Aber nun kommt erst das, was ich vielleicht als Endgültiges fühle: [hervorgehoben] Das ewige Ziel. Ich glaube, daß das alles sagt.“



[1] Die kleine Daija steht vor ihrem Geburtstagstisch.<sup>4</sup> In einem schwarzen Samtkleidchen, mit weisser Schärpe, weissen Strümpfen und hohen Knopfstiefeln. Sie muss in Halbtrauer gehn, denn der Grossvater ist vor einem halben Jahr gestorben. Sie hat den Grossvater<sup>5</sup> gern gehabt. Er war blind, und sie musste oft zwischen seinen Knien stehen, damit er fühlen konnte, wie gross sie schon war; dann spielte er mit ihren Locken, die ganz dicht ihr rundes Köpfchen bedeckten. Einmal hatte sie ihm eine lange Geschichte erklärt, und da sagte er: „Dascha, du bischt so klug, du muscht Advekat wern!“ Das war ein schönes Wort: Advekat! Sie dachte, es sei so etwas Ähnliches wie der liebe Gott. Etwas sehr Grosses, mit einem grünen Jäger-Rock an.

Da steht sie vor ihrem Geburtstagstisch, und ihre flinken, blanken, dunklen Augen laufen über all die Herrlichkeiten hin. In der Mitte ein Nähmaschinchen aus Paris, auf dem man richtig nähen kann. Für die Puppen natürlich. Aber sie näht niemals darauf, denn sie spielt nicht mit Puppen. Die sind ihr langweilig. Sie macht sich aus ihren Taschentüchern Puppen, die haben immer andere Gesichter, wie man sie grade haben will. – Neben der Nähmaschine liegt eine Schiefertafel. Wie schön, dass der Schwamm an einem blauen Bändchen hängt; wäre es rosa, so hätte sie lange nicht so gern auf der Tafel geschrieben. Sie ist froh, dass sie nun auch wie die Schwestern jeden Morgen an dem Lern-Tisch sitzen darf; das ist eine richtige Belohnung; bisher hat sie an dem breiten Fensterbrett gegessen und gespielt, wenn die Schwestern ihren Unterricht bekamen. Aber wenn sie da still ihre Taschentuchpuppen drehte, hörte sie immer gut zu, was dort gesprochen wurde.<sup>6</sup> Gestern hat das Fräulein die Schwester Julia<sup>7</sup> gefragt: „Was war im Jahre 9 nach Christi?“ Keine Antwort. „Aber Julia, ich habe es euch doch gestern erzählt, besinne dich, was war im Jahre 9 nach Christi?“ Da kam's von der Fensterecke her: „Die Schlacht am Teutoburger Wald!“ Und hurtig plapperte sie heraus, was ihr geliebtes „Veilchen“ („Fräulein“ war nicht zärtlich genug; so wurde aus „Fäulchen“ ihr geliebtes Veilchen) den Schwestern erzählt hatte. Zur Belohnung also sollte sie nun am grossen Tisch mitsitzen dürfen.

Und da liegen noch zwei Geschenke. Der schlimmste Feind und der unzer-

4 Es geht um Dajjas 5. Geburtstag; vgl. zum Geburtstag und zu den Geschenken: Urschrift, S. 29–32.

5 Der reiche Binger Winzer Josef-Philipp Meyer (17.12.1799–14.09.1874) war der Ehemann von Delphine Coblenz (30.05.1819–11.12.1893). Vgl. zum Großvater: Urschrift, S. 8, S.18 rechte Seite – S. 20, S. 24 rechte Seite.

6 Vgl. zu dieser Episode: Urschrift, S. 35. In den Anmerkungen verweisen die Seitenzahlen auf die Seitenzahlen des Typoskripts („Daija Letzte Fassung“) bzw. des Manuskripts („Urschrift“).

7 Julie Hedwig Neumeier, geb. Coblenz (1865–1935), Dajjas ältere Schwester, genannt Hede.

trennlichste Freund ihrer kommenden Jahre. Der Feind: ein Wunderknäuel. Weiss ein Grosser, was für eine Strafe das ist, wenn kleine heisse Mädchenfinger einen Baumwollstrumpf stricken müssen? Jeden Tag sind die Nadeln eingeros-tet, das gibt so hässliche Flecken, und die [2] weisse Baumwolle wird immer schmutzig, und dann hat der Strumpf so ein abscheuliches Muster! Drei Mal herum dunkelbraun, sechs Mal herum weiss und in dem Weiss schwimmt ein Kringel in dem greulichen Rosa, das Daija gar nicht leiden kann. Aber es hilft nichts. Wenn die strenge Grossmutter<sup>8</sup> aus Paris da ist, muss sie jeden Tag stri-cken. – Fertig wurde das Scheusal von Strumpf nie, sie hasste es so, dass sie nicht einmal nachsah, was in dem Innern des Wunderknäuels klapperte; eines Tages vergrub sie ganze Unseligkeit in einer Gartenecke. –

Nur für eins hatten die Stricknadeln getaugt: zum Häschenstechen. Und dazu gehörte ihr Freund vom Geburtstagstisch. Das war ein kleines dickes, di-ckes Buch: Grimms Märchen.<sup>9</sup> Daija hatte zwei Leben: eins lebte sie im Haus ihrer Eltern mit dem Veilchen, den Geschwistern und vielen andern Leuten; eins lebte sie mit dem Buch. Sie hatte es immer im Arm wie andre Kinder ihre Puppe. Wenn es regnete, hockte sie damit vor ihrem Fenstertisch. Durften die Kinder im Garten spielen, so verkroch sie sich in eine Laube und las. Sie las so lange, bis sie es fast auswendig konnte. Häschenstechen war so: der grosse Bruder nahm eine Stricknadel und steckte sie mitten in das geschlossene Buch und las die erste Zeile der aufgeschlagenen Seite. Dann kam Daija dran, ohne in das Buch hinein zu sehn, und wenn sie in den drei nächsten Zeilen einen Fehler machte, dann durfte er ihr einen tüchtigen Klaps geben, – aber das kam selten vor.

Allmählich gab es noch andere Buchfreunde. Einen, den sie fast noch mehr liebte: Andersens Märchen.<sup>10</sup> Und je mehr sie las, umso schwerer wurde es ihr, die Märchenwelt und die wirkliche Welt zu trennen. Ihre Mutter sitzt im Garten, Daija tanzt um sie herum. Sie hat eine schöne, runde, glatte Haselnuss,<sup>11</sup> mit der sie zaubert. Sie steckt sie in den Mund und denkt: „Wenn ich dich jetzt wieder heraushole, bist du ein silbernes Schiff, in dem ein Prinz sitzt.“ Die Mutter sagt: „Daija, du musst die Nuss nicht in den Mund stecken, du verschluckst dich sonst und bekommst furchtbaren Husten.“ „Jetzt bist du ein kleiner blauer Vogel,“ denkt Daija, „fliegst in den Himmel und holst mir einen Stern herunter!“ Und damit wirft sie die Nuss schnell in den Mund. „Hast du die Nuss wieder im

8 Marianne Levi (1809–1887), die Mutter von Simon Zacharias Coblenz, der in Frankreich aufgewachsen war, heisst in „Daija Letzte Fassung“ die „Pariser Großmutter“. Nach dem Tod der Mutter Daijas zog sie nach Bingen, um das Haus zu führen. Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 16; Urschrift, S. 8, S. 23, S. 26 und S. 83.

9 Vgl. Urschrift, S. 31.

10 In der „Urschrift“ werden Andersens Märchen nirgendwo erwähnt.

11 Diese Episode fehlt in der „Urschrift“.



Mund?“ fragt die Mutter. „Nein“, sagt Daija, denn sie hat ja keine Nuss in den Mund gesteckt, sondern einen blauen Vogel in den Himmel geschleudert. Die Mutter nimmt Daija die Nuss aus dem Mund. Zwölfmal muss sie auf die Schiefertafel schreiben: Ich soll nicht lügen. Die Strafe hat ihr nicht die Mutter diktiert, sondern Onkel Arthur,<sup>12</sup> der grade dazugekommen ist. Und als der Nachtschisch serviert wird, sagt der Vater:<sup>13</sup> „Daija dankt heute für Torte.“ Aber das war lange nicht so [3] schlimm, als dass die Mutter traurig aussah. Niemand auf der Welt war so gut wie die Mutter.<sup>14</sup> Sie war keine so richtige Kuschemutter, wie Daija sie später bei ihrer Freundin Regine sah; sie war, wie alle Leute in der Familie Lenzing,<sup>15</sup> gross und immer schön angezogen, und immer war ein herrlicher Duft um sie; ihre Stimme klang sanft, und manchmal half sie Daija, aber immer nur heimlich.

Es gab für die Geschwister eine schwere Stunde jeden Tag: die Tischzeit.<sup>16</sup> Um Punkt Eins stand jedes hinter seinem Stuhl am Esstisch. Das Veilchen in der Mitte, rechts von ihr die zwei älteren Schwestern, links erst der Bruder, dann Daija. Mit dem Glockenschlag Eins kam der Vater in's Zimmer. Alle Kinder gingen ihm entgegen, wobei sie sich sehr gerade halten mussten und ja nicht laufen oder hüpfen durften, jedes reckte sich und gab dem Vater einen Kuss. Dann setzten sich alle. Die Mutter neben Daija, der Vater tranchierte und gab jedem Kind vom Braten; das Übrige tat das Veilchen hinzu. Und nun musste alles aufgegessen werden, was auf dem Teller lag. Das war furchtbar. Daija hatte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen alles Blutige. Im Lenzingschen Hause wurde nach französischer Art gekocht: der Kalbsbraten also rosa. Wenn da nun in ihrem Stück ein Äderchen lief, in dem noch etwas Blut war, so konnte Daija das nicht kauen. Nein, sie konnte es wirklich nicht! Sie schmiedete die verwegsten Pläne. Sie legte ihr Messer über den entsetzlichen Bissen und hoffte, dass der Schatten ihn verstecke. Aber der Vater setzte seinen Zwicker auf und fragte: „Was liegt dort noch auf dem Teller?“ Wenn im Freien gegessen wurde, so versuchte sie, das schreckliche Stück Fleisch über den Tellerrand weg auf die Erde fallen zu lassen, damit eine gütige Katze es verschlänge; aber der Vater wandte den Blick nicht von ihr. Wenn sie schliesslich, weil es keine Rettung

12 Bruder Josef Philipp Meyers, dessen Lebensdaten unbekannt sind; vgl. S. 6.

13 Simon Zacharias Coblentz (1836–1910), der Sohn des Ehepaares Daniel Coblentz (1806–1868 in Paris) und Marianne Levy (1809–1887), wuchs in Frankreich auf, erlernte das Winzerhandwerk und heiratete in Bingen Emilie Meyer. Vgl. Hoffmann, Hans-Joachim/Van Menxel, François, Die jüdische Familie Simon Zacharias Coblentz. (1836–1910) aus Bingen (= Arbeitskreis Jüdisches Bingen Band 8), Bingen 2017, 2. Aufl. 2025.

14 Emilie, die Tochter Philipp Josef Meyers (1840–1878), wurde 1863 mit Simon Zacharias Coblentz verheiratet, gebar 5 Kinder und verstarb, als Daija 8 Jahre alt war. Vgl. Urschrift, S. 8, S. 23, S. 24 rechte Seite, S. 37, S. 46–48, S. 56–160.

15 Pseudonym für „Coblentz“. Vgl. für die Verwendung der Pseudonyme: Daija Letzte Fassung, Anm. 270, S. 111 sowie Kap. 5.3.5.

16 Vgl. Urschrift, S. 36–38: Beschreibung der Tischgewohnheiten und Daijas Abneigung gegen Fleisch.



Abb. 3: Marianne Levi (6 x 10 cm)

– Privatbesitz Van Menxel

Mitte, die Kinder hüben und drüben, Tag für Tag, bei Sonne oder Regen, der Spaziergang von zwei [4] Stunden, eine kerzengerade Chaussee<sup>18</sup> hin und zurück. Da war kein Graben, auch nicht der kleinste Hügel, an dem man seine Kletterlust hätte erproben können. Kerzengerade, die Füße sorgfältig nach aussen gesetzt, wurde spazieren gegangen, und um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, wurden Conversations-Spiele gespielt. Geographie-Spiele: ich weiss eine Stadt, wo liegt sie? Oder: ich bin der Kaufmann aus Paris, – und so kam man dann nach Hause und hatte noch dazu gelernt, wo Konstantinopel

gab, mit geschlossenen Augen den Fetzen in den Mund gesteckt und ihn hinuntergewürgt hatte, so schüttelte sie sich noch abends im Bett vor sich selbst, weil so etwas Ekliges nun in ihrem Leib war. – Aber einmal sagte ihr die Mutter leise: „Du musst dir's in dein Apfelkompott stecken, dann kannst du es ganz leicht schlucken.“ Von dieser Minute an schlug Daijas Herz in grenzenloser Dankbarkeit für ihre Mutter, denn es war eisernes Gebot in der Familie, niemals den Kindern gegen die Grossen<sup>17</sup> zu helfen. Der unerschütterliche Glaube an die Autorität der Erwachsenen war die Religion, in der die Kinder erzogen wurden. Die Grossen hatten immer Recht, die Kinder immer Unrecht.

Wenn der Vater seinen Mahlzeit-Kuss bekommen hatte, so folgte jahraus, jahrein der Spaziergang; das Veilchen in der

17 Vgl. Urschrift, S. 7, S. 24 rechts, S. 25 rechts, S. 76 sowie Daija Letzte Fassung, S. 12 f. – Die Autorin gibt hier das Prinzip wieder, das in ihrer Kindheit und Jugend in ihrer jüdischen Großfamilie herrschte. Allerdings wird sie im Unterschied zur „Urschrift“, wo diese Regel mehrmals angesprochen wird (vgl. Urschrift, S. 22 rechte Seite, Anm. 29), in „Daija Letzte Fassung“ hier einmalig ausgesprochen. Man bedenke, dass die letztgenannte Fassung 20 bis 25 Jahre später, in einer ganz anderen Lebenssituation Ida Dehmels geschrieben wurde, in der der Familiendruck nicht mehr herrschte.

18 Urschrift, S. 38.

liegt, und man hatte seinen Verstand geübt, was sehr wichtig war. – Manchmal geschah doch etwas Schönes auf dem Spaziergang. Daijas Vaterhaus stand in einer blumenarmen Gegend, denn jeder Fleck guter Erde war in Rebland verarbeitet, und in Lenzings grossem Garten<sup>19</sup> wuchsen so viele alte Riesenbäume, dass für Blumen nicht genug Sonne übrig blieb.<sup>20</sup> Wenn Daija einmal auf dem Spaziergang eine Blume fanf [sic] – durch den Zaun der Weinberge drängten sich manchmal weisse Winden – und das Veilchen erlaubte ihr, eine zu pflücken, so war ihr das ein ganz köstliches Geschenk. Mit andächtiger Bewunderung sah sie auf den feinen weissen Becher und tief hinein in das zarte Grün und helle Gelb der Staubgefässe. Im Garten daheim kniete sie oft vor den Blumenbeeten. Alle kannte

sie bei Namen: die leuchtenden Verbenen, das sanfte Heliethrop, die kleinen Margueriten, von denen sie immer dachte, es seien ihre Geschwisterchen, die Krokus und Tulpen und die Hyacinthen; alle diese Blumengesichter kannte sie ganz genau, in jedem Zug; am meisten liebte sie die einfachen: die Winden, die Kornraden, die Begonien. Am allerschönsten war die Clematis. Vor der Wand,



Abb. 4: Emilie Meyer (6 x 10 cm)

– Privatbesitz Van Menxel

19 Vgl. zum Garten, S. 5. Vgl. Urschrift, S. 39 rechts: „Es gab keinen zweiten Garten in Bingen wie der unsrige.“ Über die Liebe Daijas zu Blumen schweigt die „Urschrift“.

20 Nachdem sie „Daija“ gelesen hatte, merkte Alice Bensheimer im Brief vom 20.10.1925 kritisch an: „Ich finde noch (S. 9), daß in unserm Garten nicht viel Blumen gediehen, nicht weil die großen Bäume allen Platz nahmen, sondern weil durch sie die Blumen nicht genug Sonne hatten.“ (SUB : DA : Z : Br : 81.498; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, „Ihr Leben war bis zum Rand erfüllt.“ Die Familienkorrespondenz (1887–1942), Baden-Baden 2024, S. 750). In ihrer Antwort rechtfertigte sich Ida jedoch: „Und die Blumen hatten wir alle wirklich alle im Garten, Liebes! Im neuen Garten, bei der Laube. Ich hätte noch viele andre nennen können, die da immer blühten, z. B. Resenden [sic]. Aber die haben mir keine Gesichter. Im alten Garten standen doch noch sehr edle Rosen – erinnere Dich der der großen Theerosen? – u. hinter dem Springbrunnen Malven, u. auf dem Weg zum Keller Schilffilien. Ich mußte mich aber beschränken.“ (Brief Ida Dehmels an Alice Bensheimer am 22.10.1925, SUB : DA : Z : Br : 81.497; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 750 f.).

an der die Ranken der Clematis beinah bis zum Dach des Hauses hinaufkletterten, stand sie oft lange und sah ganz still in das weiche, samtene Dunkel der lila Blüten hinein. – Tiere<sup>21</sup> mochte Daija nicht, die fühlten sich warm oder kalt an, sie konnte sie nicht berühren. Nur grosse Tiere, die sich nicht anfassen liessen, bewunderte sie sehr: den Bernhardiner, ohne den man niemals Onkel Artur sah, und dann Vaters mächtige glänzende Rappen. Pferde waren das Gewaltigste, was sie kannte. Der Bruder fragte sie einmal: „Warum lässt du immer die Türe auf, wenn du allein im Zimmer bist?“ „Es könnte doch ein Pferd die Treppe hinaufkommen,“ sagte sie mit entsetzten Augen, „das will ich schon von weitem hören.“ „Aber wenn du die Tür zumachst, kann doch das Pferd nicht zu dir herein; Klinken aufdrücken kann kein Pferd.“ Das war überzeugend.

Daijas Grossmutter,<sup>22</sup> nicht die Pariser, sondern die gute, die auch in Erdingen<sup>23</sup> wohnte, erzählte ihr manchmal Geschichten.<sup>24</sup> Oft hatten sie keinen Schluss, weil die Grossmutter gern etwas anderes dachte, als sie gerade sprach. Wenn sie also vergessen hatte, welches Märchen sie eben [5] Daija erzählte, so sagte sie ruhig. „Es war ein Traum“! und das fand Daija einen wunderschönen Schluss, denn nun konnte sie sich die Geschichte allein zu Ende denken. Aber eins erzählte die Grossmutter immer zu Ende, denn es war sehr kurz, und Daija konnte es nie genug hören: „Einmal kam der Storch<sup>25</sup> zu deinen Eltern geflogen, da hatte er einen Korb um, da waren fünf oder sechs kleine Kinder drin. Deine Eltern sagten: ‚Storch flieg weiter, wir haben schon Kinder genug.‘ Aber da sagte ich: ‚Seht mal, da liegt so ein lustiges, kleines Ding, das hat so hübsche, schwarze Löckchen; ich meine, das solltet ihr behalten.‘ Da haben sie es behalten, und das warst du.“ Jedesmal tat Daija einen tiefen Seufzer der Befriedigung, dass die Eltern sie behalten hatten, denn bis auf das Mittagessen fand Daija fast alles wunderschön. Sie wohnten in einem mächtigen Haus mit einem grossen Garten, der soviel Wege hatte, dass er wie ein Wald war. „Ein Regiment Soldaten könnte sich drin verstecken, ohne dass ihr es merkt“, sagte die Pariser Grossmutter, wenn sie im Sommer zu Besuch da war und haben wollte, dass das breite, schwere, hohe Eisentor, das immer weit offen stand, zur Nacht geschlossen würde. – Im Sommer nach Daijas sechstem Geburtstag wurde das Haus

21 Hierzu schweigt die „Urschrift“.

22 Delphine Meyer (1819–1893), genannt „Mama Phine“, Tochter von Jakob Coblenz und Tante von Simon Zacharias Coblenz sowie Ehefrau Josef Philipp Meyers (Vgl. Anm. 4), wohnte in Bingen auf dem Marktplatz 75, heute Speisemarkt, im sog. Palais Puricelli. Vgl. auch S. 7.

23 Durchgehend wird in „Daija Letzte Fassung“ Bingen durch Erdingen ersetzt.

24 Vgl. hierzu Urschrift, S. 18 linke Seite.

25 Vgl. hierzu ebd. S. 6, S. 38.

umgebaut.<sup>26</sup> Ein unendliches Vergnügen für die Geschwister. Das Esszimmer, ein Stück Flur und ein Nähzimmer, in dem ein paar mal jede Woche ein Mann sass und Wäsche stopfte, wurden in einen grossen Essaal [sic] verwandelt, und weil die Fenster nach einer Seite in eine schmale Strasse sahen, liess der Vater einen Künstler kommen, der die hohen Scheiben schön machte: prachtvolle, grosse Blumen und Vögel sassen da auf herrlichen Schalen; nach der Garten-seite war das alles nur ganz leicht aufgehaucht, sodass man die grünen Bäume durchsehen konnte; in die kleine Gasse gab es keinen Ausblick mehr, da war das Glas rund um die Blumen und Vögel undurchsichtig gemacht. Das war des Vaters Wunsch gewesen.<sup>27</sup>

Der Künstler, die die schönen Eisblumen auf die Fenster zauberte, sass abends im Garten und spielte Flöte. Daija lag dann schon lange im Bett, aber sie hörte es doch, denn sie wollte nicht einschlafen, ehe er gespielt hatte. Sie wusste es ja, dass er es war, aber sie glaubte es nicht. Es war ein grosser, dunkler Vogel, der da in der Nacht im Garten sass und süss klagend flötete.

Als der Umbau fertig war, gaben die Eltern ein Fest. Nichts liebte Daija mehr als solche Feste. Der Essaal [sic] war sehr, sehr gross geworden; braun getäfelt die Decke; auch die Wandbekleidung so hoch wie der Vater gross war; darüber in dunkelgrün und gold gemalt dieselben prächtigen Blumen und Vögel wie auf den Fenstern; und ringsum an der Wand zwischen den Blumen und Vögeln sahen aus breiten schweren Rahmen<sup>28</sup> Vaters und Mut- [6] Mutters [sic] Eltern und Grosseltern in den Saal. Daija guckte sie oft an, und als sie merkte, dass die Augen ihr folgten, wo sie sich auch hinstellte; also musste man doppelt brav sein, wenn man im Essaal war. Als Daija später im Essaal [sic] doch Verbotenes tat, fühlte sie noch immer die beobachtenden Augen an der Wand; aber nun wusste sie, dass die da oben ihr nichts tun konnten.

Neben dem Essaal [sic] war das Wohnzimmer und dann der Salon. Der war

26 Die „Urschrift“ vermerkt nur, dass die Familie Coblenz 1869 in ein eigenes Heim einzog (S. 25 rechte Seite): „Mit Alice, Hede und Cornelius zogen meine Eltern 1869 ins eigene Heim.“ Der eigentliche Sachverhalt war wohl der Folgende: „Nach ihrer Heirat zogen meine Eltern in eine Mietwohnung; dann in eine zweite, während unser Haus gekauft und umgebaut wurde.“ Diese Zeile wurde in der „Urschrift“ selbst durchgestrichen.

27 An dieser Stelle wurde die sog. „Daija Zwischenfassung“, die Vorlage von „Daija Letzte Fassung“, um folgende Passage gekürzt: „Gut dass man die kleinen Wohnungen da drüben nicht mehr sieht“, hörte Daija ihn [= den Vater] einmal zur Pariser Grossmutter sagen; „bei so gewöhnlichen Leuten ist es leicht einmal etwas Hässliches für die Kinder zu beobachten. Deshalb durften die Kinder sich auch niemals in die Küche aufhalten. ‚Es kommt nichts Erzieherisches dabei je raus, wenn Dienstboten unter sich sind‘, sagte Herr Lenzing.“ (Daija Zwischenfassung, S. 7). Ebenso wird dem Vater in der „Urschrift“ Folgendes in den Mund gelegt: „Mein Vater (Du hast ja diese Woche noch gehört, wie er von den Bingern sagte: Diese Bauern!) dachte wohl, wir könnten im Umgang mit den Binger Kindern nichts Erfreuliches lernen.“ (S. 32).

28 Urschrift, S. 10, linke Seite: „Aber die Geschichten, die von Großeltern und Urgroßeltern im Lauf der Gespräche berichtet wurden, die prägten sich mir wie Märchen ein. [...] Ich liebte ihre Bilder, die vornehm und reich von den Wänden des Eßzimmers herabsahen [...], und wenn ich alleine mit den Bildern war, fühlte ich mich durchaus wie von Lebenden beobachtet.“

die Sehenswürdigkeit von Erdingen. Wenn die Damen Kaffeervisite hatten, fragten sie einander: „Haben Sie Lenzings Salon schon gesehen?“<sup>29</sup> Und wer ihn gesehn hatte, der galt als ein bisschen mehr als die Andern.

Der Salon hatte rote, sammetblumige Tapeten, und überall hingen Wandleuchten mit herrlichen grossen Lilien aus dickem Kristall, und in der Mitte schwebte eine unübersehbar grosse Krone; Daija konnte nie fertig werden zu zählen, wieviel Lilien daran waren. Wenn alle Kerzen brannten, so war das wie aus den schönsten Geschichten in ihren Büchern. Ringsum an den Wänden standen schwere Tische und Sessel, schwarz mit rotem Damast, eine wahre Pracht. Am feinsten war es, wenn der weisse Marmorkamin brannte. Dann ging Daija auf den Zehen, so herrlich war das alles.

Als ihre Eltern das Einweihungsfest gaben, durfte sie die fertige Tafel ansehen. Ach – all die silbernen Körbe mit den schönsten Früchten aus dem Treibhaus, und die vielen Gläser vor jedem Teller und alles voll Blumen. Das war ein einziges Leuchten.

Ja, sie war sehr glücklich, dass die Eltern sie aus dem Korb des Klapperstorchs genommen hatten, drum war sie auch immer lustig und brav, und sie stickte schon sehr hübsch: Sträusse von bunten Perlen; da musste man tüchtig zählen, sonst wurde alles falsch. Aber bei Daija wurde es richtig. Und wenn sie einmal vom Mädchen Dorle zum Einkaufen mitgenommen wurde – niemand durfte es wissen, aber sie mochten es Beide so gern – sagten manchmal die Leute im Laden: „Das ist Lenzing’s ihr Scheenstes“, aber das verstand Daija noch nicht so recht. Die uralte Tante, die schräg gegenüber wohnte, nannte sie „Musterchen“.

In der langgezogenen Turmstrasse standen vier Familienhäuser der Lenzings. Am untersten Anfang der Strasse, dicht neben der katholischen Kirche, das Haus der alten Tante. Der Onkel war ein Bruder des Grossvaters und auch blind. Jeden Samstag Mittag war eins der Kinder bei den alten Leuten zum Mittagessen eingeladen, immer der Reihe nach. Aber sie gingen nicht gern hin; es gab so wunderliche Sachen zu essen. Und dann lag feiner Sand auf dem Holzboden, das knirschte hässlich. – Weiter oben in der Strasse stand das Haus eines Sohnes des alten Onkels; hier hatte [7] Daija eine zweite Heimat. Onkel Jakob war der Beste von allen Onkels.<sup>30</sup> Immer hatte er die Taschen voll Äpfel und Schokolade. Alle Kinder der Turmstrasse hingen an seinen Rockschössen, alle verwöhnte er, nur mit seiner einzigen Tochter Dina<sup>31</sup> war er närrisch streng.

29 Die „Urschrift“ verknüpft den Vergleich mit anderen Inneneinrichtungen in Binger Häusern zusätzlich mit der Bewunderung für den Weihnachtsbaum durch Besucher; vgl. Urschrift, S. 85.

30 Vgl. Urschrift, S. 50.

31 In der „Urschrift“ heisst sie „Mina“ bzw. „Mine“ (S. 50).



Wenn sie etwas verbrochen hatte, so musste sie über ihr Kleid das Nachthemd ziehen, sodass alle Kinder, die immerfort in dem Haus ein- und ausrannten, die arme Dina verhöhnen konnten, wozu sie vom Onkel eifrig angehalten wurden. Dabei war Dina ein besonders folgsames Kind, dicklich, mit blauen Augen und ganz glatten, blonden Haaren; sie zauberte nie, für sie war eine Nuss eine Nuss und kein silbernes Schiff mit einem Prinzen drin. Aber sie wurde doch Daijas erste Freundin. Die Grossen bestimmten sie dazu. Sie war zwei Jahre älter als Daija, aber Daija war ihr in allem überlegen, nur nicht im Stricken. Sie hatte viele Puppen, und manchmal sass Daija geduldig dabei, wenn sie ihnen Kleider nähte. Daija nahm dann ein Stück Stoff aus dem Flickenkasten, schnitt zwei Löcher hinein und steckte die Arme der Puppe durch. Das gab hübsche Falten in den Stoff; sie fand es viel schöner als ein richtiges Puppenkleid.<sup>32</sup> – Das Haus,<sup>33</sup> in dem Dina wohnte, war köstlich. Zwar nicht prächtig, wie das der Lenzings, aber es war ein Gruselhaus. Man konnte so und soviel Treppen hinaufsteigen, und wenn man sicher glaubte, dass es nicht mehr weitergehen könnte, so war da doch noch irgend ein Leitertreppchen, das in einen wunderlichen Winkel führte. Wenn man da oben Verstecken spielte, wurde man niemals gefunden, und schliesslich musste man selbst ganz laut Huh! Huh! schreien, damit es nicht länger so still rund herum war, und man mit den andern wieder lachen konnte.

Den eignen Vater durften die Kinder niemals etwas fragen, so fragte Daija denn den Onkel Jakob nach allem, was sie nicht begriff. „Mein Vater legt manchmal bei Tisch die Hände so sonderbar zusammen, was bedeutet das?“ „Andere Leute beten, wenn sie die Hände so falten“, sagte Onkel Jakob, „aber dein Vater betet nicht.“ „Was ist beten?“, fragte Daija. „Ich nehme dich einmal mit in die Synagoge, da kannst du die Leute beten sehen.“ „Onkel Jakob, sind wir reich?“ „Reich? Nun, wie meinst du das?“ „Onkel Jakob, haben wir wohl hundert Mark?“ Der Onkel versicherte, er glaube bestimmt, dass Lenzings hundert hätten, und das entlockte Daija wieder einen tiefen Seufzer der Befriedigung.

Das schönste aller Familienhäuser stand oben am Marktplatz, das Haus<sup>34</sup> der guten Grossmutter und des blinden Grossvaters. Es war noch prächtiger als das Vaterhaus und noch geheimnisvoller als das von Onkel Jakob. Früher hatte ein

32 In „Daija Letzte Fassung“ weist Ida daraufhin, dass Daija eine sichere Begabung für den Beruf „Mode“ zeigte; vgl. ebd. S. 52; S. 68 f.

33 Vgl. zu diesem Haus: Urschrift, S. 77.

34 In der „Urschrift“ steht lediglich: „Ihr Haus war das prächtigste von Bingen: außen und innen. Wenn ein Bischof nach Bingen kam, so erschien der Küster bei ihr, um sich ihre 2 größten roten Damastessel für ihn auszubitten. Sie lächelte über diese Kleinstädtigkeit, aber sie war doch ein bißchen stolz auf diese Sessel“. (S.18, linke Seite). Vgl. zudem Daija Letzte Fassung, S. 30.

General dort gewohnt, und damals hatte das Haus einen Vorbau bekommen, damit die Soldaten unten drin sitzen konnten; [8] nun war daraus die Polizeiwache von Erdingen geworden. Das war sehr hübsch, dass Tag und Nacht stattliche Männer mit blanken Knöpfen an der Uniform vor dem Grossmutterhaus Wache hielten. Und dann stand in der Wachstube die Gemeindewage [sic]. Nichts konnte interessanter sein; wenn Dienstag und Freitag Morgen die grossen Märkte waren, hockte Daija auf der Terrasse des Grossmutterhauses, mitten unter den Granatblüten und Oleanderbäumen, und sah zu, wie die Bauersfrauen mächtige Körbe mit Obst und Gemüse auf die Wage [sic] schleppten, und ein grosses Zetern begann, wenn das Gewicht mal nicht stimmte. Immer wieder freute sich Daija über die Bauersfrauen; sie hatten ein weisses, steifes, dreieckiges Tuch um den Kopf, das stand hinten weit ab. Darüber lag ein dickes, rundes Kissen aus bunten Flickern, darauf trugen sie ihren Korb. Von weither kamen sie aus den Dörfern. Oft hatten sie noch einen schweren Korb am Arm, und die eine Hand lag nur ganz lose auf dem Kopfkorb, so geschickt trugen sie ihn. Alle Damen von Erdingen kamen zum Einkaufen auf den Markt, nur Daijas Mutter ging nicht hin; da kamen die Bauersfrauen ins Haus, und die Köchin kaufte ihnen ihre besten Sachen ab.

Der Essaal [sic] im Grossmutterhaus hatte sonderbare Fenster, lauter kleine, längliche, grünliche Scheiben in Blei gefasst, und überall waren mit altmodischen schnörkeln Namen und Wappen eingeritzt. Grossmutter konnte lange Geschichten über diese Namen erzählen; die hatte sie sicher alle geträumt. Der breiten Fensterwand gegenüber waren bis hinauf unter die Decke Schränke eingebaut; da hatte Grossmutter ihre Tischwäsche, ihr Porzellan und ihr Glas drin. Immer, wenn Gäste da waren, musste ein bischen was auf dem Tisch fehlen; dann ging Grossmutter an den Wäscheschrank, wo von oben bis unten alles mit roten Bändern gebunden war, alle Schleifen kerzengrad übereinander, und dann rief ein Gast „Ah, wie schön!“ Und dann fragte Jemand: „Aber es sind doch nicht alle Schränke voll Wäsche?“ Und dann schloss Frau Mario sämtliche Schränke auf – das gab ein Ah, Ah, Ah aller Leute. Und dann freute sich Grossmutter Mario.<sup>35</sup> Sie war eigentlich gar keine richtige Grossmutter. Grossmütter müssen weisse Haare haben, aber ihr Haar war noch ganz schwarz. Sie wurde auch nicht Grossmutter genannt, alle Menschen sagten „Mutter Phine“ zu ihr. Daija hörte das einmal erzählen: Grossmutter war erst siebenunddreissig Jahre gewesen, als ihr erster Enkel in Berlin geboren wurde. So früh wollte sie noch nicht Grossmutter heissen, also wurde sie Mutter Phine. Hübsch war Mutter Phines Wohnstube. Ganz voll alter Möbel, und ganz voll seltsamer Dinge. In

---

35 Zu diesem Beinamen fand sich keine Erklärung.



der Mitte der Wand hing ein schönes Bild, das war aber eigentlich eine Uhr; da war das Berliner Schloss gemalt, davor standen viele Herren und Damen, [9] die sahen einem Regiment Soldaten zu, das auf den König wartete. Und oben im Turm des Schlosses war eine kleine Uhr, die ging richtig, und wenn man an einem schwarzen Bleikügelchen zog, das unten heraushing aus dem Bilderrahmen, dann spielte sie ein so hübsches Stück, dass Daija manchmal danach tanzen musste.

Der grösste Schatz aber, den Mutter Phine besass, das überhaupt Herrlichste, was Daija kannte, war die Steinsammlung. Ein Glashaus umschloss sie; vom Boden konnte man kaum etwas unterscheiden, so sehr flimmerte er. Ganz vorn in der Mitte stand Daijas Lieblingsstück: zwischen braunem Gestein war ein heller Glanz eingebettet, wie ein winziger See oder wie ein Näpfchen mit Tautropfen oder wie ein grosses Vogelauge. Die zartesten Regenbogenfarben ruhten da gesammelt. „Das ist ein Opal in seinem Muttergestein,“ sagte Mutter Phine.

Zwischen dem Rot- und Braun- und Graufimmern des Bodens wuchsen leuchtende Moosstein-Nester. Und an den Wänden erhoben sich Felsen wie Gebüsche, wie Tempel mit Kuppeln und Säulen; Zacken waren dazwischen hochgeschossen und Zinken. Alles, alles aus funkelnden, strahlenden Steinen. Es blitzte kalt und glühte warm, kristallklar und weingolden, purpurrot und lila. Noch höher hinauf an den Glaswänden da kam erst die höchste Pracht: Spiegelscheiben. In den Ecken trugen blumenhafte Gebilde in allen Formen. Wie aus Schneckenhäusern hob es sich heraus oder aus Muschel-Ähnlichem, hellblau und rosa und veilchenblau strahlte das. Die Spiegelchen aber warfen die Farblichter nach allen Seiten. Es war kein Anfang und kein Ende zu sehen, und Daijas Entzücken kannte keine Grenzen.

„Bitte, bitte, liebste Mutter Phine, wie heissen diese Steine?“

„Das sind alles schwere Worte, Kind, die kannst du noch nicht behalten.“ „Ach, bitte, bitte, liebste Mutter Phine, ich weiss doch so viele Blumennamen, warum soll ich nicht die Steinblumennamen lernen?“ Und Mutter Phine gab nach. So oft Daija zu Besuch kam und gebannt vor dem Glashaus stand, rührte sie ganz sanft die Steine an und rief sie bei ihrem Namen. Porphyry und Karneol, Jaspis, Turmalin und Almadin, Hyacinth und Aquamarin, Goldberyll und Mondstein.

„Und bitte, bitte, liebste Mutter Phine, woher hast du das herrliche Glashaus?“ fragte Daija. „Das hat mein Vater meiner Mutter geschenkt, als ich auf die Welt gekommen war. Da war er so froh, und als er dann einmal nach Idar fuhr, da hat er das Haus bauen lassen.“<sup>36</sup> „In Idar wachsen die schönen Steine?“

---

36 An dieser Stelle stand in der „Daija Zwischenfassung“ noch der Satz: „Schade, dass Dein Großvater dich nicht

fragte Daija eifrig. „Nein. Kind, in Idar werden sie nur bearbeitet, und bekommen ihre Form, sie wachsen in fernen [10] Ländern, in Persien und Ceylon, in China und Mexiko.“ – Daija bekam ganz weite Augen. Sie ging erregt auf Mutter Phine zu, streckte ihr die Hand hin und sagte: „Wenn ich gross bin, Mutter Phine, reise ich in die fernen Länder und suche mir solche Steine.“

Auf einem grossen Sessel, nahe am Fenster, sass Mutter Phine mit einer langen Lorgnette. Immer trug sie Seide, und sie hielt sich sehr gerade, und wenn Daija kam, sagte sie: „Tiens-toi droite, ma fille.“<sup>37</sup> Das verstand Daija schon, denn daheim wurde ebensoviel französisch wie deutsch gesprochen. Oft rief Mutter Phine sie ans Fenster: „Sieh mal, das steht wieder eine ganze Reihe Durchreisender – es scheinen Engländer zu sein – die bewundern mein Haus.“ Daija freute sich auch immer, wenn sie nachmittags auf dem Rückweg vom Spaziergang das Grossmutterhaus sah, ganz rosa, und unter jedem Fenster ein dicker, weisser Steinkranz, und das Haus war so gross, dass kein Platz für ein anderes war auf dieser Seite vom Markt. Daija wusste, dass Mutter Phine mit der Lorgnette beobachtete, wenn die Kinder nach dem Spaziergang vorbeikamen; darum setzte sie ihre Füsse, so sehr sie konnte, nach auswärts und hielt sich gerade. Handschuhe hatte sie nachmittags immer an; Mutter Phine rümpfte die Nase, wenn kleine Mädchen ohne Handschuhe auf der Strasse waren.

Wenn Daija morgens erwachte, dann freute sie sich immer erstmal. Im Winter, weil es so schön warm war in der Stube, und im Sommer, weil dicht neben ihrem Bett an der Wand die Schatten<sup>38</sup> der hohen Bäume aus dem Garten spielten. Das konnte Daija für ihr Märchen gut brauchen. Bald aber kam das Veilchen, und dann mussten alle drei Schwestern schnell aus den Betten. Dorle brachte eine grosse, runde Wanne herein, mit einem hohen Rand. Flink die Hemden herunter, und in einer Minute bekamen alle drei hintereinander einen Eimer kaltes Wasser über die Schultern. Das gab ein Geklapper. Dann rasch angezogen – Bruder Ferdinand war inzwischen auch erschienen – und nun kam der furchtbarste Augenblick des Tages: sie standen alle vier in einer Reihe, das Veilchen gab jedem drei getrocknete Zwetschen in die Hand, und dann: „Mund auf“, jedem wurde ein Löffel Lebertran in den Hals gegossen. Nie hat Daija vergessen, wie dieser Porzellanlöffel aussah: lang und schmal, und der kleine Stiel hatte oben ein dreiblättriges Kleeblatt als Verzierung. – Aber dann kam der Trost. Sie sassen alle nebenan um das Frühstück, das auf dem Schultisch ge-

---

gekannt hat; die Märchen, die du am liebsten von mir hörst, die hat er mich gelehrt.“ (S. 11a).

37 Urschrift, S. 136: „Halte Dich grade, Hedwig“, flüsterte Mama Phine dann meiner heiratsfähigen Schwester zu, „es könnte ein Freier sein.“ Das hab ich 100mal von ihr gehört, bei uns 3 Schwestern der Reihe nach.“

38 Vgl. ebd. S. 33.

deckt war; jetzt roch es herrlich nach Kakao und frischem Brot.<sup>39</sup> – Wenn der Bruder seinen Ranzen gepackt hatte und abmarschiert war, sassen die Schwestern mit Veilchen am Schultisch und lernten.

So sehr gut vertrugen Alexe<sup>40</sup> und Julia sich nicht. Alexe lernte schnell und Julia langsam. Und Alexe sagte immer: „Julia, du bist dumm“, [11] oder „Ich bin die Älteste, und du hast nichts zu sagen.“ und dann weinte Julia gleich furchtbar los. Nein, Julia weinte zu viel.<sup>41</sup> Alle sagten zu ihr: „Tränenkrüglein“. Alexe weinte fast nie, aber wenn sie brüllte, dann war es viel ärger, als wenn Julia weinte. Einmal war es ganz schlimm. Weil Alexe viel gehustet hatte, durfte sie mit den Eltern in die Schweiz fahren, auf den Rigi. Nun kamen sie zurück. Das Veilchen hatte Daija ein kleines Stück auf dem Klavier eingeübt, auswendig, denn Noten lesen konnte sie noch nicht; sie wollte es gleich vorspielen, wenn die Eltern ins Haus kämen. Aber es ging nicht, denn an der Bahn sollte Alexe Julia einen Kuss geben, nach so einer langen Reise, und Alexe stampfte gleich mit dem Fuss und sagte: „Ich gebe Julia keinen Kuss!“ Und Julia weinte natürlich furchtbar, und das Veilchen sagte, es sei eine Schande gewesen, wie die Eltern im offenen Wagen durch die Stadt gefahren seien mit den zwei heulenden Kindern. Und erst später, als die Beiden wieder brav waren, konnte Daija ihr Stück vorspielen. Das fanden denn alle so hübsch, daß sie bald schon richtige Klavierstunden bekam. Ganz allein, ohne die Schwestern, bei einer richtigen Klavierlehrerin.

Die Geschwister nannten sich nie beim Namen. Das wäre verpimpelt gewesen. Zu Alexe sagten sie Bachstelze, weil sie so stelzige Beine hatte. Oder sie riefen: die Bulle, weil sie so leicht wütend wurde. Und niemals wollte sie um Verzeihung bitten, und einmal rückte sie aus; die arme Mutter bekam eine Ohnmacht. Ja, so schlimm war Alexe.<sup>42</sup> Aber Daija mochte sie doch am liebsten von ihren Geschwistern. Natürlich, eine Schwester, die die Älteste ist, sieben Jahre älter als die Jüngste, kümmert sich um so ein kleines Mädchen nicht. Aber Daija bewunderte sie doch. Sie konnte sehr schön Gedichte aufsagen, und dann sang sie auch hübsch. Als Daija Klavierstunde bekam, sagte Alexe zu ihr: „Ich will dir einmal ein Geheimnis anvertrauen. Ich werde Konzertsängerin, und wenn du sehr fleissig übst, nehme ich dich auf meine Reisen mit; da darfst du dazu spielen, wenn ich singe.“<sup>43</sup> Geheimnisse fand Daija etwas Herrliches. Manchmal

39 Vgl. ebd. S. 33 f.: Beschreibung des Rituals am frühen Morgen.

40 Elise Rose Bensheimer (1864–1935), geb. Coblenz, die älteste Tochter des Ehepaares Simon Zacharias und Emilie Coblenz, genannt Alice, heiratete den Verleger Julius Bensheimer und wohnte in Mannheim. Vgl. zu Alice Bensheimer: Günther, Rosmarie, Ein „deftiges Mitmenschenherz“ Alice Bensheimer – eine Biographie (= Mannheim historische Schriften 12), Ubstadt-Weiher 2024.

41 Vgl. Urschrift, S. 27–28.

42 Vgl. ebd. S. 26–27. „Daija Letzte Fassung“ unterschlägt Alexes Starrsinn.

43 Darüber schweigt die „Urschrift“.

verstand sie freilich nicht, warum etwas ein Geheimnis war. Einmal hatte sie einen wunderschönen Hut aus Paris bekommen, auf einer Seite hochgeschlagen, und da sass ein kleiner Maiglöckchenstrauss mit ein paar Vergissmeinnichtchen. Das Mädchen Dorle durfte Daija am Sonntag Mittag zu ihrem Ausgang mitnehmen;<sup>44</sup> sicher wollte sie mit dem neuen Hut Staat machen. Vorher schloss sie ihre Zimmertür zu, dann machte sie einen Griffel überm Licht heiss, und schnell wickelte sie erst ihre eignen und nachher Daijas Stirnhaare über den Griffel. Das gab hübsche Löckchen, wie sie grade eben Mode geworden waren. Zwar hatte Daija nichts als Locken auf dem Kopf, aber das Merkwürdigste war [12] doch, dass Dorle flüsterte: „Niemand etwas sagen.“ Dass grosse Leute etwas tun, was niemand wissen soll, das hätte Daija nicht gedacht. Sie ging ganz ernst neben dem Dorle am Rheinquai her und überlegte immer, was das für ein Geheimnis war.

Aber Daija hatte etwas in Dorles Zimmer gesehn, das war so schön, dass sie daran noch mehr denken musste als an die gebrannten Löckchen. Über Dorles Bett hing ein Bild; da stand der Herr Jesus mit langen blonden Haaren und zeigte freundlich auf sein Herz; das strahlte goldene Flammen nach allen Seiten.

Daija konnte es kaum erwarten, bis sie die Mutter wiedersah. „Mutter“, rief sie ihr entgegen, „haben alle Menschen ein feuriges Herz“<sup>45</sup> wie der Herr Jesus auf Dorles Bild?“ „Ja, Dascha, ja“ – die Mutter nahm ihr Mädels auf den Schooss –. „Jedes Kind, das auf die Welt kommt, bringt in seinem Herzen einen Funken Feuer mit; wenn wir gut und voll Liebe sind, wird aus dem Fünkchen allmählich eine Flamme. Je mehr wir die Menschen lieben, umso höher brennt unser Herzfeuer. Jetzt ist dein ganzes Herzchen von diesem Feuer hell; der Widerschein leuchtet dir aus den Augen. Vergiss nie, Liebling, was ich dir jetzt gesagt habe, und lass dein Herz nie kalt werden, denn wer sein Herzfeuer verlöschen lässt, der wird einsam und unglücklich.“

Ein paar Jahre später kam Ferdinand<sup>46</sup> höhnisch aus der Schule. „Was du dumme Trine mir mal gesagt hast von einem Feuerherz! Heut haben wir in der Schule gelernt: das menschliche Herz ist ein Muskel und sieht genau aus wie ein Kalbshertz.“ Da schlug ihm Daija die Faust auf den Mund.

Jula, nun Jula sagte manchmal nicht die Wahrheit. Es war ein bischen an-

44 Vgl. Urschrift, S. 30.

45 Am 22.10.1925 schrieb Ida aus Blankenese an Alice: „Sonntag früh. In allem Elend dieser Tage hatte ich heute früh das Glück das Symbol meines Buches zu finden u. damit auch den Titel [gestrichen: Brennend] Feurig Herz. Ich schiebe noch eine erfundene Kinderepisode ein und habe damit das Gefühlsleitmotiv durch das Buch bis zur letzten Seite.“ (SUB : DA : Z : Br : De : 81.497, S. 2; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 750 f.). Vergleichbar äußerte sie sich in dem Brief an Marie Stern am 17.10.1941: „Das Jesusbild und die Herzflammen Geschichte habe ich erfunden.“ (SUB : DA : Z : Br : De 82.525, S. 3). Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 126.

46 Cornelius Coblenz (1867–1922 in England), Sohn von Simon Zacharias und Emilie Coblenz, findet in der „Urschrift“ kaum Beachtung.

ders, als wenn Julia erzählte, sie hätte einen Schimmel mit drei Beinen auf der Strasse laufen sehen.

Immer hing an der Wand des Schulzimmers ein Zettel, auf den hatte Julia viele Male schreiben müssen: Ich soll nicht so viel weinen! oder Ich soll nicht lügen! Und die arme Julia lernte so schwer. Oft lief sie im Schlafzimmer auf und ab und sagte den Monolog aus *Athalie*<sup>47</sup> laut vor sich hin, oder des Sängers Fluch,<sup>48</sup> und manchmal kam Daija mit ihrer Taschentuchpuppe in der Hand zu ihr herein und sagte Julia, wie es weiter ging, weil es gar nicht mehr zum Anhören war. Aber wenn Julia auch manchmal ein bisschen schwindelte und viel weinte und mühsam lernte, sie war doch Lensings folgsamstes Kind. Daija brauchte sich lange nicht so anzustrengen, um brav zu sein, weil sie fast alles gern tat. Sie hüpfte herum, als hätte sie einen lustigen Vogel in sich, dem zu Liebe sie hüpfte. Aber Julia gehorchte immer mit einem braven Gesicht. Sie hatte zwei Zöpfe und ihr Scheitel war hübsch glatt.

[13] Für Daija hatten die Geschwister keinen Namen; wenn sie sie necken wollte, hupsten sie vor ihr herum und sangen:

Schenke, schenke – wiedergebe  
Finde, finde – behalten.

Nämlich Daija schenkte schrecklich gern. Wenn sie zum Beispiel ihre Lieblingsmarmelade, – eine wunderschöne Glaskugel mit einem blauen Wirbel drin, – dem Bruder schenkte, und er machte so ein komisches Gesicht, weil er gar nicht glauben konnte, dass Daija ihm ihre allerschönste Marmelade wirklich geben wollte, das fand sie zu hübsch. Aber wenn Ferdinand sich dann ausgefreut hatte und nun einfach ihre Marmelade zu den seinen tat, dann war kein Vergnügen mehr dran, und dann sagte Daija: Was man geschenkt gekriegt hat, muss man wiedergeben.

Wenn sie selbst sehr gern etwas haben wollte, was einem der Anderen gehörte, dann „fand“ sie das irgendwo, und dann sagte sie: Was man gefunden hat, darf man behalten. -----

Der Bruder Ferdinand war Daija im Alter am nächsten; er war zwei Jahre älter als sie, aber weil er in die Schule ging, sah sie ihn nicht so viel wie die Schwestern, und dann: er war so sehr langsam. „Schneckerich“ nannten sie ihn. Wenn er Trauben ass, spuckte er jedes Kernchen einzeln aus, und er sprach auch so langsam: „Wenn – die – Franzosen – kommen, – sag – ich – ein – Loch – in

47 „*Athalie*“ ist eine französische klassische Tragödie von Jean Racine (1639–1699).

48 „Des Sängers Fluch“: Ballade des Dichters Ludwig Uhland (1787–1862).

– den – Fussboden – und – verkriech – mich – dahinein.“ Wenn die Kinder ihn ärgerten, weinte er nicht; er biss, schlug und kratzte auch nicht, wie Daija das manchmal tat; er guckte weg und machte ein Gesicht mit einem kleinen Mund: „Herrengesichtchen“ wurde das genannt.

Als Daija sechs Jahre wurde, verriet er ihr am Tag vorher alles, was sie bekommen sollte, und sie verplapperte sich, und die Grossen erfuhren es, und es gab eine Untersuchung, weil die Grossen dachten, Daija hätte durchs Schlüsselloch gesehen; das hatte sie noch nie getan. Aber sie wollte Ferdinand nicht verraten, denn es war doch ein Geheimnis gewesen, und der liess es geschehen, dass sie eingesperrt wurde.

Dieser Winter war ganz besonders schön für die Kinder. Samstag Nachmittag kam ein Herr Rinkwitz aus dem nächstgelegenen Kurort und gab bei Lenzings Tanzstunde.<sup>49</sup> Für Alexe und Julia waren die Söhne des Hausarztes als Partner eingeladen. Ferdinand hatte als Dame die Cousine Dina, und Daijas Kavalier passte sehr hübsch zu ihr, er war so alt wie der Bruder; er hatte blaue Augen und einen blonden Lockenschopf, der stand ganz hoch. Er hiess Paul Neuhauss;<sup>50</sup> Daija sang immer seinen Namen. Er liebte Daija sehr, aber er lernte schlecht tanzen, und dann war er betrübt, wenn Daija [14] einmal mit einem Partner der Schwestern tanzte. Sie übten alle Tänze ein, die es gab; Lancier mochte Daija am liebsten. Sie hatte ein hellgraues Popelinekleid an, und wenn sie „grand compliment“ machte, stand das Kleid wie eine richtige Glocke auf dem Fussboden um sie herum. Hei, wie setzte sie die Füsschen nach auswärts, Herr Rinkwitz lächelte ihr freundlich zu. Und nachdem sie nun tanzen konnten, durften sie auch auf Kindergesellschaften. Und weil es Karneval war, wurden sie alle kostümiert. Daija als Marketenderin, Ferdinand als Matrose, Julia als italienisches Fischermädchen und Alexe als Zigeunerin. Daija hatte einen kleinen Tschako auf, und am Gürtel hing eine Trommel. So viel Kinder hatte Daija noch nie zusammen gesehen. Und dann kam das Lustigste: auf einmal wurde sie auf einen Tisch gestellt, und da sagte sie ganz laut und vergnügt „Die Tochter vom Regiment“ her, und dann riefen alle Kinder bravo, und sie trommelte dazu.

Aber einmal in diesem Winter sah Daija etwas, das war schöner als ihre schönsten Märchen.<sup>51</sup> Die Kinder lagen schon im Bett, da ging noch einmal das Licht an und herein kamen Vater und Mutter. Der Vater war viel höher als die

49 Die „Urschrift“ hält nur fest: „Ja, von Kreuznach kam jeden Samstag Nachmittag ein Tanzlehrer, ein hellblondes Spinnenbein, um uns 4 Geschwistern Grazie beizubringen.“ (S. 49).

50 Pseudonym für Leo Seligmann (1869–1918). In „Daija Letzte Fassung“ wird er noch mehrfach erwähnt (S. 76–78, S. 82, S. 97 f.). Er lebte später als Rechtsanwalt in Nürnberg. Seine Freundschaft zu Ida hatte bis einige Jahre vor seinem Tod Bestand. Vgl. auch Kap. 7.5.1.1.

51 Vgl. zur nachfolgenden Episode: Urschrift, S. 8 f.

Tür. Er hatte einen langen schwarzen, dicken Seidenmantel an, rings herum mit Pelz, und unten über dem Pelz waren aus Silber wunderliche Figuren ausgeschnitten. Der Mantel hatte eine silberne Schnur als Gürtel, und daran hing ein silberner Stab. Auf dem Kopf hat er einen hohen, spitzen Hut, so hoch, wie der Zuckerhut beim Bäcker Lommatsch, auch mit Silberfiguren bestickt, und oben an der Spitze funkelte ein Stern. Die Mutter hatte ein schwarzes Seidenkleid an, das war mit Spielkarten benäht; viele Korallenschnüre hingen ihr um Hals und Arme. Das Veilchen sagte: „Seht ihr, Mutter ist eine Wahrsagerin und der Vater ein Sterndeuter“! Sterndeuter! Ja, das verstand Daija. Vater war ja so gross, der konnte gut mit dem Deutefinger an die Sterne fassen. Daija sass manchmal vor dem Schlafengehen in der Gartenlaube. Da sah sie einen langen, hohen Berg liegen, Niederwald<sup>52</sup> hiess er, und einmal hatte sie den Mond gesehen, der stand so dicht an der Ecke neben dem Niederwald, da musste man ganz leicht mit Einem Schritt vom Berg in den Mond hineinsteigen können. Sie hatte ja gelesen, dass im Mond ein Mann ist, aber das glaubte sie nicht. Sie sah da immer zwei offene Türen und dahinter lauter Silber. Da war sicher ein grosser Saal, in dem Engel waren. Der Vater ging nun also mit der Mutter am Arm auf den Niederwald, und erst deutete er ein bisschen an ein paar Sterne, und dann stiegen Beide in den Mond ein. Daija konnte lange nicht einschlafen. Sie dachte immer: hoffentlich ist Mutter morgen früh zum Guten-Tag sagen da, wenn wir unsern Kakao trinken, – ob sie mir wohl vom Mond erzählt?

[15] Manchmal, wenn Daija sehr lange in den Mond gesehen hatte, bis der silberne Saal dicht vor ihr leuchtete, bekam sie plötzlich eine entsetzliche Angst, es könnte irgend etwas aus dem Saal herauskommen, und sie, die kleine Daija, fest an sich reissen. Dann stürzte sie ins Haus, gejagt von der Furcht, das Unbekannte wolle sie greifen; atemlos warf sie sich in Veilchens Schooss. „Ins Bett, ins Bett!“ rief Veilchen; „Kind, Du zitterst ja, Du hast zu lang im kalten Abendtau gesessen.“ – Wer abends am schnellsten im Bett war, das war ein Lieblingsspiel der Schwestern. Einmal hatte Daija gewinnen wollen, und da war sie früher als die Andern und ganz flink ins Bett gekrochen und hatte die Decke über den Kopf gezogen. Veilchen kam herein und sagte: „Wo ist denn unsre Dascha? Ach, das arme Kind, das steht gewiss draussen vor dem schweren Gittertor und kann nicht herein und friert, ach, das arme Kind!“ Da musste Daija unter ihrem warmen Federbett furchtbar schluchzen und weinen, aus Mitleid mit der armen, kleinen Daija, die da vor dem Tor<sup>53</sup> stehen und frieren sollte.

52 Vgl. ebd. S. 10 linke Seite: Hinweise zum Niederwald und zum Mond; vgl. Daija Letzte Fassung, S. 18.

53 Vgl. Urschrift, S. 68: Daijas Empfindung der Abendkälte.

In diesem Frühjahr war Frau Lenzing viel krank, sie lag auf der Chaiselongue und hatte oft Kopfschmerzen. Auf den Zehenspitzen kam Daija manchmal nach ihr sehen, und dann sagte die Mutter: „Dascha, leg deine kleine Hand auf meine Stirn, das tut mir gut.“<sup>54</sup> Dann rührte sich Daija lange nicht, lange, lange Zeit. Im Sommer wurden die Kinder mit Veilchen nach Münster am Stein<sup>55</sup> geschickt, damit die Mutter mehr Ruhe haben sollte. Vorher waren noch, wie jedes Jahr, alle Familienhäuser von oben bis unten voll Besuch<sup>56</sup> gewesen. Tante Eugenie<sup>57</sup> aus Berlin war da mit ihren drei Jungen und dem Hauslehrer; und dann eine Riesenkarawane aus Paris. Soviel Onkels und Vettern und Cousinen – nicht zu zählen. Jeden Abend war die große Tafel im Essaal [sic] gedeckt, und die Kinder saßen an einem langen Tisch im Garten und durften ohne die Eltern essen. Und nach dem Abendessen, was waren das für herrliche Spiele: Räuber und Prinzess! Die Jungen saßen auf den Bäumen, und die Prinzessinnen fürchteten sich entsetzlich. Man presste sich an einen Baum, man erwartete vom Baum eine tätige Mithilfe; ja, er wusste, dass er Daija verbergen sollte, er spielte mit.

Nachmittags brauchten sie nicht auf die öde Chaussee zu gehen, das wurden große Ausflüge gemacht, und einmal ließ der älteste Vetter aus Berlin Daija eine Zigarette rauchen; hernach waren alle sehr lieb zu Daija, weil es ihr nicht schlecht geworden war, sodass ihre Eltern nichts merkten. Auch Dampfer-Fahrten wurden gemacht, den Rhein heraus und herunter. Alles war laut und fröhlich von morgens bis abends. – Aber es [16] war doch in diesem Jahr für die Mutter zu viel gewesen, und so sollte sie nun ganz ihre Ruhe haben, ohne die Kinder. Daija fand es sehr hübsch in Münster. An der Saline roch es herrlich salzig, und dann war da ein altes, riesengroßes Wasserrad, dem sah sie immer zu; an einem kleinen Bach blühten gelbe Schwertlilien, die sie aus ihrem Garten daheim noch nicht kannte. Und dann fand sie dort eine Freundin, eine Russin, die hieß Hedika.

Einmal waren sie alle auf einem Kinderball. Sie tanzte immer nur mit Hedika. Und dabei sang sie immerfort: Hedika, Hedika, Hedika! Und Hedika sang: Daijunka, Daijunka! Daija konnte sich nicht satt daran hören. Immer, wenn sie die Freundin traf, rief sie ihr zu: „Nenn mich Daijunka!“ und dann sah sie verzaubert auf den hübschen Mund mit den roten Lippen. Daijunka, das klang wie ein

54 So auch in der „Urschrift“, S. 46 f. mit Datumsangabe: Frühjahr 1877.

55 Vgl. ebd. S. 49.

56 Vgl. ebd. S. 39 rechts – S. 45. Über den Besuch der Verwandten aus Berlin und Frankfurt äußerte sich Ida Dehmel detailliert.

57 Clara Wolfenstein (1839–1900), eine Schwester Emilie Meyers, der Mutter Idas, hatte 1860 Maximilian Wolfenstein († ca. 1870) geheiratet. Das Ehepaar lebte mit seinen 3 Söhnen in Berlin: Von Hugo kennen wir nur die Lebensdaten (1861–1931), Richard (1864–1929) wurde Professor in Berlin („der zweite Vetter, Zyniker...“) und Eduard (1867–1940) ergriff den Beruf des Arztes.



schmaler, dunkler Nachen, in dem Buntess, Fremdes saß, das man nicht erkennen konnte.

Die Mutter kam ein paar Mal und besuchte die Kinder. Daija wurde traurig, wenn sie sie ansah, denn die Mutter wurde immer blasser. Einmal bei Tisch, als sie wieder daheim waren, fing die Mutter zu weinen an; sie stand auf und ging schnell hinaus, und Daija musste mitweinen. Da wurde der Vater sehr böse und sagte: kleine Mädchen hätten nicht mitzuweinen, wenn große Leute weinten.<sup>58</sup>

Gar nicht lange danach kam eines Morgens das Dorle in das Schlafzimmer der Kinder und rief laut: „Kinder, freut euch, ihr habt ein Schwesterchen bekommen!“ Das war ein Aufruhr. Das Veilchen konnte sich nicht mehr mitfreuen, die war kurz vorher ganz weggegangen von Lenzings und war nun Schullehrerin in Mainz.

Ein Schwesterchen! Ganz leise durften die Kinder es ansehen. Am hübschesten fand Daija die kleinen Hände mit den winzigen Nägeln dran. Die Mutter war krank und lag im Bett. Und dann war da ein neues Mädchen im Haus, eine Amme, die war nur für das Schwesterchen da.

Für Daija war auch eine Amme dagewesen, die hatte Lieschen geheen. Das wusste sie von der strengen Großmutter aus Paris. Wenn sie mal ihr Zeug nicht ordentlich aufräumte, sagte die Großmutter: „Das hat sie vom Lieschen, die war unordentlich durch und durch.“<sup>59</sup> Oder wenn sie vom Schimmel mit den drei Beinen erzählte, hieß es: „Alles von Lieschen! Die hat beständig gelogen. Sie wird auch noch stehlen wie das Lieschen!“ Noch was wurde dem Lieschen in die Schuhe geschoben und der kleinen Daija noch lange Jahre vorgehalten: Zu ihrem zweiten Geburtstag hatte sie sich „e Krwele mit Appelas“ gewünscht. Und als das dann wirklich auf ihrem Geburtstagstisch stand, hatte sie in jeden Apfel einmal hineingebissen, die schönste rote Stelle hatte sie sich [17] ausgesucht und sie herausgebissen, und dann hatte sie strahlend die verschandelten Äpfel unters Sofa geballert.<sup>60</sup> „Genschig wie das Lieschen!“ sagte die Großmutter, so oft sie Daija diese Geschichte predigte. Die Großmutter konnte Ammen nicht leiden; sie sagte immer: „Wie ich jung war, hat jede Mutter ihrem Kind selbst die Brust gegeben.“

Ach, nun kam eine schreckliche Zeit. Die Mutter konnte gar nicht wieder aufstehen. Im Herbst war das Schwesterchen geboren, und als Daijas achter Geburtstag im Januar kam, da lag die Mutter noch immer krank. Das Tischchen war neben dem Bett der Mutter gerichtet. Ein wunderschönes Poesie-Album lag darauf, in das hatte die liebe Mutter selbst einen Vers geschrieben und einen

---

58 Vgl. Urschrift, S. 72: Hier weinte Ida um den Verlust ihrer jüngeren Schwester.

59 Vgl. ebd. S. 7.

60 Vgl. ebd. S. 8.

Glückwunsch für ihre kleine Dascha. Sie war schon gar nicht mehr so klein; sie wuchs schnell, und auch ihre Locken lagen schon auf der Schulter. Und wenn das Mädchen sie ihr kämmte, dann tat das manchmal sehr weh. So weh, dass Daija weinen musste. Dann sang das Mädchen ein Lied: Ja, schöne Augen müssen weinen! Das war für Daija eine merkwürdige Sache. „Ach Gott“, dachte sie, „wie ist das schlimm, dass ich schöne Augen habe und darum weinen muss.“

Kurz vor Ostern starb Daijas Mutter.<sup>61</sup> Die Tage vorher war Daija in einem Zustand grauenhafter Angst herumgelaufen. Kein Erwachsener sprach mit den Kindern über das Furchtbare, das bevorstand. Aber Daija fühlte es. In der Gesangsstunde, die sie seit einiger Zeit mit anderen Kindern zusammen nahm, hatte sie plötzlich, ehe der Lehrer ins Zimmer getreten war, angefangen laut zu schluchzen. Ihre Nachbarin fragte sie: „Was hast du denn?“ Da schlug sie die Hände vors Gesicht und jammerte: „Ich glaube, meine Mutter stirbt!“ Das Mädchen stieß sie mit einem verlegenen Lachen an: „Aber Daija, sowas sagt man doch nicht!“ Und nun war es so gekommen. Die Großmutter führte die Geschwister in das Schlafzimmer der Eltern. Der Vater sass abgewandten Gesichts zu Füßen des Bettes. Unsagbar blass lag die Mutter da. Der Mund, der nie anders als gute, warme Worte zu Daija gesprochen, war fest geschlossen. Der Engel der Traurigkeit nahm Daijas junge Seele an sein Herz.

Die nächsten Tage waren voll Grauen. Das ganze Haus roch nach Essenzen und verwelkenden Blumen. Fremde Menschen in abgetragenen Kleidern taten Dinge, die nicht zu verstehen waren. In den Nächten sogar saßen Frauen, die Daija nie gesehen hatte, im Zimmer der Mutter. „Es sind Leichenfrauen, die beten?“ sagte die Köchin. Als Daija am nächsten Morgen über den Flur schlich, kam grade eine dieser Frauen aus dem Zimmer der Mutter. Daija schrie laut vor Entsetzen. Die Frau war abscheulich hässlich. Sie schielte mit beiden Augen, und dabei war sie [18] totenblass. Niemals hat Daija das Grausen vor dieser Frau verloren. Sah sie sie auf der Straße herkommen, so roch plötzlich die Luft nach Essenzen und verwelkenden Blumen; und Daija stürzte in die nächste Nebenstraße, um das schielende Gesicht nicht sehen zu müssen.

Die Kinder waren ausquartiert worden, nach oben, in ein selten benutztes Gastzimmer. Es war unwohnlich und kalt, und sie wussten nichts mit sich anzufangen, denn alle ihre Sachen waren unten geblieben. Nur Daija trug ihr kleines Grimmbuch wie eine Puppe unterm Arm. Sie legte es vor sich auf die Fensterbank. Was sie aus dem Fenster sehen konnte, war dasselbe wie aus ihrer

61 Vgl. ebd. S. 56–61: Die Umstände und Folgen des Todes der Mutter Daijas werden im Wesentlichen gleich wiedergegeben.

geliebten Laube: die gerade Linie des Niederwaldes, die an der Ecke an den Himmel stieß. Die Leute sagten, die Mutter sei jetzt im Himmel. Daija überlegte, ob wohl der Mond so etwas wie eine Türe in den Himmel sei? Ob man wohl von dem silbernen Mondsaal direkt in den Himmel gehen könne? Daija hatte etwas ganz Schreckliches gehört: der böse Kutscher, der manchmal so wüst auf die Pferde einschlug und der darum aus dem Haus musste, der hatte zu Daija gesagt: „Bald wirst du nichts mehr zu lachen haben; jetzt bekommst du sicher ‘ne Stiefmutter.“ Nun wollte Daija im Aschenbrödel nachsehen, wie böse eine Stiefmutter ist. Da kam irgend eine Tante ins Zimmer. „Daija, du amüsiertest dich mit Märchenlesen, ehe deine Mutter begraben ist! Pfui, schäme dich!“ Und damit war sie wieder draußen und erzählte den andern Großen, was sie gesehen hatte.

Daija war entsetzt. Sie wagte nicht zu atmen. Oh, nun hatte sie keine Mutter mehr, der sie das Ganze erzählen konnte. Die Mutter hätte Daijas Angst vor der Stiefmutter verstanden und hätte sie gestreichelt. Nun streichelte sie niemand mehr. Viele Jahre lang niemand mehr.

Von nun an war die Welt verwandelt. Die Mutter war nicht mehr da, das Veilchen war nicht mehr da, das Dorle verschwand auch bald. Lauter fremde Menschen gingen durchs Haus. Die Tante aus Berlin kam und machte ein paar Wochen lang Inventur – wie oft musste Daija in den nächsten Wochen Jahren erleben, dass den wechselnden Hausdamen jenes Inventurbuch in die Hand gegeben wurde, und danach begann das Zählen: 6 Dutzend große Damast Servietten, – 6 Dutzend kleine Damast Servietten ...

Als Tante Eugeniens Inventur zu Ende gemacht war und Groß-Reine-Machen das ganze Haus durchschwemmt hatte, war von Mutters herrlichem Geruch, der sie und alle ihre Sachen umgab, nichts übrig geblieben.

Vier Wochen nach dem Tod der Mutter kamen die Kinder in die Schule. Für den ersten Schulgang wurde Daija ihrer Cousine Dina anvertraut, die schon seit langem zur Schule ging. Der Weg war weit. Bis ans andere Ende [19] der Stadt. Daija war nie beim Spaziergang dorthin gekommen. Schließlich hörten die Häuser auf, die Kinder gingen zwischen Feldern. Dina fing es an ängstlich zu werden: „Es sieht heute alles so anders aus, und so weit ist es sonst auch nicht.“ Aber sie hatte immerfort erzählt, wie es in der Schule ist, und da hatte sie vergessen aufzupassen. Endlich kamen sie wieder an Häuser, die waren aber nicht so groß wie die in Erdingen, und Dina fing an zu weinen, weil sie sich gar nicht mehr auskannte. Und so totmüde [sic] waren Beide, dass sie nicht weiterkonnten. Eine Bauersfrau kam und fragte, wo sie denn hinwollten. „In Fräuleins Saubers Schule doch?“ weinte Dina. „Das is doch Lenzings ihr Kleinschtes!“ rief die Bauersfrau, und schnell spannte sie ein Wägelchen an und fuhr die Kinder

heim. Das Schulhaus war in den Ferien neu gestrichen worden; da hatte es die dumme Dina nicht wiedererkannt.<sup>62</sup>

Daija fand es nicht schön in der Schule.<sup>63</sup> Die Kinder waren alle viel älter als sie. Die Jüngste von ihnen war neun Jahre, und Daija war erst sieben geworden. Und doch hatte sie eigentlich schon alles gelernt, was in der Schule vorkam. Bei Lenzings war während der Mahlzeiten immer französisch gesprochen worden, und Daija, die von dem Pariser Onkel Bücher aus der Bibliotheque Rose bekam, las französisch wie deutsch. Und nun lernten hier die großen Mädchen, dass *Hache* heißt, und wie stolz waren sie, als sie im kleinen *Syllabaire*<sup>64</sup> vier Wochen später lesen konnten: „*j'ai une fleur, l'Elbe est un fleuve.*“ Entsetzlich langweilig war das für Daija. So ging es in fast allen Stunden. Sie musste wieder auf die Tafel schreiben, und bei Veilchen hatte sie schon so hübsche Hefte gehabt! – Die anderen Kinder freuten sich immer sehr auf die Pause, Daija nur ein bisschen, weil sie fand, dass ihr Brötchen – es war ausgehöhlt, und dann lag ein Stück Schokolade drin – gut schmeckte. Die andern Kinder kannten solche Brötchen nicht, die hatten Schmalzbrot; bei manchen lag Schwartemagen dazwischen, das fand Daija ordinär, das sah blutig aus, und knorpelig. Schrecklich, wenn es das bei Lenzings gegeben hätte.

Das schlimmste [sic] in der Schule war, dass sie Daija dort umtaufen. „Daija!?“ das ist kein Name, den man in ein Schulbuch schreiben kann, der kommt nicht vor im Kalender; wir werden dich Ida nennen.“ Idda klang es, wenn die schläfrigen Mädchen in der Klasse sie anriefen. Wenn die Lehrerin „Ida“ rief, so hörte sie die erste Zeit gar nicht hin, weil sie immer wieder vergaß, dass sie das sein sollte. Sie war keine Ida. Sie war Mutters Dascha. Sie war froh, dass die fremden Kinder in der Klasse nichts davon wussten; wahrscheinlich hätten sie über „Dascha“ gelacht.

[20] Es war ein Mädchen in der Klasse, das Daija gefiel, das war eine Amerikanerin, die hatte auch immer so traurige Augen. Mit keinem von den andern Kindern sprach Daija zuerst, aber schon am zweiten Tag fragte sie die Amerikanerin: „Nicht wahr, bei euch laufen die Büffel auf der Straße herum?“ Die Amerikanerin lachte zwar ein bisschen und sagte, nein, in New York liefen keine Büffel auf der Straße herum, aber dann ging sie in der Pause mit Daija und erzählte ihr, wieviel Sorten ice-water es in New York zu trinken gäbe. Und dann

62 Vgl. Urschrift, S. 51 f.: Daijas Irrweg zur Schule wird in der „Urschrift“ ähnlich beschrieben.

63 Nach dem Tod ihrer Mutter wurde Daija als Externe zur Binger Schule geschickt, die dem Pensionat Sobernheim in Bingen angegliedert war. Dort fühlte sie sich sehr unglücklich. Dies berichtet die „Urschrift“ (S. 53–56), die hier sehr knapp zusammengefasst wird. „Daija Letzte Fassung“ greift das Thema „Daija in der Schule“ nochmals auf (S. 29 f.).

64 „Syllabaire“ ist ein Leselembuch, in dem nicht nach einzelnen Buchstaben, sondern nach Silben unterschieden und gelehrt wird.

fragte sie, ob in Lenzings Garten vielleicht Tomaten wüchsen, da solle sie ihr im Sommer mal eine mitbringen, die ässe [sic] sie so gern. Da wusste Daija, dass es mit der Amerikanerin Mabel was Besonderes sei, denn Tomaten konnten andere Menschen nicht essen. Und dann war es gut, dass Mabel niemand in Erdingen kannte. Daija kannte auch niemand, und die andern Kinder kannten alle Leute und sprachen von ihnen in der Pause. Da musste Daija immer still daneben stehen und fand es noch langweiliger als in der Stunde. Manchmal erzählten sie auch von daheim, wie hübsch es bei ihnen war, und wie ihre Mutter sie immer tröstete, wenn es in der Schule mal wieder ungerecht zugegangen war. Dann biss sich Daija auf die Lippen, drehte sich schnell herum und ging in die entfernteste Ecke des Schulhofes. Kein Kind sollte ihr Gesicht sehen, das von Sehnsucht und Bitterkeit verzerrt war.

## II

[21] Daija steht vor dem Spiegel. Ein lang aufgeschossenes Mädchen blickt ihr aus dem Glas entgegen. Mager, knochig, ein für die schmale Wangenlinie zu großer Mund, die Hautfarne dunkel, ohne die Röte der Gesundheit. Daija weiß, dass es Leute gibt, die ihre Augen schön finden, aber das begreift sie nicht. Was soll an ihren Augen schön sein? Sie leidet viel an Kopfschmerzen. So kann sie die Haare nicht aufstecken; sie trägt sie in einem Netz, dessen Band ganz eng um die Stirn liegt und auch nicht die kleinste Locke freilässt. Sehr herb sieht das Mädchen aus, fast düster. „Hässlich, furchtbar hässlich,“ sagt sie laut vor sich hin.<sup>65</sup> Wenn niemand in der Nähe ist, spricht Daija manchmal zu den Bäumen im Garten oder zu den Wänden ihres Zimmers; das meiste, was sie denkt, kann sie keinem Menschen sagen.

Die Geschwister waren niemals zärtlich zueinander gewesen; einst hatten sie die gute Mutter gehabt, die alle miteinander verband.<sup>66</sup> Nun war keine Wärme übrig geblieben. Nicht um die Welt hätte Daija ihren Schwestern erklären können, worunter sie litt.

Sie hauste noch in demselben Zimmer, in das die Kinder einquartiert wurden, als die Mutter gestorben war; das sind jetzt sechs Jahre her.<sup>67</sup> Schwester Alexe ist schon eine erwachsene Dame. Sie war in Frankfurt in Pension, eine Saison bei der Großmutter in Paris, einen Winter bei der Tante in Berlin, nun geht sie mit Vater in Erdingen auf die Kasinobälle, und manche ihrer Freundinnen sind schon verheiratet. Natürlich hat sie ihr eigenes Zimmer, und Daija wohnt mit Julia zusammen. Beide empfinden das als lästig. Julia hätte viel lieber mit Alexe gehaust, denn sie fing ja auch schon an, auf Bälle zu gehen. Aber Daija sollte einen Aufpasser haben – das schloss von vorneherein alles Vertrauen zwischen den Beiden aus.

Noch immer sitzt Daija oft an der Fensterbank und starrt auf die lange Linie des Niederwaldes. Die sechs Jahre waren ein ewiger Kampf des Kindes mit seiner ganzen Umgebung gewesen. Das kleine Grimmbuch war durch ein anderes ersetzt; die einzelnen Seiten sind ganz rau und krumplig, so viel Tränen waren darüber geflossen. „Misunderstood“ hieß das Buch. Es war da ein kleiner Junge, der es so gut meinte und der immer falsch verstanden wurde. Daija dachte be-

65 Urschrift, S. 70: „Sehr mager, sehr blaß, sehr ernst sah mich mein Bild aus dem Spiegel an.“

66 Ebd. S. 64: „Und es gab keinen Trost, nicht einmal den des gemeinsamen Unglücks. Denn wir verstanden einander nicht, vermochten nicht einander nahe zu kommen.“

67 Emilie Coblenz starb am 23.04.1878 (Urschrift, S. 56). Ida beschreibt also das Jahr 1884, Daija (Ida), am 14.01.1870 geboren, ist 14 Jahre alt, Alexe (Alice) 20, und Julia (Hede) 19.

ständig darüber nach, warum alle Leute sie missverstanden. Was sie sagte, was sie tat, alles hatte zwei Gesichter. Es war schön, ehe es getan oder gesagt war, und hässlich geworden, wenn es geschehen oder ausgesprochen war. Vielleicht konnte Daija sich nicht deutlich genug äussern, aber etwas verschloss [22] ihr den Mund, gerade, wenn sie es besonders gut meinte, oder wenn sie besonders traurig war. Es fing damit an, dass sie in der ersten Zeit nach dem Tod der Mutter immerfort Tränen in den Augen hatte; dann wurde sie gefragt: „Warum weinst du?“ Sie konnte doch nicht sagen: „Weil meine Mutter gestorben ist!“ Jeder musste doch wissen, dass sie darum weinte. Aber wenn sie dreimal gefragt worden war, und sie hatte noch kein Wort herausgebracht, dann hieß es: „Du verstocktes Kind!“ Und sie wurde allein gelassen.<sup>68</sup>

Ein furchtbarer Tag stand unauslöschlich in ihrer Erinnerung. Der Mutter Todestag jährte sich zum ersten Mal. Der Friedhof lag weit und hoch oberhalb der Stadt. Erste Frühlingshitze machte den schattenlosen Weg zur Qual. Zermartert von ihrem Leid tat Daija zum ersten Mal diesen Gang, der ihr zwanzig Jahre lang immer wieder zum Passionsweg wurde. Mit Grauen sah sie, dass es die schielende Frau<sup>69</sup> war, die das Friedhofstor aufschloss. Voller Angst hielt sie den Blick fest auf den Boden, sonst hätte sie an so viel Furchtbares denken müssen, und sie wollte doch an all das Schöne und Liebe ihrer Mutter denken. Aber als sie vor dem Grab stand, wurde sie von einer so grenzenlosen Verzweiflung geschüttelt, dass sie nichts ausser ihrem Jammer fühlte. Der Vater pflückte jedem der Kinder ein blühendes Immergrün und sagte: „Hebt es euch auf, und gebt euch Mühe, so gut zu werden, wie eure Mutter war.“ Wie dankbar war Daija. Ja, das wollte sie. Ihre ganze Seele war voll Bereitschaft, gut zu werden.<sup>70</sup>

Nach dem Mittagessen saß Daija mit dem Bruder in der Laube. „Wir wollen unsere Beete recht schön machen, dann freut sich Vater,“ sagte Daija. Mutter hatte gesagt: „Das sind eure Beete, ein für allemal, ihr könnt sie bepflanzen, wie ihr wollt. Ihr dürft euch vom Gärtner Blumen fordern.“ Daija dachte: „Wir brauchen ja den Vater nicht zu fragen, aber ist doch sicher besonders artig, wenn ich ihn frage, ob wir unsre Beete neu bepflanzen dürfen.“ Sie wagte sich in den Essaal [sic], wo der Vater auf der Chaiselongue lag. „Vater, nicht wahr, wir dürfen doch unsre Beete bepflanzen, und uns vom alten Weyrich wieder Blumen geben las-

68 Urschrift, S. 60: „Damals war von uns Jeder in seinen eigenen Schmerz verfallen.“

69 Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 18. Vgl. Urschrift, S. 64: „Jüdische Kirchhöfe sind immer abgeschlossen; will man hinein, so muß man sich die Begleitung des Schlüsselbewahrers gefallen lassen; das war in Bingen ein wohlgenährter Jude, der mit einem hebräischen Gebetbuch.“

70 Vgl. Urschrift, S. 64 f. Aus einer Episode des Friedhofbesuchs in der „Urschrift“ werden zwei in „Daija Letzte Fassung“. Dazu spricht diesmal Onkel Arthur den Tadel des Vaters in der „Urschrift“ fast wortgleich in „Daija Letzte Fassung“ aus (S. 23). Auch in der Abfolge der Episoden „Friedhofbesuch – Gartenarbeit“ folgt Ida Dehmel der Reihenfolge ihrer Vorlage.

sen?“ Ein schroffes „Nein“ kam zurück. Daija schloss schnell die Tür. Nein? Vater konnte doch nicht nein gesagt haben? Mutter hatte ihnen die Beete doch geschenkt. Sie hatte doch nur gefragt, um Vaters Wunsch zu erfüllen und besonders brav zu sein. Sie hatte sich bestimmt verhört. Er hatte sicher ja gesagt. Sie kam zum Bruder zurück und sagte: „Vater hat es erlaubt.“ – Zehn Minuten später kam Vater auf seinem täglichen Weg zum Bürohaus an den Beeten vorbei und traf die Kinder in eifriger Arbeit. Er geriet in masslosen Zorn. „Am Todestag eurer [23] Mutter spielt ihr? Und heute, heute hast du die Schamlosigkeit zu lügen!“ Und Daija bekam die ersten Stockschläge ihres Lebens.<sup>71</sup>

Aber fast noch schlimmer war der nächste Todestag der Mutter. In diesem Jahr war auch Onkel Jakob gestorben. Und der Vater, die Geschwister und Onkel Arthur gingen, nachdem sie aus dem Lenzingschen Erbbegräbnis herausgetreten waren, noch an Onkel Jakobs Grab. Daija blieb zurück. Was lag ihr jetzt an dem Onkel! Sie stand aussen am Gitter, dicht neben Mutters Grab, und dachte: „In euer schönes Erbbegräbnis legt ihr mich ja doch nicht. Ich will hier aussen begraben sein, wenn ich bald vor Kummer gestorben bin, dicht neben meiner Mutter. Jetzt pflück ich Anemonen von meinem eignen Grab.“ Sie legte vier weiße Sterne dicht um ihr Immergrün und dachte: „Dann bin ich mit meiner Mutter so zusammen, wie jetzt diese Blumen.“ Die Familie kam zurück. Onkel Arthur sah auf ihre Hand. „Um dir ein Sträußchen zu machen, benutzt du das Immergrün vom Grab deiner Mutter“, sagte er mit schneidender Schärfe, „entartetes Kind.“

Was hätte Daija erwidern sollen? Sie wusste nicht, wie sie sich den Großen verständlich machen konnte. Hätte sie ihnen gesagt, was sie auf dem Friedhof gedacht hatte, – aber um nichts in der Welt hätte sie es über die Lippen gebracht, – vielleicht wäre sie wieder geschlagen worden.

Es musste da irgend ein Verhängnis walten; immer wieder warf es sich auf Daija, – sie konnte ihm nicht entrinnen.<sup>72</sup> Sie war zehn Jahre alt, als ein russischer Geschäftsfreund des Vaters mit seiner Frau und dem Töchterchen zu Besuch kam.<sup>73</sup> Camille war ebenso alt wie Daija. Ein liebes, hübsches, verwöhntes Kind. Frau Notzka, eine rundliche, lebhafte, lustige Französin, spielte mit Camille als sei das große Mädels eine Puppe; immerfort umarmte und küsste sie sie und gab ihr die drolligsten Namen. Daija saß daneben und biss die Zähne zu-

71 Urschrift, S. 67: „Mein Vater gab mir solche Schläge, am selben Tag, daß ein Spazierstock aus Hartgummi auf meinem Rücken zerbrach. Von diesem Tag an war ich ein ‚verlognes‘ Kind.“

72 Urschrift, S. 60 f.: „Wir armen Menschenkinder sehen solchen Schicksalsschlag als Chikane des Himmels an. Und ich muß sagen: Ich habe mich daran gewöhnt, alle Geschehnisse fatalistisch hinzunehmen, zu glauben, daß jedes Geschehen gut sei, – warum aber meine Mutter so früh sterben mußte, das hab ich noch nicht erkennen können.“

73 Vgl. ebd. S. 57 f.



sammen. Aber einen Moment wurde die Muttersehnsucht so quälend, dass ihr die Tränen aus den Augen stürzten. Sie lief in ihre Laube, und da fand Camille sie. Sie nahm Daijas zuckende Hände und streichelte sie, und sie streichelte auch das vergrämte Gesicht. In den weichsten Tönen bat sie Daija, ihr zu sagen, warum sie so traurig sei. „Ta mère me rappelle la mienne“, presste Daija schließlich hervor. Bei Tisch rief Camille, indem sie ihre Mutter strahlend ansah: „Petite mère, Daija dit, que tu rassembles à sa mère.“ Entsetzt flog Daijas Blick zum Vater. Eisige Verachtung war in seinen Augen. Vielleicht dachte er, dass Daija vergessen habe, wie ihre Mutter ausgesehen hatte.

Das Unglück war, dass sie niemanden auf der Welt hatte, mit dem [24] sie über all das hätte reden können.<sup>74</sup> Die Kinder in der Klasse hatten noch ihre Mutter. Und so wie Herr Lenzing war kein anderer Vater. Da hätte doch keins der Kinder Daija verstehen können. Und dann waren da die Hausdamen! Eine Stiefmutter hatte Daija nicht bekommen. Aber die hätte auch nicht schlimmer sein können als die Hausdamen, die immerfort wechselten und furchtbar streng mit den Kindern waren, um Vaters Befehl zu erfüllen. Zuerst herrschte da eine Miss Teeme,<sup>75</sup> die war aus Bayreuth, aber sie war als Kind in Amerika gewesen, darum sprach sie immer von den Niagarafällen. Einmal lag Daija krank, da setzte sich abends Miss Teeme mit der Köchin zu ihr ans Bett und dann erzählte sie von der weissen Frau, die im Bayreuther Schloss umgeht; und die Köchin erwiderte mit einer Geschichte von einer Frau, die zur Busse [sic] auf Knieen [sic] einen Berg hinaufkriechen musste, der war mit Stecknadeln besteckt. Da bekam Daija hohes Fieber und schrie noch am nächsten Tag in einem fort, man solle die weisse Frau von ihrem Bett wegtun, und sie wolle nicht auf Stecknadeln den Berg hinaufkriechen. So musste Miss Teeme aus dem Haus, denn der Arzt war sehr böse auf sie.

Dann kamen ein paar Damen, an die Daija kaum mehr dachte. Und nun war Frau Sellmann da und würde wohl immer im Lenzingschen Haus bleiben. Es war vieles an Frau Sellmann, was Daija bewunderte. Miss Teeme und die anderen waren „Fräuleins“ gewesen. Frau Sellmann<sup>76</sup> war eine Dame. In ihrem Zimmer hingen schöne Ahnenbilder, der Anführer der vierhundert Helden von Pforzheim war dabei. Sie stammte aus einem alten badischen Adelsgeschlecht,

74 Vgl. ebd. S. 60 f.: „Damals war von uns Jeder in seinen eigenen Schmerz verbissen. [...]. So waren wir dann eigentlich allein.“

75 Vgl. ebd. S. 62. Dort wird der Name der Gouvernante nicht genannt. Ob es sich hier um ein Pseudonym handelt, konnte nicht geklärt werden.

76 Vgl. ebd. S. 69 f., S. 74: Die Gouvernante heißt in der „Urschrift“ Frau Graumann und besitzt die gleichen Eigenschaften. Dies ist vermutlich ihr wahrer Name; vgl. Brief Ida Dehmels an Alice Bensheimer vom 22.10.1925: „Ich habe jetzt sehr willkürlich schalten müssen; da ich Frau Graumanns Tod im Winter brauchte, mußte ich ihn umbilden. Frau Loewenfeld mußte ich zu einem Ideal machen, damit es der Daija auch mal gut gehn kann.“ (SUB : DA : Z : Br : De : 81.497, S. 2; vollständiger Briefftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 750 f.).

und ihre Tochter, im gleichen Alter wie Alexe, lebte auf einem der Familienschlösser bei einer störrischen, alten Tante. Wenn Frau Sellmann von ihrer Tochter erzählte, die sich jeden Mittag um die Teezeit mit weißen Glaceehandschuhen zu Onkel und Tante in den Salon setzen musste und Konversation machte, nachdem sie alles gerichtet hatte, um eventuellen Besuch zu empfangen, der auf das entlegene Gut niemals kam, dachte Daija, dass sie es in manchem auch nicht schlimmer hätte als die arme Anna. Frau Sellmann war in der ganzen Welt herumgekommen. Sie wusste und konnte unglaublich viel. Ihrem Klavierspiel hörte Daija stundenlang zu; das war das Band, das sie mit Frau Sellmann verknüpfte. Der Haushalt wurde wieder so, wie er bei der Mutter gewesen war. Das schöne, alte Silber stand blitzend auf dem Tisch. Vater unterhielt sich während der Mahlzeiten mit Frau Sellmann über politische Dinge, und Daija versuchte gierig zu folgen. Bei den Fräuleins hatte er geschwiegen, das war furchtbar gewesen, dieses stumme Um-den-Tisch-sitzen. Frau Sellmann konnte wirklich alles; unter ihrer Leitung wurden nun auch Daijas Kleider im Haus gemacht, wenigstens die Schulkleider. [25] War das eine Erlösung! Die Pariser Kleider waren zu arg gewesen, weil sonst niemand in Erdingen Pariser Kleider trug. Manchmal, wenn Daija aus der Schule kam, hieß es, „schnell ein gutes Kleid anziehen, es sind Tischgäste da.“ Und weil das Essen dann lange dauerte, musste Daija in den Nachmittagsunterricht stürzen und konnte sich vorher nicht umziehen. Das war entsetzlich! Einmal hatte sie ein blaues Leinenkleid, da war die rohseidene Schärpe vorn zu einer Riesenschleife gebunden. Wer hatte das je gesehen? Als sie nachmittags damit in die Schule kam, platzte die ganze Klasse los, und sie kicherten noch, als der Lehrer ins Zimmer trat. „Was gibt's, was habt ihr zu lachen, ihr dummen Gänse?“ schrie Herr Kellermann, der Volksschullehrer war und mit seiner Unbildung protzte. „Die Lenzing hat so ein verrücktes Kleid an!“ wurde gerufen. „Lenzing, komm nach vorn,“ kommandierte Herr Kellermann, und als sie mit einem dunkelroten Kopf vor der Klasse stand: „Dreh dein Schlopp nach hinne, wo er hingehört!“ Aber jetzt war Daija am Ende. „Ich kann ja nicht, der ist ja festgenäht!“ weinte sie laut. Da starrte Herr Kellermann sie ratlos an. – – – Bruder Ferdinand musste sonntags in einem Schottenröckchen<sup>77</sup> mit einem angenähten Müffchen gehen, denn der Pariser Onkel hatte ihm das mitgebracht, und ihm zu Ehren musste es getragen werden; die Prügel, die der arme Junge deshalb am nächsten Tag von seiner Klasse bekam, spürte der Onkel nicht. Aber auch für Ferdinand besorgte Frau Sellmann Anzüge, in denen er sich sehen lassen konnte.

Sie verstand es wunderbar mit Blumen umzugehen. Da war ihr Daija immer

<sup>77</sup> Diese Episode fehlt in der „Urschrift“.

auf den Fersen. Aber das herrlichste war, dass Frau Sellmann die Sterne kannte. Als Daija dreizehn Jahre alt war, stand ein großer Komet am Himmel. Frau Sellmann ging deshalb abends manchmal in den Garten, und da erklärte sie Daija die Sterne; Daija war sehr brav, damit sie mitdurfte. Als Kind dachte Daija, Sterne seien Blumen, die auf der Himmelswiese wachsen. Nun erfuhr sie, dass es große Welten seien; neue Traumländer für ihre Phantasie.

Alexe stand vortrefflich mit Frau Sellmann. Julia betete sie an und machte ihr Gedichte. Daija, nun Daija hätte sie sehr gern sehr lieb gehabt! Wäre sie nur einmal mütterlich zärtlich zu ihr gewesen! Hätte sie ihr nur ein einziges Mal die Hand auf den Kopf gelegt,<sup>78</sup> vielleicht wäre da die dicke Mauer, die Daijas Herz umschloss, eingestürzt. Wie sehnte sie oft diesen Moment herbei. Aber nur mit keinem Blick sich verraten! – Viele Jahre später, als Julia sich verlobt hatte, hörte Daija den Vater zum Vater des Bräutigams sagen: „Nach dem Tod meiner Frau hat nur ein verstandesmäßiger Pflichtbegriff mich am Leben erhalten.“ Ja, so war es: das oberste Gesetz des Hauses Lenzing war nicht Liebe, sondern **[26]** Pflicht. Pflicht des Vaters war es, seine Kinder zu erziehen, und Strenge war für seinen Begriff die einzige Möglichkeit bei einem so schwierigen Kind wie Daija. Es war Pflicht der Kinder, den Erwachsenen zu gehorchen, ohne Einwände, ohne Einsicht, – blind zu gehorchen. Das Pflichtgefühl des Vaters hatte Frau Sellmann zum Gesetz des Handelns in ihrem Umgang mit den Kindern gemacht.<sup>79</sup> Und so hielt sie Daija kurz, weil der Vater das so wünschte. Wenn sie trotzdem einmal etwas an ihr zu loben fand – es geschah meistens aus pädagogischen Gründen im Hinblick auf die Geschwister – so machte das auf Daija einen so starken Eindruck, dass es in ihr zitterte. „Ferdinand, dass man dir noch etwas über Anstand beim Essen sagen muss! Daija ist zwei Jahre jünger als du und isst tadellos!“ Daija bebte vor Glück. Von nun an ass [sic] sie wie eine Prinzessin, selbst wenn sie krank war und niemand ihr zusehen konnte. Wenn die Klavierlehrerin sagte: „Na Daija, das Schubert Impromptu spielst du recht hübsch“, dann übte Daija eine Zeitlang wirklich fleißig, um das gute, buckelige Fräulein Holzammer zu belohnen.

Freilich, es fiel nur selten ein Lob ab für Daija.

Und doch gab es in diesen magersten Jahren ihres Lebens einen Lichtblick: Marie-Louise,<sup>80</sup> die kleine Schwester. Sie war der einzige Sonnenschein des Hau-

78 Urschrift, S. 70: „Aber sie war kalt. Erschreckend kalt. Nicht einmal hat sie mich in die Arme genommen, nie hat sie mit mir gespielt oder getändelt.“

79 Ebd. S. 70: „Sie hatte denselben starren Pflichtbegriff wie mein Vater, und auch, wie er, tat sie selbst ihre Pflicht so sehr, daß sie das selbe von andern fordern durfte.“

80 Vgl. ebd. S. 71: Marie-Louise werden lediglich 8 Zeilen gewidmet, nur die Einleitung übernahm die Autorin: „In all dieser Kälte gab es Einen Licht- und Wärmepunkt.“

ses, der winzige warme Mittelpunkt, zu dem sich alle drängten. Die Mutter hatte sie ihnen dagelassen, Jedem zum Geschenk. Wenn sie im Zimmer war, durfte man lachen. Und als sie groß genug war, um mit der Familie zu essen, da durfte man sogar bei Tisch sprechen, weil sie immerfort erzählte und fragte, gar nicht, als wenn man sich vor dem Vater fürchten müsse. Wenn er ins Zimmer kam, lief sie ihm entgegen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn an den Tisch. Mit ihr lächelte er sogar ein bischen. Für Daija war sie vom ersten Tag an ein Wunderchen gewesen. Es schmeckte ihr mit, wenn das Schwesterchen bei der Amme trank. Wenn die Amme sie dann in den Schlaf sang, saß Daija ganz still an ihrem Bettchen und sah in das kleine Gesicht. Die Amme sang:

Holdes Grün, wie lieb ich dich  
Süßer Augentrost für mich,  
Denn du bist, so wahr ich Waldmann bin,  
Aller Farben Königin!

Als dann Marie-Louise anfang Brei zu essen, und sie machte das kleine, runde Mäulchen auf, musste Daija jedem Löffel zusehn, so hübsch war das. Und wenn das Schwesterchen seinen Brei nicht aufessen wollte, dann kam etwas ganz Köstliches: nämlich, wenn Daija ihr den Löffel in den Mund steckte und sagte: „nun [sic] iss noch ein Löffelchen für Vater, nun iss [27] noch ein Löffelchen für Daija,“ dann, wahrhaftig, ging das kleine Mäulchen wieder auf und ließ sich weiter füttern. – Jeder Fortschritt des Kindes war ein Ereignis für Daija. Und was für eine Seligkeit, dass sie mit dem ersten Schritt, den sie allein machte, in Daijas Arme lief. Daija fand, dass das Schwesterchen der Mutter glich. Die Haare waren auch schwarz, aber nicht so kraus wie Daijas Locken, und die Augen waren dunkel, wie alle Leute in der Familie sie hatten. Nur die Großmutter in Paris hatte hellblaue, harte Augen. Ein wenig blass war das Schwesterchen immer, in ihrem schwarzweiß karierten [sic] Kleidchen mit der großen schwarzen Trauerschärpe, und Daija wollte alles tun, um sie froh zu machen. Vielleicht war es dem Vater nicht recht, dass Marie-Louise am liebsten an Daijas Hand lief. Wahrscheinlich hatte er Angst, sie könnte auch verstockt werden. Aber das wurde sie nie, denn mit ihr lachten ja alle Leute und waren gut zu ihr. Schade, dass sie so viel jünger war, als Daija. Sagen konnte man ihr nichts von dem, was man auf dem Herzen hatte, dazu war sie zu klein.

Daija hatte einen wunderlichen Vertrauten: das war eine Spalte, die sie zwischen dem Kleider- und Wäscheschrank in ihrem Zimmer entdeckt hatte. Bald

nach dem Tod der Mutter hatte sie, an ihrer Fensterbank sitzend, ein Gedicht<sup>81</sup> geschrieben:

„Es ist noch nicht sehr lange her,  
dass ich ins Zimmer trat,  
da lag auf ihrem Bette  
meine Mutter, bleich und matt.“

„Ich muss von dir nun scheiden,  
von dir, geliebtes Kind,  
doch Gott wird bei dir bleiben,  
er ist dir gut gesinnt.“

„Und als sie das gesprochen,  
da starb das Mutterherz  
und ließ mich hier allein zurück  
in Jammer, Not und Schmerz.“

Daija wusste selbst nicht, wie das aus ihr gekommen war. Es war, als hätte es ihr jemand diktiert. Sie las es ein paarmal durch, und weil sie es schön fand, so wollte sie das Blatt aufbewahren, aber um Gotteswillen durfte niemand anders es sehen. Sie suchte im ganzen Zimmer ein Versteck, und da fand sie die Spalte zwischen den Schränken, an die sie herankommen konnte, wenn sie sich auf die Lehne des Stuhles stellte. Und nun wohnte in diesem Versteck eine ganze Gesellschaft von Freundinnen, die Daija alle nicht kannte. Wenn sie einmal ganz traurig war, dann dachte sie sich eine Helene aus, die auch keine Mutter [28] mehr hatte, und der schrieb sie dann ihren ganzen Jammer. Oder wenn sie wütend war auf Onkel Arthur dann war da eine Johanna, der schrieb sie einen langen Brief: „Liebste Johanna, ich weiss, Du hast auch so einen entsetzlich strengen Onkel; drum muss ich Dir einmal schreiben, was Onkel Arthur mir wieder angetan hat.“ Und dann kam das ganze Erlebnis, und sie bat Johanna, ihr zu antworten, ob Johannas Onkel sie auch wieder so falsch verstanden hätte. Auch zwei Zettel lagen bei den Briefen, auf dem einen stand: „Ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen.“<sup>82</sup> Was konnte sich Daija Schöneres vorstellen? Auf den anderen hatte sie geschrieben: „Die Liebe, die Sonne und Sterne erfüllt.“ Sie malte gewissenhaft (Dante<sup>83</sup>) dahinter. Wenn sie gross wäre, würde

81 Identisch mit der „Urschrift“, S. 59. Die nachfolgende Episode fehlt in der „Urschrift“.

82 Zitat aus dem Alten Testament, Jesaja 65,17.

83 Dante, Par[adiso]. XXXIII, V. 145: „Liebe ist die Kraft, die die Sonne bewegt und alle anderen Sterne.“

sie bestimmt mit Entzücken das Buch lesen, in dem so Herrliches stand. – Manchmal hätte sie gern mit ihrem [sic] Brief-Freundinnen gesprochen; da erfand sie sich etwas, daran dachte sie noch jahrelang, und immer hoffte sie, dass sie es einmal erleben möchte. Dies war Daijas Erfindung: sie würde eine kleine Metallplatte in der Tasche haben, natürlich eine besondere, höchst kunstvoll gearbeitete Platte, und ihre unbekannten Freundinnen in der Ferne würden ähnliche Platten in der Tasche haben wie sie selbst. Wenn nun Daija Sehnsucht nach einer dieser Freundinnen hätte, so würde sie die kleine Platte in die Hand nehmen und darauf hauchen oder mit dem Finger leise daran klopfen; sofort würde die Platte der Freundin zu klingen anfangen. Die Freundin nähme ihre Platte in die Hand, und nun konnten sie miteinander sprechen, als stünden sie nebeneinander. Wer weiss, dachte Daija manchmal, ob man sich nicht noch viel weiter verstehen könnte als nur unter Menschen: Tote stehen ja auf und werden Engel; wenn ihre Platten ganz fabelhaft fein gearbeitet würden, ob man da nicht auch mit Engeln sprechen könnte? – – –

Es steckten schon viele Briefe in Daijas Trostkammer, denn das war sie wirklich, weil Daija sicher sein konnte, dass keine dieser Freundinnen sie falsch verstand. Aber eines Tages kam sie aus der Schule, da war Grossreinmachen im Haus, und die Schränke standen auseinandergeschoben in ihrem Zimmer. Entgeistert sah sie in alle Ecken, – alles leer. Zaghafte ging sie in den Essaal [sic], Frau Sellmann erwiderte ihren Gruss nicht. Um ein Uhr kam der Vater ins Haus. „Daija komm ins Wohnzimmer!“ O Gott, das war überhaupt noch nicht vorgekommen, dass sie einzeln verhört wurde. Es gab eine furchtbare Untersuchung: „Wer ist Johanna?“ Schweigen. „Willst du sofort gestehen, wer Johanna ist! Ist es die Cousine von Hedwig Bellinghoff, die Weihnachten zu Besuch hier war? Augenblicklich sagst du, wer Helene ist!“ Da sollte nun Daija sagen, dass sie weder eine Johanna noch eine Helen kannte! Man würde sie totschiessen, dachte sie, wenn sie weiter schwiege. Aber dem empörten Vater ins Gesicht [29] sagen, dass es diese Freundinnen gar nicht gab, das war doch unmöglich. Sie waren ja auch da. Sie fühlte sich doch wirklich getröstet, wenn sie solch einen Brief fertig geschrieben hatte. Aber es half ihr nichts: sie musste schliesslich gestehen, dass sie niemals Abschriften dieser Briefe weggeschickt hatte. So konnte sie nur wegen des widerborstigen Inhalts verprügelt werden. Und sie musste alle Leute um Verzeihung bitten, die sie darin gekränkt hatte. Der Vater liess sie noch wochenlang fühlen, dass er sie nicht nur für ein völlig verdorbenes, sondern auch für ein nur halb zurechnungsfähiges Geschöpf hielt.

In einem halben Jahr würde Daija mit der Schule fertig sein, dann sollte sie nach Brüssel in Pension, darauf freute sie sich. Sie hoffte sehr, dass der Vater

in Brüssel niemand erzählen würde, was er von Daija hielt. Die Pariser Grossmutter sagte manchmal: „Wer sich die Nase abschneidet, verschändet sich das Angesicht.“ Damit entschuldigte sie es vor den Kindern, wenn sie fremden Gästen ihre wahre Meinung über Daija verschwiegen hatte. Dachte der Vater ähnlich, so würde man sie in Brüssel nicht mit den Augen ihrer Familie ansehen, und dann konnte sie dort ein neues Leben beginnen.

Von ihren Mitschülerinnen nahm sie ohne Kummer Abschied.<sup>84</sup> Sie war durch die Schule gegangen, ohne eine Freundin zu finden. Sie hätte sich ganz gut vertragen mit den meisten Mädchen, aber der Altersunterschied und die Ungleichheit im Familienleben waren zu gross. Wenn eins von den Kindern eine Gesellschaft gab, durfte Daija nie hingehen, wenn sie nicht eine schriftliche Einladung mit nach Hause brachte. Das wurde bei keinem der andern Kinder erwartet, und die Eltern der Einladenden hatten keine Lust, mit Daija Extra-Umstände zu machen. Es gab also jedes Mal einen Konflikt: Sollte sie ihre Scheu überwinden und die Kameradin bestürmen, sie möge ihr eine schriftliche Einladung schicken, oder sollte sie stillschweigend verzichten? Natürlich waren da auch manche Häuser, die für eine Tochter des Herrn Lensing nicht gut genug waren; und gerade von dort bekam Daija eine schriftliche Einladung. Und dann durfte sie doch nicht hin. Und dorthin wäre Daija so gern gegangen. Manchmal schlich sie heimlich mit der Tochter des Mannes, der bei Lenzings die Wäsche stopfte, in die enge Gasse, wo Herr Haib,<sup>85</sup> der nebenbei Kirchendiener war, wohnte. Da gab es ungeahnte Dinge zu essen. Käse zum Kaffee, und Gänsefett. Wenn Daija mitkam, so opferte Frau Haib ein frisches Töpfchen Gänsefett. Sie machte mit einem schmalen Messer in die Mitte des Fettes ein Loch bis unten hin und strich auf Daijas Brot etwas wunderbar Kräftiges Dunkelbraunes. Das fand Daija hundertmal [30] besser, als die langweiligen Geleebrötchen, die es daheim gab. Einmal hörte Daija bei Haibs etwas, das machte sie sehr traurig. Nach dem Kaffee sass sie mit Grete Haib im Zimmer nebenan, und Frau Haib erzählte einer Nachbarin, dass ihr Mann schon bei Daijas Grossmutter auf dem Markt geflickt habe. Er lieb dort auch immer Grossmutters rote Sammetsessel aus, wenn der Bischof von Mainz nach Erdingen kam.<sup>86</sup> Dann sprach Frau Haib von Daijas Mutter: „Sie war ein Engel“, sagte sie, „aber seit sie tot ist, geht mein Mann gar nicht mehr gern zu Lenzings stopfen; er sagt, das Haus ist so kalt geworden; selbst im warmen Sommer friert man da.“<sup>87</sup> Frau Haib bekam einen Schreck, als sie sah, dass Daija noch im Nebenzimmer war; das Kind sah so

84 Vgl. Urschrift, S. 76 f.: Schilderung der Besuche bei den Binger Freundinnen.

85 Ob dieser Name ein Pseudonym ist, konnte nicht geklärt werden.

86 Vgl. oben, S. 7, Anm. 33.

87 Vgl. Urschrift, S. 71; das Lob sprach hier die Handarbeitslehrerin in der Schule aus.

bleich aus; aber sie hoffte, dass sie nichts verstanden hätte.

Ja, Herr Haib hatte recht: Selbst im heissen Sommer fror Daijas Herz. Manchmal hatte sie Angst, ihre Herzflamme sei erloschen.

Was Daija von den Mädchen ihrer Klasse besonders fern hielt, war die Erfahrung, dass die Stunden, die sie am liebsten hatte, die anderen gar nicht interessierten. Zum Beispiel Physik und Chemie;<sup>88</sup> da konnte sie nicht genug lernen. Da bekam sie immer eine Eins. Und grade darin hatten alle Andern eine Drei. Weltgeschichte und Geographie mochte sie auch. Aber was die Andern interessierte, das fand Daija totlangweilig [sic]; zum Beispiel Grammatik, was sollte das? Lenzings machten keine Fehler in Sprechen oder Schreiben und bei den Leuten auf der Strasse, die „Erdinger Gassenlatein“ sprachen, waren gerade die Fehler lustig. „Der Himmel bloodappt sich“, sagten sie und viele solche Worte. Die verlernen sie doch nicht in der Grammatikstunde! Auch Handarbeitsstunde hatte keinen Sinn. Ein grosses Frauenhemd aus grober Baumwolle mit der Hand nähen, das fand sie genau so qualvoll, wie einst den Strickstrumpf. Mehr als alles andere ödeten sie die Aufsatzstunden, weil sie beim Pfarrer Fischer<sup>89</sup> nie das schreiben durfte, was sie selbst über das Thema dachte. Wenn er den Aufsatz gegeben hatte, sprach er den Kindern vor, was er in ihrer Wiedergabe hören wollte. Und wer das am wörtlichsten niederschrieb, der bekam die beste Note. Wenn nun aber der Aufsatz hiess: „Gottes Güte ist überall“, und Daija schrieb diesen Titel in ihr Schulheft, da fielen ihr gleich so viele Dinge ein, die der Pfarrer nicht gesagt hatte. Die schrieb sie alle hin. Und dann war nachher ihr ganzes Heft voll roter Tinte von des Pfarrers Hand. Und hinter dem Aufsatz stand als Note: „Beim Vortrag der Disposition nicht aufgepasst; Interpunktion mangelhaft.“ Und Daija hatte doch so sehr gehofft, dass der Herr Pfarrer beim Zurückgeben der Aufsatzhefte ihr eine Erklärung dafür gegeben hätte, warum Gottes Güte zwar den Lauf der Gestirne und den Gang [31] der Jahreszeiten regelte, aber, warum liess Gott es zu, dass die Vögel die hübschen Libellen verschlingen; und warum wurden die Jungen ersäuft, wenn Lenzings Katze zu viele bekam? Da schrieb aber der Herr Pfarrer ganz dick an den Rand: unreifes Zeug, gehört nicht hierher.

Pfarrer Fischer gab auch Literaturstunde.<sup>90</sup> Und da erlebte Daija etwas, das schnitt wie ein Messer in ihre junge Seele, und immer, wenn sie daran zurückdachte, spürte sie noch den Schmerz der Verwundung. Sie war damals in der zweiten Klasse, die andern also vierzehnjährig, Daija zwölf Jahre alt. Sie lasen das Nibelungenlied. Es kam die Zeile:

88 Ebd. S. 87.

89 Vgl. ebd. S. 79 f. Dies ist möglicherweise ein Pseudonym; in der „Urschrift“ heisst es: „der evangelische Pastor“.

90 Vgl. ebd. S. 79–80. Hier griff Ida Dehmel auf ihre Vorlage zurück.



„Er bedeckt mit Küssen ihren schönen Leib“.

In Erdingen sagte niemand Leib für Körper. Die Mädchen fanden es komisch, dass ein Mann den Leib der geliebten Frau mit Küssen bedecken sollte. Die Erste in der Klasse, die die Stelle zu lesen hatte, kam ins Kichern. Wütend schrie der Pfarrer die Zweite an: „Baiertal, lies weiter!“ Die Baiertal prustete los. Da geriet der Diener Gottes in masslose Wut: „Was, ihr untersteht euch zu lachen, ihr Gänse! Was werdet ihr denn tun, wenn ich im nächsten Jahr den Faust mit euch lese! Ich will euch lehren, bei solchen Dingen lachen! Jetzt trage ich euch lauter solche Stellen aus der klassischen Weltliteratur vor, und wer von euch sich untersteht zu lachen, der kriegt acht Tage Arrest übers Mittagessen.“ Und damit stellte er sich vor die Klasse und stürzte über sie ein Ungewitter von unverhüllten, barbarischen und obscönen [sic] Zitaten. Niemand verstand ihn recht. Doch es lag auf den Kindern ein lähmendes Entsetzen. Plötzlich sagte er:

„Das Kalb ist nicht mehr sicher in der Kuh –  
Ihr nehmt das Ei und das Huhn dazu.“

Da ging es durch Daija wie ein Messer. Für eine Minute war eine grauenvolle Klarheit in ihr. Der entsetzliche Schmerz der Kreatur hatte sie ergriffen: Kalb in der Kuh? Das gab es? Kind im Mutterleib fiel es sie plötzlich an. Und das war nicht mehr sicher? Konnte entrissen werden? Aus dem nichtwissenden Kind war in dieser grauenvollen Stunde ein wissender Mensch geworden.

Daija wusste, dass ihre Mitschülerinnen heimlich von verbotenen Dingen tuschelten. Es war nichts von Jungens. Wenn sie von Jungens sprachen, durfte Daija dabei sein. Sie bewunderten sogar Daija ein bisschen, weil ihr hübscher Kavalier aus der Tanzstunde noch immer zu ihr hielt und manchmal ihre Schultasche bis zu Lenzings Strassenecke trug. Es waren körperliche Dinge, die sie sich zuflüsterten, und das geschah niemals vor Daija. Sie sagten dann höhnisch: „Du bist noch ein dummes Ding und weisst von nichts. Wir sind schon junge Mädchen.“ Und dann rühmten [32] sie sich, dass sie schon „reif“ seien, was Daija nicht verstand. Und bei Daija sei doch noch nichts los, und sie sei so mager wie ein Schusterjunge. Ehe man nicht Brüste habe, und je voller je schöner, dürfe man überhaupt nicht mitreden. – Eines Tages, Daija war nun schon vierzehn Jahre alt, schloss sich ihr für den Heimweg Rolla Rolph<sup>91</sup> an, die Keckste aus der Klasse. Da sie am entgegengesetzten Ende der Stadt wohnte, bedeutete

91 Vermutlich ist dies ein Pseudonym. In der „Urschrift“ blieb diese Episode sehr knapp: „Mine war es auch, die das Problem: Wie kommen die Kinder auf die Welt? in mein Leben trug.“ (S. 79).

das Ungewöhnliches. „Wir haben uns ja alle verabredet, nicht über solche Sachen mit dir zu reden, weil du noch so ‚kälbern‘ bist. Aber so kann man dich doch nicht nach Brüssel fahren lassen! Du tust einem wahrhaftig leid: du weisst ja noch nicht einmal, was einer Frau gefehlt haben muss, eh sie ein Kind kriegen kann.“ Dass es etwas „Unanständiges“ sein musste, merkte Daija an Rollas Ton. „Doch, ich weiss es.“ Und schnell sagte sie das einzige Unpassende, was sie wusste: „Durchfall muss sie gehabt haben!“ Rolla schrie vor Lachen. Aber dann hakte sie Daija ein. „Beobachtest du denn gar nicht deine grossen Schwestern?“ Und dann folgte eine lange Aufklärung, von der Daija nur einen ganz wirren Eindruck übrig behielt. Sie fühlte sich tief geehrt durch Rollas Vertrauen und versprach hoch und heilig, die Klasse nicht merken zu lassen, dass sie nicht mehr ‚kälbern‘ war. Dieser Heimweg wob ein Band der Vertraulichkeit zwischen den Beiden; Rolla rechnete es Daija hoch an, dass sie schweigen konnte, und Daija war der Älteren überschwänglich [sic] dankbar, nicht etwa für eine Erkenntnis, – denn sie hatte von alledem nichts begriffen, – sondern, weil sie wie zu einer Gleichberechtigten mit ihr gesprochen hatte.

In diesem letzten halben nun überstandenen Schuljahr war bei Lenzings Grosses vorgegangen. Alexe hatte sich verlobt<sup>92</sup> und verheiratet. Zu Beginn dieser Ereignisse hatte es für Daija wieder eine jener Szenen gegeben, die sich gewittergleich um sie zusammenzogen, so oft irgend etwas Besonderes die Familie bewegte. Eines Sonntags war ein Herr zu Besuch dagewesen, den Daija kaum ansah. Auswärtige Gäste gehörten zu den Alltäglichkeiten des Hauses. Am folgenden Sonntag war der Stuttgarter Herr wiedergekommen. Nachmittags wurde Daija zur Cousine Dina geschickt; sie waren im besten Spieleifer, da erschien Julia, strahlend in der Wichtigkeit ihrer Sendung, um „anzusagen“, dass Alexe sich verlobt habe, und Daija solle heimkommen, um zu gratulieren. Daija war benommen! Wem würde man zu gratulieren haben? Und wie ging so eine Verlobung vor sich? – Sie fand die ganze Familie im Salon, alle in beglückter Erregung; an wen sollte sie sich zuerst wenden? Die Pariser Grossmutter entdeckte Daija, sie rief: „Sieh, Daija, nun hast du einen Schwager [33] bekommen. Gib ihm schnell einen Kuss. Du darfst ‚du‘ zu ihm sagen und dann gratuliere deiner Schwester.“ Daija stand unbeweglich. Da sass auf dem Sofa, Hand in Hand mit Alexe, der fremde Herr aus Stuttgart in einem schwarzen Gehrockanzug;<sup>93</sup> er hatte eine kleine Warze an der linken Nasenseite und einen

92 Vgl. Urschrift, S. 99 f.: Schilderung der Verlobung der Schwester Alice und der Bestrafung Daijas. Der Verlobte Julius Bensheimer (1850–1917), ein Mannheimer Verleger, erhält in „Daija Letzte Fassung“ das Pseudonym „Emil“.

93 Am 22.10.1925 schrieb Ida Dehmel ihrer Schwester Alice: „Gehrockanzug‘ sage ich mit Absicht; der Ausdruck

Bart rund ums Gesicht. Auch nicht ein bisschen jung sah er aus, beinah hätte er ein neuer Lehrer sein können. Und dem sollte sie einen Kuss geben? – Seit dem Tod der Mutter lebte für Daija nur ein Gefäss der Zärtlichkeit: Marie-Louise. Dem Vater mussten die Kinder jeden Tag vor dem Mittagessen einen Kuss geben. Und wenn die Tanten aus Berlin oder Frankfurt ankamen und abreisten, bekamen sie auch so einen Pflichtkuss. Die Geschwister unter einander kannten dergleichen nicht; so blieb der Mittelpunkt aller Innigkeit die kleine Schwester. Daijas Zärtlichkeit für sie war voll Andacht; selten nur berührte sie mit ihren Lippen die zart gerundete Wange, als könne der samtene Flaum schon durch die scheueste Liebkosung Schaden nehmen. – Und nun sollte Daija den fremden Herrn küssen? „Nein, das tue ich nicht“, sagte sie vor sich hin. Die Grossmutter hörte es. „Augenblicklich gehorchst du“, stiess sie leise uns [sic] scharf zwischen den Zähnen hervor; ihre Augen funkelten wie Steine. „Nein, das tue ich nicht“, wiederholte Daija wie zu sich selbst. Die Grossmutter stand auf, fasste Daija hart am Arm, führte sie hinaus. „Augenblicklich gehst du ins Bett, du mauvais sujet“, herrschte sie, „keine Spur von Familiensinn hast du! In alle Freuden giessest du den bitteren Tropfen deiner Verstocktheit.“

Die Hochzeit wurde grossartig gefeiert. Von der Strasse bis zum Haus über den ganzen Vorgarten hin war ein weites Zelt gebaut, damit die kostbaren Damentoiletten nicht leiden konnten, falls es etwas regnen sollte. Aber das Ganze wurde Daija kein inneres Erlebnis, sie war eben doch noch zu „kälbern“, um die Bedeutung einer solchen Feier zu verstehen.

Acht Tage später fuhr der Vater mit ihr nach Brüssel. Eine Stunde vor ihrer Abreise setzte sich Daija an den Flügel; sie spielte vor sich hin. Sie überdachte ihr Leben seit dem Tod der Mutter.<sup>94</sup> Was hatte sie in all diesen Jahren ausser der Liebe des Schwesterchens beglückt? nur [sic] Eines fiel ihr ein: wenn es Frühling war, und sie die schwere Schulmappe auf den Tisch geschleudert hatte, und wenn sie dann in den Garten hinauslief und vom blauen Himmel wärmende Sonnenstrahlen sie trafen, dann weitete eine unendliche Seligkeit ihre Brust, dass sie sich leicht wie ein Vogel fühlte; frei zu dem Flug in eine unbekannte Ferne. Was weiter? Sie dachte angestrengt nach. Ihr fielen keine anderen Glücks- [34] Augenblicke ein. Da lachte sie trotzig. Laut schlug sie auf die Tasten und sang schallend:

---

soll nicht elegant wirken.“ (SUB : DA : Z : Br : De 81.497, S. 1; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 750 f.).

94 Vgl. Urschrift, S. 87.

„Von meinen Bergen darf ich scheiden,  
Wo's gar nit lieblich ist und schön,  
Brauch' nit mehr in der Heimat bleiben,  
Kann in die weite Ferne gehen!“

Als Frau Sellmann, überrascht Daija am Klavier singen zu hören, ins Zimmer kam, wiederholte Daija ihr Trotzlied. Die Frau, deren Amt es seit fünf Jahren war, Mutterstelle an der Heranwachsenden zu vertreten, sah entsetzt und tief erschreckt in Daijas Gesicht, in dem zum ersten Mal kalte Verurteilung stand. Fühlte sie plötzlich, was sie versäumt hatte? Daija sah sie erblassen.



[34 b]<sup>95</sup> Der Vater machte mit Daija bei den Brüsseler verwandten Besuch. Da waren zwei Schwestern der Pariser Grossmutter,<sup>96</sup> alte, verhutzelte Frauchen; zum ersten Mal fiel es Daija ein, was für eine fürstliche Frau die Grossmutter war. Lieb haben konnte man sie nicht, aber sie war schön. Der Sohn der einen Brüsseler Tante hatte eine katholische Dame geheiratet; sie war es, die das Pensionat Bouillard,<sup>97</sup> wo man sie erzogen hatte, für Daija empfahl. Die andere Schwester der Grossmutter war mit dem Grossrabbiner von Brüssel verheiratet. Sie hatten einen kränklichen Sohn, Musiker, ehemals der nächste Freund von Jacques Offenbach; er lebte wie ein Fremdling in seiner Familie, ohne Ehrgeiz, ohne Tatendrang, ohne Lebenslust, ganz still in Musik und die Erinnerungen an seinen grossen Freund vergraben.

95 In „Daija Zwischenfassung“ (S. 46) wurden diese 11 Zeilen beiderseits vermutlich als Streichungshinweis mit einem Haken markiert, der im Nachhinein rückgängig gemacht wurde; die Zeilen wurden wieder integriert und in „Daija Letzte Fassung“ als S. 34 b markiert. Die „Urschrift“ gibt die gleiche Auskunft zur Familie wieder (vgl. S. 91).

96 Marianne Coblenz, geb. Levi, (vgl. Kap. 1, Anm. 7) hatte 14 Geschwister, darunter Johanette, genannt Henriette (1812– ?), die den Groß-Rabbiner Dr. Löb in Brüssel 1836 geheiratet hatte. Das Paar bekam 2 Töchter, die nach ihrer Heirat selbst drei Kinder in Idas Alter großzogen. Eine andere Schwester, Caroline (1814– ?), heiratete 1836 Louis Haumann (1810 – Brüssel 1872), sie hatten 2 Söhne: Lucien (geb. 1840) und Henri (geb. 1847). Der Letztgenannte bekam sechs etwas jüngere Kinder als Ida. (Quelle: Stamm-Baum der Familie Daniel Levi, Manuskript, Mannheim 1886 (im Privatbesitz), S. 19, S. 21, S. 71).

97 Vgl. hierzu Urschrift, S. 88–92. Constantin Héger und seine Frau führten das „Pensionnat Héger“, ein Pensionat für Mädchen, rue d'Isabelle 34–38 in der Brüsseler Stadtmitte hauptsächlich für Mädchen der höheren Gesellschaft. Das Internat erlangte Berühmtheit durch die Tatsache, dass sich die Geschwister Charlotte und Emily Brontë 1842 dort zum Lehren und Sammeln von Unterrichtserfahrungen aufgehalten haben, wobei Charlotte sich in Constantin verliebte. Dies blieb lange geheim und wurde erst zu Beginn des 20. Jh. bekannt. Vgl. [https://nl.wikipedia.org/wiki/Pensionnat\\_de\\_Demoiselles\\_van\\_H%C3%A9ger](https://nl.wikipedia.org/wiki/Pensionnat_de_Demoiselles_van_H%C3%A9ger), abgerufen 12.03.2024.

[35]



Der Vater brachte Daija in die Pension.<sup>98</sup> Auf der Treppe verlangsamte er seinen Schritt: „Du wirst hier mit den Töchtern der besten belgischen Familien zusammensein“ [sic], sagte er, „vergiss nicht, dass dein Vater nicht mehr ist als irgend ein Vater deiner Mitschülerinnen, aber auch nicht weniger.“<sup>99</sup> „Er spricht zu mir wie zu einer Erwachsenen,“ flog es Daija durch den Sinn.

Das Haus mit seinen vielen grossen Räumen gefiel ihr, und die Pensionärinnen, die in ihrer schwarzen Uniform die Korridore füllten, schreckten sie nicht. – Es gab drei Klassen bei Mademoiselle Bouillard. Die der Ausländerinnen, die der Belgierinnen bis zum siebzehnten Jahr und die der bereits Erwachsenen. Daija hatte ein Examen zu bestehen; der Vater hatte wohl gesagt, dass sie französisch wie deutsch beherrschte; als sie ihr Pensum erledigt hatte, wurde ihr zu ihrem Schreck mitgeteilt, dass sie die Prüfung für die oberste Klasse bestanden habe; also nicht mit den anderen Deutschen zusammen, auch nicht mit den belgischen Altersgenossinnen, sondern wieder, wie daheim<sup>100</sup>, eine Ausnahme: die einzige Deutsche in der Klasse mit fünfzehn Jahren zwischen lauter Siebzehn- und Achtzehnjährigen.

Zuerst ging es auf den Boden zum Kofferauspacken. Eine dunkellockige, blasse Engländerin zeigte Daija Schrank und Kommode. Jede Schülerin hatte eine Nummer. Daija war Nummer zwei. An jedem Wäschestück, in jedem Heft, an der Bettstatt und im Hut, überall war die Zwei angebracht. Ihr Name wurde in den seltensten Fällen genannt; hier gab es keine Daija, sie war Mademoiselle Deux geworden.<sup>101</sup>

Nachdem ausgepackt war, führte die Engländerin sie in den Garten.<sup>102</sup> „Ich habe mir von Mademoiselle Bouillard die Erlaubnis geben lassen, in dieser ersten Stunde Ihre Begleiterin zu sein, weil ich etwas Ernstes mit Ihnen sprechen möchte. Was ich Ihnen sage, ist nur in Ihrem Interesse, denn meine Pensionszeit ist zu Ende; ich fahre morgen heim. Mademoiselle Bouillard hat mir gesagt, dass Sie Jüdin sind, ich vertraue Ihnen an, dass ich es ebenfalls bin. Zwei Jahre bin ich hier, ohne dass jemand, ausser der Vorsteherin, etwas davon ahnte. Sie müssen es ebenso halten, müssen sagen, dass Sie evangelisch sind, sonst halten Sie

98 Acht Tage nach der Heirat ihrer Schwester Alice mit dem Verleger Julius Bensheimer (1850–1917), die am 22.03.1885 stattfand (Stamm-Baum der Familie Daniel Levi, Manuskript Mannheim 1886, S. 119), kam Ida/Daija im Alter von 15 Jahren in das Brüsseler Pensionat; vgl. Urschrift, S. 85.

99 Vgl. Urschrift, S. 84 f.

100 Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 29, S. 31 f.

101 Darüber schweigt die „Urschrift“.

102 Die nachfolgende Episode findet sich auch in der „Urschrift“ (S. 88).

es hier nicht aus.“ Daija traute ihren Ohren nicht. „Warum sagen Sie mir das alles? Warum soll ich es hier nicht aushalten, wenn die Mädchen erfahren, dass ich Jüdin bin?“ „Weil die Juden Parias für sie sind, verachtetes, gehasstes Volk.<sup>103</sup> Wollen Sie meinem Rat folgen, Mademoiselle Deux? Ich meine es gut mit Ihnen.“ „Nein“, sagte Daija, „nein, auf [36] keinen Fall, das tue ich nicht.“

Was hatte der Vater vor wenigen Stunden gesagt: „Keiner ihrer Väter ist mehr als dein Vater.“ Nun sollte Daija ein Paria sein, die Lenzings verachtetes Volk? Die Engländerin musste nicht gerecht gescheit sein.

Wenn der Vater auch viel zu streng und ungerecht gegen Daija gewesen war, sie war doch stolz auf ihn. Das Lenzingsche Haus war nicht nur das vornehmste von Erdingen; weit und breit gab es keinen Herrn, wie der Vater einer war. Der Bürgermeister hofierte ihn wie der Landrat; jeder Beamte, der nach Erdingen kam, machte seinen ersten Besuch bei Lenzings.

Das Lenzingsche Weingut war eines der grössten am Rhein, die Lenzingschen Weinberge waren in der Welt berühmt, so gut wurden sie gepflegt. Wenn ein neues Gesetz über den Weinbau beraten wurde, fuhr Herr Lenzing als Gutachter nach Berlin; er wurde vor allen andern gehört.<sup>104</sup>

Und jetzt sollte Daija irgend etwas von ihrer Herkunft verleugnen? Sie dachte nicht daran.

Sie war sich allmählich daheim darüber klar geworden, dass sie soviel zu leiden hatte, weil sie anders war als die Geschwister. Sie war schweigsam geworden, denn es tat weh, missverstanden zu werden. Immer hielt sie den Kopf gesenkt, damit die Unwetter sie nicht zu schmerzhaft trafen.<sup>105</sup> – Diese Engländerin aber hatte zu sagen gewagt, dass nicht nur Daija sondern Lenzings, nicht nur Lenzings sondern die Juden anders seien als diese belgische Gesellschaft; nicht nur andersartig, sondern verhasstes, verachtetes Volk. Plötzlich wachte ein Stolz auf das Anders Sein [sic] in Daija auf. Sie hob den Kopf hoch, das Unwetter sollte nur kommen; ihr Vater war nicht weniger als irgend ein Vater der Mädchen hier.

Die Lenzingschen Kinder waren religionslos erzogen worden.<sup>106</sup> „Der liebe Gott“ war kein Gesprächsthema bei ihnen. Die Familie hatte in der Synagoge keinen Sitz, kein jüdischer Feiertag wurde gehalten, keine jüdische Vorschrift

<sup>103</sup> Urschrift, S. 88: „Hier denkt man, Juden sind Wilde.“

<sup>104</sup> Vgl. Hoffmann/Van Menxel, Bingen, Kap. 2.3: Daijas Vater Simon Zacharias Coblenz übernahm wegen der Bedeutung der eigenen Firma 1887 den Vorsitz der Binger Handelskammer.

<sup>105</sup> Urschrift, S. 67: „Ich könnte ein dickes Buch füllen, wenn ich alle die Fälle aufzählen wollte, die sich meinem Gedächtniß eingebrannt haben, in denen man mir ungerechterweise Lügen vorgeworfen hat.“ Hier gibt Daija wohl ein sie dominierendes Gefühl preis.

<sup>106</sup> Ebd. S. 72: „Das religiöse Element hatte in unsrer Erziehung vollständig gefehlt.“ Dies erläuterte Ida mit weiteren Ausführungen.

befolgt. Die Dienstboten waren katholisch, Frau Sellmann evangelisch. In Daijas Schulklasse waren die Konfessionen ungefähr gleich vertreten gewesen. Religionsunterricht war das vernachlässigste Fach; es kam noch hinter Zeichnen. Daija lernte hebräisch wie englisch; sie lernte biblische Geschichte wie die geliebte Mythologie. Sie fand das alles wunderschön: Josef und Benjamin, Saul, David und Jonathan, Ruth und Esther. Es war Schulunterricht; man musste seine Lektion lernen. Irgend etwas Erhebendes war nicht dabei.

Von Rolla Rolph lieh sich Daija einen Katechismus und studierte ihn daheim. Er kam ihr wie ein Grammatikbuch vor. Es gab Fragen und [37] Antworten und Regeln wie bei Subjekt und Objekt.

Weil aber Daija das bestimmte Gefühl hatte, dass irgend etwas Hinreissendes hinter diesen Dingen stecken müsse, so ging sie heimlich in die Kirche. Als ein paar ihrer Klassenkameradinnen konfirmiert wurden, schob sie sich zwischen den vielen Menschen mit hinein in das evangelische Gotteshaus. Pfarrer Fischer würde sie hoffentlich nicht entdecken, trotz seiner scharfen Augen. Aber wie wurde sie enttäuscht! Die Kirche war kalt und nüchtern, die Leute sangen falsch. Und wie hätte Gottes Wort zu Daija sprechen können, da die Stimme des verhassten Lehrers es verkündete. Nein, evangelisch gefiel Daija nicht.

Viel lieber huschte sie in die katholische Kirche.<sup>107</sup> Die war gleich neben dem Lenzingschen Haus; solange Daija von sich wusste, klangen die Kirchenglocken in ihre Tage. Wenn Samstag abends die „guten“ Glocken läuteten, wurde Daija immer still. Etwas rührte an ihre Seele, aber sie hatte keinen Namen dafür. – Es war schön, neben der katholischen Kirche zu wohnen. An den Festtagen zogen grosse Processionen durch Erdingen. Die Strassen, durch die sie kamen, waren geschmückt, der Boden mit Gras und Blumen bestreut. Schon acht Tage vorher hatten die Kinder das Haar über Wickeln aufgesteckt. Bei der Procession standen dann wunderschöne Locken rund um die blonden Köpfe. Alle trugen weisse Kleider mit himmelblauen Schärpen und in der Hand hielten sie Lilienstengel oder kleine hellblaue Fähnchen mit einem Lamm oder Kreuz darauf gemalt. Die Jungen hatten schwarze Mäntel an, auf die waren Muscheln genäht. Sie stützten sich auf einen Kreuzstab; Daija hörte sagen, sie stellten Pilger nach dem

107 Die Niederschrift der folgenden Seiten (Beschreibung der Prozession) lässt sich genau datieren: Am 21.08.1925. schrieb Ida Dehmel aus Bad Liebenstein ihrer Schwester Alice: „Daija läßt grüßen u. gute Besserung wünschen. Heut früh hat sie, schon vor dem Bad, eine katholische Prozession in Erdingen beschrieben; morgen früh kommt die Synagoge dran.“ (SUB : DA : Z : Br : De : 81.493. S. 4; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 745 f.). In dieser Passage löst sich Ida Dehmel von der „Urschrift“. Nach ihrer ersten Lektüre von „Daija“ äußerte sich ihre Schwester Alice am 20.10.1925 begeistert: „Wie Du die Binger Prozessionen schilderst, das ist ein Kunstwerk – ich fühlte den Duft des Weihrauchs. Ich meine nur, an den 4 Ecken des „Himmels“ seien hellblaue Federnbüsche gewesen u. Du sprichst von weißen. Aber das sei Dir verziehen. Und wie Du Synagoge u. kath. Ritus nebeneinander stellst in ihrer ungeheuren Verschiedenheit, das ist auch ein Kunstwerk.“ (SUB : DA : Z : Br : De : 81.498, S. 1; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 750 f.).



heiligen Land vor. – Nahe bei Lenzings grossem Gartentor wuchs dichtes Gebüsch und ein uralter Akazienbaum. Dahin stellten sich die Köchin und die Hausmädchen, der Gärtner und der Kutscher. Eigentlich durften die Kinder nicht dabei sein, aber Daija schlich sich immer dazu. Da zog die ganze Herrlichkeit dicht vorüber. Erst die vielen Lockenkinder, die sahen wie Engel aus; dann die Jungfrauenvereine, da hatten alle Mädchen ein hellblaues Band mit einem silbernen Kreuz um den Hals. Ein paar Mädchen trugen in der Mitte zwischen den Reihen die Mutter Maria auf den Schultern, die hatte ein liebes lächelndes Gesicht. Ihr Kleid war auch weiss und hellblau, der Heiligenschein strahlte in der Sonne. Die Jungfrauen sangen „Ave Maria“, es klang ein bisschen weinerlich. Dann kamen die Jünglingsvereine. Zwischen denen wurden viele Heiligenbilder und geweihte Fahnen getragen, auch der heilige Rochus, der Schutzpatron von Erdingen, ganz mit Trauben geschmückt. Aber dann hörte man schon von weitem klingeln: das Allerheiligste nahte. Voran viele Geistliche in weissen Spitzenmänteln, dann die Pilgerknaben und dann der Himmel. Vier [38] alte Männer trugen goldene Säulen, die waren oben durch breite, goldene Brokatstreifen verbunden, und auf dem weissen Dach des Himmels wedelten grosse weisse Straussenfedern. Unter dem Himmel schritt der oberste Geistliche, der trug die Monstranz. Chorknaben, zu Seiten des Himmels, schlangen goldene Weihrauchfässer. Die Mädchen fielen in die Knie, der Gärtner und der Kutscher beugten sich tief hinunter. Daija verbarg sich hinter dem Akazienbaum; sie hätte sich auch so schrecklich gern hinge kniet, aber das hatten ihr die Mädchen streng verboten. Es sei eine Sünde, wenn eine Nichtkatholische vor dem Allerheiligsten kniee, und Daija solle um Gotteswillen nicht wagen, in die Monstranz zu sehen, sonst werde sie blind.

War der Himmel vorbeigezogen, so kamen in der Procession die angesehensten Männer von Erdingen; sie trugen grosse brennende Kerzen. In ihrer Mitte ging die Musik, die blies mächtig. Daija freute sich, wenn sie zu Ende gespielt hatten, denn dann sangen die Männer. Es dröhnte, so stark sangen sie:

Grosser Gott, wir loben dich,  
Herr, wir preisen deine Stärke.

Alle fielen ein, die ganze Luft brauste davon, und Daijas übervolles Herz musste sich entladen: schallend sang sie mit.

Waren die Männer vorbei, so kam das Volk, – wie die Mädchen sagten – und die Bauern aus der Umgegend; sie plärrten beim Singen. Daija lief in die Gartenlaube; dort konnte sie sehn, wenn die Procession in die Kirche zurückkehrte. Sobald das Allerheiligste wieder vor der Kirchentüre angelangt war, rollten sie-

ben Böllerschüsse durch das Nahetal, und alle Kirchenglocken läuteten laut auf.

Es gab Extra-Processionen zu besonderen Feiertagen: die heilige Rochus-Procession ging lustig aus; erst zog sie den Berg hinauf zum Rochus-Kapellchen. Wenn dort ausgesungen war, dann gab es draussen auf den Wiesen ein Riesenfest, grosse Zelte wurden aufgeschlagen, darin sassen die Leute und tranken neuen Wein; einen ganzen Weg entlang brannte Feuer an Feuer - da brozelten Bratwürste. Wenn sie knusprig waren, wurden sie in ein Rebblatt geschlagen, und sie schmeckten so aus der Hand herrlich. Lenzings fuhren im Jagdwagen auf den Rochusberg. Immer mit vielen Gästen, die im Sommer nie fehlten.<sup>108</sup>

So schön wie bei der Procession fand Daija es in der Kirche nicht. Es war gerade Messe, als sie sich zum ersten Mal hineinschlich, und der näselnde lateinische Gesang langweilte sie bald. Die bunten leuchtenden Fenster waren schön, auch die vielen Blumen vor den Heiligenbildern; aber die Kirche war dunkel und unheimlich. Da sass Daija lieber in [39] ihrer Laube und hörte der Orgel zu, die deutlich herüberklang.

Als Daija zwölf Jahre alt war, traute sie sich zum ersten Mal in die Synagoge.<sup>109</sup> Wie war es da merkwürdig! Die Männer hatten über ihre schwarzen Anzüge weisseidene [sic] Schultertücher gehängt. Viele der Frauen, die nicht zwischen den Männern sondern weit zurücksassen, trugen weisse glatte Überzüge über den Kleidern; es waren ihre Totenhemden, hörte Daija später.

Die Synagoge war ganz schmucklos, hell und klar. Nur dem Eingang gegenüber leuchtete ein goldener Schrank mit weit geöffneten Türen. Gerade hob der Rabbiner etwas heraus, das sah fast wie ein Kind aus, mit rotem, goldgesticktem Samt behängt. Der Rabbiner nahm das Samtkleid ab; zwei hohe Papierrollen kamen zum Vorschein. Er legte sie auf den Gebetstisch. Und nun traten fünf oder sechs Männer aus den Reihen, berührten mit ihrem weisseidenen [sic] Tuch eine Stelle in der Gebetsrolle, die der Rabbiner ihnen mit einem silbernen Stäbchen gezeigt hatte; dann küssten sie den Zipfel des Tuches, der das heilige Buch berührt hatte, und danach lasen sie halb murmelnd, halb singend die Stelle vor. Daija fand es schön, dass Männer aus der Gemeinde das Wort Gottes vortragen durften.

Die Vorlesung war zu Ende. Der Rabbiner rollte das Pergament wieder zusammen, darüber zog er das Samtkleid, hob die Thora in den Schrank, sicherte ihn mit schweren Stangen und verdeckte das Gelass mit einem gestickten Vorhang. Jeder konnte sicher sein, kein Unberufener würde die heilige Schrift berühren.

<sup>108</sup> Vgl. Urschrift, S. 132: Erwähnung einer Episode auf dem Rochusberg.

<sup>109</sup> Vgl. ebd. S. 90. Hier griff Ida Dehmel wieder ihre Vorlage auf, änderte sie jedoch ab.

Daija dachte, der Gottesdienst sei zu Ende; sie wollte als Erste ungesehen hinausschleichen. Aber da begann über ihr auf dem Chor die Orgel zu spielen. Nach dem hebräischen Männergemurmelt erhob sich plötzlich eine wunderschöne, klare, warme Frauenstimme.<sup>110</sup>

Fragend, suchend schwebte sie durch den Raum:

Ach, dass ich wüsste, wie ich Ihn finden könnte,  
und zu Seiner Gnade kommen könnte?

Die Orgel schwoll an und voll himmlischer Beruhigung sang die herrliche Stimme jedem in die Seele:

So ihr mich von ganzem Herzen suchet,  
so will ich mich finden lassen!  
Spricht euer Herr.

Zum ersten Mal, seit sie die Mutter verloren hatte, fühlte Daija unter diesen Worten und Tönen wieder die Seligkeit völliger Hingabe; ihr liebebegehriges Herz öffnete weit seine Tore, süssester Trost zog in sie ein:

[40] So ihr mich von ganzem Herzen suchet,  
so will ich mich finden lassen!  
Spricht euer Herr.

Fand sie den Herrn, so fand sie auch die Mutter wieder, wogte es in Daija. Sie hatte die Hände vors Gesicht geschlagen, sah und hörte nicht, was um sie her geschah. Ja, sie wollte von ganzem Herzen suchen, sie würde den Weg finden.

Männergesang schreckte sie auf. Alle hatten sich erhoben. Laut, kriegsgerisch schnell scholl es in fremden Lauten:

Owinu malkänu<sup>111</sup> –

Niemals hatte Daija gefragt, was die Worte bedeuten. Die Männer schlugen sich im Takt gegen die Brust; es war also wohl eher ein Busslied als ein Kriegs-

110 Die Erwähnung einer Orgel in der Synagoge und einer singenden Frauenstimme beim Gottesdienst weist auf die Binger liberale reformierte israelitische Synagoge hin. Vgl. Eyß, Hans-Josef von, Geschichte der Juden in Bingen von den Anfängen bis 1905, 2. Aufl. (= Arbeitskreis Jüdisches Bingen Band 3), Bingen 2017, S. 60–66.

111 „Awinu Malkenu“, ein altes jüdisches Gebet, das einer Litanei ähnelt, bedeutet: „Unser Vater, unser König“.

gesang. Aber es klang so kraftvoll, ja freudig, dass Daija überwältigt war. „Die Juden sind stark“, dachte sie. Stolz, beseligt, zu aller Liebe bereit lief sie heim. – „Am Werktag hast du dein gutes Kleid an“, herrschte sie die Grossmutter an, „marsch hinauf in dein Zimmer, zieh dich um.“ Ein dicker, grauer, kalter Nebel verdeckte den Glanz der letzten Stunde. Aber im tiefsten Herzensgrund des Kindes war eine Saite in Schwingung geraten, die verstummte nie wieder.

Im Pensionat wurde jeden Tag elfmal gebetet;<sup>112</sup> vor und nach jeder Mahlzeit, vor und nach den Schulstunden; zwei je halbstündige Andachten kamen dazu; sie wurden vor dem Frühstück und nach dem Abendbrot im Gebetsaal abgehalten. Während dieser Zeit sassen die wenigen Engländerinnen, die evangelisch waren, unter der Aufsicht der Miss in einem Nebenraum. Sie sollten still beten. Mademoiselle Deux sass bei ihnen. Sie wusste nichts mit sich anzufangen. So fragte sie eines Tages die Miss, ob sie nicht in diesen zwei halben Stunden arbeiten dürfe, das Pensum sei doch für sie als Ausländerin schwerer, als für die andern. Nein, sie solle beten. „Aber ich kenne kein Gebet.“ Die Engländerin begriff nicht. Daija wiederholte: „Ich habe nie beten gelernt.“ „Poor thing“, sagte die Miss, und in der nächsten Freistunde lehrte sie Daija das englische Vater-Unser.<sup>113</sup> – Einmal in jeder Woche zog das Pensionat in die Frühmesse. Da gingen die Engländerinnen und Mademoiselle Deux nüchtern spazieren; das büsste Daija jedesmal mit argen Kopfschmerzen. Sonntags wurde sie mit in den Dom genommen, die St. Gudule,<sup>114</sup> und sie ging gern mit, weil die Kirche so schön war.<sup>115</sup> Sie kniete dann wie die andern; sie träumte dabei, vage Gottessehnsucht im Herzen. – Einmal jeden Monat wurden alle Katholikinnen zur Beichte geführt. Nicht ohne Neid dachte Daija ihnen nach. Es musste schön sein, aller Sünden ledig gesprochen zu werden, „auch der Sünden, die Andere an mir begangen haben“. Es wäre gut gewesen, wenn [41] sie nicht so zornig hätte werden müssen, so oft ihr die Grossmutter und Onkel Arthur und mancher andere einfielen. Der Gedanke an den Vater machte sie eher traurig als zornig. Was für ein Jammer war es, dass der Vater sie nicht leiden konnte. Sie sah ihn so gern mit den Gästen lachen, dass er sie, die Daija, einmal hätte anlächeln können, das war überhaupt nicht auszudenken.

Mademoiselle Deux war eine schlechte Schülerin. Daheim hatte kein Kind in

112 Urschrift, S. 89: „13 mal jeden Tag wurde gebetet.“

113 Ebd. S. 89: „Ich hatte nicht beten gelernt. Darauf wollte mich die Miß, [...], das Vater unser auf englisch lehren. Aber da fing ich in meiner Gottverlassenheit derart zu heulen an, daß sie nie mehr mit mir das Thema berührte.“

114 Brüsseler Hauptkirche und Bischofsitz.

115 Urschrift, S. 89 f.: „Anfangs nahmen sie mich mit nach St. Gudule. Ich ging durchaus nicht ungern mit [...]. Ich ging also gar nicht ungern mit in die schöne katholische Kirche mit den vielen Lichtern und dem Weihrauchduft.“

der Schule soviel gewusst wie sei. Sie lernte spielend, und sie besass die Fähigkeit, aus jedem Gespräch, aus allem gedruckten Wissenswertes aufzunehmen. „Wenn sie eine Zeitung gelesen hat und spricht darüber, denkt man, sie hat eine ganze Bibliothek ausstudiert“, sagte die Großmutter ärgerlich zum Klavierlehrer, der das gute verstorbene Fräulein Holzamer ersetzte.

Aber die Brüsseler Methode<sup>116</sup> war ihr so fremd wie der Lehrstoff. Jeder Morgen begann mit einer *Leçon de mémoire*. Die Aufgabe war, etwa zwanzig Druckseiten französischer Prosa, mitten aus irgend einem Lesestück, so perfekt auswendig zu lernen, dass man sie buchstaben- und interpunktionsgetreu aufschreiben konnte. Hatten alle das getan, so wurden die Hefte ausgetauscht, die Schülerinnen korrigierten sich gegenseitig, und übersehene Fehler wurden als eigene angerechnet. Nie hatte Daija geahnt, dass Lernen so schwer sein konnte. Sie hoffte, dass es besser gehe, wenn sie den Inhalt des ganzen Stückes wüsste, aber damit versäumte sie den grössten Teil dieser Marterstunde. Sie verstand nicht einmal ganz dieses schwere Französisch des Chateaubriand und die langen Perioden Victor Hugos, aus deren Schriften meistens die Aufgaben herausgerissen wurden. So begann fast jeder Morgen mit einem Misserfolg, und es blieb wenig Mut und Lust zum Folgenden. Alle Unterrichtsfächer waren streng auf das Französische begrenzt. In der Geographie und Literatur nur Frankreich und Belgien, in der Geschichte nur Frankreich, unendlich detailliert. Sie hatten Tabellen der französischen Geschichte anzufertigen, ohne jeden Zusammenhang mit dem gleichzeitigen Geschehen in andern Ländern. Daija fehlte der Unterbau für diese Arbeiten, so waren sie ihr nicht weniger mechanisch als die *Leçon de mémoire*.

Als Daija einige Wochen dieser Lernzeit hinter sich hatte, sass sie in der Klasse mit dem Bewusstsein, dass ihr Tagwerk leeres Strohdreschen war. Ihre Fähigkeit zu memorieren wuchs langsam, aber was sie lernte, wurde nicht geistiges Eigentum, fiel wie durch ein Sieb ohne Spuren zurückzulassen oder gar Frucht anzusetzen.

Aber in dieser Zeit erwuchs eine neue Welt in Daijas Seele: die Musik.<sup>117</sup> –  
**[42]** Fräulein Holzamer hatte das Kind nach einer der üblichen Klavierschulen unterrichtet: der „kleine Hännies“, das Hänschen genannt, in 36 Lehrbriefen; jeder Brief mit zwei neuen Übungen, jede Übung eine Woche, das ergab 72 Wochen lang Übungen – dann erst auf der letzten Seite des Hänschen kam die erste Melodie:

116 Urschrift, S. 88 a. Die folgenden Ausführungen fehlen in der Urschrift. Aber den Tadel einer Lehrerin wegen der Minderung der Schulleistungen kritisierte Daija: „Ob sich die Gute nicht überlegt hat, daß vielleicht ihr System auch etwas mit Schuld hatte?“

117 Vgl. Urschrift, S. 75 f. In der „Urschrift“ berichtete Ida Dehmel nur sehr kurz, aber mehrmals von ihrer musikalischen Früherziehung und ihrer Liebe zur Musik (vgl. Urschrift S. 46, S. 75 f., S. 95, S. 98, S. 103 f.). Hier weitet sie die Thematik aus, möglicherweise etwas idealisiert.

## Freut Euch des Lebens!

Ja, das war, weiss Gott, ein gut gewähltes Lied. Endlich die 72 Übungen hinter sich gebracht! Aber ach, Hännes Band II brachte abermals 36 Lehrbriefe, und nur ganz spärlich sprosssten hie und da ein paar Liedchen. Und es sollten noch mehrere Bände folgen.

Daija verlor alle Freude an der Musik, denn sie musste Tag für Tag eine Stunde üben.<sup>118</sup> Es ging jemand von den Grossen mit ihr in den Essaal [sic], wo der Flügel stand: „Jetzt ist's fünf Minuten vor drei Uhr; fünf Minuten vor vier hast du dich zu melden.“ Die Fenster standen offen, man hörte draussen, ob sie übte. Da lernte Daija schwindeln. Alle Übungen mussten zwanzigmal wiederholt werden; sie stellte ein Buch, das sie unter der Schürze mit hereingeschmuggelt hatte, auf das Notenpult, und so klopfte sie die Übungen stumpfsinnig vor sich hin, während ihre Augen gierig an dem Buch sogen.

War die Stunde um, so wurde kontrolliert, ob die Zeit auch genau stimmte. „Es sind erst acht Minuten vor vier, zehn Minuten Strafüben.“

Da erfand Daija einen Ausweg. Mit einem Ruck flog der Klavierstuhl vor die Uhr. Im Nu war Daija oben: sie stellte den Zeiger zehn Minuten vor. Manchmal sagte Frau Sellmann: „Ist die Stunde wirklich schon um?“ Aber der Zeiger bewies es. War die Kontrolle vorüber, so lief Daija heimlich in den Essaal [sic] zurück und schob die Uhr wieder richtig.<sup>119</sup>

„Daija, du bist meine musikalischste Schülerin, warum macht dir das Üben so wenig Freude?“ fragte Fräulein Holzamer nach einer Stunde, in der Daija besonders unaufmerksam gewesen war; sie fragte das gar nicht lehrerinnenhaft, sondern freundlich, fast herzlich.

Ein gütiger Klang in der Stimme eines Menschen fiel in Daijas hungrige Seele wie Regen auf verdorrtes Feld. Ganz hingerissen sagte sie: „Ach, ich hab mir Klavierspielen so anders gedacht! Ich darf doch nicht spielen, ich muss doch mit den Fingern turnen! Wenn ich doch öfters eine schöne Melodie spielen dürfte, bei der man sich was träumen kann!“

In die nächste Stunde brachte die gute Bucklige Schumanns Kinderszenen mit, und Daija hörte mit Schwindeln auf; gern hatte sie die Uhrschieberei nicht gemacht, weil die Augen der Ahnen an der Wand sie dabei ansahen. – Nun machte sie schnelle Fortschritte. Als sie dreizehn Jahre alt war, stellte Fräulein Holzamer mit strahlenden Augen Beethovens [43] Sonaten auf Daijas Notenpult.

<sup>118</sup> Urschrift, S. 75: „[...] ich ‚klimperte‘ statt Klavier zu üben.“

<sup>119</sup> Vgl. ebd. S. 76.

Sehr schüchtern erschien Daija einmal nach Schulschluss in der kleinen Dachwohnung der alten Lehrerin: „Das hab ich selbst gemacht, ich möchte es Frau Sellmann zu Weihnachten schenken. Wollen Sie es bitte einmal ansehen?“, und dabei zog Daija ein Notenblatt aus ihrer Mappe. Fräulein Holzamer ging folgsam ans Klavier und spielte, was Daija „Erster Sang“ genannt hatte. Sie spielte es ein paarmal hintereinander, dann sagte sie freundlich: „Das kannst du Frau Sellmann ganz gewiss schenken, sie wird sich freuen.“

Nun, es war am Weihnachtsabend niemandem eine besondere Freude über Daijas Gabe anzumerken, aber acht Tage darauf wurde sie ins Wohnzimmer gerufen. Da saßen der Vater, Frau Sellmann und der vor kurzem nach Erdingen berufene junge Musikdirektor zusammen, und Herr Lauert hielt den „Ersten Sang“ in der Hand. Er sagte der erstaunten Daija, dass sie nicht ohne Begabung sei, und er werde ihr in acht Tagen die erste Harmoniestunde geben.

Das war nun ein merkwürdiges Studium; zuerst auch wieder etwas wie der kleine Hännchen. Aber bald war Daija gefesselt von den Gesetzen der Akkorde. Freilich, der Gesetzzwang reizte ihren Widerspruch: „Warum soll ich keine offenen Quintengänge schreiben? die [sic] kann ich doch gar nicht entbehren! wie [sic] soll man denn seinen Zorn spielen, wenn offene Quintengänge verboten sind?“ Herr Lauert wusste darauf keine Antwort.

In Brüssel hatte sie den Verwandten vorspielen müssen, und der blasse Onkel, trotzdem sein Wort in der Familie nichts galt, setzte es durch, dass Professor Voutier,<sup>120</sup> der angesehenste Lehrer am Konservatorium, Daijas weitere Ausbildung übernahm. Professor Voutier war lang und schmal, hellblond, mit einem langen dünnen Bart. Als Daija ihn zum ersten Mal ansah, fand sie, dass er ebenso traurige Augen habe wie sie selbst; vielleicht dachte er das gleiche, denn sanft und gütig sprach er mit seiner neuen Schülerin.

Mit unendlicher Sorgfalt ging er auf ihr musikalisches Wesen ein. Das Harmonie-Lehrbuch blieb im Koffer. Er schrieb selbst einen seitenlangen Baschlüssel [sic] in Daijas Notenheft und überliess ihr die Ausgestaltung; je schweifender desto besser; vielleicht hätte Daija sogar offene Quintengänge schreiben dürfen, aber sie hatte vorerst kein Verlangen danach.

In der Klavierstunde blieben die Übungen fast ganz weg; der Lehrer missachtete Virtuosität; Empfindung, Ausdruck war alles. Für ihn war Musik die Göttin, die nur noch mit der Schleppe ihres Gewandes die Erde [44] berührt; sie selbst ist ihr schon entrückt. Die Seelen der Auserlesenen, denen Musik Er-

120 Die „Urschrift“ nennt den richtigen Namen: Der belgische Komponist Professor Adolphe Wouters (1849–1924) wirkte ab 1871 als Klavierprofessor am Brüsseler Konservatorium (S. 98).

fassen des Göttlichen bedeutet, ruhen vereint an ihrem Herzen. Musizieren ist die Überwindung alles Materiellen, übersinnlich schwebend sollte der Strom der Melodien dahinfließen.

Das alles sagte Herr Voutier mit sanfter Stimme vor sich hin, Daija nahm alles gläubig auf. Wenn sie sich nun in Schumanns Sonate Opus 11 vertiefte, so versank ihr die Aussenwelt. In grenzenlosem Suchen verlor ihre Seele sich im Raumlosen. Sehnsucht sich aufzulösen, zu vergehen, erfüllte sie.

Und bald floss die Musik Daija in Eins mit all den Gebeten um sie her. Die blumigen, verückten Anrufungen der Mutter Maria in den Rosenkränzen zogen nicht spurlos an ihr vorbei. Dass die Gebete wie die Musik nicht den Menschen zuströmten, auch nicht einem Menschen, das war es, was Daija bestrickte. Was hatten ihr die Menschen bisher gegeben? Sie wollte über sie hinaus; irgend ein Namenloses, Unbegreifliches, allem Körperlichen Entrücktes hatte von ihr Besitz ergriffen. – Eines Abends im Schlafsaal fiel sie vor ihrem Bett in die Knie; sie lag da lange, ohne zu denken, zu beten, ohne Worte für das innere Wogen zu suchen.

Das war kurz vor den Sommerferien. Der Vater wünschte nicht, dass Daija nach nur viermonatiger Abwesenheit schon wieder für acht Wochen in die alte Umgebung zurückkehrte. So veranlasste er Alexe, die halbflügge Schwester nach Stuttgart<sup>121</sup> zu nehmen

Nicht ohne Bangen sah Daija diesem Ferienaufenthalt entgegen. In der Brautzeit war Alexe ihr ganz fremd geworden. Sie hatte jeden Tag auf lachsrosafarbenem Papier lange Briefe an ihren Bräutigam geschrieben, und wenn von ihm nicht jeden Morgen Nachricht kam, war sie aufgeregt und beunruhigt und sprach von nichts Anderem, – ein Zustand, für den der Backfisch gar kein Verständnis gehabt hatte. Nun fand sie die Schwester in einem schönen Haus,<sup>122</sup> in einer stillen Sicherheit, die Daija sehr gefiel; und ihr Mann sprach wie ein freundlicher älterer Bruder mit der Schwägerin.

Vom Vater hatte die Schwester genaue Vorschriften bekommen, wie Daija zu behandeln sei. Ins Theater durfte sie nicht, das hätte ihre Phantasie zu sehr anregen können. Und so wenig wie in Erdingen durfte sie allein auf die Strasse gehen. Alexe war das einzige seiner Kinder, zu dem der Vater einiges Vertrauen hatte; sie hatte ja die Kinderzeit fast hinter sich, als die Mutter starb. Aber auch sie hätte ihm nie zu widersprechen gewagt. Er war für sie unbedingte Autorität. Nachdem [45] sie von ihren verschiedenen Bildungsstationen heimgekehrt war, wurde sie vom Vater als erwachsene Dame behandelt. Ihre unkomplizierte Na-

<sup>121</sup> Vgl. die folgende Anmerkung.

<sup>122</sup> Vgl. Anm. 39. Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 33; vgl. Urschrift, S. 99.



tur, durch Empfindsamkeiten nicht beschwert, geriet nicht in Widerspruch mit den Erziehungsprinzipien der Familie. Sie hatte getrostens Herzens den Mann geheiratet, den der Vater ihr bestimmte, und so glaubte sie blindlings, dass die väterliche Strenge gegen die ihr nun anvertraute Schwester zu deren Besten dienen müsse.

Sie folgte seinen Verfügungen, aber schliesslich war Daija der erste Gast, den sie in ihrer eigenen Häuslichkeit beherbergte, und darum konnte sie nicht umhin, die junge Schwester mit Freundlichkeit zu empfangen; ja, es war sogar etwas wie Mitgefühl in der Art, wie sie ihr entgegenkam, und sie fragte, statt zu befehlen. Sie hatte sich bereit erklärt, Daija für diese Ferienzeit zu sich zu nehmen, in dem Bewusstsein, eine Pflicht zu erfüllen; es würde sicher sehr schwer sein, mit dem Backfisch fertig zu werden, den sie durch die Brille des Vaters sah. Aber sie hatte sich vorgenommen, Szenen zu vermeiden, und so behandelte sie Daija wie Jemanden, von dem man nichts Nachteiliges weiss. – Es gehörte Geduld dazu, Daija zum Reden zu bringen. In der Pension herrschte allgemein ein freundlich höflicher Ton, der Vertraulichkeit ausschloss. Daija hatte sich schnell hineingefunden. Es war ihr angenehm, nicht von sich selbst sprechen zu müssen; warum sollte sie nun aus ihrer Verslossenheit herauskommen? Aber was der Mund verschweigt, das las Alexe in den Augen des Mädchens, die die Menschen nicht gern ansahen, immer blickten sie ins Weite.

Die Träume von den eigenen Konzertreisen hatte Alexe lange aufgegeben.<sup>123</sup> Sie spielte und sang nicht mehr; um so aufmerksamer hörte sie Daija zu. Und weil keine Grossmutter und kein Stundenplan Daija ans Klavier zwangen, sass sie nun halbe Tage lang und spielte. Und Alexe erfüllte aus den phantastischen Melodien der Fünfzehnjährigen die wehe Hilflosigkeit, in der die junge Seele schwankte. Ein tiefes Erschrecken kam über die Ältere. Gütiges Mitgefühl wuchs in ihr.<sup>124</sup> Verstehen konnte sie die Melancholie der Schwester nicht, aber sie erkannte die Gefahr ihres Zustandes. Sehr zart drang sie in Daija, die den Versuch sie auszuforschen scheu abwehrte; aber Alexe war sich doch bald klar darüber, wie sehr die Mystik der katholischen Kirche das sehnstüchtige Suchen Daijas steigerte.

Da entschloss sich Alexe, selbständig zu handeln. Sie schrieb an Mademoiselle Bouillard, dass die starke Beeinflussung Daijas durch die Teilnahme am katholischen Gottesdienst nicht im Interesse der Schwester, auch nicht in dem der Familie läge, da der Vater niemals den Übertritt [46] eines seiner Kinder zu einer anderen Religion gestatten werde. Sie bat darum, Daija nach den Ferien

<sup>123</sup> Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 11.

<sup>124</sup> Vgl. Urschrift, S. 94 f.: „Mein Mannheimer Aufenthalt trug mir einen Schatz ein, von dessen Unerschöpflichkeit ich damals noch nichts ahnte: Die Liebe meiner Schwester Alice, Alliees genannt.“

mit in die englische Kirche gehen zu lassen, da dort nicht so starke Eindrücke zu erwarten seien.<sup>125</sup>

Daija erfuhr nichts von diesem Brief. Alexe hielt es für das Richtige, die junge, überzarte Schwester in ihre eigene heitere, harmlose Gegenwart hineinzuziehen. Die Verwandtschaft des Schwagers war gross. Eine ganze Anzahl von Schwägerinnen und Cousins mit vielen Kindern führten ein engverbundenes Familienleben. An jedem schönen Sommertag traf sich die ganze Gesellschaft im Stadtpark zur gemeinsamen Kaffeestunde. Daija konnte sich der lauten Fröhlichkeit dieser Tafelrunde nicht anpassen. Still sass sie da; ihre Augen liebten die wohltuenden Linien der Bäume; sie versuchte, wie als Kind, die Gebilde der Wolken am Himmel zu deuten. Sie sah die Menschen an den Nebentischen an; ob da wohl jemand war, mit dem sie hätte reden können? Jeden Mittag sassen in der Nähe des Prinzheimschen Familientisches zwei Herren, die Schach spielten. „So würde ich aussehen, wenn ich ein Mann wäre,“ dachte Daija, so oft ihr Blick auf den Offizier fiel, dessen Gesicht ihr zugekehrt war. Er war ungewöhnlich gross; Daija selbst hatte schon Gardemass, wie ihr Schwager schmunzelnd feststellte, – aber sie fühlte sich klein und schmal, wenn sie sich mit dem Fremden verglich. Er hatte auch dunkle Haare, und wenn Daija seine Augen ansah, so dachte sie, sie sähe sich selbst im Spiegel. Er war brünett wie sie und blass, wenn auch nicht so fast leuchtend bleich wie Daija. Manchmal begegneten sich ihre Blicke; forschend massen sie sich. „Ich wollte, er wäre mein Bruder“, dachte Daija, „dann wäre es schöner auf der Welt.“<sup>126</sup>

Nach acht Wochen kehrte Daija in die Pension zurück. Nun wurde sie also in die Englische Kirche mitgenommen. Alexe hatte klug gehandelt; der nüchterne Gottesdienst dort ging wirkungslos an Daija vorüber. Etwa vier Wochen nach ihrer Rückkehr erschienen vor ihr drei Pensionärinnen, aus jeder Klasse eine. Daija fühlte instinktiv, dass ihr ein Angriff bevorstand.<sup>127</sup> „Wir kommen, um Sie zu fragen, was es eigentlich mit Ihrer Religion auf sich hat. Erst gehen Sie mit in die katholische Kirche, ohne sich dort zu bekreuzigen, oder an der Beichte teilzunehmen; jetzt besuchen Sie die Englische Kirche. Welcher Religion gehören Sie an?“ Ruhig und sehr deutlich erwiderte Daija: „Ich bin Jüdin.“ Die Deputation drehte sich schweigend um und ging davon. Von nun an war Daija

125 In der „Urschrift“ handelt nicht Alexe (Alice Bensheimer), sondern die Brüsseler Verwandten sprechen wohl bei der Leitung des Pensionats für diesen Wechsel vor (S. 91).

126 Urschrift, S. 94. Dort wird dazu berichtet: „Aber ich sah jenen Mann an, 8 Wochen lang [eingefügt] fast jeden Nachmittag. – Das war mein erstes Liebeserlebnis.“ In „Daija Letzte Fassung“ wird diese Begegnung auf den S. 87–89 fortgeführt. Vgl. auch Kapitel 7.3. und 7.5.1.2.

127 Vgl. Urschrift, S. 92: Die nachfolgend geschilderte Episode nimmt in der „Urschrift“ einen sehr viel geringeren Umfang ein.

in Acht und Bann getan. Der weitaus grössere Teil der Mädchen sprach kein Wort mehr mit ihr. Nur ein paar der jüngeren Belgierinnen kehrten sich nicht an den Beschluss. Die Jüngste des Pensionats, Mathéa van Dooren<sup>128</sup> [47] war die Einzige, die leidenschaftlich für die Ausgestossene Partei nahm. Daija sah sie manchmal auf eine Gruppe der Pensionärinnen einreden; ihre mageren Arme fuchtelten heftig durch die Luft; die knabenhafte Stimme überschlug sich. Wenn sie Daija, zu der sie in schwärmerischer Bewunderung aufblickte, von der Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen erzählte, weinte sie vor Zorn. Und Daija tröstete sie. Am schwersten litt Daija darunter, dass die beiden Deutschen, mit denen sie am meisten zusammengewesen war, sich zu ihren Feinden geschlagen hatten. Sie waren ja auch katholisch, aber sie wussten als Rheinländerinnen genau, war Herr Lenzing war; also hätten sie zu Daija stehen müssen.

Es war ein raffiniertes Qualsystem, das man gegen Daija anwandte. Hätte man sie mit Worten angegriffen oder sie misshandelt, so wäre ihr die Möglichkeit geblieben, bei der Vorsteherin Hilfe zu erbitten. Gegen diese stumme Ächtung gab es keine Rettung durch Andere. Auch von ihrer Familie daheim konnte niemand eingreifen, weil die Briefe, die die Pensionärinnen wöchentlich zweimal schreiben durften, offen abgegeben werden mussten; dem Vater hätte sie ohnehin nichts davon geschrieben, denn der würde ihr ja auch in diesem Fall eine Schuld zugeschoben haben. Und Alexe konnte sie nichts davon berichten, denn die Briefe an sie wurden ja von Mlle. Bouillard kontrolliert, und so wäre es zu einem Eclat gekommen. Hätte es einen Sinn gehabt, sich bei den Brüsseler Verwandten zu beklagen? Sicher nicht, denn was wäre zu erreichen gewesen? Vielleicht würde die katholische Tante die Vorsteherin auf die Pflichten der Nächstenliebe hingewiesen haben; vielleicht hätte dann die Vorsteherin die Pensionärinnen in diesem Sinne zur Milde gemahnt; bestenfalls wäre dabei ein Zustand des Geduldetseins herausgekommen, den Daija weit unerträglicher empfunden hätte als die stumme Ablehnung, die sie erfuhr. Es gab nur eins: keine Schwäche zeigen! So stark sein, dass ihre Feindinnen um den Lohn ihrer Untat kamen: sie mussten glauben, dass Daija darunter nicht litt.

Unter der Härte dieser Aufgabe wurde Daija eine Andere, äusserlich und innerlich. Die letzte kindliche Weichheit verschwand aus ihren Zügen. In die junge Stirn gruben sich die ersten Linien. „Ich mache mein Herz kalt“, dachte sie, „dann schmerzt es nicht mehr. Wo soll ich Liebe zu den Menschen hernehmen? Es ist besser, die Flamme verlischt.“<sup>129</sup>

War sie noch derselbe Mensch, der vor etlicher Zeit von Himmelssehnsucht

128 Dieser Name bzw. Van Doren ist ein typisch belgischer Namen, so dass fraglich ist, ob es sich um eine bestimmte Mitschülerin handelt.

129 Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 12, Anm. 44. Hier klingt auch das Motiv „Herz“ bzw. „Herzfeuer“ an.

überwältigt in die Knie gesunken war? Fast mit Hohn dachte Daija an diesen Gefühlsüberschwang. Mit plötzlich geschärften [sic] Verstand prüfte sie das Unmenschliche, das ihr widerfuhr. Das eine Mitglied der Deputation, Marguerite Faublas, war die Tochter des höchsten [48] belgischen Richters. Ob sie wohl mit ihrem Vater über das Wesen der Gerechtigkeit gesprochen hatte, ehe sie den Gang zu Daija antrat? Nun, der eigene Vater war ja oft ungerecht gewesen, warum also sollte ein fremder Richter väterlicher sein? – Das zweite der Mädchen hatte Daija bis zu diesem Tage näher gestanden als die Anderen; Amélie hatte sich bereiterklärt, ihrem Beichtvater die Fragen vorzulegen, die Daija bewegten: Gott hat den Menschen zu Seinem Ebenbild erschaffen; warum aber hat er ihm menschliche Schwächen gegeben? Da Gott allwissend ist, wusste er vorher, dass die Schlange Eva versuchen würde, und dass Eva und Adam ihrer Versuchung unterliegen mussten; warum also erschuf er die Schlange? Da Gott allgütig ist, warum lässt er Mütter hilfloser Kinder sterben? Warum lässt er uralte Leute, die jedem zur Last sind, leben?

Auf alle diese Fragen erwiderte der Priester: Du brauchst nicht zu wissen, meine Tochter, du sollst glauben.

Ob die fromme Amélie an Gottes Allgüte gedacht hatte, ehe sie sich der Deputation anschloss.

In den endlosen Stunden unfreiwilliger Einsamkeit las Daija die Bibel. Da die Pensionärinnen keine anderen als ihre Schulbücher besitzen durften, musste sie sich die Bibel von der deutschen Lehrerin aus der spärlichen Hausbibliothek geben lassen. Fräulein Müller schien erfreut, Daija nach so ernster Lektüre verlangen zu sehen. Aber nach acht Tagen sagte sie: „Es ist nicht gut, Mademoiselle Deux, wenn junge Mädchen sich ausschliesslich mit religiösen Dingen beschäftigen, Sie sind ohnehin zu grüblerisch. Ich habe Ihnen eine ablenkende Lektüre mit gebracht. [sic]“ Und sie gab Daija Hauffs „Mann im Mond“.<sup>130</sup>

Daija verbiss sich in das Alte Testament: Hatten die Juden eine Schuld begangen, die sie zu Parias machte? Sie waren sündig geworden – aber nur vor Gott. Gott hatte mit ihnen abgerechnet. Furchtbares Gericht hatte Er über die Juden gehalten – nun waren sie quitt mit Ihm.

Aber auch im Neuen Testament war nichts zu finden, was den andern ein Recht gab, sich über die Juden zu erheben, denn alle waren klein vor dem Höchsten.

Eins war sicher: Alle hatten denselben Gott. Es gibt nur Einen Gott. In ungeheurer Grösse thront er über der Erde. Mögen die Menschen auf den getrenn-

130 Wilhelm Hauff (1802–1827) publizierte 1825 diese Erzählung mit satirischem Charakter unter dem vollständigen Titel „Der Mann im Mond oder Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme, nebst der Kontrovers-Predigt über H. Claren und den Mann im Mond“.

ten Wegen ihrer Konfessionen Ihm entgegengehen: sie treffen sich doch alle vor Ihm, dem Einzigen Gott. Hätte dieses gleiche Ziel nicht Alle innig verbinden müssen?<sup>131</sup>

Manchmal schien es Daija, als sei sie die einzige Sehende unter lauter von Vorurteilen Blinden. In solchen Momenten verachtete sie [49] die andern und war stolz auf ihre Einsamkeit.<sup>132</sup> Aber die stummen Spaziergänge, die stummen Mahlzeiten, die stummen Erholungsstunden! Hörte denn niemand das lautlose Schreien ihres Herzens?

In dieser Zeit erlebte Daija die erste Station ihres Weibseins. Von dumpfen Schmerzen gequält, lag sie einsam im Krankensaal. Nun, da niemand sie sah, konnte sie sich die Maske des Trotzes abreißen. Stöhnend weinte sie, verzweifelt jammerte sie nach der Mutter. – Mathéa trotzte der strengen Hausregeln, die den Gesunden das Betreten des Krankenzimmers verbot; sie hockte sich zu Daija und bat sie flehentlich, ihr zu sagen, woran sie litt. Verzerrt lächelte Daija; sie dachte an Rolla Rolphs „Aufklärung“; aber sie schwieg.

Etwa vierzehn Tage vor Weihnachten erhielt Daija einen Brief von Alexe; mit Verwunderung sah sie, dass er aus Erdingen kam. Inmitten der Pensionärinnen stehend, begann sie zu lesen, entsetzt starrte ihr Blick, jagte noch ein paar Zeilen weiter, und in tiefer Ohnmacht stürzte sie zu Boden.

Frau Sellmann war eines furchtbaren Todes gestorben. Sie hatte, in ein Buch vertieft, am Kamin gesessen; die Schleppe ihres leichten Hauskleides musste vom Feuer erfasst worden sein – einem Flammenbündel gleich war sie auf den Flur gerannt. Hilfe kam zu spät.<sup>133</sup>

Als Daija erwachte, sass eine fremde Krankenschwester an ihrem Bett. „Wie lange liege ich hier?“ „Seit gestern mittag.“ „Wieso kann ich den Hals nicht drehen?“ „Weil Sie bandagiert sind; Sie haben sich eine tüchtige Kopfwunde geschlagen, als Sie hinstürzten.“

131 Diese religiösen Betrachtungen fehlen gänzlich in der „Urschrift“. Diese betonte eher den Gedanken der Abwesenheit Gottes in Dajjas Jugend: „Das religiöse Element hatte in unsrer Erziehung vollständig gefehlt. Zwar nahmen wir jüdischen Religionsunterricht, aber das Erlernen der hebräischen Druckschrift unterschied sich in Nichts von den Studien in irgend welcher andern Sprache, u. die Bibel bedeutete uns nichts anderes als das Geschichtsbuch. [...] so hat ‚Gott‘ für uns nicht existiert.“ (Urschrift, S.72).

132 Vgl. Urschrift, S. 88 a: Das Motiv der Einsamkeit nahm einen geringeren Platz ein: „Nun sehe man mein Schicksal: Wieder in eine Ausnahmestellung gedrängt. Alle andern Deutschen, auch die viel älteren, [...], alle Belgierinnen meines Alters in der 2ten, und ich Unglückshuhn, ich magrer Spatz, einsam zwischen den belgischen Damen!“

133 Vgl. Urschrift, S. 92 f.: Frau Sellmann (Urschrift: Graumann) starb eines anderen Todes: „Frau Graumann, die Leiterin unsres Hauses, verunglückte auf die tragischste Weise. Sie wollte Rosenstöcke schwefeln, merkte nicht, daß der brennende Schwefel auf ihr Kleid tropfte und plötzlich glich sie einer Feuersäule. Nach 3 Tagen starb sie unter furchtbaren Qualen“. Ida Dehmel schrieb am 22.10.1925 hierzu an Alice: „Ich glaube aber, daß ich jetzt die schwierigste Stelle hinter mir habe bis wieder neue Hindernisse kommen. Ich habe jetzt sehr willkürlich schalten müssen; da ich Frau Graumanns Tod im Winter brauchte, mußte ich ihn umbilden.“ (SUB : DA : Z : Br : De : 81.497, S. 2; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 750 f.).

Nun wusste sie wieder alles. Schauernd legte sie sich in ihre Kissen zurück. Es war nicht nur der Inhalt des Briefes, der sie niedergeschmettert hatte; die brennende Frau war auf sie, auf Daija zugerannt, flehend kam das totblasse [sic] Gesicht immer näher; Entsetzen flackerte in den Augen. Das war doch der Ausdruck, den Daijas Trotzlied diesem Gesicht aufgebrannt hatte! So war sie also schuld an diesem Grauenhaften.

Ein wildes Aufbäumen war in Daija, gegen sich selbst, gegen ihr Schicksal. Sie hatte immer versucht, Recht zu tun. Nicht aus Bravheit, nicht aus Angst vor Strafe. Es war einfach hässlich, sich als arme Sünderin fühlen zu müssen.

Die langen Gespräche mit Marguerite Faublas über die Beichte hatten immer damit geendet, dass sie sich nach begangenen Sünden durchgrübelte. Sünden gegen Gott konnten Daija nicht beschweren – sie war an Gott nicht gebunden. Von Sünden gegen die Menschen wusste sie nur jenes Trotzlied, das sie in ein erblassendes Gesicht geschleudert hatte.

[50] Kaum ein Tag war seit dem Tod der Mutter vergangen, an dem sie nicht gestraft wurde. Oft dachte sie an den Singsang des Kindermädchens:

„Ach, schöne Augen müssen weinen.“

Es war ihr beschieden, dass sie weinen musste, auch ohne dass sie bewusst Unrecht tat. Nur jenes Trotzlied war eine Sünde gewesen. Und die rächte sich nun furchtbar, war nie wieder gutzumachen. Warum, warum wurde sie für Eine Sünde so grauenvoll bestraft? Es war nicht zu ertragen. Daija weigerte sich zu essen. Sie antwortete weder Mademoiselle Bouillard noch dem Arzt. Sie wollte verlöschen.

Acht Tage später teilte ihr die Vorsteherin in süsslich bedauerndem Ton mit, dass der Herr Präsident, Mademoiselle Deux's Vater kommen werde, seine Tochter abzuholen, da ihr Zustand eine intensivere Pflege nötig mache, als man sie ihr im Pensionat geben könne.<sup>134</sup> Auch darauf antwortete Daija nicht; es war einerlei, ob sie in Brüssel oder in Erdingen gequält wurde.

Als sie, von der Pflegerin gestützt, langsam vom Krankenzimmer nach der Einfahrt ging, wo der Wagen wartete, begegnete ihr Natalie Ertel, die Kölnerin, um deren Untreue Daija am meisten gelitten hatte. Erschüttert sah die einstige Freundin in das abgemagerte Gesicht: „Verzeih mir, bitte verzeih mir,“ flüsterte sie; „ich weiss jetzt, dass ich erbärmlich feige war, ich schreibe dir, ich will alles wieder gutmachen.“

134 Die „Urschrift“ berichtete nur sehr knapp über die Zeit nach Daijas Rückkehr aus den Ferien bei ihrer Schwester in die Pension: „Nach dieser schönen Zeit kehrte ich in die Pension zurück, dann kam bald jene Deputation, dann der Boykott, und an Weihnachten war ich wieder daheim.“ (S. 95).

[51]

## IV

Daija fand die Familie in der starren Trauer, die sie schon kannte. Die Pariser Grossmutter war nach Erdingen übergesiedelt; sie leitete jetzt das Lenzing-sche Haus. Resolut ging sie daran, Daijas Gesundheit wiederherzustellen.<sup>135</sup> „Du hast viel zu viel im Zimmer gehockt, und die geheizten Schlafräume sind Gift. Du wirst jetzt den Haushalt lernen, das gibt gesunde Bewegung, morgens früh heraus, abends früh ins Bett, und kräftige Nahrung – das ist die beste Lebensweise gegen Bleichsucht.“

Nach ein paar Tagen ging Daija heimlich zum Hausarzt. Die Mutter hatte den alten Mann gern gehabt, also musste er gut sein.

Dr. Ebertswald<sup>136</sup> bestand darauf, dass Herr Lenzing vom Büro geholt wurde, als er tags darauf seinen ärztlichen Besuch machte, um anzuordnen, wie Daija behandelt werden sollte. Morgens lange liegen, Frühstück im Bett, leichte Kost, Ruhe, Ruhe, Ruhe, ablenkende heitere Gesichter um die Kranke.

Daija dämmerte dahin, Woche auf Woche, Monat auf Monat; nur mit dem Schwesterchen lächelte sie. Und da war ein kleiner Trost: von Natalie Ertel kamen stürmische Briefe. Immer wieder versicherte sie, niemand habe etwas gegen Daija gehabt, alle hätten sie leiden mögen. Manche seien so voll Mitleid gewesen, dass sie den Boykott brechen wollten. Es waren einzelne der Eltern, ja sogar Lehrer am Institut, die die Mädchen verhetzten: niemals war eine Jüdin in diesem exklusiven Pensionat gewesen, und Mademoiselle Bouillard sollte erfahren, dass es so zu bleiben habe. – –

Misstrauisch beobachtete Herr Lenzing seine Tochter; weder der Schreck noch der Schmerz um Frau Sellmanns Tod konnte diese Apathie bewirkt haben. Da musste noch etwas anderes vorgegangen sein, aber er fragte nicht.

Es geschah ein Wunder. Zu Ostern trat eine neue Hausdame<sup>137</sup> ihr Amt an.

135 Vgl. Urschrift, S. 97: Dort ist nicht von einer Krankheit die Rede: „Die auf die Pensionszeit folgenden Jahre waren die ödesten meines Lebens. Es geschah allerlei, unsre beiden Großmütter starben, meine zweite Schwester verheiratete sich – all das blieb ohne Eindruck auf mich.“

136 Dr. Isaac Ebertsheim (1818–1901), jüdischer Arzt in Bingen, half bei der Geburt Idas. Vgl. Lutterbach, Luise, Dr. Isaac Ebertsheim. Erinnerungen an einen Binger Ehrenbürger (= Arbeitskreis Jüdisches Bingen Band 11), Bingen 2019, S. 12.

137 Vgl. Urschrift, S. 95: In der Folge nannte Ida Dehmel sie Frau Dirksen. Ihr wahrer Name lautete Frau Löwenfeld; über ihr Aussehen fällt in der „Urschrift“ kein Wort. In ihren Briefen an Alice Bensheimer rechtfertigte sich Ida Dehmel deshalb zweimal: Am 22.10.1925 schrieb sie: „Frau Loewenfeld mußte ich zu einem Ideal machen, damit es der Daija auch mal gut gehn kann. Ich kann doch auch nicht sagen, daß sie das Trinken bekam“ (SUB : DA : Z : Br : De : 81.497, S. 2; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 750 f.). Am 21.12.1925 äußerte sie sich abermals: „Das Äußere von Frau Löwenfeld stimmt ja gar nicht, aber die arme Daija muß doch auch mal was Schönes haben. Ich dachte an eine hiesige Dame bei der Schilderung.“ (ebd.: 81.503, S. 3; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 758 f.). „Aber „Frau L. war der erste

Weiche Hände ordneten das immer verwühlte Krankenbett. Eine innige Stimme sagte: „Ich hoffe, wir werden Freundinnen.“ Konnte eine Frau so schön sein? Der Kopf ein edles Oval, als hätten Künstlerhände es gemeißelt. Wie Fittiche legten sich die blonden Haare an die Stirn. Schlank und fein die Nase, zart geschwungen der Mund, die Wangen von blütenhafter Reinheit; nie schien ein trüber Hauch die Welt dieser Frau getroffen zu haben. Und die Augen! Tief blau, von Klarheit und Güte strahlend.

War es denn Frühling geworden? Plötzlich fiel warme Sonne ins [52] Zimmer. Daijas Liegestuhl stand am weit geöffneten Fenster; durch das erste Grün der Zweige schimmerte der blaue Himmel. Ein namenloses Sehnen weitete die junge Brust. So hatte doch das Feuer ihres Herzens die Starre überdauert? Daija wollte wieder gesund werden, weil sie dann den ganzen Tag in der Nähe dieser lieben Frau sein konnte.

Frau Dirksen war durch schweres Leid gegangen;<sup>138</sup> beim ersten Blick in das Gesicht des kranken Mädchens erkannte sie, welche Qualen hier zu lindern waren. Mitleidende Liebe liess sie vergessen, dass sie zwanzig Jahre älter war als das ihr nun anvertraute junge Geschöpf. Mit schwesterlicher Güte umfing sie Daija. Aber sie wachte unmerklich darüber, dass aus gegenseitiger Zuneigung nicht Vertraulichkeit wurde. Als Daija den ersten Versuch machte, vom Jammer ihrer Kindertage zu sprechen, lehnte die Ältere herzlich aber energisch ab. „Ich will nichts von trüben Erinnerungen wissen; die müssen sie [sic] ausmerzen. Machen Sie es wie ich: jeden Abend vor dem Einschlafen reinige ich meine Seele von dem Druck, den die Unvollkommenheiten des Lebens Tag für Tag auf uns häufen. Wenn Sie das nicht über sich gewinnen, können Sie niemals den Morgen mit Freuden begrüßen.“ Ja, Frau Dirksen konnte so sonnenklar schön nur sein, weil sie jeden Tag mit wolkenlosem Horizont begann. Aber verlangte sie nicht zuviel von der Sechszehnjährigen? –

In langer Unterredung mit Herrn Lenzing erreichte Frau Dirksen, dass der Vater die Zügel lockerer liess. Nicht etwa, weil er glaubte, dass bei Daija noch etwas zu erreichen sei, – an ihr war, nach dem Ausspruch der Grossmutter, Hopfen und Malz verloren, – sondern weil der Hausarzt besondere Rücksichtnahme auf das erschöpfte Mädchen jedem im Haus zur Pflicht gemacht hatte.

Der neue Weg ins Leben begann damit, dass Daija sich ein Kleid bestellen durfte.<sup>139</sup> Ein Jahr lang hatte sie die schwarze Pensions-Uniform getragen. „Su-

---

Mensch, seit dem Tod meiner Mutter, der mich Liebe fühlen ließ.“ (Urschrift, S. 95) In der weiteren Schilderung der Tätigkeit Frau Dirksens verließ die Autorin ihre Vorlage.

138 Urschrift, S. 95: Ihr Mann war früh verstorben, sie musste „nun ihr Leben selbst verdienen.“

139 Ebd. S. 96: „Das Kleid war ein Geschenk zu meinem 16. Geburtstag.“ Vgl. zum Kleid selbst dort weitere Einzelheiten.



chen Sie sich eine frohe Farbe aus“, sagte Frau Dirksen, „Sie sind jung.“ Daija wählte einen silbergrauen anschmiegenden Wollstoff. Die Schneiderin, Frau Anot,<sup>140</sup> eine Pariserin, die durch die Heirat ihrer Schwester nach dem kleinen Erdingen gekommen war, legte ihr Modeblätter vor, „Man trägt jetzt“ – Nein, sie wollte keine Puffen und Raffungen. „Ich trage nur noch, was zu mir passt.“ In schlichten, weichen Falten sollte das Kleid fallen, um Hals, Handgelenke und um die Hüften von moosgrünen Samtbändern umschlungen. Als sie das Kleid zum ersten Mal anprobierte, sagte die Schneiderin: „Oh, was für eine schöne Schulterlinie hat Fräulein Lenzing;<sup>141</sup> die müssen wir immer besonders zur Geltung bringen.“ Erstaunt sah Daija in den Spiegel. Wie lange hatte sie sich nicht mehr prüfend beobachtet! „Furchtbar hässlich“, konnte [53] sie nicht mehr zu sich sagen. Sie selbst nicht mehr, aber andere? Die letzten Monate hatten ihr ein sichtbares Mal aufgedrückt; über der Nasenwurzel stieg eine schmale Linie hoch, von einem Querstrich geschnitten; von diesem Kreuz empfing das Gesicht seinen Rhythmus. Keine Frage, keine Erwartung, kein Verlangen lag in diesen Zügen. Grossflächig, herb, verschlossen, nach innen gekehrt, wehrten sie jeder Annäherung. Und doch triumphierte die junge Natur: über dem schmalen Kinn leuchtete in hellem Rot der kühne Bogen des Mundes.

Daijas neues Kleid und der schwingende Florentiner, den sie dazu gewählt hatte, erregten das Missfallen der Familie. „Überspannt“, sagte die Grossmutter und warf einen strafenden Blick auf Frau Dirksen, die die Verantwortung trug. „Auffallend“, kam’s aus Herrn Lenzings Mundwinkel. „Auffallend?“ fragte Daija, „wieso denn? schlichter [sic] kann ein Kleid doch nicht sein. Der scheussliche Aufputz, den die andern tragen“ – Herr Lenzing unterbrach: „Eine junge Dame aus gutem Haus hat auszusehn und sich anzuziehen wie die andern.“<sup>142</sup> „Da müsste er mich einen Kopf kürzer machen und mir statt meines Kreolenfells<sup>143</sup> eine weisse Haut überziehen“, dachte Daija renitent; „und dann sähe ich auch noch nicht aus wie die andern. Ach, wäre doch statt meiner Cousine Dina seine Tochter.“

140 In der „Urschrift“ wird die Schneiderin nicht mit Namen genannt.

141 Vgl. Urschrift, S. 96: Ida Dehmel übernahm den Wortlaut der „Urschrift“.

142 Ebd. S. 96: „Und so trug ich dann mit Stolz überlebenshohe Stehkragen (mein Vater nannte sie, nicht ganz mit Unrecht: Gypsverband).“

143 Dies ist wohl eine Anspielung auf Idas braune Hautflecken, die auf eine mögliche Abstammung der Vorfahren Idas aus dem spanischen/portugiesischen Raum zurückzuführen sind. Im Brief Ida Dehmels an Alice Bensheimer vom 15.10.1926 heisst es: „Grundfarbe ist lila, wie wenn man sich gestoßen hat, aber der ganze Leib ist so, u. dann ist das Ganze gepflastert mit erbsengroßen braunen Flecken, sie sind sogar fast pfenniggröÙ. Keinem Arzt, der das sieht, könnte ich es jetzt mehr verübeln, wenn er von „Bronzekrankheit“ spricht. Ich unterhielt mich neulich mit Frau Dr darüber – [...] – sie sagte, sie sei heilig überzeugt, daß unser Blut eine mindestens marokkanische [sic] Beigabe habe. Das müÙte dann aber schon vor den Ottweiler UrgroÙeltern hineingekommen sein. Ich erinnere mich jedenfalls, daß mir als Kind auffiel, wenn Mama Phine im Bett lag, daß ihr Hals dunkelbraun war.“ (SUB : DA : Z : Br : 81.530); (vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 792 f.). Vgl. Hoffmann/Van Menxel, Bingen, Kap. 1.1.

Was sollte nun mit Daija geschehen? Für Herrn Lenzing waren die aus der Pension zurückgekehrten Töchter fertige junge Damen. Sie waren erzogen und gebildet; sie hatten sich zu betätigen, wie das üblich war, sollten sich im Haushalt etwas umsehen, in guter Gesellschaft sich tadellos benehmen – bis sie eines Tages den vom Vater ausgewählten Mann heiraten würden, womit dann ihr sorglich geleitetes Lebensschiff in dem neuen Heimathafen sicher verankert war. Die Frage, was nun mit Daija geschehen sollte, existierte also für Herrn Lenzing nicht. – Alles war prinzipiell festgelegt, Abweichungen gab es nicht. – Die Grossmutter überlegte keinen Augenblick.<sup>144</sup> Sie war froh, dass das ewige Rücksichtnehmen auf Daijas Kränkeln ein Ende hatte. Jetzt sollte sie ordentlich mitanfassen. Julia war bei der Tante in Berlin, Ferdinand machte seine Lehre bei einem Onkel in der Pfalz. Für vier „Herrschaften“ – Grossmutter, Vater, Daija und Marie-Louise – arbeiteten ausser der Hausdame fünf Angestellte. Und da sollte Daija tüchtig mitanfassen? Küchenhandtücher stopfen, silberne Kandelaber in viele Teile zerlegen und putzen und so weiter. Gut, sie hatte der Grossmutter zu gehorchen, aber freiwillig rührte sie keinen Finger im Haushalt. Die innere Ablehnung dieser völlig überflüssigen, daher sinnlosen Tätigkeit äusserte sich mit keinem Wort, nur in der unangreifbar kühlen Miene, mit der sie das [54] Befohlene tat.

Wenn sie zum Morgengruss in das Zimmer der Grossmutter kam, wurde sie mit Schelten über das späte Aufstehen empfangen, und die Verärgerung der alten Frau steigerte sich tagsüber bis zum regelmässig wiederkehrenden Wort: „Alle Mühe ist umsonst bei einem Menschen, der keinen Familiensinn hat.“ „Familiensinn“, dachte Daija, „das ist wohl, wenn man eine alte Frau liebt, weil sie die Mutter des Vaters ist. Oder man liebt einen fremden Mann, weil die Schwester ihn zum Bräutigam genommen hat. Dann habe ich keinen Familiensinn. Aber liebt mich etwa diese alte Frau, weil ich die Tochter ihres Sohnes bin? Hat sie mir je eine Zärtlichkeit erwiesen? Eine Kinderträne getrocknet?“ – „Bist du taub?“ schrie die Grossmutter manchmal in das verschlossene Gesicht der Enkelin. „Vielleicht würde ich dein Herz hören, wenn du still wärest“, dachte Daija. Sie fühlte die Grossmutter weit weg, am andern Ende der Erde; dort sass sie als winziges Pünktchen, und was sie sagte, trug der Weltwind nicht an Daijas Ohr.

Jeden Tag um zwölf Uhr erwartet Mutter Phine<sup>145</sup> Daijas Besuch. Schade,

144 Die „Urschrift“ bleibt hier sehr knapp: „Grossmutter Marianne hatte nur ein Ideal: die practische [sic] Hausfrau. Bei ihr mußten wir stricken, stopfen, Silber rein machen, glätten etc. lauter Dinge, die nicht in den Styl unsres Hauses paßten, die mir widerstrebten, so oft ich konnte, u. die wir später nie brauchten.“ (S. 83).

145 An dieser Stelle schlägt die Autorin unerwartet einen Bogen zurück zu ihren früheren Ausführungen zu Mama Phine (S. 7–10), die dort allerdings der Beschreibung ihres Hauses gewidmet sind. In der folgenden Darstellung löste sich Ida Dehmel für die Schilderung von Einzelheiten weitgehend von der „Urschrift“.

dass es so regelmässig sein muss; sie wäre viel lieber mal hie und da in das schöne Grossmutterhaus gehuscht, aber da gibt es keinen Pardon. Es ist die Stunde, in der Mutter Phine die Enkelin erwartet. Erst war es Alexe gewesen, dann Julia, nun ist die Reihe an Daija. Man kann nicht etwa hinkommen, wie man gerade angezogen ist. Mutter Phine nimmt die Lorgnette<sup>146</sup> zur Hand und mustert die Enkelin von Kopf zu den Füßen. Ist der Hut nicht verbogen? Fehlt am Handschuh kein Knopf? Erst wenn alles tadellos befunden worden ist, darf Daija sich setzen. Es gibt keine grösseren Gegensätze als die beiden Grossmütter. Darum herrscht auch ein ewiger, heimlicher, mit Nadelstichen geführter Kampf zwischen ihnen, besonders um die Erziehung der Enkel.

Mutter Phine lebt in einer Welt der Schönheit.<sup>147</sup> Armut, Hässlichkeit, Gemeinheit – ja, das gibt es; aber wenn man es ignoriert, kann man sich davon freihalten. Sie sitzt nun mit fünfundsiebzig Jahren in ihrem schönen Hause, und das Hässliche hat sie sich fernzuhalten verstanden. Nicht das Schmerzliche – niemals würde sie die Trauer um ihre geliebte Tochter, die Mutter ihrer Enkel, ablegen.<sup>148</sup> Aber man kann auch den tiefsten Schmerz mit edlem Anstand tragen. – Daija und Marie-Louise sind ihre Lieblinge; vielleicht, weil sie beim Tod der Mutter die Hilfsbedürftigsten waren; vielleicht – das ist wahrscheinlicher – weil Daija „Lenzings ihr Scheenstes“<sup>149</sup> ist. „Du siehst apart aus, mein Kind“, sagt sie, als Daija damals ihr neues Kleid vorführte. „Man hat es nicht so [55] leicht im Leben wie andre, wenn man apart ist; aber vielleicht bist du zu einem ungewöhnlichen Schicksal bestimmt.“ – Frau Mario ist die unbestrittene Fürstin von Erdingen. Sie thront auf ihrem grossen roten Samtsessel<sup>150</sup> und „empfängt“. So empfängt sie auch die Enkelin. Nie sieht Daija sie in irgendwelcher Tätigkeit; sie lässt sich bedienen. Unvergesslich die elegante, gnädige Bewegung, mit der sie der Jungfer die Hände hinhält, um sich die Handschuhe zuknöpfen zu lassen.

Zärtlichkeiten gibt es nicht bei ihr, auch keine Vertraulichkeiten. So nah brauchen sich Menschen nicht zu kommen und können sich doch lieb haben.

Sie gilt nicht viel in der Familie, die im Grunde so gute Mutter Phine; sie weiss zu wenig vom Leben, und wirtschaftliche Dinge interessieren sie nicht. „Dass nur Mutter Phine nichts erfährt“, heisst es, wenn ein Kind hohes Fieber hat oder sonst eine Sorge auf dem Haus lastet. Hat sie je ihre Enkel weinend oder unartig gesehen? Man beträgt sich gut, wenn sie in der Nähe ist. Sie ist

146 Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 10.

147 Urschrift, S. 18 links: „Ihr Haus war das prächtigste von Bingen: außen und innen.“

148 Ebd. S. 61: „Die Mama Phine war selbst des Trostes so bedürftig, daß wir an ihr keine Hilfe fanden.“

149 Ebd. S. 26: „Daß ich ‚Cowwelenzers ihr Scheenstes‘ war, wollte noch nichts heißen.“ So auch Daija Letzte Fassung, S. 6: „Das ist Lenzings ihr Scheenstes.“

150 Urschrift, S. 18 links: Das Motiv griff Ida Dehmel auch in „Daija Letzte Fassung“ auf: „Er lieb [...] Grossmutterns rote Samtessel aus, wenn der Bischof von Mainz nach Erdingen kam.“ (S. 30).

wie die schönen Sammetblumen, die in ihrem Essaal [sic] in goldenen Vasen unter grossen Glasstürzen stehen. War sie denn immer unter einer Glasglocke behütet geblieben?

„Mutter Phine, bitte erzähle mir von deinem Leben! Was hast du getan, gedacht, gehofft, als du so jung warst, wie ich jetzt bin?“ „Ach, Kind, da stand ich vor der Heirat. Mit sechzehn Jahren haben sie mich verlobt; kurz nach meinem siebzehnten Geburtstag wurde ich Mutter.“ „Und dein Mann, Mutter Phine, wie war der Grossvater?“ „In meiner Zeit wurden die jungen Mädchen nicht gefragt,<sup>151</sup> ob ihnen der Mann gefiel, den man für sie aussuchte. Mein Bräutigam war vierzig Jahre. Er war ganz anders als ich. Wenn wir zusammen auf den Rochusberg gingen, weil er seine Weinberge<sup>152</sup> kontrollieren wollte, sagte ich: ‚Joseph, schau um dich‘ – denn ich wollte ihm den Sonnenuntergang zeigen – da antwortete er: ‚Ja, ich hab mich schon umgesehn, die Kalkulation ist schon fertig; vierzehn Fuhren Mist müssen hier eingebuddelt werden.‘ – Er war ein gewaltiger Mann<sup>153</sup>, dein Grossvater, er kaufte ringsum unbeackertes Land und machte es urbar; monatelang wurden Grabungen nach Schiefer gemacht, denn wo kein Schiefer ist, wächst kein Wein.<sup>154</sup> Alle rieten ihm abzulasen, denn es verschlang viel Geld. Dein Grossvater sagte: ‚Die Erde hier riecht nach Schiefer, es wird weitergegraben.‘ Eines Tages kam der Hof-Mann gestürzt und sagte: ‚Herr Mario, alle Mühe hat sich gelohnt, wir sind auf herrlichen Schiefer gestossen.‘ Gerade war deine Mutter geboren, und wir hatten sie Emilie genannt. Da rief dein Grossvater: ‚So soll der Berg Emilienberg heissen;‘ – und so heisst er noch heute, wenn auch die Leute nicht wissen woher, warum.“

[56] Der Grossvater war ein Tyrann gewesen. Mutter Phines einziger Sohn lebte als unduldsamer Junggeselle; der Schwiegersohn, Herr Lenzing, blieb unzugänglich. Aber im Umgang mit Mutter Phine befeissigten sich alle, liebenswürdig und aufmerksam zu sein. Es sollte ihr immer gut gehen; sie war der gehegte Luxus der Familie, halb belächelt, halb bewundert.

„Und dein Leben?“ drängte Daija in einem Ton, der an Gemessenheit zu wünschen übrig liess, „was war dein Leben? Dein eigenes, meine ich?“ Da sagte Mutter Phine, genau in dem Tonfall, mit dem sie einst ihre Märchen geschlossen hatte – „es war ein Traum“ – so sagte sie jetzt, abwehrend und beschliessend: „Das fragt man nicht, mein Kind. Du musst niemanden fragen, was sein Leben war oder ist. Auch dich selbst nicht.“

151 Ebd. S. 18 rechts: „Sie wurde verheiratet wie alle Mädchen damals, und an einen Mann, der 20 Jahre älter war als sie. Sie hatten Nichts gemeinsames [sic] diese Beiden, nur eben, daß sie mit einander verheiratet waren.“

152 Ebd. S. 18 links.

153 Ebd. S. 18 rechts: „Ich weiß nicht, ob es heute noch Männer giebt [sic], die so eigensinnig starr sind, wie mein Großvater war.“

154 Diese Episode fehlt in der „Urschrift“.

Ebensogut hätte sie der Enkelin sagen können: du darfst nicht atmen; denn dieses war der Inhalt von Daijas Denken: was ist das Leben? Wozu lebt der Mensch? Wo ist meine Aufgabe? Wo ist meine Aufgabe? Meine Aufgabe, die nur ich erfüllen kann? Wo ist der Weg, den ich gehen muss? Wo mein Ziel?

Wenn sie sich in ihrer Familie umsah, schien es ihr, als hinge jeder Einzelne, auf sich allein angewiesen, einsam im Weltraum. Ach wie deutlich, wie schmerzhaft deutlich fühlte Daija ihr eigenes Alleinschweben zwischen Himmel und Erde. Leben musste doch sein: in Gemeinschaft gelangen, Teil eines viel Grösseren zu werden, selbständiger Teil eines Grösseren. Wo waren die Brücken zwischen den Einzelnen? In der Kunst? In Büchern? Mussten nicht Menschen da sein, die den Weg weisen konnten; aber wo sie finden?

Daija hatte ihre Musikstunden<sup>155</sup> bei Herrn Lauert wieder aufgenommen. Er hatte ihr geraten, Bach zu studieren, um ihr etwas fähig gewordenes Spiel zu zügeln. Daija gab sich Bach in Zucht; sie klammerte sich an seine Strenge, als an die einzige unerschütterliche Stütze, die sie wusste. Sie übte mit äusserstem Fleiss, mit unbestechlicher Gewissenhaftigkeit. Jeder Ton war ein Marmorstein im Gefüge grossartiger Tempel, die aus dieser Musik erwachsen. Die Fugen mussten dastehen wie Säulen.

Ein Jahr war es her, seit Daija in Schumanns Musik gewühlt, in Chopin geschwelgt hatte. Ist sie inzwischen weitergekommen? Sie wusste es nicht; ihr schien es als habe sie sich in ihr eigenes Gegenteil gewandelt, und da war nicht ein Mensch, der etwas davon ahnte.

Mutter Phine hielt es für unerlässlich, dass Daija die Verbindung mit den ehemaligen Klassenkameradinnen wieder aufnahm. „Man kann die Gesellschaft von Erdingen nicht vornehmer machen, als sie ist: ich [57] verstehe natürlich, dass sie deinem Vater nicht genügt, aber du kannst dich später in den Berliner und Pariser Kreisen unsrer Verwandten nicht mit Sicherheit und Eleganz bewegen, wenn du dich darin nicht geübt hast.“ Ungern gab Herr Lenzing seine Zustimmung, aber Frau Dirksen unterstützte Frau Marios Wunsch. So durfte Daija am Kränzchen teilnehmen. – Es kam nur zu einer äusserlichen Verbindung; die jungen Mädchen sassen aufgeputzt zusammen und durchhechelten Erdingen. Es war kein Arg dabei, sie waren gutmütig und brav. Sie lernten kochen und haushalten. Und alle wollten möglichst früh heiraten; dann war ihr Leben in Ordnung. Daija blieb wie einst in der Schule fremd, weil sie viel jünger war. Auf Bälle durfte sie noch nicht gehen, und Tänzer und Ballkleider waren die Hauptthemen der Unterhaltung.

---

155 Diese Äußerungen zu den unterschiedlichen Komponisten fehlen in der „Urschrift“.

Es war eine unter den jungen Mädchen, Regina Zadik;<sup>156</sup> Daija hatte sie in der Schule nie beachtet; nun gefiel sie ihr, weil sie eine witzige, präzise Schlagfertigkeit hatte; was sie sagte, war ein bisschen nüchtern, aber sie lächelte lieb dazu, drum klang jedes Wort freundlich. – In allem war sie Daijas Gegenteil, klein, zierlich, blond, blauäugig. – Lustig und unbeschwert ging sie durch die Tage. Ihr Vater, frommer Jude, war aus Polen eingewandert, hatte ein Mädchen aus gebildeter, unbemittelter Familie geheiratet. Zadiks lebten bescheiden, aber behaglich. Die Fürsorge um das Glück der einzigen Tochter war der Inhalt ihres Daseins. Für sie wurde gespart, für sie plagte sich der Vater als Weinreisender in der Welt herum, für sie hielt die Mutter das kleine Haus musterhaft in Stand. Das junge Geschöpf nahm das Opferleben der Eltern dankbar, aber ohne Überschwang hin; sie liebte ihre Eltern, darüber war nichts zu reden, sie machte ihnen Freude, sie stand mit allen Menschen gut, sie durften stolz auf sie sein – die Dankesschuld hob sich auf.

Regina wurde Daijas Freundin. War es Freundschaft? Sie sahen sich oft und gern; sie erzählten sich alles, was sie erlebt hatten. Wenn Daija über die Grossmutter jammerte, über den Vater klagte, hatte Regina immer Trost bei der Hand. Merkwürdig: vor ihren Ohren klangen alle Konflikte leicht löslich; es dauerte lange, bis Daija die Ursache fand: sie sagte der Freundin nur die Oberfläche der Dinge. Wenn sie zuerst versucht hatte, den Geschehnissen auf den Grund zu gehen, auf den Ursprung der Gründe, dann wehrte Regina lächelnd ab; du nimmst alles zu schwer, das Leben ist viel einfacher und harmloser und freundlicher, als du denkst.

An das breite Fenster ihres Zimmers hatte Daija einen grossen Tisch<sup>157</sup> rücken lassen, hier lebte sie. Die asthmatische Grossmutter [58] stieg nicht in den zweiten Stock hinauf, und der Vater kam nur, wenn eine der Töchter krank war, in ihr Zimmer. Frau Dirksen guckte selten mal herein; erfreut und zerstreut lächelte Daija dem schönen, heitern Antlitz zu.

Sie suchte in Büchern, was die Menschen ihr nicht gaben. Aber wo fand sie die richtigen Bücher? Im Kränzchen wurde Julius Wolff verschlungen; Regina brachte Daija die „Lorelei“. Nein, das konnte sie nicht lesen; das war widerlich fades Zeug. Die Erdinger Damen bekamen jedes Jahr zu Weihnachten den zuletzt erschienen [sic] Roman von Georg Ebers; es gehörte unbedingt zur Bil-

156 Die nachfolgende Beschreibung einer Mädchenfreundschaft Daijas in Bingen fehlt in der „Urschrift“.

157 Urschrift, S. 115: „Ich hatte mir den größten Tisch, der aufzutreiben war, in die Mitte stellen lassen, und da saß ich weltfern und selig vor meinen Büchern, um so glücklicher, je voller der Tisch war.“ In der „Urschrift“ äußerte sich Ida Dehmel auch zu ihren Lektüren nach ihrer Pensionatszeit (S. 97). Vgl. zu den in „Daija Letzte Fassung“ genannten Autoren: Urschrift, S. 97 (Anmerkungen).

derung, dass man Uarda, die Königstochter nebst Gefolge kannte. Nach den ersten zehn Seiten Uarda legte Daija Ebers beiseite und schlug ihn nie wieder auf. Felix Dahn, Wilhelm Jordan – einer blieb ihr so fern wie der andere. Sie nahm die Klassiker aus der Hausbibliothek: Shakespeare,<sup>158</sup> Romeo und Julia. Vierzehn Jahre war Julia. Und hielt solchen Monolog an die Nacht! Das konnte man als Sechzehnjährige nicht vertragen. Unwahres Zeug!

Die Königsdramen. Welcher Abscheu! Verbrechen, Gemeinheiten, Wahnsinn, Roheiten übereinandergetürmt.

Othello. Es war, als wenn der Lesenden das Blut gerönte. Entsetzen packte sie. So furchtbar kann doch die Welt nicht sein! Unschuld, goldklare Unschuld, dem scheusslichsten Tod ausgeliefert. Galt denn Tugend nichts? Reinheit nichts? Wahrheit nichts? Kann Niedrigkeit, dürfen ungezügelte Triebe das Licht des edelsten Menschentums löschen? Warum lebte man denn? Warum ist das Herz geschwellt von einem Aufwärtsverlangen? Ist denn der Tod nur ein Würfelspiel mit niedrigem Einsatz? Wie viel Menschen opfert der Dichter! „Degenstoss (stirbt)“ sagt der Dichter. Wie wenn ein Mensch von einem Zimmer ins andere geht! Erschüttert und tief verwirrt legte Daija Shakespeare beiseite. Aber in einem furchtbaren oft wiederkehrenden Albtraum mischten sich ihr die Gestalten dieser Dramen mit den Schrecknissen ihres eigenen Lebens: sie presst sich in Todesgrauen an die Wandecke eines kahlen Zimmers. Wie Furien, wutverzerrt die weissen Gesichter, stürzen die schwarzuniformierten Brüsseler Pensionärinnen auf sie zu. Ihre Hände krallen nach Daijas Kehle – entsetzliche Mohrenhände!

---

158 Ebd. S. 97: „Shakespeare stieß mich durch seine Naturalismen ab.“

[59]

V

Zu Beginn des folgenden Jahres heiratete Julia.<sup>159</sup> Die Grossmutter machte nicht wieder den Versuch, Daija zu verwandtschaftlichen Annäherungen aufzufordern, und der neue Schwager blieb Daija noch fremder als der erste. Am Tag nach der Hochzeit machte die Gesellschaft einen Ausflug auf dem Rhein. Daijas Tischherr bei der Festtafel war ein Vetter des Schwagers, Student der Philosophie, musikalisch, melancholisch und sehr zart. Im grossen Kreis sassen alle nach der Fahrt durch die kalte, klare Luft – plötzlich fühlte Daija die Hand des Studenten, die sanft die ihre fasste und fest umfing. Traumhaft befangen schloss Daija die Augen. Die erste Liebkosung, die sie seit dem Tod der Mutter empfing. Ein Fremder schenkte sie ihr. Wer war er?

Sie sah ihn an. Offen lag sein Gesicht vor ihr. Gütig, ernst, hingebend erwiderte er ihren Blick. Eine kindliche, fröhliche Dankbarkeit kam über das Mädchen. „Heut Abend wird musiziert,“ sagte sie, „auf dem Heimweg machen wir das allerschönste Programm.“

Beim Aufbruch winkte der Schwager<sup>160</sup> Daija zu sich. „Ich habe euch beobachtet,“ sagte er scharf, „ich werde dafür sorgen, dass du keinen Augenblick mit diesem Windhund allein bist.“ Und er hielt Wort.

Als Julia ein Jahr verheiratet war, bat sie den Vater sehr dringend, Daija für ein paar Monate zu ihr nach München zu bringen. Sie wohnte an der Peripherie der Stadt, und da sie mit den Verwandten ihres Mannes nicht recht in Fühlung gekommen war, so erhoffte sie sich vom Besuch der jüngeren Schwester Zerstreuung und Aufmunterung.<sup>161</sup>

Die Tür des Ballsaals öffnete sich vor Daija,<sup>162</sup> sie fühlt viele Augen auf sich gerichtet. Ach, sie weiss ja, wie fremd sie zwischen den andern steht, die nach der neusten Mode geputzt und enggeschnürt, mit kunstvoll hochgetürmten Frisuren, süss lächelnd, mit dem Fächer tänzelnd, der Tänzer warten.

159 Julie Hedwig (Hede) Neumeier (17.08.1865–27.12.1935), die zweite Tochter von Simon Zacharias Coblentz, heiratete am 27.03.1887 den jüdischen Münchner Brauer August Bernhard Neumeier (1857–1899), zog nach München und bekam mit ihrem Mann 4 Kinder: Emmi Marianne (1888–1991), Fritz (1889–1920), Alice-Henriette (1891–1975) und Ludwig (1893–1944).

160 In dem Brief vom 13.02.1909 an ihre Nichte Emmi Marianne klärte Ida Dehmel eindeutig, dass es sich um Julius Bensheimer, den Mann ihrer Schwester Alice, handelt. „Aber das merkte meine liebe Familie fast schneller als wir und wie sich Onkel Julius da [...] an meine Fersen heften konnte, davon machst Du Dir keine Vorstellung.“ (SUB : DA : Z : Br : 80, Nr. 15, vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 338 f.).

161 Urschrift, S. 98–101: Diese bietet weitere Einzelheiten zu seiner Familie.

162 Ebd. S. 98: „Im Januar 1888, endlich, endlich, öffnete sich das Thor in die Welt.“



Daijas Kleid schmiegt sich ihr an wie Schaum, leichte Schleier fließen von den Schultern herab. Schneeweiss steht sie da, Hauch der Unberührtheit deckt sie. Ein Kranz weisser Rosen leuchtet auf ihren Haaren. Ein heller Schein umspielt ihre dunkle, ernste Stirn.

Sie versucht zu erraten, was die vielen Augen denken. Wird sie die Bleigewichte der Ablehnung tragen müssen? Oder werden die Menschen sie lieb haben? Jetzt sieht sie: es sind gütige, mutmachende, zustimmende, freudige Blicke, die sie erwarten.

[60] Der Tanz ist Daija kein Rausch. Sie tanzt, wie sie als Kind Seil gesprungen hat. Mit Entzücken die Freiheit und Leichtigkeit des Körpers geniessend.<sup>163</sup>

Wenn Daija später an diese Münchener Zeit zurückdachte, fragte sie sich, ob denn damals wirklich vier Monate lang die Sonne geschienen hatte. Regen machte sie immer traurig, und in München kam sie aus dem Zustand wolkenloser, heiterster Fröhlichkeit nie heraus.

Die Verwandten<sup>164</sup> des Schwagers waren prächtige Menschen; zwei Brüder mit Frauen und Kindern bewohnten ein altes Patrizierhaus; kam man in die hohe Einfahrt, so sah man riesige Ballen Tuch an mächtigen Kränen die Mauern des Hinterhauses auf- und abschweben. Das Haus steckte von unten bis oben voll Leben. Die Brüder kamen so und so oft am Tag aus dem Büro herauf, um zu berichten oder zu hören, was es Neues gab; die Tanten waren fast immer von Freundinnen umlagert; die Kinder in allen Jahrgängen schleppten Kameraden herbei, so viel sie wollten, und immer war für alle reichlich da. Da Julia viel leidend war, übernahmen die Tanten Daijas Bemutterung; von allen verwöhnt, kuschelte sie sich beseligt in dieses Menschengewimmel.

Eines Tages nahm Tante Sophie Daija mit in ihr Zimmer und schloss die Tür ab.<sup>165</sup> „Ich muss Sie mal allein haben, Mädel, liebes,“ sagte sie; „mit einem weinenden und einem lachenden Auge spreche ich zu Ihnen. Dass mein Rudolf Sie sehr lieb hat, hat er mir als guter Sohn gestanden, gleich als er damals von der Hochzeit aus Ihrem Vaterhaus zurückkam. Aber dass er als Student, der noch nichts ist, von einer Prinzessin wie Sie nichts erwarten darf, – nein, Daija, schütteln Sie nicht den Kopf, Sie sind ein erlesenes Menschenkind, das lassen die Münchener Sie ja merken, – kurz, er ist für dieses Semester nach Göttingen,

163 Ebd. S.101 f: Ida Dehmel beschrieb in der „Urschrift“ ausführlich Daijas entscheidende neue Tanzfreude in München.

164 Ida Dehmel pflegte lange Zeit ihr gutes Verhältnis zu den Münchner Verwandten. Am 07.02.1909 schrieb sie ihrer Nichte Emmi Marianne, die damals in München weilte: „Wenn Dich die Münchner Verwandten auch nach mir fragen so sage ihnen, ich hätte Niemand und Nichts vergessen. Mein Gedächtniß bewahrt alle Liebe in dankbarem Gedenken.“ (SUB : DA : Z : Br : 80, Nr. 11; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 337 f.).

165 Die folgende Episode fehlt in der „Urschrift“.

um nicht durch eine aussichtslose Liebe ein trauriger Mensch zu werden. Also, als Tochter werde ich Sie leider nie umarmen können“ – Daija umhalste die liebe Frau – „aber nun habe ich einen Auftrag an Sie, Kind. Der junge Berger war bei mir und hat mich gebeten, Sie zu fragen, ob er sich um Sie bewerben darf.“ „Was, die Hemdenbrust!“ schrie Daija empört. „Aber, Liebes, so ein schöner Mann, und jung, und reich, und unabhängig.“ „Und eitel, und hohl, und denkt nur an sich – der ganze Mensch nichts als Fassade! Nein, Tantchen, ich denke nicht dran.“

Der junge Berger, genannt Adonis, blieb nicht der Einzige. Es näherten sich Daija Männer, die den Einsatz des Lebens wert waren, aber sie blieben ihr fremd. Sie war glücklich, in ihrem Herzen brannte ein Freudenfeuer für alle, – nicht für einen Einzelnen.

Herr Lenzing schrieb, dass Ferdinand sich bei einem Münchener [61] Regiment als Einjähriger melden wolle; das sei eine erwünschte Rückreiseselegenheit für Daija. Julia bat flehentlich, ihr die Schwester noch dazulassen. Herr Lenzing antwortete: „Ich wundere mich, dass Du mich zwingst, Dich darauf aufmerksam zu machen, dass es sich für ein junges Mädchen nicht schickt, bei einer Schwester zu wohnen, die in einigen Monaten ein Kind erwartet.“

Daija hatte gelernt, ihre Gedanken in Zucht zu nehmen. Wenn sie bei den Tanten mitten im Gequirl fröhlicher Menschen sass, überfiel sie manchmal wie ein Alb die Erinnerung an ihr Vaterhaus. Da nahm sie ihre Gedanken an die Leine, als wären es junge Hunde. „Hierher, hiergeblieben, was geht euch jetzt Erdingen an!“ Es gelang ihr, die strahlende Gegenwart siegte. Aber auf der Heimfahrt mit dem Bruder sargte sie München ein. Nun würde ihr die Grossmutter wieder jeden Morgen predigen, wie ihr armer Sohn zu beklagen sei, weil er eine Tochter habe, deren Dasein niemandem eine Freude bedeute.

Daija fand daheim einen Gast. Frau Dirksen hatte die kurzen Jahre ihres Eheglücks in Mexiko<sup>166</sup> gelebt, in enger Freundschaft mit einer benachbarten deutschen Familie. Die Trenkwarts waren erst jetzt nach der Heimat zurückgekehrt, den Söhnen nachgezogen, die als Offiziere in der deutschen Armee dienten. Daija wurde nicht müde, den beiden Frauen zuzuhören, wenn sie in gemeinsamen Erinnerungen von dem fernen Wunderland sprachen. „Es erzählt sich viel schöner, wenn Sie zuhören“, sagte Frau Trenkwart zu Daija. „In Ihren Augen ist etwas Unentdecktes wie in den Urwäldern.“ Als sie abreiste, erbat sie Daijas Bild. Es ergab sich eine eifrige Korrespondenz zwischen den alten Freundinnen, in die Daija einbezogen wurde. Ihr Bild wurde von allen bewundert, berichtete Frau Trenkwart, und wie gern erzähle sie von ihr. Auch vom ältesten

---

166 Urschrift, S. 95: Sie hatte in Havanna gelebt.

Sohn kam ein Brief, der war Frau Dirksens besonderer Liebling gewesen; er schickte sein Bild und fragte, ob er sie besuchen dürfe. Frau Dirksen neckte Daija. „Sie haben mir meinen kleinen Kavalier von einst abspenstig gemacht, das Bild kommt Ihretwegen.“ Bald erhielt Daija einen Brief von ihm. Scherzend, aber mit einem ernsten Unterton. Daija antwortete – und verschwieg es Frau Dirksen. Ja, sie gestand es sich, sie sah gern auf dieses Bild, in das klare, regelmässig und schöngeschnittene Gesicht: sie las gern diese Briefe, die sie häufig erhielt.

Mitte Mai kam Hans Trenkwart<sup>167</sup> heimlich nach Erdingen. Frau Dirksen lag mit Migräne zu Bett, so war Daija frei. Ein alter Fischer mit seinem Jungen ruderte die Beiden über den Rhein. Drüben sassen sie in einer Dorflaube zwischen Fliederbüschen, deren violette Dolden sich eben öffneten. Ein Meer von Kirsch- und Birnblüten war um sie; jeder [62] Zweig leuchtete in reiner Schönheit vor dem frühlingsblauen Himmel.

Wie jeden Tag stand Daija um ein Uhr hinter ihrem Esszimmerstuhl, auf das Eintreten des Vaters wartend. Wie jeden Tag hörte sie mit höflichem unbeteiligtem Gesicht der Tischunterhaltung zu, die ausschliesslich Familienangelegenheiten betraf. Die Grossmutter war die Älteste von einundzwanzig Geschwistern gewesen, von denen siebzehn geheiratet hatten. Als Daijas Urgroßmutter starb – sie erreichte fast das hunderste Jahr –, der Urgroßvater überlebte sie nur wenige Tage – hinterliessen [sic] sie hundertacht direkte Nachkommen. Die Verbindung innerhalb dieser allmählich ins kaum Übersehbare gewachsenen Familie lebendig zu erhalten, betrachtete die Grossmutter als ihre Aufgabe. Sie schrieb täglich stundenlang und berichtete bei Tisch ihrem Sohn über Wohlergehen und Klagen, Aufsteigen oder Niedergang in den zahllosen Abzweigungen der Verwandtschaft.

Daija blickte verträumt vor sich hin und zum ersten Mal dachte sie: Familie, das könnte etwas sehr Schönes sein. Ein grosser Tisch mit vielen gesunden, blonden Kindern. Auf der einen Seite sie selbst, auf der andern: ja, da sass Hans Trenkwart. Sie hielt die Lider gesenkt, damit ihre Angehörigen nichts von dem Glanz sähen, der gewiss aus ihren Augen brach.

167 Hinter dem Namen „Hans Trenkwart“ verbirgt sich nicht die reale Person Heinz von Hahn, wie z. B. Höpker-Herberg, Elisabeth (Bearb.), Ida Dehmel 1870-1942. Ausstellung 14. Januar bis 27. Februar 1970. Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Hamburg 1970, S. 11, Nr. 46 und Wegner, Matthias, Aber die Liebe. Der Lebensraum der Ida Dehmel, München 2000, S. 41 annehmen. Ohne das Geheimnis zu lüften, wer Hans Trenkwart sei, schrieb die Autorin kategorisch ihrer Freundin Marie Stern am 01.10.1941: „Heinz von Hahn ist Claus Torsching.“ (SUB : DA : Z : Br : De 82.522, S. 2). Er tritt in „Daija Letzte Fassung“ erst später in Erscheinung (S. 96). In der „Urschrift“ bildet diese wichtige Freundschaft zu dem heute Unbekannten eine in sich geschlossene Episode (Urschrift S. 104–112), während „Daija Letzte Fassung“ sie aufteilt (der 2. Teil befindet sich auf S. 83 f.). Für das Anbahnen dieser Freundschaft bis zum ersten Treffen Daijas mit Hans Trenkwart gibt Kap. 7.2 einen detaillierten Textvergleich zwischen der „Urschrift“ und „Daija Letzte Fassung“.

Nach beendeter Mahlzeit hatte Daija noch den schwarzen Kaffee zu bereiten, denn [sic] war sie wieder frei.

Hatte sie diesen Mann heute früh zum ersten Mal gesehen? Das Gefühl der Blutfremdheit, das ihr den Umgang mit Menschen so oft erschwerte, war ausgeblieben. Er war ihr vertraut, als wenn sie ihn von jeher gekannt hätte. Ruhig und glücklich ging sie mit ihm über den Niederwald, dessen lange Linie sie tagtäglich sah. Als sie aus dem Wald traten, auf die Lichtung, die drüben über dem Rhein die alten Bäume des Lenzingschen Gartens den Blick freigab, setzten sie sich an den Wiesenhang. Noch raschelte unter ihren Füßen das dürre Winterlaub, aber das Moos trug hellgrüne Spitzchen, und überall blühten Anemonen und wilde Veilchen. „Als ich Ihr Bild zum ersten Mal in der Hand hielt, lag die Entscheidung meines Lebens vor mir. Ich fühlte: wenn ich Sie erringe, werde ich ein ganzer Mensch, erfülle mich, meine Sendung, werde ich tragendes Glied in der grossen Menschheitskette. Daija Kind, was für eine wunderbare Frau wirst du sein. Meine Frau!“ Er zog sie zu sich und küsste sie. Daija erbehte. Bis zu dieser Stunde hatte sie ihrer selbst unbewusst gelebt. Ihr Verstand wusste vom Geschlecht, ihr Blut nicht. Dieser reine, innige Kuss machte sie zum [63] Weib. Nicht zum wissenden Weib, aber zum fühlenden; es ging ein Strom durch sie, der ungeahntes Leben in ihr weckte. Wenn der Mann ihre Erschütterung hätte ausbeuten wollen, so wäre Daija ihm blindlings zugefallen. Es war nicht ein bewusstes Verlangen in ihr erwacht, sie war eher noch kindhafter als vorher, ihr Wissen war wie betäubt – sie war ein Stück Natur geworden. Schöpfung am Abend des sechsten Tages: Und siehe, es war gut.

Sie erlebte das hohe, unendlich seltene Wunder der Einheitlichkeit. Ihre Seele, ihr Geist, alle Sehnsucht nach gütiger Liebe und der Trieb des Blutes gingen auf in diesem Mann. Alles in ihr war Wille zum Leben, zum köstlichen Leben in Gemeinsamkeit. Tief in sich hineinlauschend sass sie da, abgewandt der Welt. Hans Trenkwart las in Daijas Miene, was in ihr geschah. „Kind, Kind, ich will dich heilig halten. Du sollst nie bereuen, dass du dich mir anvertraut hast.“

Sie verabredeten, dass Hans noch am gleichen Abend zu seinen Eltern fahren und von dort aus schriftlich Herrn Lenzing um Daijas Hand bitten sollte. Sie trennten sich leichten Herzens – in wenigen Tagen hofften sie zusammen zu sein – und sahen sich nie im Leben wieder.

In seligen Gedanken hatten sie die Rückfahrt nach Erdingen auf einem der kleinen Dampfer gemacht, die ständig von einem zum andern Ufer flitzten. Zwischen all den lustigen Ausflüglern sitzend, hatten sie sich freudig auf Wiedersehen gesagt. Daija ahnte nicht, dass ein Bekannter ihres Vaters Zeuge dieses Abschieds war. Das Unglück wollte, dass die beiden Herren sich noch am glei-

chen Abend in einer Gesellschaft trafen. So erfuhr Herr Lenzing von dem Ausflug seiner Tochter mit einem Fremden.<sup>168</sup>

Am nächsten Morgen<sup>169</sup> – Daija traute ihren Ohren nicht – drang die erregte Stimme ihres Vaters bis hinauf in ihr Zimmer. Sie hatte sich nach ihrer Heimkehr der mütterlichen Freundin anvertraut, und alles, was sie von ihr aus der Kindheit des geliebten Mannes erfuhr, fügte sich dem Bild, das sie in sich trug, beglückend ein.

Herr Lenzing war entrüstet. Niemals hatte man einer seiner Töchter einen Verstoß gegen die gute Sitte nachsagen können. Nun brachte dieses ungeratene Geschöpf Schande über sein Haus. „Beruhigen Sie sich, Herr Kommerzienrat,“ sagte Frau Dirksen, „es handelt sich nicht um eine Liebelei. Ihr Fräulein Tochter hat sich gestern verlobt, und schon morgen wird der Brief mit dem Heiratsantrag des Herrn Leutnant Trenkwart in Ihren Händen sein.“ Die arme Frau Dirksen! Sie kannte Herrn Lenzing nicht.

Er tobte. Ein solcher Wahnsinn war unausdenkbar. Ein Leutnant! [64] Irgend ein Leutnant! Was musste das für ein Flegel sein, der zuerst mit der Tochter sprach und dann erst sich gütigst an den Vater wenden wollte. War dergleichen in guter Familie denkbar? Von allem andern Undiskutieren abgesehen: Niemals würde ein Mensch, der sich das erlaubt hatte, die Schwelle dieses Hauses übertreten. Die Tochter schien den Verstand verloren zu haben, war offenbar hysterisch und gehörte in eine Zwangserziehungs-Anstalt.

Jener Brief wurde dahin beantwortet,<sup>170</sup> dass Herr Lenzing erstens eine Taufe ohne religiösen Überzeugung für das Verwerflichste ansähe, was er sich denken könne; er werde niemals seine Hand zur Aufführung einer solchen Komödie bieten. Dass zweitens seine Tochter ihr mütterliches Erbteil erst mit vierundzwanzig Jahren beanspruchen könne, und dass er selbstverständlich seiner Tochter keinerlei Mitgift geben werde, falls sie gegen seinen Willen heirate; aber vielleicht könne der Herr Leutnant die Kautions selber stellen! In diesem Falle werde Herr Lenzing durchaus nichts dagegen haben, wenn seine Tochter das väterliche Haus verliesse; das Band zwischen der Abtrünnigen und der Familie sei dann ein für alle Mal zerschnitten. Sonst aber verlange er das Offiziersehrenwort, dass der Herr Leutnant jede Verbindung mit der Tochter abbreche; falls dies nicht geschähe, werde er seine Tochter, ohne Rücksicht auf ihre Unfähigkeit sich selbst zu ernähren, auf die Strasse setzen.

Herr Trenkwart mochte das alles so grausam hoffnungslos klingen, wie es bei dem unbeugsamen Charakter des Herrn Lenzing auch tatsächlich war. Er

---

168 Urschrift, S. 107 f.

169 Ebd. S. 108.

170 Ebd.

schrieb noch einen schlichten Brief,<sup>171</sup> in dem er darauf hinwies, dass Daija bereit gewesen sei, die Religion des Mannes anzunehmen, dessen Namen und Leben sie habe teilen wollen; das sei gewiss nichts Verwerfliches. Falls der Wille des Herrn Lenzing unerschütterlich sei, so wolle er ihr nicht eine Wartezeit von sechs schweren Jahren auferlegen; er seinerseits erbitte, dass Herr Lenzing der Tochter nichts nachtrage, da sie nichts Unrechtes begangen habe.

Wie erfüllte Herr Lenzing diese Bitte? Zwei Jahre lang sass Daija an seinem Tisch, ass sein Brot, und der Vater sprach kein Wort mit ihr. In einem Abgrund von Bitterkeit und Hass, ja Hass, sass sie an diesem Tisch und fühlte jeden Bissen im Munde aufquellen, so dass sie glaubte, daran ersticken zu müssen.

Herr Lenzing begrub seine Tochter unter diesem Schweigen, nicht etwas nach einer Aussprache mit ihr, die ihm gezeigt hatte, dass eine Verständigung unmöglich war. Er würdigte sie einfach keines Wortes mehr.

Oft wurden die Mahlzeiten stumm eingenommen, denn die Grossmutter [65] teilte die Entrüstung ihres Sohnes, bis endlich Marie-Louise<sup>172</sup> ihre Stimme erhob und von der Schule erzählte. Daija hatte mit der kleinen Schwester über ihr Erlebnis gesprochen, um dem Kinde klar zu machen, was sich im Hause zutrug. Sie hatte ihr gesagt: Ich habe einen sehr, sehr guten Mann lieb, und ich möchte ihn heiraten, um so gut zu werden wie er. Unser Vater will nicht, dass ich ihn heirate, und nun fürchte ich, dass das Gute in mir stirbt. Die Zwölfjährige schmiegte sich noch inniger als bisher an die Ältere; bald waren sie ganz aufeinander angewiesen, denn Frau Dirksen musste das Haus verlassen. Herr Lenzing benachrichtigte sie brieflich, dass ihre schwankende Gesundheit bedauerlicherweise der schwierigen Aufgabe der Beaufsichtigung seiner Tochter nicht gewachsen sei.<sup>173</sup> Ihre Nachfolgerin, Frau Möller,<sup>174</sup> war eine biedere, gutmütige, dickliche Dame, deren Dasein [sic] für Daija ohne Bedeutung blieb.

Daija vermochte zuerst das Ungeheuerliche, das sich um sie zutrug, nicht zu fassen. Es kann doch nicht sein, dass ein Mensch, der ganz in Knospen steht, die Blüte seines Wesens nicht erleben soll. Was so wider die Natur verstösst, das kann das Schicksal doch nicht zulassen. Es musste ein Wunder geschehen. Als die Tage hingenen, ohne einen Brief des geliebten Mannes zu bringen, verfiel sie in einen Zustand des Absterbens, ein körperlicher Herzschmerz quälte sie ununterbrochen. Sie hatte die Empfindung, als wenn nur noch die bittere Auf-

---

171 Ebd. S. 108 f.

172 Marie Louise wurde am 30. Oktober 1877 geboren.

173 Urschrift, S. 105: „Frau L. [Frau Dirksen] hatte inzwischen unser Haus verlassen. Die unbeschränkte Herrschaft über den Weinkellerschlüssel war ihr zum Verhängniß geworden.“

174 Lina Kuentz, die letzte Gouvernante im Haus Coblenz, erwähnte Ida Dehmel öfters in ihren Briefen nicht im positiven Sinn; ein Zusatz zum Testament des Simon Zacharias Coblenz kürzte ihr Vermächtnis. Vgl. Hoffmann/Van Menxel, Bingen, Kap. 2.4.

lehnung gegen ihr Geschick sie mit dem Leben verbände.

In dieser Zeit fiel von ihren Augen die letzte Binde, mit der angeborene Ehrfurcht und Tradition bisher das Bild des Vaters umschleiert hatten. Sie konnte nicht glauben, dass er bei seiner Entscheidung an ihr persönliches Glück überhaupt gedacht hatte. Seine eigenen Wünsche waren massgebend gewesen; der Offizier als Schwiegersohn war ihm fatal. Das war ihm Grund genug.

Wenn er aber ohne Rücksicht auf seine Tochter handelte, warum musste er dann noch zur Härte die Verachtung hinzufügen? In höchstem Zorn hatte er hervorgestossen, die Unbotmässigkeit der Tochter sei nur durch Hysterie zu erklären. Daija hatte das Wort nie gehört. Sie fragte den Sohn des alten Hausarztes, der nun selbst bald Arzt war,<sup>175</sup> was Hysterie sei. „Nanu,“ fragte der, „wie kommen Sie darauf? Das kann man einem so jungen Mädchen schwer erklären.“ Er nahm eine sachliche Miene an: „Hysterie ist eine moralische und geistige Geringschätzung, in den meisten Fällen basierend auf unbefriedigendem geschlechtlichen [sic] Verlangen.“ Wie von einem Peitschenhieb getroffen, stürzte Daija davon. Unauslöschlich fühlte sie das flammende Mal dieser vergiftenden Ätzung in sich eingebrannt; das würde niemals verharschen. Ach, dass [66] dies ihr Vater war!

Im Sommer dieses Jahres starb die Grossmutter. Daija weinte ihr keine Träne nach. Wie sollte der Tod der alten Frau sie bewegen, da man doch das Blühen ihres eigenen jungen Lebens zum Erstarren zwang; unbewegten Gesichts stand sie neben dem Sarg dieser Frau, die bis zur letzten Minute ihres Lebens die Selbstbeherrschung nicht verloren hatte und deren Antlitz noch im Tod den Ausdruck eines majestätischen Willens trug.

„Grosse Schwester“, sagte Marie-Louise eines Abends, – „grosse Schwester“ war ihr Kosenamen für Daija, – „mir ist so bange um dich. Dein Gesicht ist ganz starr geworden. Manchmal bei Tisch siehst du noch strenger aus als der Vater. Wirst du nie wieder lachen oder weinen?“

„Unsere arme Mutter hat mir einmal gesagt“, – immer brach Daijas Stimme, wenn sie der Kleinen von der Verstorbenen erzählte, – „dass jeder Mensch unglücklich werden muss, dessen Herzfeuer<sup>176</sup> erloschen ist. Ich glaube nicht, dass die Flamme in mir tot ist, aber was in mir brennt, ist nicht mehr Liebe; immer krampft mir ein stechender Schmerz das Herz zusammen. Das soll niemand wissen. Darum verschliesse ich mein Gesicht.“

Am nächsten Morgen fiel Daijas Blick auf den Tagesspruch ihres Kalenders:

<sup>175</sup> Gemeint ist hier Frank Ebertsheim (1865–1935), der in Bonn ab ca. 1886 Medizin studierte und danach bis 1926 die Praxis seines in Bingen berühmten Vaters Dr. Isaac Ebertsheim übernahm. Vgl. Lutterbach (Anm. 136).

<sup>176</sup> Vgl. zu diesem Motiv: S. 12, Anm. 45.

Mein Leben ist klein  
 Nur ein Becher Wassers  
 Doch klar und lauter  
 Nimm ihn, mein Liebster  
 Lass ihn dich erfrischen  
 Lass ihn dich heilen.  
 Ich gebe ihn willig  
 Aus freien Stücken.  
 Gott segne die Gabe!<sup>177</sup>

Als sei ein Damm in ihrem Innern gebrochen, so stürzten Tränen aus Daijas Augen. Ein Wirbel von Gefühlen durchrauschte sie. Aufleuchtend noch einmal das reine Glück seliger Hingabe-Bereitschaft, ein plötzlich gesteigertes und doch besänftigtes Leid, ein Hinströmen aus den Eiswänden des eignen engen Ichs heraus zu einer Grenzenlosigkeit, in der Viele Gleiches durchleben:

Nimm ihn, mein Liebster,  
 Ich gebe ihn willig,  
 Gott segne die Gabe.

[67] Zum ersten Mal in dieser Zeit hatte die Gewalt rhythmischer Sprache Daija ergriffen. Ein Heissshunger nach schönen Worten, die sie einwiegen oder davontrugen in fremde Schicksale, erwachte in ihr. Stösse von Gedicht-Büchern häuften sich auf ihrem Schreibtisch. Sie, die sonst niemals zu Menschen ging, von denen sie sich nicht angezogen fühlte, überwand sich nun, jeden aufzusuchen, bei dem sie Bücher vermutete. In ein dickes, rotes Heft trug sie die Gedichte ein, die mit ihrem eignen Schicksal zusammenklangen und mit der Musik der Sprache ihr immer wieder neu zu bekämpfendes Leid in verklarte Fernen rückten.

War es nicht eine Erlösung, dass ihre tiefsten Schmerzen auch andern die Seele zerrissen hatten:

-----Inconsolable en mes ennuis,  
 Je pleurais tous les jours, même auprès de mon père.  
 Ce long regret, dix ans ne l'ont point adouci:  
 Je ne puis voir une fille dans les bras de sa mère  
 Sans dire en soupirant: J'avais une mère aussi.

---

177 Die Herkunft dieser Zeilen konnte nicht geklärt werden.



Son image est toujours présente à ma tendresse.  
 Ah! Quand le pâle automne aura jauni les bois  
 O ma mère, je veux promener ma tristesse  
 Aux lieux où je te vis pour la dernière fois. <sup>178</sup>-----

Und Vorstellungen, die fast verbrecherisch erschienen, sodass man sie sich kaum einzugestehen wagten, wurden kühn ausgesprochen:<sup>179</sup>

-----nein [sic], ach Nein [sic]!  
 Ich hasse meinen Vater nicht – doch Schauer  
 Und Missetäters Bangigkeit ergreifen  
 Bei diesem fürchterlichen Namen mich.  
 Kann ich dafür, wenn eine knechtische  
 Erziehung schon in meinem jungen Herzen  
 Der Liebe zarte Bande zertrat? Sechs Jahre  
 Hatt' ich gelebt, als mir zum ersten Mal  
 Der fürchterliche [sic], der, wie sie mir sagten,  
 Mein Vater war, vor Augen kam.-----  
 -----Warum von tausend Vätern  
 Just eben diesen Vater mir? Und ihm  
 Just diesen Sohn von tausend bessern Söhnen?  
 Zwei unverträglichere Gegenteile  
 Fand die Natur in ihrem Umkreis nicht.  
 Wie mochte sie die beiden letzten Enden  
 Des menschlichen Geschlechtes – mich und ihn –  
 Durch ein so heilig Band zusammenzwingen.

178 Übersetzung: „Untröstlich in meinen Langeweilen Momenten / weinte ich jeden Tag, sogar bei meinem Vater. / Zehn Jahre haben diese lange Traurigkeit nicht besänftigt: / kein Mädchen darf ich in den Armen ihrer Mutter sehen / ohne zu seufzend zu sagen: ich hatte auch eine Mutter / ihr Bild ist immer noch für meine Zärtlichkeit da. / Ah! Wenn der fahle Herbst die Blätter vergilbt hat / oh meine Mutter, da will ich meine Traurigkeit führen / zum Ort wo ich dich das letzte Mal sah.“ – Ida Dehmel zitierte durch Daija das elegische Gedicht „Élégie, I L'anniversaire“ des französischen, heute weitgehend vergessenen Dichters Charles-Hubert Millevoie (1782–1816); vgl. Oeuvres, Paris 1880, S. 36. Kurz nach dem Tod ihres Sohnes Heinz Lux an der Front in Frankreich am 10.01.1917 schrieb Ida Dehmel ihrer Schwester Alice Bensheimer: „Das war zwanzig Jahre lang meine Stimmung. Ich sehe jetzt, daß es lauter Egoismus war.“ Dabei zitierte sie diese Verse auf Französisch: „Je ne puis voir une fille dans les bras de sa mère, Sans dire en soupirant: J'avais une mère aussi.“ (Brief vom 18.01.1917, SUB : DA : Z : Br : De : 81.366, S. 3; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 530–532).

179 Im Folgenden übernahm Ida Dehmel Verse Friedrich Schillers (1759–1816) aus Don Carlos, Infant von Spanien, I. Akt, 2. Auftritt, V. 330–364.

[68]

## VI

Im Schnellzug Frankfurt-Berlin sitzt Daija ihrem Vater gegenüber.<sup>180</sup> Herr Lenzing ist auf einer Reise nach Russland; eine erwünschte Gelegenheit, die nun heiratsfähige Tochter dem üblichen Berliner Winter bei der Tante Eugenie<sup>181</sup> zuzuführen. Kurz vorher hatte er die Hausdame beauftragt für Daija eine „nicht luxuriöse aber standesgemässe“ Kleider-Ausstattung anzuschaffen. Das war eine leichte Aufgabe für Frau Möller. Zwar begleitete sie ihre Schutzbefohlene zu Frau Anot, aber sie brauchte nicht dreinzureden, Daija wusste genau, was sie wollte. Unter hundert Stoffen griff sie unbeirrbar den einen heraus, der zu ihr passte; mit wenigen Strichen zeichnete sie der Schneiderin die Form, die das Material verlangte.<sup>182</sup> Frau Anot ging mit entzücktem Verständnis auf die manchmal etwas kühnen Ideen ihrer jungen Auftraggeberin ein. – – –

Herr Lenzing ist in einen französischen Roman<sup>183</sup> vertieft – da beugt sich der alte Herr, der bisher hinter einer grossen, polnischen Zeitung verschanzt in der andern Coupeecke sitzt, zu ihm hinüber und fragt: „Würde wohl gnädige junge Frau Gemahlin gestatten, dass ich Fenster öffne?“ Daija erstarrt, wagt nicht den Blick zu ihrem Vater zu erheben. Erst als sie hört, dass er nach kurzer Antwort die Seiten seines Buches gelassen weiter umblättert, streift sie scheu sein Gesicht. Zum ersten Mal entdeckt sie, dass ihr Vater kein alter Mann ist. Die grosse, schlanke Gestalt, hoch gestrafft, der schmale Kopf mit der gerade geschnittenen Nase, den dunklen Augen, dem ernsten Mund, den manchmal ein Zucken der Ironie umwittert, das volle Haar, kaum von einem grauen Faden durchzogen, – so scheint er in seiner chevalresken Elastizität ein französischer Militär. Merkt denn dieser Fremde nicht, wie Daija ihrem Vater gleicht? Sieht er nicht auch auf der Stirn der Zwanzigjährigen die Linien strenger Willensanspannung? Sieht er nicht ihren Mund, so herb verschlossen, dass selbst sein Lächeln von Verachtung entstellt ist? Eine lähmende Angst überfällt Daija: hat das Schicksal sie dazu bestimmt, ein Abbild ihres Vaters zu werden? Hasst er sie vielleicht darum? Findet er in der Tochter das eigene, vielleicht vergeblich bekämpfte Wesen, die Hoffahrt [sic], die steile Auflehnung, die hartnäckige Beharrlichkeit gesteigert wieder? Ihre Hände schliessen sich zum Gebet; Gott im Himmel, hilf

180 Diese Zug-Episode findet sich nicht in der „Urschrift“. In diesem Kapitel entfernte sich die Autorin von ihrer Vorlage, verließ sie aber nicht ganz.

181 Vgl. Anm. 57.

182 Urschrift, S. 137: „Meine unfehlbare Begabung war, bei jeder Frau zu wissen, wie sie angezogen sein mußte, und von jedem Kleiderstoff zu wissen, wie er verarbeitet werden müßte.“

183 Simon Zacharias Coblenz, erzogen in Frankreich, erwarb die französische Nationalität; vgl. Abbildung seines „Passe-port à l'Etranger“, in: Hoffmann/Van Menxel, Bingen, Kap. 2.3.

du mir, lass mich den guten, lichten Mann, nach dem mein Herz verlangt, wiederfinden. Wenn ich sein Leben teilen darf, kann ich sanft werden wie er.

Die Reise nach Berlin hat für Daija nur e i n e n Sinn. Eine verheiratete Zwillingsschwester des Geliebten wohnt dort. Daija weiss [69] ihren Namen nicht, aber sie ist überzeugt, dass sie ihr begegnen wird, irgendwo, im Ballsaal, auf der Strasse, im Konzert, wird sie dieses schöne Gesicht finden. Sie wird ihr sagen: Rette mich, führe mich fort aus meiner dunklen Umgebung in eure warme Herzlichkeit. – – –

Tante Eugenie bewohnt ein Haus<sup>184</sup> in einer stillen Seitenstrasse des Tiergartens. Sie ist früh Witwe geworden, Herrin über ein grosses Vermögen, eine noch schöne, elegante, ehrgeizige Frau, im Kampf mit der Schlawheit ihrer enggeistigen Söhne zur Despotin geworden. Erstaunt stellt sie fest, dass Daijas Garderobe ihren Ansprüchen genügt. „Nur ein grosses Ballkleid fehlt noch; ich werde es dir bei Pechstein arbeiten lassen.“

Tante Eugenie, angesehene Kundin, wird von Frau Pechstein selbst bedient: „Goldgelb! Ihre Nichte gehört zu den Seltenen, die goldgelb tragen können.“ Sie holt eine Seide, die fliessend und leuchtend wie gesponnene Sonne ist, legt sie um Daija – ein paar Griffe, ein paar Nadeln – „habe ich Ihren Geschmack erraten?“ fragt Frau Pechstein Daija, deren Augen Begeisterung strahlen. „Wenn ich bei Ihnen lernen dürfte“, antwortete Daija und küsst der Künstlerin die Hand. Mit leiser Missbilligung sieht Tante Eugenie auf ihre Nichte. „Sonst so hochmütig<sup>185</sup> und dann Demut vor einer Schneiderin“, sagt sie auf dem Heimweg.

Von der Daija, die zitternden Herzens, in glühender Erwartung auf eine Erfüllung hoffend, vor zwei Jahren in München zum ersten Mal einen Ballsaal betrat, ist nicht viel übrig geblieben. Ihr Urteil ist hart und scharf geworden, Kälte steht zwischen ihr und den meisten Menschen. Sie beherrscht sich vollkommen, kennt ihren Stil bis ins Letzte und bringt ihn in jeder Bewegung zum Ausdruck. Es ist unmöglich, sie zu übersehen. Man findet sie abtossend oder hinreissend. Nicht ohne Vorwurf berichtet Tante Eugenie ein Gespräch, das sie auf einem Ball belauscht hat. „Fräulein Lenzing scheint mit grossen Ansprüchen aufzutreten.“ „Ich glaube, sie darf höchste Ansprüche stellen.“ Tante Eugenie sagt: „Du wirst ja doch eines Tages einen jüdischen Kaufmann oder einen Studierten heiraten. Warum also Allüren, die solchen Kandidaten abschrecken?“<sup>186</sup>

184 Urschrift, S. 115: „Das Haus der Tante, bei der ich zu Gast war (Schwester meiner Mutter) wurde glänzend geführt, alles Gesellschaftliche war first rate, aber das Familienleben stieß mich ab.“

185 Ebd. S. 115: „Gesellschaftlich spielte ich mit meinen 20 Jahren die grande dame, ohne es selbst zu ahnen.“

186 Ebd. Daija reagierte auf das Gespräch, das in der „Urschrift“ kurz referiert wird, mit dem Kommentar: „Das war mir wurscht!“

Die junge Frau, die Daija in Berlin suchte, liess sich nicht finden. Manchmal überholte sie auf der Strasse hastig eine Fremde, weil eine Linie des Profils an Hans Trenkwart erinnerte. Einmal im Konzert sass sie bebend da, sah immer wieder nach zwei blauen Augen hin, dachte jubelnd: es ist seine Schwester. Beim Saalausgang endlich hatte sie sich bis zu ihr hingedrängt, ja, sie wollte kühn fragen: bist du seine Schwester? – Da wandte sich die Dame ihrem Begleiter zu, und Daija hörte Worte in einer fremden Sprache. –

[70] Daija Vierteljahr in Berlin bedeutete für Tante Eugenie eine Zeit beständiger „Alterationen“, wie sie das nannte. Zwar gab sie aus immer wieder betontem Gerechtigkeitsgefühl zu, dass sie sich nicht anzustrengen brauche, der Nichte gesellschaftliche Stellung zu verschaffen, wie das bei den zwei älteren Schwestern notwendig gewesen war. Im Gegenteil: was der Tante Alterationen machte, das war, dass Daija zuviel ausgezeichnet wurde, und dass sie sich selbst durch ihr ganzes Wesen auszeichnete. Tante und Nichte besuchten regelmässig wiederkehrende Grünfeld-Trio-Abende in einem befreundeten Haus. Einmal fanden sie die Hausfrau in Bestürzung: der Klavierspieler hatte im letzten Moment abgesagt. Wie so schnell Ersatz schaffen? Leise fragte Daija den Cellisten, ob er es mit ihr versuchen wolle. Sie spielte prima vista. Das Wagnis gelang.<sup>187</sup> – Es wurde rührend davon gesprochen – das fand die Tante überflüssig.

Man sass nach einem Diner im grösseren Kreis, ehrfürchtig um einen älteren Herrn geschart, einen Dichter,<sup>188</sup> dessen Roman Tante Eugenie sorglich vor Daija verschloss. „L'Adultera“, schon der Titel war unpassend für ein junges Mädchen. Er wurde gebeten, etwas zu erzählen. „Nein“, sagte er, „heute möchte ich einmal zuhören; die junge Rheinländerin da sieht aus, als könnte sie uns etwas Neues vom Rhein erzählen.“ Daija hatte den ganzen Abend mit heller Freude den schönen Kopf des Dichters beobachtet; er sah allwissend aus. Warum sollte sie ihm nicht etwas erzählen? Sie sprach davon, dass sie als Kind geglaubt habe, der Rhein sei ein schönes, grünes Band, das die ganze Erde durchziehe; auf der einen Seite des Rheins wohne sie mit ihren Eltern und Geschwistern, aber jenseits sei das Märchenland. Da konnte man mit Einem Schritt von der Ecke des Niederwalds in den Mond steigen,<sup>189</sup> und dann war da das Land der Liliputaner. Wenn

187 Ebd. S. 119: „Mein rhythmisches Erkennungsvermögen war so stark, daß ich es in Berlin hatte wagen können in größerem Kreis das Grünfeld Trio vom Blatt zu begleiten.“ Der Violoncellist Heinrich Grünfeld (1855–1899) hatte das Trio 1896 gegründet, es spielte bis 1899.

188 Dieses Gespräch findet sich nicht in der „Urschrift“. Die Nennung des Romans „L'Adultera“ verweist auf den Schriftsteller Theodor Fontane (1819–1898). In diesem 1882 erschienenen Roman schildert Fontane das Leben einer reichen Frau, die für eine neue Liebe ihren vermögenden Mann und ihre Kinder verlässt. Trotz des Bankrotts ihres neuen Ehegatten bleibt sie ihm treu.

189 Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 14. Dort findet sich das gleiche Bild.

Daija mit Dorle spazieren ging, sah sie drüben ganz kleine Häuser stehen, am Ufer liefen Spielzeug-Eisenbahnen, und manchmal sah sie mit ihren blanken Augen in der hellen Sonne drüben winzige Leute sich bewegen, die waren kaum grösser als Ameisen. Dass die Schiffe, mit grossen Leuten besetzt, kleiner und kleiner wurden, je näher sie dem andern Ufer kamen, das war ein Wunder, das Daija unermüdlich beobachtete. Auf der andern Seite des Niederwalds, dachte Daija, wohnen vielleicht Riesen. Ach, wie enttäuscht war sie, als sie einmal zu einem Ausflug auf den Niederwald mitgenommen wurde; – damals stand die Germania<sup>190</sup> noch nicht oben, und man ritt den langen Weg auf Eseln<sup>191</sup> hinauf – als sie entdeckte, dass das Schiff nicht zusammenschrumpfte, und dass da alles genau so war wie daheim. – Warum die Leute „Vater Rhein“ sagten, das hatte sie lange nicht verstehen können. Aber dann [71] erfuhr sie es, und von da an war der Rhein<sup>192</sup> ihr Freund: Als Fünfjährige hatte sie im Rhein gebadet, in einer Kabine für Erwachsene, weil die flacheren grade nicht frei waren. Da kam ein grosses Schiff, das warf hohe Wellen. Plötzlich waren Daijas Händchen von der Holzplanke des Geländers losgerissen, das Wasser schlug ihr über dem Kopf zusammen, und sie trieb dahin. Sie hatte keine Atemnot, keine Schmerzen – das Wasser, der Vater Rhein hatte sie in die Arme genommen, trug sie liebevoll, sanft und leicht in ein Unbekanntes. Plötzlich lag sie auf einer Bank; das Kinderfräulein, das liebe „Veilchen“, rief laut weinend Daijas erstarrte Glieder; sie war ihr in den Kleidern nachgesprungen und hatte sie im letzten Augenblick erwischt. Nie wieder konnte Daija das süsse Gefühl des Dahintreibens in den starken Armen des Rheins vergessen; es blieb eine ewige Sehnsucht danach in ihr. –

In die alles verstehenden Augen des Dichters hinein sprach sie zum ersten Mal davon, und in seinem warmen Lächeln fühlte sie sich wohl, wie einst in der Umarmung der grünen Wellen. – Ein paar Tage später<sup>193</sup> durfte sie ihm und seiner Frau in ihrer Wohnung gegenüber sitzen, durfte sich zwischen gemütlichen Mahagonimöbeln in einer Heimat fühlen, und als sie freimütig gestand, dass die Tante des Dichters Bücher für Daija unpassend fand, da schenkte er ihr zum Abschied mit einem herzlichen Lächeln sein Bild.

Tante Eugenie hätte sich der Erfolge ihrer Nichte freuen dürfen; aber sie versicherte Daija, dass man sich mit solchen Extravaganzen in den Mund der Leute brächte, und ein junges Mädchen aus guter Familie habe der Gesellschaft keinen Gesprächsstoff zu liefern.

190 Die 12,5 m hohe Hauptfigur des sog. Niederwalddenkmals über dem Rhein oberhalb von Rüdesheim wurde 1883 zur Erinnerung an die Einigung Deutschlands 1871 eingeweiht.

191 So auch in der „Urschrift“, S. 43.

192 Vgl. ebd. S. 45 mit gleichem Inhalt.

193 Dies fehlt in der „Urschrift“.

In dieser Meinung wusste die Tante sich eins mit ihren Freundinnen; sie mochten alle Daija bei ihren Empfängen nicht missen; schwer erklärlich war es aber schon so: dieses Mädchen, „doch eigentlich eine Kleinstädterin“, war imstande, einen ganzen Kreis aus der Alltäglichkeit herauszureissen. Aber für sie Verantwortung tragen, das wäre ihnen Allen unerwünscht gewesen; es würde schwer sein, sie in ein normales Milieu einzubürgern. Und dann war da noch eine besondere Gefahr: fast niemals war Daija auf einem Ball, ohne von Verehrern umworben zu sein. Ehe Tante Eugenie, die jeden Courmacher auf Heiratsfähigkeit beurteilte, Erkundigungen eingezogen hatte, war schon der nächste Ball und damit der nächste Verehrer fällig. Die arme Tante kam aus den Alterationen nicht heraus. Wenn sie auch bald merkte, dass ihre Nichte bei diesen Huldigungen kühl blieb, so bestand doch die Gefahr, dass sie einmal Feuer fing. Und wer wusste, ob es dann ein der Familie erwünschter Kandidat war!

[72] Womit zog Daija die Männer an? Das war das Rätsel, um dessen Lösung sich Viele bemühten. Die Vettern wachten mit Argusaugen über die Cousine; kokettierte sie? Oder machte sie gar den Männern Avancen? Gradezu kompromittierend fanden sie diese Anziehungskraft. „Schwan, kleb an“, nannten sie sie.

Tante Eugenie versuchte durch Ausfragen das Problem zu lösen: Was sprichst du eigentlich mit den Herren? Doch hoffentlich keine Intimitäten? Du beklagst dich doch nicht etwa über deinen Vater? Die Leutnantsaffäre hast du dir doch wohl aus dem Kopf geschlagen?

Daija, die nicht vergessen konnte, trug es der Tante noch immer nach, wie lieblos sie damals, unmittelbar nach dem Tod der Mutter, das Inventar<sup>194</sup> des Hauses aufgenommen hatte. Wahrscheinlich trauerte sie der Schwester aufrichtig nach; aber auch wenn sie von ihrem „seligen Adolf“ sprach, vibrierte ihre Stimme, trotzdem ihr Ehe voller Dissonanzen gewesen war. Tante Eugenie war nüchtern, wie alle die gebildeten Menschen ihres Umgangs; sie war pietätvoll wie alle Wohlerzogenen. Und sie war kaum weniger tyrannisch als Herr Lenzing, weil sie wie er überzeugt war, dass es das Los der Kinder sei, das Schicksal zu haben, das ihre Eltern in bester Absicht ihnen bereiteten.

Was hätte Daija veranlassen sollen, die Fragen der Tante zu beantworten? Sie machte keine Versuche sich selbst zu ergründen, und ebensowenig wusste sie, warum Andere sich an ihre Sohlen hefteten. „Die Schulterlinie muss es sein“, <sup>195</sup> dachte sie bitter, „oder wissen die Leute vielleicht, dass mein Vater Geld

<sup>194</sup> Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 18.

<sup>195</sup> Das Motiv der Schulterlinie bedeutete der Autorin offenbar viel. Schon in der „Urschrift“ klang es an: Bei ihrem ersten Ballkleid sagte die Schneiderin zu der 16jährigen Daija: „Oh, was für schöne Schulterlinie haben Sie.“ (S. 95) - In München reflektierte sie über ihre Ballerfolge: „Wenn ich vom Ball zurückkam und gefragt wurde:

hat?“ Nein, sie konnte es nicht verstehen, dass die Männer sie begehrten. War nicht der Frühling ihres Herzens erfroren? Hatte ihre Familie nicht Steine auf die Blüten gewälzt, die eben in ihrer Seele zu sprossen begannen? Es konnte doch nicht sein, dass auf ihrem verschlossenen Angesicht noch immer ein Strahl jener Herzensflamme lag, die einst in ihrer Kindheit und einmal an jenem Maitag aus ihren Augen geleuchtet hatte.<sup>196</sup>

Und doch war diese Zeit nicht gnadenlos. Daija fand eine Freundin; sie begegnete einem Jüngling, mit dem innerer Gleichklang sie vom ersten Augenblick verband; und sie geriet in den Bann einer Kunst, die ihr Rausch und Erfüllung schenkte.

Bei einer Geburtstagsfeier bringt ein junges Mädchen der Hausfrau ein selbstgemaltes Bild. Daija nimmt es in die Hand und denkt: Sonderbar, als hätte ich es gemalt. – Rolla Rolph, die im Zeichnen Begabteste der einstigen Klasse, hatte im vergangenen Jahr halb im Spott Daija, die im Schulzeichnen Unbegabteste, gefragt. „Mein Vater hat mir erlaubt, [73] bei Professor Beer<sup>197</sup> in Frankfurt Malstunden zu nehmen, wenn ich eine Mitstudierende finde; willst du mithalten?“ Daija, immer auf der Suche nach einem Ausdruck für ihr ungeklärtes Innenleben, hatte freudig zugesagt. Nach erstem technischem Tasten entfernte sie sich völlig von der Malweise des Lehrers, folgte einem blinden Instinkt, einem Formwillen, der sie auch in diesem Kreis wieder isolierte. – Nun hielt sie hier ein Gemälde in der Hand, das ihrer Art ähnelte. Sie geriet mit der Malerin in ein Gespräch, fand verwandte Züge und sagte: „Es wäre schön, wenn wir zusammen arbeiten könnten.“ Wenige Tage später ging sie zu Elisabeth Fechner.<sup>198</sup> Die Tante hatte nichts dagegen einzuwenden; die Fechners waren eine gute, alte Familie, Elisabeth die einzige, verwöhnte Tochter. Es gab ein schönes, gemeinsames Studieren. Die Berlinerin war in Können und Wissen Daija weit voraus. Alles, was sie sagte und tat, ruhte in einer festen Klarheit. Daija fühlte oft schmerzlich die Lückenhaftigkeit ihrer Bildung. Die Kühnheit ihres Auftretens, die ihre Familie erschreckte und Fremden imponierte, war die

---

Wie wars? Dann sagte ich in Erinnerung an jenes Schneiderinnen-Compliment: „Die Schulterlinie hats wieder einmal gemacht: Und diese Schulterlinie sahen halt die Binger nicht.“ (Urschrift, S. 102 f.) – Auch in „Daija Letzte Fassung“ spielt die Schulterlinie eine wichtige Rolle: „Als sie das Kleid zum ersten Mal anprobierte, sagte die Schneiderin: ‚Oh, was für eine schöne Schulterlinie hat Fräulein Lenzing; die müssen wir immer besonders zur Geltung bringen.‘“ (S. 52) – Vgl. ebd. S. 124: Beschreibung der Toilette Daijas für den Berliner Presseball.

196 Vgl. zum Motiv des flammenden Herzens: S. 12, Anm. 45.

197 Sie spricht wohl den Frankfurter Maler und Hochschulprofessor Wilhelm Amandus Beer (1837–1907) an.

198 Urschrift, S. 117. Hier griff die Autorin eine Formulierung der „Urschrift“ auf und bringt sie mit Elisabeth Fechner, deren Identität nicht geklärt werden konnte, in Verbindung: „Von dieser Berliner Reise hatte ich mir, als fast einzigen Gewinn, die Freundschaft mit einer jungen, sehr klugen, herben, geistklaren, scharfwitzigen Jüdin mitgebracht. Mit ihr und mit Freund L. S. [= Leo Seligmann vgl. Urschrift, S. 114, Anm. 453; vgl. Kap. 7.5.1.1] schlug ich briefliche Geisteschlachten.“

Schutzschicht, die sie im Kampf mit ihrer Umgebung deckte. Unverwundbar scheinen gleicht fast dem unverwundbar sein.

Vielleicht hätte Daija auch vor der gleichaltrigen Altersgenossin die Maske der Beherrschtheit nicht abgenommen, wenn nicht ein künstlerisches Erlebnis wie ein Wirbelsturm, wie Himmel und Hölle, wie süssester Friede und jagende Qual ihr ganzes Wesen in Aufruhr getrieben hätte. Man hatte sie – glückliches Wunder – allein in die Oper gehen lassen. Die Walküre wurde gespielt. Daija ahnte nicht, was ihrer wartete. Frau Dirksen hatte ihr den Klavierauszug des Tannhäuser geschenkt, aber ohne die Farben des Orchesters blieb der Eindruck matt; „Dir, Göttin der Liebe, soll mein Lied ertönen,“ war eine Banalität, die Daija immer erst vergessen musste, ehe sie sich vom Pilgerchor mitreißen lassen konnte. Nun schlug die Musik der Walküre über Daija zusammen. Sie fühlte sich, losgelöst von ihrem bisherigen Sein, Teil werden von fremden Gesichtern, überwältigt von einer gottgleichen Neuschöpfung voll Wärme, Glanz und Grösse.

Ein paar Abende später – Daija, durch Erfahrung gewarnt, verschwieg den erschütternden Eindruck, mit dem sie rang – Tristan und Isolde. Wenn am ersten Abend die ganze Welt wie mit einem leuchtenden Netz von Klängen umspinnen schien, so sank nun ein Glück vollkommenen Erfülltseins in ihre Seele. Ja, die eigene Seele war Musik geworden, ging auf in Isoldes Liebesglück und Trennungsleid, diesem bittersten Leid, dessen Qual nie nachliess.

Elisabeth war der einzige Mensch, mit dem Daija wagen durfte, über [74] das gewaltige Erlebnis zu sprechen, denn hier fand ihre Erregung auslösenden Widerhall. Was sie bisher in der Musik bewundert hatte, das lag ausserhalb ihres eigenen Erlebens, schwebte abgeklärt in einer höheren Welt. Nun plötzlich Wagner – da war ihr eigenes Sein, riesenhaft gesteigert und doch ihr Eigen wie das Blut, das sie in sich rauschen hörte. Elisabeth fühlte ähnlich, das verband sie schwesterlich, führte zum innigen Du.

Am Abend vor der Abreise von Berlin war Daija zu einer Freundin der Tante geladen. Unter lauter älteren Leuten sass sie neben ihrem Tischherrn. Tante Eugenie hatte gesagt: „Heute Abend wirst du einen Nachbarn bekommen, der deinen Ansprüchen genügen dürfte; Sohn eines Grossindustriellen, zwar ein wenig älter als du, aber die Leute, die ihn kennen, erwarten viel von ihm; die Mutter spricht gern vom „Marschallstab in seinem Tornister“.“<sup>199</sup>

Mit Freude sah Daija in das Gesicht des jungen Menschen, dessen versonnener Ausdruck den hochfliegenden Plänen der Mutter zu widersprechen

199 Ebd. S. 116 f: Hier wird das Treffen mit dem Sohn des Großindustriellen Rathenau rückblickend auf ganz andere Weise eingeführt und erzählt.



schien. „Du wirst deine Eroberungen nicht auf dem Feld militärischer Ehren machen“, dachte Daija; „dein ist das Reich des Geistes.“

War es das gemeinsame Jungsein unter lauter Älteren, das sie so rasch zusammenführte? Sie überflogen tausend Fremdheiten; wie Bruder und Schwester sprachen sie miteinander. Wurde die Brücke so schnell geschlagen, weil Daija aus des Jünglings Mund, der herb war, wie der ihre, das Wort „Vater“ mit einem Ausdruck hörte, wie sie ihn hatte, wenn sie an ihren Vater dachte. Dieses gab es also noch einmal: der Erzeuger, der sein Geschöpf so gering schätzt, dass er dadurch selbst zum Koloss wird, der seinem Kind die Sonne verdeckt. So wird alles Denken, alles Tun des jungen Geschöpfes verzweifelter Versuch, den Koloss zu umgehen oder durch fieberhaftes Wachsen einen eigenen Platz an der Sonne zu erreichen.

Das alles trug Daijas Tischherr in seltsam gehobener Sprache vor, in epigrammatisch geschliffenen Sätzen; aber sie fühlte, dass es ein Versuch war, eigenen tiefsten Schmerz zu bezwingen. So antwortete sie in ihrer Sprache, der sie so selten freien Lauf liess, beidend vom Leid ihres Lebens. Ach, dass sie vom Brot ihres Vaters essen muss! Nichts kann sie, nichts hat sie gelernt! Das bisschen Musik! Das bisschen Bildung! Was ist damit anzufangen? Findet eine „höhere Tochter“ irgendwo in der Welt eine Aufgabe, die den Einsatz ihrer Persönlichkeit wert ist? Ausgeschlossen. Und keine Möglichkeit, etwas zu lernen. Einzige Zukunftsaussicht: die Heirat mit einem ungeliebten Mann, denn die eigene Wahl würde der Vater doch nie gutheissen. Ach, etwas können. [75] Eine Leistung vollbringen, die grösser ist als man selbst. Ihre Seele, das fühlte Daija, hätte die Kraft, eine Welt zu füllen. Aber wo ist das Gefäss, in das sie sich ergiessen könnte?

Ehe die Gesellschaft auseinander ging, las die Hausfrau mit bewundernder Stimme vor, was ein berühmter Gast eben in ihr Fremdenbuch eingetragen hatte:

„Gut sein ist viel, weise sein ist mehr, aber gerecht sein ist das Höchste.“<sup>200</sup>

Da wandte Daija sich noch einmal ihrem jungen Freund zu und sagte leise: „Wie furchtbar, wenn Einer, der nicht mehr ist als gerecht, der Höchste sein soll.“<sup>201</sup>

Auf der Heimfahrt sagte sie dankbar zur Tante: „Du hast mir nicht zu viel von meinem Tischherrn versprochen, dem möchte ich wieder begegnen. Denk dir, ich habe seinen Namen nicht verstanden.“

200 Ebd. S. 117: Die „Urschrift“ weist die Sentenz dem österreichischen Schriftsteller und Übersetzer Karl Emil Franzos (1848–1904) zu.

201 Ebd.: „Die Gastgeberin las diesen Geistesblitz unter dem ehrfürchtigen Schweigen der Gäste vor, da drehte ich mich zu W. R. um und sagte: ‚Ich danke für einen Mann, der nicht mehr als gerecht ist!‘“

„Er heisst Walter Rathenau,“<sup>202</sup> sagte Tante Eugenie.

---

202 Walter Rathenau (1867–1922), Sohn des Industriellen und AEG-Gründers Emil Rathenau, machte sich einen Namen als Industrieller, Schriftsteller und Politiker. In ihrem Briefwechsel mit Alice Bensheimer erwähnte Ida Dehmel in einem Brief vom Oktober 1926 die negative Reaktion ihrer Nichte Marianne Gärtner angesichts der Nennung des Namens „Walter Rathenau“ und rechtfertigte sich: „Tatsächlich wäre das ja eine Kleinigkeit, wenn ich z. B. sagte: ‚Der Vater, der führende Mann in der neu auftauchenden Elektrizitäts-Industrie‘. Aber ich kann mich so schwer dazu entschliessen. Hatte immr [sic] die Absicht, grade diesen Namen zu nennen.“ (SUB : Z : DA : Br : 81.533, vollständiger Briefftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 790). Dass Ida Dehmel große Bewunderung für Walter Rathenau hegte, bezeugt ein nicht zu datierendes Fragment: „Rathenau hat mir jetzt doch sehr gefallen u. auch imponiert. Er ist außerordentlich klug, u. weiß alle Zusammenhänge.“ (SUB : DA : Z : Br : 81.689; vollständiger Briefftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 994). Dies erklärt, warum Ida Dehmel den Namen des Industriellen hier so bewusst herausstellt. (Vgl. noch zu Rathenau: Urschrift, S. 116 und die Streichung in „Daija Zwischenfassung“, S. 102).

[76]

## VII

Daija geht mit Marie-Louise am Rheinquai spazieren; vor ihnen her Regina mit Bruder Ferdinand. Stolz und zärtlich sieht Daija in das Gesicht der kleinen Schwester, die sie „kleine Schwester“ eigentlich nur noch kosend nennen darf, denn während des Winters ist Marie-Louise mächtig in die Höhe geschossen, fast zu hoch. Sie ist noch immer so blass wie einst. „Sie wird wie die Mutter“, denkt Daija, „mit ihrer Güte und schlichten Herzlichkeit.“ – Die kleine Schwester hat es gut in der Welt. Sie liebt alle Menschen, und alle Menschen lieben sie. Keine Spur von dem Kampf, in dem Daija seit dem Tod der Mutter lebt. Vielleicht wird Herr Lenzing eines Tages sagen, wie damals der Grossvater: „Wer meine jüngste Tochter heiratet, muss nach Erdingen ziehen.“<sup>203</sup> Marie-Louise würde sicher gern daheim bleiben in dem grossen, alten Haus; sie hat keine Sehnsucht in die Welt; jede Mitschülerin ist ihre Freundin, jedem Kind auf der Strasse sagt sie Guten Tag und jeder freut sich, sie zu sehen, weil sie so sanft lächelt wie einst die unvergessene Mutter.

Die Vier gehen dahin im hellen Sonnenschein der ersten warmen Frühlingstage. Es begegnet ihnen ein Student, begrüsst den Bruder mit Händeschütteln: Paul Neuhauss,<sup>204</sup> Daijas Tänzer aus der Kinderzeit. Sie hat ihn lange nicht gesehen; da er Jurist werden wollte, kam er früh aus Erdingen fort, und nun ist er schon im vierten Semester. Daija hat ihm Dankbarkeit bewahrt; als sie sich vor vielen Jahren zuletzt sahen, war Karneval. Daija, fremd im Kreise der übermühtigen Backfische, sollte bei den üblichen Pfänderspielen mittun: „Polnisch betteln“ und „Schinken schneiden“. Im Karneval liefen alle diese Spiele aufs Küssen hinaus: da machte Daija nicht mit. Alle diese fremden Jungens! Unmöglich! Der Einzige, den sie kannte, war Paul Neuhauss. Bei den andern verbarg sie ihr Gesicht in den Händen; zu ihm sagte sie flehend: „Bitte nicht!“ Er liess sofort von ihr ab und wurde ihr Ritter.

So darf sie ihm jetzt freudig die Hand geben; er schliesst sich den Schwestern an, und im Augenblick ist die Entfremdung der Jahre gewichen.

„Wie halten Sie es bloß [sic] aus in Erdingen, Fräulein Daija?“ fragt er, „ohne Theater, ohne Konzerte? Haben Sie denn wenigstens jemand in der Welt draussen, der Ihnen die neusten Bücher schickt? Es geht doch jetzt so viel vor!“ Und

203 Hier gibt es einen Anklang an die „Urschrift“, S. 111: „Mein Onkel [...] erzählte mir die Geschichte seiner unglücklichen Liebe. Er habe im Leben nur Eine Frau geliebt; unsre Cousine Berthe, Tochter unsres Onkels Calman Levy in Paris, u. sie habe ihn ebenfalls geliebt. Aber der Onkel (der bei seinem Tod 22 Millionen hinterließ), habe sie nicht in das bescheidne Bingen lassen wollen, [...]“

204 Vgl. hier oben S. 13: „Daija sang immer seinen Namen“. In der „Urschrift“ wird dieser Freund einmal mit vollem und echtem Namen Leo Seligmann genannt (S. 120), sonst nur mit L. S. gekennzeichnet. – Vgl. Anm. 50.

als Daija ihr Leid klagt, sagt er: „Das Amt übernehme ich von nun an; ich halte Sie auf dem Laufenden.“

Acht Tage später traf die erste Büchersendung<sup>205</sup> ein: „Rembrandt [77] als Erzieher“, <sup>206</sup> „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit“, <sup>207</sup> „Die Frau vom Meere“. <sup>208</sup> Da hatte Daija den Schlüssel zur Erkenntnis ihres Lebens gefunden. Zum ersten Mal erfasste sie den Begriff Individualität, verstand sie, dass es ein Recht auf die eigne Persönlichkeit gibt. Mit einem Schlag waren alle Unklarheiten weggewischt, sammelte sich alles Zerrissene ihres Wesens zu einem Kern, wuchs aus allen Zweifeln ein Bewusstes: Das Recht auf die eigene Art. Konzentration also. Nichtanpassung an den Geschmack der Andern; Nichtmit-tun, wenn die innere Stimme sagt: Das ist abgetan, das ist schal, das ist Oberfläche, das ist nichts als Konvention. Vor allem: Ablehnung des „gesunden Menschenverstandes“ ihrer Umgebung, der an das nicht glaubt, was nicht zu beweisen, was nur mit den feinsten Nerven zu erfüllen ist. – Plötzlich hat ihre Besonderheit Sinn und Ziel: Es gilt, ohne Schwäche, ohne Schwanken die eigene Art auf ihre höchste Möglichkeit zu bringen, Gott in der innersten Brust zu suchen, bis er sich finden lassen würde.

Es gingen beglückte Briefe zu dem Geisteskameraden und zu Elisabeth; so stark hatte Daija sich nie gefühlt; und als sei diese Stärke magnetisch geladen, so flog ihr ein neues Erlebnis zu, dessen innerer Reichtum nie auszuschöpfen war.

Bei Regina hatte Daija einen jungen Burschen getroffen, Friedrich Bertrand, der brachte ihr eines Tages, verlegen errötend, einen kleinen Band Gedichte, den sein älterer Bruder, Alphons Bertrand, <sup>209</sup> grade jetzt für seine Freunde hatte drucken lassen. „Kündungen“ <sup>210</sup> hiess das schmale Heft.

Alphons Bertrand war mit Ferdinand in die Klasse gegangen, aber wie Paul

205 Urschrift, S. 114: „Damals war das Buch ‚Rembrandt als Erzieher‘ eben aufgetaucht, irgendein Zufall hatte es mir in die Hände gespielt und nun sprachen wir darüber. Als wir uns trennten, hatte L. S. mich gefragt, ob er mir Bücher schicken dürfe, und ich hatte begeistert Ja gesagt.“

206 Das Buch erschien 1890, erreichte schnell sehr hohe Auflagen und wurde stark kontrovers diskutiert. Sein Autor Julius Langbein (1851–1907) vertrat in diesem Werk stark nationalistische Ideen.

207 Das Werk des jüdischen Arztes, Schriftstellers und Mitbegründers des Zionismus Max Nordau (1849–1923) verbreitete streng evolutionistische und naturalistische Theorien.

208 In diesem Schauspiel Henrik Ibsens (1828–1906), 1888 geschrieben, spielten die Themen Liebe und Freiheit eine große Rolle.

209 In „Daija Letzte Fassung“ benennt Ida Dehmel den Dichter Stefan George (1868–1933), mit dem sie in ihren jungen Jahren Freundschaft verband, mit dem Pseudonym Alphons Bertrand. In der „Urschrift“ nimmt der Beginn dieser Freundschaft breiten Platz ein (vgl. Urschrift, S. 118–123). Dass die Begegnung mit Stefan George einen Einschnitt in ihrem Leben bedeutete, machte sie auch sprachlich deutlich, indem sie die Episode mit einem hervorgehobenen „Und dann: [...]“ einleitete. Vgl. zu dieser Freundschaft: George, Stefan/Coblentz, Ida, Briefwechsel. Hg. von Georg Peter Landsmann und Elisabeth Höpker-Herberg, Stuttgart 1983.

210 In der „Urschrift“ (S. 118) und in ihren Erinnerungen an Stefan George nennt Ida Dehmel das Heft statt „Kündungen“ die „Hymnen“; vgl. Dehmel, Ida, Der junge Stefan George. Aus meinen Erinnerungen, in: George/Coblentz, Briefwechsel, S. 78.

Neuhauss schon früh an ein auswärtiges Gymnasium gekommen. Daija sah ihn später hie und da in der Rheinallee, aber er schloss sich niemals seinen ehemaligen Schulkameraden an. Immer ging er mit seiner Schwester, die blass und altjungferlich aussah, obgleich sie nur ein paar Jahre älter war als der Bruder. Die Bertrands waren streng katholisch, ihr kleines Haus lag so nahe der Kirche angeschmiegt, dass es unter dem Dröhnen der Kirchenglocken erzitterte.

Alphons glich seinem Vater in der Form des Kopfes, aber das grundverschiedene Wesen der Beiden hatte den gleichen Gesichtsschnitt durchaus andersartig ausgebildet. Der alte Bertrand, einer französischen Emigranten-Familie entstammend, war ein Mann, der zum Leben Ja sagte. Angesehen wegen seiner unbedingten Ehrenhaftigkeit, galt er als zuverlässigster Sachverständiger in allen Fragen des Weinhandels. Fröhlich trank er seinen Abendschoppen im Kreis der Erdinger Bürger, das gesund gerötete Gesicht trug den Ausdruck eines wohlwollenden Bacchus.

[78] In dem jungen Alphons hatte Daija einen künftigen Kleriker vermutet. Er sah schmalwangig und fahl aus, wie ein Mensch, der sich in verschlossener Zelle auf das entsagende Leben eines Priesters vorbereitet.

Nun hält Daija das Buch „Kündigungen“ in der Hand, und eine seltsame Welt baut sich vor ihr auf. Ja, das ist eine Zelle; über ihrem Eingang steht gemeisselt: *Noli me tangere*. Weltflucht spricht aus diesen Gedichten: Flucht vor der Allgemeinheit der Menschen und ihrer Worte. Fast scheint es, als sei die Kunst dieser nie gehörten Sprache nur aufgewandt, die Seele des Dichters zu verbergen; nur Auserwählten soll sie sich enthüllen. Die Gestaltungskraft dieser Sprache ist so gross, dass sie sich als neue Ur-Form offenbart.

Wieder, wie bei Wagner, fühlt Daija die Gewissheit: meine Welt, mein Blut. – Kein Ehedem: Glanz der Gegenwart, der in alle Zukunft leuchten wird.

Ein paar Wochen später sitzt Alphons Bertrand ihr im Roten Salon gegenüber. Minutenlang hört Daija nicht, was ihr Gast spricht, so fremdartig mutet seine Erscheinung sie an. Auf einem hohen Körper ragt ein langgestreckter Kopf; die Stirn, umbuscht von dichtem, langem, glattem Haar, fliegt weit zurück; die Nase schmal und gerade; das Kinn schlank, in kühnem Bogen weit vorgeschoben. Tiefversenkt, dunkel umrandet die Augen, glanzlos, verloschen. Das Antlitz wie graues Pergament, wächsern, völlig blutleer. Daija hat die Empfindung, als laste noch immer die Hand des seltsamen Mannes in der ihren: kalt, schlaff, schwer.<sup>211</sup> „Aus welchem Reich stammst du?“ überlegt Daija, die im Gesicht fremder Menschen gern nach dem Tier sucht, dem es verwandt ist. „Kalt-

211 Urschrift, S. 121: „Wenn ich George erwartete, graute mir schon Minuten vorher vor seinem Händedruck, der doch zu unsrer Freundschaft gehörte; so naßkalt und schlaff waren seine Hände.“

blütler“, denkt sie, „Amphibium“. Es geht ein überzeugender Ernst von diesem Mann aus, aber zugleich ein eisiger Hauch; nie, das fühlt Daija, würde er das Blut einer Frau erwärmen können.

Alphons Bertrand spricht mit müder Stimme. Unbekannte Namen schlagen an Daijas Ohr, Malmree [sic], Baudelaire, Verlaine<sup>212</sup>. Bertrand nennt sie als ihm Gleichgerichtete; in Deutschland steht er allein, begegnet der Versuch seiner wenigen Freunde, andern diese neue Kunst mitzuteilen, albernem Missverständnis. Das muss Daija bestätigen. Sie hat Elisabeth und Neuhauss Abschriften der ihr liebsten Bertrand-Gedichte geschickt und Ablehnung erfahren. Das enttäuscht den Dichter nicht, eher hätte ihn das Gegenteil erschreckt. Er lebt einsam und will einsam bleiben, nur einen kleinen Kreis Verstehender wünscht er sich.

---

212 Die drei Dichter Stéphane Mallarmé (1842–1898), Charles Baudelaire (1821–1867) und Paul Verlaine (1844–1896) vertreten den französischen Symbolismus und bedeuteten den Beginn der modernen Literatur.

[79]

## VIII

Eines Morgens ruft Marie-Louise durch die Tür: „Daijunka, heut' gehe ich nicht zur Schule. Als ich eben aufstehen wollte, fiel ich schwindlig wieder ins Bett zurück.“ Daija eilt besorgt zu ihr. „Da haben wir's“, sagt sie, „gestern Abend habe ich dir wieder viel zu lange den Kopf warm geredet; jetzt hast du nicht ausgeschlafen. Natürlich bleibst du liegen.“ Auch mittags mag Marie-Louise nicht aufstehen, auch am nächsten Morgen nicht. Der Arzt wird geholt, der Sohn des alten Hausarztes, der nun die Praxis übernommen hat; Marie-Louise ist erkältet, leicht fieberig. „Sie ist zu schnell gewachsen, muss geschont werden, eine Zeitlang nicht in die Schule gehen, tüchtig essen,“ sagt der Arzt. Damit hapert's. Marie-Louise ist appetitlos; wiederholte Versuche aufzustehen scheitern; ihr schwindelt, sobald sie die Füße auf den Boden setzt. „Geduld, Geduld“, mahnt der Arzt Herrn Lenzing.

Nach vierzehn Tagen scheint der Zustand noch unverändert; da bittet der Arzt Daija, zu ihm in die Sprechstunde zu kommen. Er sieht sie ernst prüfend an, dann sagt er mit gewollter Festigkeit: „Fräulein Daija, ich habe Vertrauen in Ihre Kraft; mit Ihrem Vater möchte ich nicht reden, ehe ich mich mit Ihnen ausgesprochen habe. Ich halte Ihre Schwester für sehr krank; die Lunge ist schwer angegriffen. Man muss Ihren Vater auf das Unabänderliche vorbereiten.“

Daijas Blut stürzt in ihr Herz, der Boden weicht unter ihren Füßen, aber sie bleibt aufrecht. „Herr Doktor“, stöhnt sie, „wenn wir sie sofort nach dem Süden bringen?“ – „Zu spät“, sagt der Arzt, „vielmehr umsonst; die Krankheit, plötzlich in einem bis dahin anscheinend gesunden Körper aufgeflammt, hat rasend schnell um sich gegriffen.“

„Ich kann mit meinem Vater nicht sprechen“, flüstert Daija. „Sagen Sie ihm, dass ich die Pflege übernehme; er kann sich auf mich verlassen.“

Tag und Nacht sitzt Daija nun am Bett des geliebten Kindes; ihr Angesicht ist klar und heiter wie nie vordem; denn die Kranke weiss nichts von ihrem Zustand, und damit sie ahnungslos bleibt, werden die älteren Schwestern gebeten, vorerst nicht nach Erdingen zu kommen. Daijas ganzes Wesen ist verkrampft in einem Ringen mit Gott. Er muss, er muss ein Wunder geschehen lassen. Es kann nicht sein, es darf nicht sein, dass das Pfand, das die Mutter ihnen allen als Trost zurückliess vom Tod geraubt wird. Mit hinstürmender Seele bot Daija sich dem Höchsten als Tausch an. „Nimm mein ungeliebtes, beschattetes Leben, jedermann zur Last, statt dieser reinen Menschenblume. Lass dir an mir genügen, Gott!“

[80] Das Fieber ist gestiegen, die Kranke liegt stundenlang im Delirium. Dann wieder Stunden kindlicher Vertrautheit mit Daija, pläneschmiedend für die Zeit der Genesung; mit strahlendem Lächeln sagt Marie-Louise jedem: „Vater hat mir erlaubt, dass ich zur Erholung mit Dascha und Frau Möller nach Tirol fahre.“

Daija weiss, wie krank die Schwester ist, trotzdem vermag sie es nicht zu begreifen. Sie kann es nicht fassen, dass sie sterben könne. Gläubig hält sie die Hoffnung auf Rettung fest.

Aber der letzte Atemzug kommt. Daija steht am Bett der Schwester, Marie-Louise hat noch eben heiter mit ihr gesprochen – plötzlich tritt auf ihr Gesicht der Ausdruck namenlosen Erstaunens, im gleichen Augenblick wird sie schnee-weiss. Sie ist tot.

Von einem Aufschluchzen Alexes herbeigerufen, kommt der Vater aus dem Nebenzimmer. Daija sieht ihn wanken. In einem Schmerz, der alles bisher Erlebte an Grausamkeit übertrifft, legt sie ihm die Hände um die Schultern und weint auf: „Vater, unser Kind!“

Da sagt der Mann, der in dieser Minute sein Liebstes auf der Welt verloren hat, sagt mit zusammengepressten Lippen: „Beherrsche dich.“<sup>213</sup>

Daija hat noch die Kraft aus dem Zimmer zu gehen, dann bricht sie mit einem Lachkrampf zusammen. Eine wohlthätige Bewusstlosigkeit hält sie einen Tag und eine Nacht umfassen. Als sie erwacht, erkennt sie ihre Umgebung, aber sie bleibt Apathisch [sic]; sieht nicht, dass die Schwestern schwarze Kleidung tragen, bedenkt nicht, wieso sie selbst im Bett liegt, weiss nichts vom Tod der Schwester. Als Herr Lenzing pflichtgemäss ans Bett der kranken Tochter kommt, fragt sie ihn hastig, wie es Marie-Louise geht, was für eine Nacht sie gehabt hat, ob das Fieber gestiegen ist. Sie merkt nicht, dass der Vater ihr keine Antwort gibt. Als er gegangen ist, liegt sie wieder stumm.

Am dritten Tag – Alexe sitzt briefschreibend in Daijas Zimmer – klopft es; die Schwester öffnet die Tür, um zu sehn, war da sei; da fährt Daija mit einem furchtbaren Schrei hoch: sie hat die Totenfrau erkannt, dieses entsetzlich schie-lende Weib, das sie seit dem Tod er Mutter verabscheut und fürchtet.<sup>214</sup> Plötzlich ist sie sich der grausamen Wahrheit wieder bewusst; der Schmerz schlägt seine Krallen in ihre Brust.

Eine Stunde später steht sie, beherrscht wie der Vater es verlangt, vor dem

213 In der „Urschrift“ nimmt Marie-Louises Tod wenig Platz ein (S. 56 f. und 71 f.) und dient dazu, die gefühlsmä-  
ßige Einsamkeit Daijas zu beschreiben. „Daija Letzte Fassung“ mit ihrem breiten Erzählfluss zentriert die kalte  
Reaktion des Vaters Daijas neu: „Beherrsche dich“, die das wesentliche Element der „Urschrift“ bildet: „Nimm  
Dich zusammen.“ (S. 72).

214 Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 17.



Sarg der Schwester, sieht wie Gespielinnen von ihr Abschied nehmen; bleibt aufrecht, als sie sie davontragen.

[81] Herr Lenzing ordnet an, dass Kondolenz-Visiten zu empfangen sind, nicht nur von seiner Tochter, auch er wünscht dabei zu sein. So sitzt denn Daija in der nächsten Zeit tagtäglich neben ihrem plötzlich ergrauten Vater im Roten Salon und empfängt Besuche. Herrn Lenzings zusammengepressten Lippen entringt sich kaum ein Wort, und was hätte Daija sagen sollen? So schweigen denn auch die Teilnehmenden verschüchtert und gelähmt. Sie mochten aufatmen, wenn sie das Trauerhaus hinter sich gelassen hatten.

Ja, was hätte Daija sagen sollen? Sie stand inmitten eines Zusammenbruchs, der die Wurzeln ihres Wesens zu zerstören drohte. Gott? Nicht einmal ihres Zornes war Er wert. Zum Spott und Hohn war er ihr geworden. Wo denn zeigte er Übermenschliches? Göttliche Kraft? Überirdische Güte?<sup>215</sup>

Es mochte da ein weltzusammenhaltendes Gebilde geben, aber doch wohl mehr physikalischer Art; das mochte dem winzigen Bestandteil Menschheit die elementaren Vorbedingungen seines Daseins erhalten – aber Gott als gütiger Vater im Himmel: Ammenmärchen, Narretei. Entweder war dieser von Menschen geschaffene Gott nicht stärker als seine Geschöpfe und k o n n t e also auch das geliebteste Wesen vom Tod nicht retten, oder er hatte Freude an der Zerstörung des Edelsten. Wäre da ein Allgütiger, ein Allweiser, er hätte diese Seele, die in tiefster Inbrunst um seine Gnade gefleht hatte, erhört; hätte sie aus der Hölle der Einsamkeit und Qual herausheben und ihr die Fülle der Gewährung schenken müssen. Oder fand er sie solcher Gnade nicht würdig? Manchmal empfand Daija mit tiefster Erschütterung, dass sie mehr war als aus Staub und Erde gemacht. Manchmal fühlte sie ihr Herz weltweit werden, fühlte, wie es sich der Unendlichkeit entgegenhob! Dann wusste sie, dass in ihr die Kraft war, aus der das Geschick Ausserordentliches formen könnte; vielleicht Schlechtes, vielleicht aber auch Gutes. Wenn Gott, indem er das geliebte Kind leben liess, den Funken jauchzender Dankbarkeit in ihr geschürt hätte, vielleicht wäre die Flamme lodernd hell aufwärts gestiegen.

Nun aber lagen Glaube und Liebesbereitschaft zu Schlacken verbrannt in ihrer Seele.

Die drei Freunde taten ihr Bestes, Daija abzulenken.<sup>216</sup> Durfte sie sie Freunde nennen? Seltsam: sie fühlte sich ihnen geistig eng verbunden, aber menschlich

215 Urschrift, S. 72: „Damals begann ich mit Gott zu hadern. [...]. Aber als mein Schwesterchen gestorben war, da verlor ich den Glauben an die schließlich doch zu erwartende Gerechtigkeit da oben.“

216 Die beiden folgenden Seiten (S. 82 f.) sind unabhängig von der „Urschrift“ geschrieben worden.

blieben sie ihr fern.

Elisabeth, die verwöhnte Einzige gemütreicher Eltern, hätte Daijas Kämpfe mit ihrer Umgebung nicht nachempfinden können.

[82] Paul Neuhauss, der die Lenzingschen Lebensformen kannte, gab ihr unaufgefordert unausführbare Ratschläge: „Heraus mit Ihnen aus Erdingen; werden Sie Studentin in Zürich! Oder gehen Sie zur Bühne! Lassen Sie sich vom Beispiel der Kowalewsky ermutigen oder von der Kunst der Agnes Sorma!<sup>217</sup> Was Sie ernstlich wollen, werden Sie Reichbegabte sich erobern.“ Woher hätte Daija die Mittel zu solchen Wagnissen nehmen sollen? Dass jeder Versuch der Emanzipation zu einem Bruch mit dem Vater führen musste, war unbedingt vorauszusehen; und konnte man in einen Beruf fliehen, zu dem man sich nicht berufen fühlte?

Alphons Bertrand. Ja, seine Briefe trugen die Überschrift: Teure Freundin!<sup>218</sup> Vielleicht war sie seine Freundin, aber er war nicht ihr Freund. Sie war sein erstes Publikum, war ihm Bürgschaft dafür, dass eines Tages sich die Menschen ihm zuwenden würden, für die er den Tempel seiner Phantasie aufbaute. Im Zusammensein mit Bertrand erwachte in Daija die Fähigkeit, die Welt mit den Augen eines Anderen zu sehen. Sie gab sich darum nicht auf, verkleinerte sich nicht zum Echo; sie erweiterte ihr eignes Gesichtsfeld durch die Einstellung auf das Weltbild des jungen Dichters an ihrer Seite.

Endlich setzte Daija es durch, dass ihr ewiger Schatten, Frau Möller, daheim blieb, wenn Bertrand sie zu Spaziergängen abholte. Sie wandten sich vom viel begangenen Rheinufer weg und suchten die stillen Seitenwege des Nahetales auf. Gern lehnten sie ein wenig am Geländer der alten Steinbrücke mit den drei mächtigen Pfeilern; es ging die Sage, dass in dem mittelsten der drei Pfeiler eine kleine römische Kapelle eingebaut sei. Friedlich, lieblich, fast ein wenig kindlich plätscherte die Nahe unser ihnen. Ganz einsam war es drüben auf den Wiesenwegen, nur hie und da kam eine Bauersfrau vom Erdinger Markt heim, – ihr weisses Tuch stand steil ab vom Kopf.

Im Wandern konnte Daija eher ein Wort von sich sagen als daheim in den steifen Stühlen. Es war auch besser, wenn sie, neben Bertrand dahingehend, seinen Kopf nicht immer vor sich sah; so konnten ihre Einfälle ihn mit manchem bereichern, was ihm fehlte; und sie brauchte nicht jeden Ausdruck seines Gesichts zu beobachten. Wenn er von Veröffentlichungen Mitlebender sprach, die seiner eigenen Überzeugung vom künstlerischen Wert und Wesen zuwider-

217 Künstlername der viel gelobten und berühmten Berliner Schauspielerin Agnes Martha Zaremba (1862–1927).

218 Die ersten Briefe Stefan Georges an Ida Dehmel (damals noch Coblenz) sind ohne Anrede oder beginnen mit z.B. „gnädiges Fräulein und geschätzte Freundin“, „mein gnädiges Fräulein“, „sehr werte Freundin“; vgl. George/Coblenz, Briefwechsel, S. 29–39.

liefen, so bog ein Zug fast hämischer Verachtung seine Mundwinkel tief herab.<sup>219</sup> Daija wollte das nicht sehen; ihr Gefühl dankbarer Ehrfurcht sollte uneinträchtigt bleiben von den Schlacken einer menschlichen Schwäche.

Einen Wunsch Bertrands erfüllend, spielte Daija vor ihm. Aus den Partituren Wagners hatte sie selbst Übertragungen zusammengestellt, die [83] sich ihrer Technik anpassten. Sein Dank waren drei Gedichte, die er ihr ein paar Wochen später schickte. Sie schwebten heiter singend, frei dahin. Unverkennbar klang daraus ein neuer Ton. Die wie in Stein geschnittene Strenge des ersten Buches, nur an Säulen hoher Dome messbar, war plötzlich gelockert, die Sprache schmiegsam geworden, das durchsonnte, liebliche Nahetal leuchtete aus den Dichtungen. War da nicht auch der Klang ihrer gemeinsamen Gänge? Waren da nicht ihre Gespräche! Und tauchte nicht sogar Daija selbst auf?

Aber konnte irgendwer sie „geliebtes Kind“ nennen, wie der Dichter die Gefährtin seiner Wanderungen in jenen Strophen ansprach? War sie denn nicht asketisch verschlossen in ihrer strengen Trauertracht, einer Nonne gleich? Sie, der durch den Tod der Schwester das letzte Band liebender Zärtlichkeit gerissen war? – Im Lenzingschen Garten stand auf hoher Säule eine Agave; solange Daija zurückdenken konnte, starrte da der graugrüne Stamm, unendlich langsam wachsend, in immer gleicher zäher Verschlossenheit. Würde er sich je zur Blüte öffnen? Im Bilde dieser Aloe sah Daija sich selbst. Nein, sie würde niemals blühen.

Hätte Alphons Bertrand ihr zu dieser Zeit den Vorschlag gemacht, gemeinsam einen Orden zu gründen mit der Vorbedingung eines Gelübdes zu ewiger Keuschheit – mit inbrünstiger Überzeugung würde sie zugestimmt haben.<sup>220</sup>

Eines Tages wird Daija gemeldet, der Briefträger habe eine persönlich zu unterschreibende Sendung für sie.<sup>221</sup> Der alte Mann, seit ihrer Kindheit ihr vertraut, begrüsst sie mit verschmitztem Lächeln. Es ist ein grosser, dicker Brief gekommen mit der Aufschrift: „An den Briefträger, der in der Turmstrasse die Briefe austrägt“. Der Postdirektor hat gesagt: Briefe ohne Namen des Empfängers gehen als unzustellbar zurück. Aber der gute, alte Briefträger Scheerer hat gedacht: das wird wohl was für unser Fräulein Lenzing sein. Er hat die Sendung

219 Urschrift, S. 121: „Scheußlich fand ich es, wenn er von andern Dichtern sprach; ich höre ihn noch, wie er mir (es mochte 1894 sein) mit Hohnlachen aus einem Gedichtbuch von Mombert vorlas. Dann sanken seine Mundwinkel tief herab, das ganze Gesicht verzerrte sich vor Hochmut.“

220 Ebd. S. 120: „Hätte George mir damals gesagt: ‚Wir wollen einen neuen Orden gründen; Sie leiten die Frauen, ich die Männer. Wir wollen nur den höchsten Kunstidealen leben. Mit einem Keuschheitsgelübde fängt es an: – ich hätte bedingungslos Ja gesagt.“

221 Ebd. S. 109–112: „Ich will die Geschichte meiner ersten Liebe zu Ende erzählen.“ Dabei folgte die Autorin weitgehend der „Urschrift“.

aufgemacht und ein Briefchen gefunden:

Lieber, guter Briefträger!

Wenn Fräulein Daija Lenzing noch unverheiratet und unverlobt ist, so geben Sie ihr den beiliegenden Brief. Sie tun damit nichts Unrechtes, sondern Sie können es vor unserm Herrgott verantworten.

„Nein, nein, liebes Fräulein Daija, Sie dürfen mir nicht auch noch was schenken! Der fremde Herr hat mir schon reichliches Trinkgeld eingelegt.“

Kann das Wahrheit sein? Ist es nicht der schönste Traum ihres Lebens, aus dem sie in der nächsten Stunde erwachen wird? Daija stürmt [84] in ihr Zimmer, verschliesst die Tür; lacht, weint in einem Atem; schluchzt, jubelt, reisst die geliebten Schriftzüge an ihre Lippen. Noch ehe sie zu lesen beginnt, verschlingen ihre Augen die Bilder des ach, so langen nicht gesehenen teuren Angesichts. Hans Trenkwart schreibt, dass ihm durch eine unerwartete Erbschaft das Familiengut zugefallen ist; er hat seinen Abschied genommen, nun kann die Taufzeremonie unterbleiben, Herr Lenzing kann gegen den Gutsherrn als Schwiegersohn keine Einwände erheben, und wenn Daija, wie er bestimmt hofft, an die Zusammengehörigkeit mit ihm noch glaubt, so steht ihrer Vereinigung nichts mehr im Wege. Das Gut ist klein und vernachlässigt, liegt einsam an der Ostsee, bedarf jahrelanger, mühsamer Arbeit. – Daija wird kein leichtes Leben haben, sie wird mit ihm sorgen und schuften müssen, aber sind sie nicht beide jung, stark, hoffnungsfreudig und glücksgewiss?

Daija lässt Onkel Arthur bitten, zu ihr zu kommen. Sie sagt ihm: „Alles Leid meiner Kindheit ist vergessen, alle Kälte meiner Einsamkeit gewichen. Ich bin jung, bin weich, bin gut. Beim Andenken an meine Mutter, die so jung hat sterben müssen, beim Andenken an unser Kind, das nicht hat aufblühen dürfen, bitte ich dich, beschwöre ich dich: hilf mir, lies diesen Brief, sei unser Fürsprecher, bekehre meinen Vater zu uns.“

Onkel Arthur nimmt Daija in die Arme, streichelt sie: „Du kannst dich auf mich verlassen, es muss gelingen.“

Nach zwei Stunden kommt er wieder, sieht verfallen aus, die Tränen laufen ihm in den Bart: „Es ist aussichtslos. Dein Vater ist starr. Er sagt: ein Mann, an den er drei Jahre in Groll gedacht hat, kann nicht plötzlich Mitglied der Familie werden. Ausserdem habe Trenkwart das ihm abgenommene Ehrenwort gebrochen.“<sup>222</sup>

222 Ebd. S. 111 f.: Nach dem erfolglosen Versuch des Onkels, bei Daijas Vater Verständnis zu erreichen, berichtete er Ida von seiner eigenen unglücklichen Liebe zu seiner Cousine Berthe, der Tochter des erfolgreichen Verlegers Calman Levy in Paris: „Sie habe ihn ebenfalls geliebt. Aber der Onkel (der bei seinem Tod 22 Millionen hinterließ), habe sie nicht in das bescheidne Bingen lassen wollen, und er sei zu stolz gewesen in die reiche Verwandtschaft einzuheiraten, indem er nach Paris gezogen sei.“

Daija wird ganz ruhig. Die Tröstungen, Fragen und Bitten des Onkels bleiben ohne Antwort. Endlich stösst sie hervor: „Bitte lass mich allein.“

Unbewegten Gesichts verlässt sie ihr Zimmer, das Haus, ohne Besinnen geht sie zum Rhein. Es gibt nur noch ein Ziel: von den barmherzigen Wellen des Stromes ins Bewusstlose getragen zu werden.<sup>223</sup>

---

223 Ebd.: „Am nächsten Morgen früh stand Schwester Alliiies neben mir. Mein Onkel hatte sie heimlich herbeitelegraphiert. Ohne meinen Vater gesehn zu haben, reiste ich 2 Stunden danach auf ½ Jahr von Hause fort, nach Mannheim.“

[85]

IX<sup>224</sup>

Seit Wochen ist Daija bei Schwester Alexe. Onkel Arthur hat sie an jenem Abend nicht aus den Augen gelassen. Er ist ihr gefolgt, als sie das Haus verliess, und so hat man sie nicht sterben lassen. Da sie nun weiterleben muss, versucht sie, das ersehnte Ziel doch noch zu erreichen. Kann nicht die Schwester, die einzige der Geschwister, die der Vater gelten lässt, ihr helfen? Und wenn Herr Lenzing seine Zustimmung nicht gibt, nun, warum sollte Daija nicht auch ohne seine Einwilligung glücklich werden?

Aber nun wendet Alexe ihre ganze Überzeugungskraft auf: Daija ist 21 Jahre alt. Nach dem Code Napoleon, unter dem sie leben, ist sie erst mit 24 Jahren mündig. Ihr mütterliches Erbteil kann der Vater ihr solange vorenthalten und wird es sicher tun. Aber nicht das ist ausschlaggebend. Herr Lenzing wird von ihren Geschwistern verlangen, dass sie sich von Daija lossagen. Eine für alle Mal und unbedingt. Alexens Pflichtgefühl ist so stark, dass sie dem Verlangen des Vaters folgen wird, die andern Geschwistern natürlich auch. Der Bruch mit der Familie also wird vollkommen sein. Und weiss Daija wie ihr Schicksal sich gestaltet? Wird sie diesen Mann nicht tief enttäuschen, weil sie keinerlei Vorbedingungen für den Beruf einer Gutsfrau besitzt? Werden ihre körperlichen Kräfte reichen? Vor allem aber, wie wird Alexe seelisch leiden, denn ihr Herz hängt an Daija.<sup>225</sup> Vielleicht hat sie, durch die strengen Umgangsformen der Familie gebunden, bisher die Herzlichkeit zurückgehalten, die für die junge Schwester in ihr lebt. Seit Daija in den Pensionsferien bei ihr gewohnt hat, liebt Alexe sie, bewundert ihre geistige Entwicklung, findet sie schön und klug. Daija soll gar nicht mehr nach Erdingen zurück, soll ganz bei ihr bleiben; in schwes-terlicher, mütterlicher, freundschaftlicher Liebe wird sie für sie sorgen, wenn Daija das Opfer des Verzichtes auf sich nimmt.

Was hat das Schicksal Daija bis hierher gebracht? Die Menschen, an denen sie in ganzer Liebe hing, hat sie hergeben müssen. Die Mutter, die kleine Schwester, und nun entreisst es ihr endgültig den geliebten Mann. Vom Tod geraubt oder vom Leben – es ist das Gleiche.

224 Während die Autorin sich zunächst noch (S. 85) thematisch an der „Urschrift“ orientiert (S. 12 f.), muss sie diese verlassen (S. 86 und erste Hälfte S. 87), damit sie Daijas weitere Entwicklung, die die „Urschrift“ ausspart, nachzeichnen kann. In diesem Kapitel löste sich Ida gänzlich von der „Urschrift“, sieht man von der langen Episode um Carl Georg und ihren Begegnungen mit Alphons Bertrand, Paul Neuhauss und Claus Torsting ab.

225 Urschrift, S. 112: „Meine Schwester ging ganz auf mich ein. [...] So führte mich meine Schwester klug und liebevoll dorthin, wo sie mich haben wollte: zum freiwilligen Verzicht.“

In seiner festen klaren Handschrift, jeder Strich wie ein geschwungener Säbel, schrieb Herr Lenzing seiner Tochter:

Meine liebe Älteste!

Es haben sich in der letzten Zeit verschiedene wichtige Ereignisse zugetragen, die einen längeren Bericht an Dich und an den lieben Emil [86] notwendig machen.

Ich deutete ja schon einmal an, dass man regierungsseitig mit der Anfrage an mich herangetreten ist, ob ich die Führung der deutschen Delegation für den Weinbau auf der amerikanischen Weltausstellung<sup>226</sup> übernehmen wolle. Dieses ehrenvolle, aber recht verantwortliche Amt anzunehmen, habe ich mich nun entschlossen und zwar nicht nur im Interesse der Sache, sondern auch mit persönlichen Absichten. Über diese Eure Meinung zu hören, ist mir wertvoll.

Es ist mir der Gedanke gekommen, unsre Firma in einer Aktiengesellschaft zu verwandeln. Das wird Euch überraschen, aber ich hoffe, dass Ihr meine Gründe, als im Interesse der Familie, anerkennt, wenn ich sie Euch im folgenden auseinandergesetzt habe.

Immer mehr sehe ich ein, dass es ein Fehler war, Ferdinands<sup>227</sup> Wunsch zu erfüllen und ihn sein Einjähriges-Jahr bei der Garde absolvieren zu lassen. Ich hoffte, dass der Umgang mit jungen Leuten unseres Standes seine mir unverständliche Ungelenkheit abschleifen werde; die unerträgliche Langsamkeit und Schwerfälligkeit seines Geistes würde, wie gesagt, so hoffte ich, einer mit Recht zu fordernden Energie und Straffheit Platz machen. Ihr wisst, dass das einzige, was er von seinen Kameraden gelernt hat, übermässiges Geldausgeben ist. Er hat jetzt in London seinen Monatswechsel weit überzogen, obgleich er wusste, dass ich ihm diesen hohen Betrag angewiesen hatte, weil ich von meinen englischen Freunden irgendwie Bezahlung seiner geringen Leistung nicht beanspruchen wollte.

Den Wunsch, dass einer meiner Schwiegersöhne Teilhaber und künftiger Träger unserer Firma sein würde, haben wir leider mit unsere teuren Marie-Louise begraben müssen. Der liebe Emil<sup>228</sup> hat seine eigne Fabrik, und Julas Mann<sup>229</sup> versorgt ja, wenn auch in etwas zu bescheidener Weise seine Familie; ausserdem fehlen ihm die zur Leitung eines so bedeutenden Unternehmens

226 Daijas Vater Simon Zacharias Coblenz, einer der bedeutendsten Weingutbesitzer in Bingen und Vorsitzender der Binger Handelskammer, nahm tatsächlich an der Weltausstellung in Chicago vom 01.05. bis zum 30.10.1893 teil. Ob er wirklich die Führung der deutschen Delegation übernommen hatte, sei dahingestellt, aber er fungierte wohl als Preisrichter der dortigen internationalen Jury. Vgl. Hoffmann/Van Menxel, Bingen, Kap. 2.3.

227 Ferdinand: Cornelius Coblenz (1867–1922), der einzige Sohn von Simon Zacharias Coblenz, lebte schon 1891 in England, wo er 1922 durch Selbstmord aus dem Leben schied. Sein Vater enterbte ihn. Vgl. Hoffmann/Van Menxel, Bingen, Kap. 3.3. Ida Dehmel hatte kaum Kontakt zu ihm.

228 Emil: Der Verleger Julius Bensheimer, Ehemann Alice Bensheimers; vgl. Daija Letzte Fassung, S. 33.

229 Bernhard August Neumeier, von Beruf Brauer, hatte Hede Coblenz geheiratet; vgl. Daija Letzte Fassung, S.59 f.

notwendigen Eigenschaften. Dass Daija für ein dauerndes Leben in Erdingen durchaus ungeeignet ist, darüber können wir nicht im unklaren sein.

Es sind mir nun in letzter Zeit, das ist die zweite wichtige Mitteilung, die ich Euch zu machen habe, mehrere junge Leute aus höchst angesehenen Familien angetragen worden, die, wie man mir versicherte, den Wunsch haben, durch eine Heirat mit meiner jüngsten Tochter in unsere Familie einzutreten.<sup>230</sup> Es war mir angenehm, daraus zu erfahren, dass die bedauerlichen Absonderlichkeiten in Daijas Lebensführung noch nicht public [sic] geworden sind. Ich hoffe, dass Dein guter Einfluss, liebe Alexe, sie inzwischen von der Unausführbarkeit ihrer romantischen Ideen [87] überzeugt hat, sodass sie nun bereit sein wird, sich mit einem jungen Mann in gesicherten Verhältnissen zu verloben. Es wäre mir eine grosse Beruhigung, sie noch vor meiner Fahrt nach Amerika verheiratet, ihre Zukunft also gesichert zu sehen.

Ich wünsche deshalb ihre Rückkehr in mein Haus. Die sechs Monate bis zu meiner Abreise werden viel Trubel bringen. Die regelmässigen Sitzungen der an der Ausstellung interessierten Firmen finden bei mir statt; es wird sich jedesmal ein Diner anschliessen. Frau Möller ist bei aller wirtschaftlicher Tüchtigkeit den gesellschaftlichen Anforderungen doch nicht ganz gewachsen. Jedenfalls ist es Daijas Pflicht die Familie zu repräsentieren. In Verfolg dieser häufigen Gastereien wird sich leicht Gelegenheit ergeben, den einen oder andern der vorher erwähnten Kandidaten unauffällig einzuführen. Ein mir besonders gutempfohlener Tuchfabrikant aus Aachen scheint eine wirkliche wünschenswerte Partie.

Vielleicht opfert der liebe Emil einen freien Sonntag, um Daija herzubringen; es wäre eine grosse Freude, wenn du ihn begleiten wolltest, damit wir alle miteinander besprechen können.

Es grüsst Euch bestens

Euer Vater

„Die Steine!“ sagt Daija und auf Alexes fragende Blick: „es werden wieder Quadersteine auf mich gewälzt. Dass nur ja kein Blättchen Freiheit aus meinem Leben sprosst!“

Die süsse Marguérite<sup>231</sup> [sic] an der Hand, geht Daija spazieren; wie von weither hört sie das Geplauder des Kindes, sieht sie die Menschen an sich vor-

230 Hier griff die Autorin auf die „Urschrift“ zurück: „Nun aber began [sic] die große Torheit meines Vaters. Er bildete sich ein, daß ich „heiraten müsse“. [...] Mein Vater also ritt mir Freier vor. Einer immer ungeeigneter als der andre. [...] Ein Schnapsfabrikant aus Mannheim, ein Tuchfabrikant aus Aachen etc. etc.“ (S. 123 f.)

231 Alexe (Alice Bensheimer) gebar nur einen Jungen und kein Mädchen. In dem Brief an Marie Stern vom 01.10.1941 kam dieser Sachverhalt zur Sprache. Ida erklärte ihr: „Geliebte Sternmarie, bin ich denn ein Sklave der Tatsächlichkeiten??? Du hast Recht meine Schwester Alice hatte nur einen Jungen. Ihn hatte ich an der Hand. Aber mir gefiel hier ein kleines Mädchen besser !!!!!!“ (SUB : DA : Z : Br : De 82.522, S. 4 f.).



beigleiten; düstere Schwermut liegt auf ihrer Stirn. Plötzlich bleibt sie stehen wie von einer Stimme angerufen. Sie blickt auf – hat sie dies genau so schon einmal erlebt? Nahe vor sich sieht sie ein Gesicht, das sie Zug für Zug kennt. Hatte sie diesen Mann nicht schon im Traum gesehen? Überraschend gross, dunkel wie sie selbst, Augen, als sähe sie ihre eignen im Spiegel, und diese Augen sind forschend fordernd, ja zwingend auf Daija gerichtet. Einen Augenblick steht sie starr wie er, dann setzt sie zögernd ihren Weg fort.

Acht Jahre sind es, seit sie im Park jeden Mittag den Schachspieler<sup>232</sup> beobachtet hatte mit dem kindlichen Wunsch: wenn er doch mein Bruder wäre. Dass er sie wiedererkannt hat! Aus dem düftigen Pensionsmädchen, aus dem hässlichen jungen Entlein war doch wohl ein Schwan geworden?

Gibt es Zauberei? Kann ein fremder Wille das eigne Wesen wie in einem magnetischen Netz an sich ziehen? Es bleiben Daija noch acht [88] Tage bis zu ihrer Rückkehr ins Vaterhaus, und jeder Weg führt sie mit dem Fremden zusammen. Wo sie hingeht, da ist er. Wenn sie abends bei geöffneten Fenstern Klavier spielt, so fühlt sie, dass er unten in der dunklen Seitenstrasse steht und ihr zuhört. Wenn sie im Theater sitzt, weiss er sich in ihre Nähe zu bringen und wendet kein Auge von ihr. Daija hat die Empfindung, dass seine Blicke sie in den Brennpunkt des ganzen Publikums rücken. Tief erschreckt streift sie Alexens Gesicht, aber die Schwester ist von den Vorgängen auf der Bühne hingenommen.

Die Koffer sind gepackt – zum letzten Mal vor der Heimfahrt geht Daija in den Park. Es ist früh am Morgen, die Laubengänge sind menschenleer. Da kommt der Mann, dem sie noch einmal vor der Trennung hatte begegnen wollen, ihr entgegen. Er fasst ihre beiden Hände: „Was wird aus uns? Wohin treiben wir?“ „In einer Stunde reise ich ab“, sagt Daija mit weissen Lippen, „vielleicht dauert es abermals acht Jahre bis wir uns wiedersehen. Es kann keine Gemeinschaft zwischen uns geben.“ – Es war leicht gewesen zu erfahren, dass er, als Spross eines regierenden Hauses, ihrer Lebenssphäre fern stand. „Nein“, sagt er „keine Trennung zwischen uns; ich reise Ihnen nach. Wir gehören zueinander. Ich komme zu Ihnen. Ich kann Sie nicht lassen.“ Er reisst sie an sich, Daija fühlt sich vom Wirbelsturm eines fremden Willens umbrandet – da taucht ein Trupp Reiter an der Wegbiegung auf – „Ich schreibe, ich komme“ hört Daija, beschwörend presst er noch einmal ihre Hände, dann ist sie allein.

Am nächsten Morgen schon, die langgestreckte Linie des Niederwaldes vor Augen, hält Daija den ersten Brief in der Hand.

232 Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 46. Die nachfolgende Entwicklung dieser Begegnung fußt auf der „Urschrift“, S. 124–128.

Sie fühlt sich von seinen Worten übermannt, wie gestern von seinem Blut.

„Ich frage Dich nicht, ob Du mich liebst, Deine Augen lügen nicht, und ich bin von der Gegenseitigkeit aller starken Empfindungen überzeugt. Was ich Dich zu fragen habe, ist, ob Du ein Mensch bist, der bereit und stark genug ist, sein ganzes Leben in die Wagschale [sic] des Schicksals zu werfen. Auf Gedeih oder Verderb. Wenn Du mir darauf mit einem unbedingten „Ja“ antworten kannst, dann werde ich uns in den Kolonien eine neue Heimat schaffen.

Du bist durch Dein ganzes Wesen über die Alltäglichen hinausgehoben, wie ich durch meine Geburt. So wollen wir uns eine grosse Aufgabe stellen. Mit einem Kreis erprobter Menschen lass uns Neuland erarbeiten; lass uns Menschen glücklich machen und selbst die Glücklichen sein....“

Daija las nicht weiter. Da war der grosse Ruf des Lebens. Mit [89] fliegender Feder schrieb sie Antwort. Ein jubelndes Ja. Sie schrieb es mit einer Entschlusskraft, als sei dieses Ja der tragende C Dur-Akkord ihres Daseins.

Mit herzlicher Wärme dachte sie auch in dieser Stunde des Mannes, der ihr als Erster nahegekommen war. Sie wären einander gute Gefährten gewesen. Behütet vor Stürmen und Wirrsalen wäre sie als Frau und gewiss auch als Mutter in gesegnetem Frieden mit ihm ihren Weg gegangen.

Und doch war alles vordem Empfundene nur wie eine sanfte Lockung gewesen; jetzt wurde sie hingerissen von dem Unausweichlichen einer Leidenschaft.

Täglich kam ein Brief, oft waren es zwei, und neben den kühnen Plänen, von denen sie berichteten, strömten auf Daija die Ausstrahlungen einer stürmischer Natur, ein immer erneuter Trank aus starken und süssen Quellen.<sup>233</sup>

Indessen begann der Auftakt der grosszügig organisierten Amerikareise. Zu wiederholten Malen versammelten sich bei Herrn Lenzing die Herren des Weinbaus: vom andern Rheinufer, der Saar, der Mosel und den weiteren Weinbezirken. Die Tagungen fanden in den Räumen der Handelskammer im Bürohaus statt, danach war das Diner. Daija sass an der langen Tafel ihrem Vater gegenüber, und hie und da fühlte sie seinen fast befremdeten Blick der Anerkennung sie streifen. Endlich wieder einmal war die Festtafel gerichtet wie zu Lebzeiten der Mutter, und die Freude daran verlieh Daija im Umgang mit den Gästen eine warme Liebenswürdigkeit, die ihr sonst fehlte.

Nachdem so Herr Lenzing die für Amerika erforderliche Repräsentationspflichten erfüllt und das Geschäftliche mit seinen Kollegen besprochen hatte,

<sup>233</sup> Anders als in der „Urschrift“ schilderte Ida in „Daija Letzte Fassung“ erst später das Ende der Liebe zwischen Carl Georg und Daija (S. 95).

kamen wie jeden Sommer die verheirateten Töchter mit ihren Kindern samt Anhang und füllten das grosse Familienhaus.<sup>234</sup>

Nun schien der Augenblick günstig, die Vorführung der Freier zu arrangieren. Es trat der Tuchhändlerssohn aus Aachen auf, ein biederer bescheidener junger Mann. Nachmittags wurde ein Ausflug unternommen, und dabei gab man Daija unauffällig Gelegenheit, sich mit dem Prätendenten allein zu unterhalten. Sie tat das in durchaus höflicher Weise, aber nach einem raffinierten Plan: sie sprach von Brüssel, von der Anziehungskraft des Katholizismus, von den herrlichen Pferden, die sie dort im Tattersall hatte reiten dürfen; eine Passion, auf die sie gewiss zurückgreifen würde, wenn sie einmal in einer Grosstadt [sic] beheimatet sei.<sup>235</sup> – Der Herr aus Aachen reiste abends ab, schrieb Herrn Lenzing einen höchst verbindlichen Dankbrief und liess nie wieder etwas von sich [90] hören. Man konnte Daija keinen Vorwurf machen, – der Tuchfabrikant hatte sie verschmäht. Und der zweite Versuch misslang genau so, nach dem gleichen System.

So musste Herr Lenzing mit Unwillen seine jüngste Tochter unverheiratet daheim lassen, als er die grosse Reise antrat; zu seinem Stellvertreter, also auch gegenüber Daija, wurde sein Pariser Bruder<sup>236</sup> berufen.

Kurz vor seiner Abreise erschien der Vater mit einem altertümlichen Schmuckkasten bei seinen Töchtern. Er übergab ihn Alexe und sagte: „Teilt euch den Schmuck eurer und meiner Mutter, wie ihr es gerecht findet, nach eurem Gutdünken!“ Es zeigten sich Schätze, die die Schwestern nie gesehen hatten, denn die Mutter war ja gestorben, als sie noch zu jung war, und die Pariser Grossmutter hatte ihren Schmuck in Erdingen nie getragen. Das Erste, was ihnen in die Hand fiel, – ja, das kannte Daija. An Alexens Polterabend war die Grossmutter zu einem immer verschlossenen Schrank gegangen und hatte ein Perlhalsband heraus genommen, das sie der ältesten Enkelin als Hochzeitsgabe schenken wollte. Aber das Halsband war zu eng gewesen. Sehr ärgerlich verschloss es die Grossmutter wieder; der zweiten Enkelin hatte sie es nicht angeboten, nun lag es da, und beide Schwestern sagten im selben Moment: „Das bekommt Daija.“ Es waren drei gleichlange Schnüre, nicht gross die einzelnen Perlen, aber von wunderbarer Reinheit; das Ganze von einer Barockschloss zu-

<sup>234</sup> Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 15.

<sup>235</sup> Urschrift, S. 123 f.: „Mein Vater also ritt mir Freier vor [...]. Ich benahm mich natürlich immer einwandfrei: spielte die grande dame, verstand aber formlos klingende, raffinierte Bemerkungen einfließen zu lassen, daß diese braven Menschen das Grauen kriegten. Mein Bravoursatz war: „Ich heirate nur einen Mann, der mir als Brautgeschenk ein Reitpferd schenkt.“

<sup>236</sup> Felix Coblenz (1832–1900), der älteste Sohn des Ehepaares Daniel Coblenz (1806–1868) und Marianne Levi (1809–1887). Vgl. beigelegte genealogische Tafel.

sammengehalten, dessen Mitte eine grosse Perle bildete.<sup>237</sup> Daija hatte, so oft sie es später trug, die Empfindung, als ginge von diesen Perlen ein Schimmer aus, der sich wie ein schmeichelnder Hauch über Hals und Gesicht legte.



Abb. 5: Die erwähnte dreireihige Perlenkette mit Barockschloss und Perle in der Mitte – Privatbesitz der Familie (Foto: F. Van Menxel).

Die Schwestern waren überaus generös. Sie hatten beiden reichlichen Schmuck von ihren Verlobten empfangen, darum schenkten sie Daija viel mehr und Schöneres, als sie selbst nahmen.

Herr Lenzing fragte niemals nach der Übereinkunft, die seine Töchter getroffen hatten. So blieb allen Dreien eine Empfindung des Vertrauens und gegenseitiger Dankbarkeit.

Und es fiel noch eine Entscheidung, die für Daija ein wahres Glück bedeutete. Sie hatte zwar niemals mit ihrem Vater eine Differenz wegen ihrer Ausgaben gehabt. Wer aber sollte nun während der langen Abwesenheit des Hausherrn diese Angelegenheit regeln? Es waren weder Sache des unverheirateten Onkels noch der Hausdame. So wurde, natürlich ohne Daija, ein Familienrat abgehalten, mit dem Resultat, dass Daija, die ja nun schon einige Jahre älter war als ihre Schwestern zur Zeit der Heirat monatlich die Zinsen ihrer mütterlichen Erbschaft erhalten sollte. [91] Damit natürlich hatte sie für alle ihre Ansprüche aufzukommen. Was für ein Glück! Nun konnte sie sich die Wagner-Partituren kaufen, in die sie vertieft sass, wie andere junge Mädchen in Romane.

<sup>237</sup> Diese Kette befindet sich noch im Familienbesitz.

Der Vater war abgereist für lange Zeit. Es begannen für Daija Monate intensiver Arbeit mit Atlanten und allen Büchern, die sie über ihre zukünftige Lebenszone unterrichten konnten. Eine unablässige Aufnahmebereitschaft war in ihr; ein ewiges geistiges Bewegtsein gab ihren Briefen an den Mann, dem sie gehören sollte, das Strömende, das sie zu seinem immer bereiten Echo machte. Dieser täglich erneuerte Austausch formte ihre innere Gestalt, so wie das Gesetz ihrer äusseren Erscheinung seit langem feststand.

Carl Georg<sup>238</sup> verfolgte voller Zuversicht die Möglichkeiten zur Erwerbung eines Kolonialbesitzes und erwog mit ihr jede Einzelheit. Er schilderte die Menschen, die ihm freundschaftlich verbunden waren, sorgfältig prüfend, ob sie ins Vertrauen zu ziehen seien, weil sie vielleicht als Begleiter in Betracht kommen könnten.

Aber diese Berichte, die Daija tief beglückten, und auf die sie sorgfältig antwortete, füllten doch nur einen Teil seiner Briefe, und alles andere war Sehnsucht: wir müssen uns sehn, wir müssen, müssen zusammenkommen.

Dass sie nicht noch einmal ein Treffen in Erdingen wagen könne, das stand für Daija fest. Aber sie hatte einmal während der Abwesenheit des Vaters die Möglichkeit für ein paar Tage Alexe zu besuchen. Dass sie alljährlich Daja an ihrem Geburtstag bei sich haben dürfte, das hatte sie dem Vater abgerungen. Und dann waren Anfang Mai die Rennen, das grösste Jahresereignis der Residenz. Der regierende Herr<sup>239</sup> nahm mit dem Hof daran teil; und das sehr gute Theater glänzte in Festvorstellungen. Dieses Jahr, o Glück, kam der Nibelungengring in glanzvoller Besetzung heraus.

„Sie werden bei den Rennen durch die Schlichtheit ihrer Toilette brillieren“, sagte Frau Anot stolz.

Von der Hausdame begleitet, fuhr Daija zur Schwester. „Meine Güte“, dachte sie, „wenn ich etwa nie heirate, ob wohl so ein Aufpasser bis ans Ende meines Lebens neben mir sitzen wird?“ In acht Tagen würde der Schwager sie heimbringen, so konnte sie sich wenigstens eine kurze Zeit freier bewegen.

238 Urschrift, S. 125–128: Carl-Georg, ein Pseudonym, wird in der „Urschrift“ „Mars“ genannt. Über seine wahre Identität ist nichts bekannt. Möglicherweise verbirgt sich hinter diesem Namen eine alte adlige französische Familie (Saint Mars). An ihre Freundin Marie Stern schrieb Ida Dehmel am 17.10.1941: „Carl Georg.– die fürstliche Abstammung ist geschwindelt, alles andre wahr. Er starb vor wenigen Jahren als General.“ (SUB : DA : Z : Br : De 82.525). Ida erwähnte ihn auch in dem Brief vom 07.12.1926 an ihre Schwester: „Ist es nicht sonderlich, dass ich nun mit einer Cousine von Mars zusammen arbeiten werde?“ (SUB : DA : Z : Br : 81.538; vollständiger Briefftext, in: Ida Coblentz, Familienkorrespondenz, S. 799). Bei einem Zusammentreffen mit der Familie ihrer Mitarbeiterin Fr. Mittelstaedt im März 1928, die mit der Familie Mars verwandt war, erinnerte sich Ida Dehmel an ihre Vergangenheit, wie sie Ihrer Schwester Alice Bensheimer im Brief vom 28.03.1928 mitteilte: „Mit dem Mann M. fing ich eine Konversation über Mars an; er wusste schon, dass ich ihn kannte. [...] Der Sohn [...] überreichte mir ein Jugendbild von Mars, M. als Leutnant. [...] Aber ist es nicht komisch, dass mir dieses Bild jetzt von der Familie geschenkt wird !!!“ (SUB : DA : Z : Br : De 81.572, S. 1; vollständiger Briefftext, in: Ida Coblentz, Familienkorrespondenz, S. 836 f.).

239 Es handelt sich möglicherweise um Friedrich I., Großherzog von Baden (1826–1907).

Mit Carl Georg war eine genaue Verabredung getroffen. Eine ältere Freundin, die Daija ins Vertrauen gezogen hatte, würde sie zu einer Wagenfahrt in den allgemein zugänglichen aber meist menschenleeren Park eines Jagdschlösschens einladen.

[92] Der Plan gelang. Die Freundin setzte sich mit einem Buch unter eine Rotbuche, der Bursche hielt mit den Pferden vor dem Tor, und zwei voneinander berauschte Menschen hatten endlich, endlich eine Stunde der Gemeinsamkeit. Wie bei der ersten Begegnung fühlte sich Daija fast wie ein Kind, dass dieser grosse Dunkle Mann in ein neues Leben davonztragen konnte.

Immer von neuem staunten sie über die Ähnlichkeit zwischen ihnen. „In den besten Ehen sollen sich Mann und Frau einander angeglichen; wir haben uns zueinander entwickelt. Wir wachsen nach eignen Gesetzen, aber da die gleichen Triebkräfte von der Natur in uns gelegt sind, mussten wir uns ähnlich werden, und dass wir uns gefunden haben, krönt unser Leben. O Daija, was für ein Segen, dass du eine Verkörperung des Weiblichen bist! Dass ich durch alle dich noch einhüllende liebeizende Spröde die mir zureifende Frau fühle.“

Daija sah lange in sein entschlossenes, kühnes, willensstarkes Gesicht. Dann sagte sie tiefernt und mit fast demütiger Sanftmut: „Wirst du über mich lächeln, wenn ich dir gestehe, dass ich in dieser Minute stärker als alles andre das grenzenlose Vertrauen fühle, das mich zu dir zieht. Was ich bisher war, das habe ich in schmerzlicher Einsamkeit ohne Hilfe anderer aus mir gemacht. Ich war verschlossen und verhärtet, aber du und deine Briefe haben das nach dem Tod meiner Mutter verloschene Herzfeuer in mir wieder angefacht. Die Einheitlichkeit deines Menschentums hat mich bezwungen; ich folge dir freudig in unsre künftige Heimat.“

Daija empfand diese Stunde als Gipfelpunkt ihres Lebens. Was ihr bisher manchmal als Fata morgana erschienen war, das fühlte sie nun verwirklicht. Sie hatte zuweilen gedacht, dass sie seinen geschriebenen Worten die Tönung ihrer eigenen Seele ablauschte, jetzt, da sie die Schwingungen seiner Stimme von der Zukunft sprechen hörte, war sie ergriffen von der Aufrichtigkeit seiner Liebe. Nun glaubte sie an das Land der Verheissung; das glückliche Heute war das Vorspiel der kommenden Gemeinsamkeit.

„Unsrer Sonnenstunde“ flüsterte sie. Mit visionärer Klarheit prägte sich ihr ein, was sie um sich sah: das noch ganz reine Grün der Bäume, die Rotbuche, der sanfte Rasen, der hohe Springstrahl des Teiches und das leuchtende Lila der Schwertlilien, die ihn umsäumten.

Ehe sie sich trennten, legte er ihr eine lange feine Goldkette um den Hals, daran hing ein leuchtend grüner, glasklarer Jadestein; mit erlesener Kunst war das höchste Symbol des Volkstammes, neben dem sie künftig leben sollten, ein-

geschnitten. Und Daija versprach, dieses [93] Amulett immer auf den Herzen zu tragen.

Während der Rennen hatten sie sich nur mit den Blicken grüssen können. Frau Anot wäre mit der Beachtung zufrieden gewesen, die Daijas Erscheinung fand. Sie fühlte sich aufblühen in der Bewunderung des Einen und der Anerkennung Vieler.

Daija spiele Alexe eine kleine Komödie vor: sie bot sich an, die Theaterkarten zu besorgen, und dann brachte sie die Logenplätze, die Carl Georg ihr schon vor Tagen geschickt hatte. Er hatte zwei benachbarten Logen genommen, und so sassen sie die vier Festabende<sup>240</sup> nebeneinander; so dicht beisammen, dass ihre Hände ineinander ruhen konnten. Wie hätten sie nicht im Tiefsten aufgewühlt die Begegnung zwischen Sieglinde und Siegmund miterleben sollen, sie, die sich gliichen wie Bruder und Schwester, die sich als urverwandte Elemente Fühlten.

Sieglinde: „Im Bach erblickt ich mein eigen Bild  
und jetzt gewahr ich es wieder  
wie einst dem Teich es enttaucht  
bietest mein Bild mir nun du!“

Und Siegmund jubelnde Erwiderung:

„Du bist das Bild, das ich in mir barg.“<sup>241</sup>

Wohl erschütterte sie die Tragik, die über dem gesamten ungeheuren Kunstwerk flügelte, aber stärker als alles andere hallte in ihnen Brünhildes Jauchzen:

„Heil dir Sonne!“<sup>242</sup>

Beseligt reiste Daija ab. Das gemeinsame Erleben war so stark gewesen, dass ein längeres Getrenntsein geduldig getragen werden musste. Noch inhaltsreicher als bisher wurden die Briefe. Die Sonnenstunde hatte ihnen die reine Harmonie, die ihr gemeinsames Leben durchdringen würde, gezeigt.

Anfang des Winters war Herr Lenzing zurückgekehrt, mit Ehrungen alles Art bedacht, geschäftlich befriedigt, aber vom Amerikanismus abgestossen. Über den Mangel [sic] an Instinkt für Distanz war er geradezu empört. Die beständige

240 Hinweis auf die Wagnersche Tetralogie „Der Ring der Nibelungen“: Vorabend: „Das Rheingold“; 1. Tag: „Die Walküre“; 2. Tag: „Siegfried“; 3. Tag: „Götterdämmerung“.

241 Verse aus dem ersten Akt der „Walküre“, 3. Szene.

242 Vers aus „Siegfried“, 3. Aufzug, 3. Szene 1.

Opposition gegen die dortige Nonchalance hatte ihn in der Betonung des Traditionellen so nachhaltig bestärkt, dass der Verkehr zwischen Vater und Tochter in unpersönlichster, kühl-höflicher Form vor sich ging.

Herr Lenzing war resemüde, und so ergab sich für Daija ein stiller Winter in der Kleinstadt.

Still? Nein, denn die Briefe Carl Georgs brachten Unruhe in ihre Tage. Er wollte sich nicht in die Unmöglichkeit einer neuen Begegnung [94] finden. Ja, er verstieg sich bis zum Misstrauen in Daijas Liebe. „Du kannst nicht unter einer gleichstarken Sehnsucht leiden“, schrieb er, „sonst würdest Du der Gefahr einer Entdeckung trotzen.“ Alles andere trat zurück in seinen Briefen; sein Verlangen nach ihr, das sich bis zur herrischen Ungeduld steigerte, verwirrte Daija; sie konnte ihm nur mit liebevollen Hinweisen auf ihre gemeinsame Zukunft erwidern. „Wenn unsere Liebe am Getrenntsein verdorrt, wie soll ich mir da ein künftiges Blühen noch vorstellen?“ antwortete er.

In diesen Tagen kehrte Alphons Bertrand<sup>243</sup> wieder einmal in seinem Elternhaus ein. Wie immer hatte er Daija sein Kommen angekündigt und um die Erlaubnis gebeten, sie bald zu besuchen; wie immer gingen sie weit hinaus ins Freie. Eines Spätnachmittags führte ihr Weg sie zum Friedhof. Es gab da ein Denkmal, das Daija höher schätzte, als den Prunk mancher Erbbegräbnisse. Auf einem Grab stand hoch aufgerichtet weit über mannshoch ein eiserner Anker, von dunklen Zypressen eingerahmt. Zu Füßen des Symbols der Hoffnung nannte eine schlichte Tafel den Namen des hier ruhenden Kapitäns. War es der Anker, der sein Schiff auf alle Fahrten begleitet hatte? Ein tiefer Friede ging von seiner Stätte aus.

Plötzlich empfand Daija ihre innere Unruhe als kaum noch tragbare Qual. Sie musste endlich einem Deuter des Lebens ihr Herz öffnen. Sie fragte sich in ihrer Not nicht, ob Bertrand der Richtige sei, sie zu beraten; und wen sonst hätte sie ins Vertrauen ziehen sollen? So drängte sie zum Verlassen des Friedhofs und schlug den Weg zu einem ihrer Lieblingsplätze ein: auf einem hochgelegenen Felsplateau öffnet sich der weite Blick auf den Rhein, seine rebgekrönten Ufer, auf die sagemumwobene Insel mit dem mittelalterlichen Turm und den alten Burgen zwischen den Bergen.

Und Daija sprach. Sie schildert den nun schon zehn Jahre zurückliegenden ersten Eindruck, der dem heranwachsenden Mädchen unwissentlich das Bild dieses Mannes eingepägt hatte. Sie verschwieg nichts. Und dann klagte sie über die fordernde Ungeduld, die sie doch nicht abwenden konnte; denn Alexe, die während der Festabende nicht ohne Argwohn geblieben war, lud Daija nicht

243 Stefan George, vgl. hier S. 77, Anm. 209. Das nachfolgende Gespräch mit ihm fehlt in der „Urschrift“.



mehr ein. Schliesslich, da ihre Worte ihr nicht genügten, reichte sie ihrem Gefährten den Brief, den sie diesen Morgen empfangen hatte. Er las langsam und sehr eindringlich; dann fragte er: „Sind Sie überzeugt, dass dieser Mann Sie wirklich kennt? Dass er alle Ihre Möglichkeiten ahnt? Dass seine Bezauberung durch Ihre äussere Erscheinung nicht eine Unfähigkeit, Ihr inneres Wesen zu erfassen, gegenübersteht? – Geben Sie mir jetzt keine [95] Antwort. Lassen sie mich heute Abend noch Ihnen schreiben.“

Sein Brief verriet den Zwiespalt, in den Daijas Bekenntnis ihn gestürzt hatte; er empfand Misstrauen gegen den ihm Unbekannten. Aber noch etwas anderes klang aus seinen Worten: zum ersten Mal liess er Daija seine eigene Empfindung für sie ahnen. Er sprach von dem Jammer, der es sein würde, wenn ein anderer Wunsch, als der sie glücklich zu machen, um sie würde.

Wenige Tage später sandte er Daija ein wehmütig resignierendes Gedicht. Dann reiste er früher ab, als es seine Absicht war.

Endlich zu Pfingsten ergab sich die Möglichkeit eines Zusammenseins mit Carl Georg. Der kleine aber vorzüglich geschulte Frauenchor, in dem Daija mit der sehr musikalischen Hausdame sang, war aufgefordert worden, an einem dreitägigen rheinischen Musikfest teilzunehmen. Ein Glückswunder für die Liebenden, denn Daija war entschlossen, jede List anzuwenden, um diese Tage fast ausschliesslich Carl Georg zu widmen. Sie riet ihm in Zivil zu kommen, damit man ihn weniger leicht erkenne.

Daija bat ihre Begleiterin allein in die Vormittagsprobe zu gehen; sie schützte eine leise Heiserkeit vor, die es rätlich erscheinen lasse still in ihrem Zimmer zu bleiben, damit sie abends im Konzert nicht versage. – Und nun trat der geliebte Mann bei ihr ein. Mit strahlendem Lächeln begrüsst ihn Daija. „Das ich dich endlich wiedersehe!“ rief er, „dass ich dich wiederhöre! Mein Name wird Musik, wenn du mit deinen warmen tiefen Herztönen ihn mir zurufst.“ Er umschlang sie, er küsste sie. Aber plötzlich wurde seine Stimme ein heisses Flüstern. „Daija, du musst mein sein; du musst jetzt mein sein!“ Mit entstelltem Gesicht umklammerte er sie, er riss ihr Kleid auf; er tastet nach ihrer Brust. Da bekam Daija ihren Arm frei; sie schlug ihm mit der Faust ins Gesicht. Er taumelte zurück. „Geh“, rief sie, die Faust noch erhoben, „geh – für immer.“

Daija war allein. War das der Mann ihrer Träume gewesen? Ihn hatte sie zum Bräutigam ihrer Seele erhoben? Nur langsam sank die geballte Hand; was sie da erlebt hatte, war krasser Egoismus, nicht Liebe. Das musste ausgelöscht werden von der Tafel ihres Lebens. Es geschah etwas in ihr, das sie sich selbst niemals ganz erklären konnte. Sie empfand keinen Schmerz, keine Schwäche, keine Reue, keine Bitternis, auch keine Herabwürdigung: eine kalte Leere brei-

tete sich in ihr aus.<sup>244</sup>

Als Frau Möller von der Probe zurückkam, fand sie Daija in guter Verfassung. Sie fühle sich wohl genug, auch an den Hauptproben der zwei nächsten Konzerte teilzunehmen. Sie war verbindlicher zu den [96] Mitgliedern ihres Chors, als man das bei ihr gewohnt war, sie sang am Abend in der missa solemnis. Der folgende Abend brachte den Festball, den die Stadt zu Ehren der Mitwirkenden gab. Daija fand viele Tänzer, auch der Vorsitzende des Richard Wagner Vereins, ein junger Offizier, Claus Torsting,<sup>245</sup> liess sich ihr vorstellen und tanzte wiederholt mit ihr. Frau Möller war erfreut, ihre sonst so ernste Schutzbefohlene mitteilsam und heiter zu sehn.

Nach dem Bach-Konzert des nächsten Tages – wie herrlich sang Messchaert<sup>246</sup> das grossartige: „Ich will den Kreuzstab gerne tragen“ – folgte Morgens eine Führung durch das Museum, nachmittags beschloss ein Ausflug nach einer schöncegelegenen alten Burg<sup>247</sup> das Fest. Torsting ging auch im Museum neben Daija; er war mit der Sammlung gründlich vertraut und zeigte Daija einige Kostbarkeiten, die bei der allgemeinen Führung übergangen werden mussten. Als die Teilnehmer sich mittags trafen, erschien er wieder und nahm bei der Fahrt an Daijas Seite Platz; so gingen sie dann nachher den Weg zum Schloss miteinander. Er war ein strahlend heller, heiterer Jüngling, in allen Künsten gut unterrichtet; so ergaben sich fesselnde, nie abreisende Gespräche. Auf dem Rückweg, dem die Abreise gleich folgen würde, begann er von Wiedersehungsmöglichkeiten zu sprechen, oder wollten sie nicht in Briefwechsel miteinander treten?

Daija hatte sich aus einem Wüstenbrand gerettet, nun sass sie an einer frischen, klaren Quelle. „Sie sind ein lieber Mensch“, sagte sie „darum will ich Ihnen einen guten Rat geben. Verlieben Sie sich nicht in mich; sobald ich dergleichen merkte, hätten Sie mich verloren. Einen Freund kann ich brauchen; wenn Sie mir und sich selbst versprechen, dass Sie die Linie der Kameradschaftlichkeit niemals überschreiten werden, dann dürfen Sie mir schreiben, und ich

244 Urschrift, S. 128: Ida Dehmel schilderte Richard Dehmel ihre Abweisung von Carl Georg und ihre Enttäuschung. Richard Dehmel griff dies auf in seinem Roman in Romanzen „Zwei Menschen“, Vorgänge, I,3; vgl. Dehmel, Richard, Zwei Menschen, in: Ders., Gesammelte Werke in drei Bänden, Berlin [1929], hier: Band 2, S. 144–283, hier: S. 148 f. – Die „Urschrift“ gibt diese Verse mit Ida Dehmels Kommentar wieder: „Das hast Du geschrieben, als ich Dir zum ersten Mal von diesem Tag erzählt hatte.“ (S. 128)

245 Während die „Urschrift“ diese Begegnung beschreibt, ohne den Namen des jungen Offiziers zu verraten, lässt „Daija Letzte Fassung“ eindeutig erkennen, dass es sich um Claus Torsting handelt, das Pseudonym von Heinz von Hahn. (S. 130) Vgl. Brief Ida Dehmels an Marie Stern vom 01.10.1941: „Heinz von Hahn ist Claus Torsting.“ (SUB : DA : Z : Br : De 82.522, S. 2). Vgl. Kap. 7.5.1.4.

246 Johannes Messchaert, ein niederländischer Sänger (1857–1922), hatte sich 1890 in Wiesbaden niedergelassen und gewann Berühmtheit durch seine Bach-Interpretationen.

247 Die „Urschrift“ nennt die Ruine Schloss Auerbach an der Bergstraße (S. 130). Beim in „Daija Letzte Fassung“ erwähnten Museum handelt es sich vermutlich um das Darmstädter Museum; vgl. hier weiter S. 98, Anm. 252.

werde Ihnen antworten.“ Er versprach es ernst und lächelnd zugleich.<sup>248</sup>

Bei der Heimkehr fand Daija zwei Briefe des Mannes, der nicht mehr in ihr lebte. Der erste war ein Flehen um Vergebung; der zweite erbat ihrer Zustimmung, schon jetzt mit seiner Familie sprechen zu dürfen, damit sie von ihr als seine Braut anerkannt werde.

Wieder, wie nach seiner ersten Werbung, setzte sich Daija sofort zur Antwort nieder. Es war eine eisige Ablehnung, die sie schrieb. Nicht um Haaresbreite wich sie von ihrem: „Geh für immer!“ Abgetan. Ausgelöscht.

Als sie die wenigen Zeilen überflog, starrte sie bestürzt auf das Blatt: der Charakter ihrer Schriftzüge war plötzlich völlig verändert; die leichten langgezogenen Rundungen der Buchstaben hatten sich in scharfe eckige Kanten verwandelt.

[97] Den Familientrübels der nächsten Wochen<sup>249</sup> noch vermehrend, traf auch Tante Eugenie aus Berlin ein. Sie hatte eine Art, ihre Nichten auszufragen, die Daija schamlos fand. Die älteren Schwestern gaben bereitwillig Auskunft. Auf Daijas schroff ablehnende Haltung sagte die Tante spitz: „Ich frage nicht aus Neugier, sondern um meine Menschenkenntnis zu erweitern.“ Also Vivisektion an menschlichen Objekten, dachte Daija.

Es wurde vereinbart, dass Herr Lenzing im Winter auf seine Reise nach Russland nach Berlin mitnehmen werde. Nach vier Wochen wollte er auch dorthin kommen und eine Weile bleiben, um die Tochter dann wieder heimzunehmen.

Die Absicht, die hinter diesen Plänen steckte, war unverkennbar: Daija sollte endlich verheiratet werden.

In den Wochen nach Pfingsten hatte sie sich nicht verschwiegen, dass ihr Leben ein Leerlauf geworden war. Gewiss, es war entzückend, mit der jetzt schon ganz verständig gewordenen Marguérite<sup>250</sup> und dem prächtigen ältesten Jungen der Schwester Julia spazieren zu gehen und sich von ihnen umschmeicheln zu lassen. Aber sie gehörten ihr nicht, bald mussten sie heim, und Daija blieb in dem öden Haus zurück.

Sie schrieb an Paul Neuhaus, der ihr getreulich noch immer sorgsam ausgewählte gute Bücher schickte. Alljährlich kehrte er ein oder zwei Mal in sein Elternhaus ein. Er machte jedesmal Daija seinen Besuch, sass ein paar Stunden bei ihr, schlicht und bescheiden, sie heimlich mit sehr klugen Augen beobachtend.

„Was soll ich anfangen?“ schrieb sie ihm, „es kann doch wohl kein Mensch

248 Urschrift, S. 130: „Eh der Abend das Fest zu Ende brachte, [...], waren wir Freunde geworden – heute, nach 27 Jahren darf ich sagen: Freunde fürs Leben.“

249 Was genau damit gemeint wird, bleibt unersichtlich. Vermutlich handelt es sich um die üblichen Familientreffen in Bingen, hier zu Pfingsten.

250 Vgl. hier S. 87, Anm. 231.

ohne Wirkungskreis leben.“ Er kam auf seine früheren Ideen zurück. „Sie haben jetzt Anspruch auf Ihr mütterliches Vermögen“, antwortete er. „Fahren sie nach Zürich und studieren Sie. Sie finden dort eine Elite deutscher Frauen. Oder, wenn Ihnen das nicht liegt, werden sie Schauspielerin. Sie bringen dafür die günstigsten Vorbedingungen mit: die Erscheinung, den warmen Klang Ihrer Altstimme und die ausgeprägte Individualität, von der eine starke Wirkung auf das Publikum ausgehen wird!“ Daija lehnte beides unbedingt ab: „Ich bin letzten Endes Autodidaktin“, schrieb sie, „meine Schulbildung war minimal, was ich weiss, ist systemlos angelesen. So müsste ich jahrelang vorarbeiten, um mich dann einem Spezialstudium zuzuwenden; nur Kunstgeschichte käme in Betracht; aber ich weiss, dass das nicht die Lebensaufgabe ist, die, hoffentlich, irgendwo in der Welt auf mich warte. Und Schauspielerin? Dazu fehlt mir vor allem die unentbehrliche Geschmeidigkeit des heute So- und morgen Andersseins. Ich könnte nur immer mich selbst darstellen, wenn auch in wechselnder Gestalt. Wen könnte ich verkörpern? Vielleicht [98] die Frauen Hebbelscher Dramen,<sup>251</sup> sicherlich die Judith. Vielleicht die Medea oder die Hedda Gabler. Gewiss ein schöner Traum! Aber ich wäre der Wirklichkeit nicht gewachsen; oft habe ich in den Schweiss der edlen, meist etwas dicklichen Helden während des Mimens rinnen sehen, und ich sollte mich in diese Arme stürzen?“

Claus Torsting erfreute Daija mit einer schönen Gabe; er schickte ihr eine Reihe Bilder, in denen er besondere reizvolle Ausblicke von ihrem Spaziergang zur Burgruine festgehalten hatte: ein freundliches zwischen Wiesen eingebettetes Dorf, eine schöne alte Kapelle, ein paar Kastanienbäume, über und über mit rosablühenden Kerzen bestickt. Auch der Platz bei der Burgruine fehlte nicht, an dem Torsting als Gast des Erdinger Frauenchores neben Daija gesessen hatte; den Anschluss bildete, ausserordentlich geschickt erfasst, die Seitenwand des Museums mit dem Meisterwerk Stephan Lochners,<sup>252</sup> zu dem er Daija geführt hatte. Alle diese Bilder, anspruchslosen Formats, waren in weicher reinfarbiger Aquarelltechnik gemalt.<sup>253</sup> Sie hatten den Wert der Glaubhaftigkeit, und so spiegelten sie das zuverlässige, blühend gesunde Wesen des Menschen, der sie geschaffen hatte. Merkwürdig, Daija empfand sich ihm gegenüber als

251 In den Schauspielen des Dramatikers Friedrich Hebbel (1813–1863) verkörpern seine Heldinnen oft tragische Frauenschicksale.

252 Vermutlich handelt es sich um das Bild „Darbringung im Tempel“, 1447 von Stephan Lochner gemalt, das sich seit 1805 in Darmstadt befand. Vgl. Art „Darbringung im Tempel“, in: [Wikipedia.org/wiki/Darbringung\\_im\\_Tempel\\_\(Lochner/Darmstadt\)](https://www.wikipedia.org/wiki/Darbringung_im_Tempel_(Lochner/Darmstadt)), abgerufen 21.03.2024.

253 Heinz von Hahn (Claus Torsting) blieb der Malerei lebenslang treu: In dem Brief an Alice Bensheimer vom 28.06.1929 erwähnte Ida Dehmel, dass Heinz von Hahn 1929 eine hochgelobte eigene Bilderausstellung, benannt „Der schöne Mensch“, veranstaltete und ihr den Katalog mit einem lieben Brief zugeschickt hatte. (SUB : DA : Z : Br : De : 81.617, S. 2; vgl. vollständiger Briefftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 901 f.). Vgl. zu Heinz von Hahn: Kap. 7.5.1.2.

die Ältere, aber sie war fünf Jahre jünger als er. Ihr Briefwechsel gab ihr viel Anregung. In der Musik waren beide gleich gründlich unterrichtet. In der Kenntnis der Malerei waren Torsting ihr weit überlegen. Er hatte häufig Verwandte seiner Mutter in Holland besucht und die dortigen Kunstschatze eingehend studiert. „Gewiss werden Sie eines Tages vor dem Rembrandt in Haag stehen. Da werden sie das Höchste sehen, was Malerei erreichen kann: das Bildnis, das „Homer“ genannt wird, vor allem aber: David, vor Saul die Harfe spielend.“ Sehr verschieden war ihr Wissen und ihr Werben um die Dichtkunst. Torsting hatte eine eingewurzelte Verehrung für Goethe; Daija schrieb: „Ich kann Goethe nicht lieben; er ist mir zu gross. Ich kann ihn nicht fassen: wie sollte ich einen Koloss, einen Kosmos lieben können?“ – Aber Daija war eine Kennerin der modernen Literatur. Durch Bertrand waren ihr die Franzosen vertraut, Verlaine, Mallarmé, Baudelaire. Neuhauss hatte ihr die Werke der grossen Nordländer Ibsen, Hamsun, Björnsson geschickt. Auch auf die neue deutsche Wortkunst wies er sie hin. Weihnachten vor zwei Jahren hatte er ihr das Buch eines noch unbekannten jungen Dichters, „Befreiungen“ geschickt.<sup>254</sup> Die Kraft und der Rhythmus dieser Gedichte hatten Daija hingerissen. Sie fragte Neuhauss, ob er wisse, wo der Dichter wohne; sie wollte, wie sie das zuweilen tat, ihm ihren Dank für sein Buch aussprechen. Neuhauss riet ihr entschieden davon ab: er habe in der letzten Zeit in verschiedenen Zeitschriften allerlei Verse [99] dieses Dichters gelesen; er scheine mit der Liebe in Konflikt geraten zu sein: ein Klang von Enttäuschung durchziehe seine neuen Schöpfungen, der sich fast bis zum Zynismus steigere, wenn auch zu einem schmerzlichen.

Der erste kalte Herbstregen fällt, Daija geht schnell die Turmstrasse herunter, um sich in ihr Zimmer zu flüchten, da schiebt sich eine kleine Hand in die ihre. Überrascht sieht sie ein fremdes Mädelchen, das sich eng an ihren Mantel kuschelt und dabei sagt: „Ich kenn' dich, ich geh' mit unter dei'm Scherm.“ „Du kennst mich?“ fragt Daija belustigt und sucht das Kind zu schützen, „woher denn?“ „Wir wohne' doch in euerm Haus.“ Es fällt Daija ein, das Herr Lenzing damals, als der Essaal [sic] umgebaut wurde, das gegenüberliegende Häuschen in der schmalen Seitengasse gekauft hatte, damit dort nicht etwa eine lärmende Werkstatt hinkäme. Indessen erzählt das Mädchen frisch drauflos. Daija erfährt, dass sie Settche heisst und bald vier Jahre alt ist. Als sie am Lenzingschen Gartentor angekommen sind, sagt das Settchen: „Jetzt bin ich mit dir gegangen, jetzt musst du mit mir gehn“, und Daija begleitet sie heim. Das war der Anfang

254 Dieser erste Hinweis auf Richard Dehmel in „Daija Letzte Fassung“ lässt vermuten, dass an dieser Stelle Ida Dehmel auf seine 1896 erschienene Gedichtsammlung „Weib und Welt“ mit dem Gedicht „Befreit“ anspielt. Vgl. Dehmel, Gesammelte Werke, Band 2, S. 35.

einer guten Freundschaft. Das Settchen war ein zierliches, hübsches Ding mit braunen Augen; sauber gewaschen war die Kleine auch, nur ihre Händchen, die sie nun immer Daija freundlich entgegenstreckte, hinterliessen unerwünschte Spuren an Daijas weissen Lederhandschuhen. Es erwies sich, dass Settchen den ganzen Tag auf der Strasse spielte, manchmal mit andern Gassenkindern, manchmal allein. „Ich spiel' jetzt lieber in der Turmgasse“ erklärte sie, „da seh' ich dich komme.“ Und Daija freute sich auf diese Begegnung wie das Kind. Es war ein zärtliches, anschniegsames, zutrauliches Wesen, und Daija empfand fast Rührung, wenn die Kleine ihr entgegenlief. Das war etwas viel Unmittelbareres, als wenn sie mit den wohlerzogenen Kindern ihrer Schwester spazierenging. Daija nahm Settchen oft mit in den Garten, in die Johannis- und Stachelbeerhecken; da tat sie sich unter entzücktem Jauchzen gütlich. Einmal führte sie sie in den Essaal [sic], machte das Fenster auf<sup>255</sup> und zeigte ihr gerade gegenüber die eigene Behausung. Erst begriff sie nicht, was sie da sah, aber als ihr alter Grossvater drüben in der Küche auftauchte, und sich mit einer Fliegenklatsche betätigte, da war das Kind selig. Daija, die das lebhaft Geschöpfchen fest im Arm hielt, fühlte sich glücklich. Sie küsste das Kind und flüsterte ihm Schmeichelnamen zu.

War es eigentlich so wichtig, dachte Daija einmal, ob man den oder jenen heiratete? Hauptsache blieb doch, dass man dann ein eigenes [100] Kind hätte.

„Ich höre, dass du dich jetzt mit Bettelvolk abgibst“, sagte Herr Lenzing eines Tages zwischen den Zähnen.

„Es ist ein liebes Kind“, antwortete Daija in einem so versponnenen, weichen Ton, dass Herr Lenzing sie erstaunt ansah und dann schwieg.

Auf der Fahrt nach Berlin wurde in Frankfurt Station gemacht, um Onkel Cornelius<sup>256</sup> zu besuchen.

Und bald darauf erfuhr Daija, warum das geschah. Der Onkel suchte sie zu überzeugen, dass es das einzig Richtige sei, wenn sie sich endlich in Berlin zu einer Heirat entschliesse. Er zog alle Register: in deinem Alter hatten deine beiden Schwestern schon ihre süssen Kinder; verlangt dich nicht nach Mutterfreu-

255 Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 5, Anm. 25 und 26.

256 Felix Coblenz (auch Coblentz) (1828–1910 in Frankfurt/M.), ein Bruder von Mama Phine und Onkel von Simon Zacharias Coblenz, hatte seine Nichte Adèle Bénédic geheiratet und mit ihr 3 Kinder gehabt: Jenny (1863–1922), Laure (1866–?) und Oscar (1868–1943). In „Daija Zwischenfassung“ wird er in einem weggelassenen Textabschnitt Onkel Dádada genannt: „Diesen Namen führte er allgemein, weil er sämtlichen Kindern der Familie ein nur ihm allein bekanntes Spieldosenlied vorsang, ohne Text, eben nur mit Dádada, und alle Babies hörten ihm entzückt zu. Daija hatte früher die Kusinen um ihren gütigen Vater beneidet. Er war der einzige unter den zahlreichen Onkels der Lenzingschen Kinder, der sie nicht durch Ernst, Strenge oder wichtige Geschäftstätigkeit zurückschreckte, wenn sie sich voller Vertrauen an ihn wandten. Man durfte sogar ein bischen zärtlich mit ihm sein. Aber als Daija zur Zeit ihrer Kämpfe mit Hans Trenkwart versuchte, ihn zum Helfer zu gewinnen, zeigte er sich unnahbar: die Autorität des Vaters war unerschütterliche Basis, auf der das Wohl der Familie beruhte.“ (S. 140).

den? Du kannst dich doch nicht auf die Dauer als überflüssig empfinden wollen? Er sprach lange auf Daija ein; er, der Beauftragte des Vaters. Er schloss mit den Worten: „Ein so starker Mensch wie du kann nicht den Wunsch haben, sein ihm bestimmtes Schicksal unerfüllt zu lassen.“ – Daija machte keine Einwände: „Ich will versuchen, mich zu überwinden,“ sagte sie.–

In der folgenden Nacht, allein im Schlafwagen, schloss Daija kein Auge. Sie ging ins Gericht mit sich. Mit den Augen eines überlegenen, unbestechlichen Richters, der sich durch genaue Kenntnis der Angeklagten nicht beeinflussen lassen durfte, überblickte sie ihr bisheriges Leben. Das dumpfe Rollen der Eisenbahn gab den Grundakkord: „Al-les umsonst, al-les umsonst“, knirschten die Räder. Der Unparteiische durchforschte sie bis in ihre Kindheit zurück; war da irgendwo in ihrer Seele ein bewusster Trieb, anders zu sein als die Andern? War es ihr vorbestimmtes Los gewesen, unter dem Tod der Mutter soviel schwerer, soviel nachhaltiger zu leiden als die Geschwister? War es Wahrhaftigkeit oder Hochmut, dass sie, den Rat der Engländerin verachtend, sich in der Pension zu ihrer Rasse bekannte und sich dadurch isolierte? War es ihre Schuld, dass nach dem Tod von Marie-Louise all die gute Liebe, die sie für das Schwesterchen erfüllt hatte, mit begraben werden musste?

War denn jemand da, verhörte sie sich, dem sie sie hätte schenken können? Liess sich denn Vater lieben? Alles umsonst.

Sie hatte sich selbst aus den Elementen, die ihr von der Natur verliehen worden waren, aufgebaut. War es töricht oder unrecht, dass sie ablehnte, was zur Zerstörung des inneren Gesetzes dieses Gefüges führen musste? War es Sünde, den Menschen zu suchen, von dem sie die Erlösung aus ihrer inneren Einsamkeit erhoffte? Sie musste Irrwegen gewandert sein; immer wieder sah sie sich dem Unvollkommenen, Unvollendbaren [101] gegenüber, immer wieder zerfiel ihre Welt in Scherben. Alles umsonst.

Als sich der Zug im grauenden Morgen Berlin näherte, hatte Daija die Empfindung, als habe sie sich selbst stückweise zerbrochen. Der innere Richter hatte sie nach den Resultaten ihres Lebens gefragt, und sie konnte ihm nur ihre leeren Hände vorweisen. Darum fasste sie den Entschluss, sich selbst auszuschalten; sie würde die Wege der Andern gehen. – Noch einmal rührte sie der Zweifel an. Ihr war das Wort eingefallen:

„Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung.“

Ging sie jetzt den Weg ihrer Bestimmung? Sie hatte sich dazu bereit gemacht, aber im Ugrund ihrer Seele fühlte sie, dass sie sich gegen ihr bestes Ich veründige.

[102]

X<sup>257</sup>

Am Tage nach ihrer Ankunft wurde Daijas Geburtstag<sup>258</sup> gefeiert, – viel zu prunkvoll, viel zu lärmend. Herr Lenzing, der gleich weitergefahren war, hatte Tante Eugenie beauftragt, für seine Tochter eine kostbare Pelzgarnitur zu kaufen. Die Tante beschenkte sie mit einem Abendmantel, der, für ein Mädchen zu pompös, schon auf den Stil einer jungen Frau hinwies.

Der älteste Vetter hatte nach jahrelang vergeblicher Werbung schliesslich doch die Frankfurter Kusine erobert.<sup>259</sup> Es wurde eine typische Verwandtenehe; ihr einziges Töchterchen mit seinen gelben, welken Gesichtchen, selbst die klugen Augen von Müdigkeit überschattet, war ein bedauernswertes Geschöpf. Niemals jung, niemals heiter war sie zur alten Jungfer vorbestimmt. Und sie sah aus, als sei sie sich dieses Schicksals von früh auf bewusst. – Der zweite Vetter, Zyniker durch und durch, hatte es zu einer Dozentur an der Universität gebracht. Er hatte mit dem Jüngsten, der Medizin studierte, den Geburtstagstisch, trotz Proteste der Tante, mit silbernen Blümchen geschmückt, denn er nannte Daija mit ihren heute 25 Jahren die Silberbraut ihres eigenen fand Daseins. Er fand es fast kompromittierend, eine Kusine zu haben, die in diesem Alter noch unverlobt war. Als Daija sich als Geschenk von ihm erbat, dass er sie zur nächsten Aufführung der Freien Bühne mitnähme, lehnte er mit überlegenem Lächeln ab: da gehörten junge Mädchen nicht hin. „Heirate, dann steht die die Welt offen, dann kannst du dir alles gestatten, was dich reizt.“

In den nächsten Wochen war Daija viel bei Elisabeth.<sup>260</sup> Sie war, den anfänglichen Widerstand ihres Vaters überwindend, die Frau eines Anerkannten Bildhauers von märkischem Uradel geworden. Die beiden Freundinnen grubelten wiederholt über ein Problem, dem sie mit den gleichen Empfindungen gegenüberstanden. Beide hatten herzlich freundschaftliche Beziehungen zu jüdischen Mädchen und Frauen; das waren kluge, selbstbeherrschte Menschen, die ihr Leben meisterten. Die jungen Herren dieser Rasse mochten tüchtigen Kaufleute oder Wissenschaftler sein, liebevolle Familienväter, zuverlässige Charaktere; im gesellschaftlichen Umgang mangelte ihnen die Unbefangenheit, die eigen-

257 Nach den Ereignissen, die im Kap. 10 und den folgenden geschildert werden, konnte die Autorin nicht mehr auf die „Urschrift“ zurückgreifen. Die Umstände der Ehe Daijas mit ihrem ersten Ehemann, ihr Kennenlernen Richard Dehmels und die Geburt ihres Sohnes gehen über das Ende der „Urschrift“ hinaus.

258 14.01.1895. Daijas Alter wird einige Zeilen danach erwähnt.

259 Vgl. Anm. 57. – Hugo Wolfenstein (1861–1931), „der älteste Vetter“, heiratete seine Cousine Laure Coblentz, die Tochter von Felix Coblenz (auch Coblentz), dem sog. „Onkel Dädada“ (vgl. hier, S. 100, Anm. 255), sie bekamen 1889 die Tochter Lisa („ihr einziges Töchterchen“).

260 Elisabeth Fechner, vgl. Daija Letzte Fassung, S. 73–78, Anm. 198.



wüchsigen Frauen erobert. Den Freundinnen war nie ein Jude begegnet, den sie hätten heiraten mögen, und dabei übten beide auf Männer von deutschem Adel eine starke Anziehungskraft aus.

Daija fühlte sich wohl im Heim des jungen Paares. Der Künstler kam ihr mit offener Liebenswürdigkeit entgegen. Elisabeth war weicher [103] geworden und doch ein wenig überlegen: „Du musst dich nach Berlin verheiraten“, sagte sie, „dann werden wir in regstem Verkehr unsre Freundschaft geniessen können. Und unsere Kinder erziehen wir von kleinauf zu Freunden.“

Wie geplant, kehrte Herr Lenzing nach vier Wochen aus Russland zurück. Am Tag danach gab die Intima der Tante ein Diner im kleinen Kreis. Die Hausfrau stellte Daija einen Herrn vor, Herrn Josef Arnstaedt;<sup>261</sup> an der nervösen Spannung im Gesicht der Tante merkte Daija, dass er der Auserwählte war. Herr Arnstaedt, man musste es ihm lassen, machte gute Figur; einen halben Kopf grösser als Daija, schlank, tadellos angezogen. Das Gesicht war nicht unsympathisch: kluge dunkelbraunen Augen, eine hohe Stirn, ein gutmütiger Mund; nur die leichtgebogene Nase verriet den Juden.

Man gab ihn Daija zum Tischherrn. Er gestand freimütig, dass er sich über Musik nicht unterhalten könne, weil Polyhymnia nicht an seine Wiege gestanden habe. Auch für Bilder interessierte er sich wenig. Moderne ja, er gehe jede Sonntagsmorgen zu Schulte, die wechselnden Ausstellungen anzusehen. – Was in der Gegenwart geschaffen werde, das müsse man kennen. Als Daija nach bewährtem Rezept von ihrer Reitpassion sprach, wurde er lebhaft; er selber habe leider keine Zeit dazu, aber eine schöne junge Frau zu Pferde, etwas Herrlicheres könne er sich kaum denken.

Auf der Heimfahrt war man klug genug, Daija nach ihren Eindrücken nicht zu fragen. Man sprach freundlich mit ihr, denn dass sie gefallen hatte, war offensichtlich.

Ein paar Tage darauf war beim ältesten Vetter Familientafel. Als einziger Gast war Herr Arnstaedt geladen. Als er ins Zimmer trat, wandte sich Daija zu ihrer Kusine und presste zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor: „Ich kann den Mann nicht heiraten.“ Sie blieb den Abend hindurch ablehnend. Ihr ganzes Wesen bäumte sich auf. Mit diesem Partner sollte sie die Ehe schließen, er sollte der Gefährte ihres künftigen Lebens werden, der Vater ihrer Kinder? Hatte sie für dieses Los Selbstzucht geübt und sich rein bewahrt?

Am nächsten Morgen erschien Herr Lenzing in der Wohnung der Tante und

---

261 Dieses Pseudonym steht für Leopold Auerbach. Er war ein erfolgreicher jüdischer Kaufmann und Makler bei Tuchgeschäften, versehen mit dem Titel eines argentinischen Konsuls, (vgl. Bab, Julius, Richard Dehmel. Die Geschichte eines Lebenswerkes, Berlin 1926, S. 185). Im April 1895 heiratete er Ida Coblentz in Bingen. Seine weiteren Lebensdaten konnten nicht ermittelt werden.

wünschte seine Tochter allein zu sprechen. Er sagte ihr, dass er sich nach durchwachter Nacht müde fühle, aber er wolle diese notwendige Unterredung nicht hinausschieben. Er sprach zu Daija in einem Ton, den sie nicht an ihm kannte: Von Macht zu Macht. Er erzählte, dass Herr Arnstaedt ihn am vorhergehenden Abend zum Hotel begleitet habe, und dass er auf Herrn Lenzings Versuch, eine Entschuldigung für die [104] Haltung der Tochter zu finden, sehr entschieden ihre Partei ergriffen habe: „Es wäre widersinnig, wenn eine so in sich gefestigte junge Dame sich so bald entschlösse. Lassen Sie ihr Zeit, lassen Sie mir Zeit, sie zu erobern.“ Herr Lenzing legte seiner Tochter die Verhältnisse des Bewerbers dar. Sein Vater, ein stiller, bescheidener Gelehrter, hatte die grossen kaufmännischen Erfolge seines Sohnes nicht mehr erlebt. Josef Arnstaedt war zwar noch kein reicher Mann geworden, dann er hatte seine beiden Schwestern bei ihrer Heirat glänzend ausgestattet aber sein Einkommen war das eines Millionärs. Seine unbestechliche Klugheit wurde allgemein anerkannt; über die Ernsthaftigkeit seines Charakters konnten Zweifel nicht bestehen. Er vertrat im Konsularkorps eine südamerikanische Republik; er wünschte ein grosses Haus zu führen, und Daija schien ihm, wie er Herrn Lenzing gesagt hatte, abgesehen von ihren übrigen begehrenswerten Eigenschaften, die geeignete Repräsentantin. Er war, versicherte Herr Lenzing auf Daijas Frage, weder ins Schwärmen gekommen noch sentimental geworden. Er wolle, fuhr der Vater fort, seiner Tochter nicht zureden: nur ihr zu bedenken geben, dass ihr der Entschluss zu heiraten immer schwerer fallen werde, je älter sie sei. „Ich will mich bemühen, euer aller Wunsch zu erfüllen“, sagte Daija.

Am übernächsten Abend sassen die Tante, der Vater und Daija nach einem Theaterbesuch bei Dressel, Unter den Linden. „Zufällig“ erschien auch Herr Arnstaedt. Man ging nach einem nicht ungemütlichen Zusammensein zu Fuss heim. Herr Arnstaedt bat Daija von sich zu sprechen. Sie gab ihm ein ungefähres Bild ihrer Jugend, sie verschwieg auch nicht, dass sie nicht unberührt von Liebe geblieben sei; dass ihre ganze Entwicklung sie zu einem kritischen, beinah abweisenden Menschen gemacht habe, sodass sie sich fern von dem Begriff „hingebender Weiblichkeit“ fühle. Herr Arnstaedt dankte für ihre Offenheit, er antwortete respektvoll und nicht ohne Verständnis. Er versicherte, die Männer seien Toren, die da glaubten, das Mädchen, das sie bewunderten, im Sturm erobern zu können. Das seien die besten Ehen, in denen der Mann sich allmählich die Liebe einer Frau erwerbe.

Ein paar Tage später gab Tante Eugenie ein grosses Galadiner von sechzig Personen; Herr Lenzing teilte freudig bewegt seiner Tochter mit, dass Alexe zu dem Fest erscheinen werde: das Netz zog sich enger zusammen. Kurz vor dem Eintreffen der Gäste wurde für Daija ein herrlicher Lilienstraus abgegeben: als

sie ihn auseinander nahm, um die Blumen in Wasser zu stellen, fand sie, dass sie um eine Reitgerte mit kostbarem Knauf gebunden waren. Herr Arnstaedt dokumentierte seine [105] Bereitwilligkeit, ihre Wünsche zu erfüllen.

Und doch, und doch konnte sie sich nicht überwinden im Verlauf des glanzvollen Abends ein zustimmendes Wort zu sagen. Der Gedanke, vor allen diesen neugierigen Blicken glückliche Braut zu spielen, war unerträglich. Erst als die meisten der Gäste gegangen waren, als sie die guten Augen ihrer Schwester voll Enttäuschung auf sich gerichtet sah, wandte sie sich Herrn Arnstaedt zu und reichte ihm die Hand. Er erkannte dieses Zeichen der Bereitwilligkeit, so wie es gemeint war, und so war Daija seine Braut geworden.

Am nächsten Tag schon begann eine grosse Emsigkeit. Vater und Tochter sollten noch eine Woche in Berlin bleiben, um das Notwendigste zu erledigen. Die Familie fand eine lange Verlobungszeit fatal; so wurde beschlossen, dass die Hochzeit in vier Wochen stattfinden sollte. Zuerst fuhr das Brautpaar mit Alexe als Gardedame auf Wohnungssuche [sic]; es wurde eine grosse Etage in der Tiergartenstrasse gewählt. Und dann begannen die Beratungen mit dem von Herrn Arnstaedt beauftragten Innenarchitekten. Herr und Frau Arnstaedt würden nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise bis zur Fertigstellung der Wohnung noch einige Wochen in ein Hotel Unter den Linden ziehen.<sup>262</sup>

Daija kam nicht zur Besinnung: Ihre Wäsche-Ausstattung war zu bestellen, das Tischsilber auszuwählen und vieles anderes mehr. Abends gab es Gesellschaften zu Ehren des Brautpaares bei den Verwandten und Freunden des Herrn Arnstaedt. – Daija hatte sich etwas vor den verbleibenden Wochen in Erdingen gefürchtet; sie würde Zeit zum Nachdenken haben. Aber sie erzog sich dazu, ihre Gedanken abzulenken. Es war nicht notwendig, dass man ins Grübeln geriet; man konnte sich zwingen, an der Oberflächen der Dinge zu bleiben. – Sie war froh, dass Settchen im Vorfrühling nicht auf der Strasse spielte: der Wunsch nach kindlicher Zärtlichkeit hatte sich verflüchtigt.

Sie liess ihre Sachen packen. Gut, dass alle ihre Notenhefte und Bücher sie begleiten würden; sie machte die unbedingt nötigen Abschiedsbesuche: – Schluss mit Erdingen.

Herr Lenzing hatte den dringenden Wunsch seiner Tochter erfüllt und nicht mehr Gäste zur Hochzeit geladen, als im Speisesaal Platz fanden. So blieb ihr die Paradenfahrt durch die Stadt zum Hotel erspart. Herr Arnstaedt brachte seine gute alte einfache Mutter mit; Daija nahm sich vor, ihren Lebensabend zu ver-

262 Diese Stelle von „Daija Letzte Fassung“ übergeht eine detailliertere Aufstellung der Umbauarbeiten der neuen Wohnung und die Rolle, die Daija dabei einnahm, die in der „Daija Zwischenfassung“ geschildert wird (S. 147).

schönen. Auch einige seiner Freunde waren mitgekommen; sie missfielen Daija. „Ich werde sie mir fernhalten“ dachte sie.

[106] Die Hochzeitsreise führte nach Paris, Gottlob nicht nach Italien. Herr Arnstaedt mimte nicht Begeisterung, die andre vor schönen Landschaften zu äussern sich bewogen fühlten; und für Kunst hatte er nicht das leiseste Interesse. Umsomehr verstand er von Rennpferden, und da er am Totalisator mit grossem Geschick und Glück setzte, war er fast jeden Nachmittag versorgt; Daija konnte in die Museen gehen. Am ersten Tag war sie mit nach Long-champs<sup>263</sup> hinausgefahren, denn sie sah gern schöne Pferde, und hier war für den Grand Prix das edelste Material aus aller Herrn Länder zusammengekommen. Aber da Daija im englischen Schneiderkleid neben den schmuckbehangenen Pariserinnen in pompöser Aufmachung mit leuchtenden Brokatmänteln, unbeobachtet blieb, konnte Herr Arnstaedt sich nicht im Glanz seiner jungen Frau sonnen und liess sie an den folgenden Tagen ihrer Wege gehen. Abends führte er sie in grosser Toilette in die elegantesten Restaurants und liess sich vom Kellner raffinierte Delikatessen vorschlagen. Er war weder Feinschmecker noch Weinkenner; die Höhe der Preise bestimmte seine Wahl. – Sie gingen auch in die Theater, die man gesehen haben musste. Nun, hier beeinflusste Daija die Auswahl, sodass sie das Beste sah, was es in Paris gab. Die Stimme der Sara Bernhard<sup>264</sup> in „La Princesse Lointaine“<sup>265</sup> blieb ihr eine unvergängliche Bereicherung.

Natürlich bestand Herr Arnstaedt auf dem Montmartre; – „Chat noir“,<sup>266</sup> entzückend geistreich, dergleichen kannte man noch nicht in Deutschland, – und selbstverständlich „Moulin Rouge.“ Als sie in den Riesentanzsaal eingetreten waren, sagt Herr Arnstaedt: „Hier trennen wir uns; für die nächsten drei Stunden kennen wir uns nicht. Treffpunkt dann an der Mittelsäule.“ Vor einem Vierteljahr hatte man Daija noch nicht erlaubt, in die Aufführungen der „Freien Bühne“ zu gehen. Gerhart Hauptmann oder Tolstoi konnten vielleicht unpassend für ein junges Mädchen sein. Jetzt überliess der eigene Gatte sie den begierlichen Blicken der Männer, die jedes hier anwesende weibliche Wesen als käuflich ansahen. Daija hatte Glück, ein Engländer sprach sie höflich an; nachdem sie ein paar Sätze getauscht hatten, setzten sie sich an einen Tisch, von dem aus die Cancan-Tänze und das ganze tolle Treiben zu beobachten waren. Er fragte Daija etwas mitleidig, wieso sie in dieses Lokal komme, und sie gestand

263 Pariser Pferderennbahn, im Bois de Boulogne gelegen.

264 Berühmte Schauspielerin (1844–1923).

265 Neoromantisches Theaterstück des Schriftstellers Edmond Rostand (1868–1918).

266 Ein berühmtes Kabarett in Paris von 1881 bis 1897, Treffpunkt der damaligen Pariser Bohème.

ihm die Wahrheit. Er glaubte ihr, sagte zwischen den Zähnen: „Dieser Roué!<sup>267</sup> [sic]“ und dann gerieten sie in ein gutes Gespräch.

Als Daija ihren Gatten wiedertraf, war er sehr stolz darauf, nicht in die leiseste Versuchung zur Untreue geraten zu sein.

Dem Drängen ihres Mannes, sich für seinen Renngewinn luxuriöse Dinge anzuschaffen, gab Daija nicht nach. Sie hatte alles, was sie [107] brauchte. Das Einzige, was sie mitnahm, war ein Hütchen, wie es nur in Paris erdacht und von Pariser Frauenhänden geformt sein konnte: ein lockerer Kranz von Veilchen von einem Busch purpurner Rosen zusammengehalten.

---

267 Wüstling.

[108]

## XI

Einige Tage nachdem die Tiergartenstrassen-Wohnung bezogen worden war, acht Wochen nach der Eheschliessung, kehrten Herr und Frau Arnstaedt von einem Theaterbesuch heim. Plötzlich stiess Daija einen lauten Schrei aus, ein furchtbarer Schmerz hatte sie durchfahren. Sie wurde bewusstlos, aber nicht so tief, dass sie ihr Schreien nicht weitergehört hätte. Man trug sie ins Haus; ein Freund des Herrn Arnstaedt, der zum Hausarzt bestimmt war, erschien bald, gab Morphinum, und wenig später beugte sich Berlins anerkannter Gynäkologe, Professor V., über das Krankenlager. Daija, im Hindämmern, hatte den Eindruck eines sehr besorgten Gesichts.

Erst allmählich in den nächsten Tagen erfuhr sie seine Diagnose. Daija sei schwanger, hatte er festgestellt, aber der Befund ergab, dass kaum Hoffnung bestehe, das Kind auszutragen. Um die geringe Möglichkeit aufrechtzuerhalten und um die junge Frau nicht schwer zu gefährden, sei wochenlang unbedingt Bettruhe, absolute Schonung überhaupt, erforderlich. Keine Besuche, keine Erregungen, vegetative Ruhe.

So begann für Daija eine trostlose, endlos scheinende Zeit. Ihr Schlafzimmer ging auf den Hintergarten, in dem alte Bäume standen. Immer wieder liefen ihre Augen die dunklen Stämme hoch, sie sah nicht die grünen Wipfel. Auch den Himmel verbarg der Fensterrahmen. Sie hatte es aufgegeben, an eine lichtvolle Zukunft zu glauben. Sie misstraute der Diagnose des Arztes. Arbeitete denn die Natur barbarisch mechanisch? Musste denn nicht, damit Leben gezeugt werde, Geben u n d Empfangen sich begegnen? Wuchs denn ein Korn anders als in b e r e i t e r Erde?

Unter den bittersten Selbstvorwürfen erkannte sie die Wahrheit: sie hatte ihr Leben für Zeit und Ewigkeit verschleudert, verdorben. Wenn sie schon nicht zur Leistung taugte, ihre Freiheit, ihre Reinheit hätte sie bewahren müssen. „Frei wozu?“ verhöhnte sie sich. Sie fand keine Antwort. Aber mit unerbittlicher Klarheit gestand sie sich, dass sie niemals dem Drängen ihrer Familie hätte nachgeben dürfen: ihre Ehe war ein Nachtmahr; ein Kind aus solcher Gemeinschaft musste ein wesenloses Schemen bleiben. Ein glückliches Kind konnte, so fühlte sie, nur aus erfülltem Frauentum hervorgehen. Und sie: ja, nun begriff sie, sie hatte sich schwer an sich vergangen. Sie hatte sich gefügt, sie hatte mit sich geschehen lassen; das rächte sich nun furchtbar.

Es legte sich eine tiefe Melancholie über Daija. Ein Verlaine-Wort ging durch ihren Sinn:

[109]

Qu'as tu fait, o toi, que voilà  
 Pleurant sans cesse,  
 Dis, qu'as-tu fait toi, que voilà  
 De ta jeunesse?<sup>268</sup>

Sie las nicht, sie ass nicht, aller Lebenswille fiel von ihr ab. Es läuteten ihr keine Glocken, kein Anker ging zu Grund. – Gewiss, auch Herr Arnstaedt hatte sich mit Enttäuschungen abzufinden. Wenn er um sechs Uhr aus dem Büro heimkam, fand er die junge Frau zu schwach, um seinen Berichten zu folgen. Er musste allein speisen, allerdings nach seinem Geschmack betreut; denn sein Diener Hermann und seine bisherige Wirtschafterin waren zunächst für den Haushalt übernommen worden. Gegen diese plumpe, respektlose Person empfand Daija einen solchen Widerwillen, dass sie nicht essen konnte, was aus ihrer Küche kam.

Der einzige Besuch, den Daija niemals abwies, war die gütige alte Mutter des Herrn Arnstaedt. Es war selbstverständlich, dass sie ihren Sohn mit Stolz liebte, und dass sie ihre Schwiegertochter für beneidenswert hielt; obgleich sie die Ursache des Leides der jungen Frau für rein körperlich ansah, war sie doch in grosser Sorge. Sie versuchte Daija zu trösten: „Wenn es hätte sein müssen, wie der Herr Professor es glaubt, wäre das Gefürchtete früher geschehen“, sagte sie, „aber nun lässt du das Kindchen in dir verhungern.“ Ihr Wunsch, der Schwiegertochter zu helfen, liess sie den richtigen Weg finden: sie schrieb an Alexe und bat sie dringend, zu ihrer Schwester zu kommen.

Der Hausarzt bestätigte, dass der Professor sich geirrt habe; als Alexe in Berlin eintraf, durfte Daija nach sechs Wochen Krankenhaft zunächst nur für wenige Minuten aufstehen. Alexe fand schnell eine ausgezeichnete Köchin, ein tüchtiges, schaffensfrohes Mädchen. Mit winzigen lecker angerichteten Bissen wurde die junge Frau zum essen [sic] verlockt. Sie verlor unter Alexes Fürsorge allmählich die anfängliche Überempfindlichkeit. Wenn die Selbstvorwürfe und das seelische Leid auch nicht gemildert waren, so bedeutete doch die Kräftigung des Körpers einen Gewinn. Nach ein paar Wochen sorgfältigster Pflege konnte Alexe beruhigt abreisen. „Wenn das Kleinchen erscheint“, versprach sie Daija, „komme ich wieder.“

Das Kind? Von dem, was andre Mütter in solchem Zustand beglückt, empfand Daija noch immer nichts. Sie vermochte nicht zu glauben, dass ein zweites Wesen in ihr wuchs, dass sie einem Kind das Leben geben sollte. Es blieb das Wesenslose, das Daija sich nicht verkörpern konnte.

268 „Was hast du getan, o Du, da nun/ ohne Unterlass weinend/ sag, was hast Du da nun getan/ von deiner Jugend?“

[110] Dem Wunsch des Herrn Arnstaedt, die schönen Gesellschaftsräume ihrer Bestimmung zuzuführen, gab Daija nun nach. Es wurden die Freunde des Hausherrn eingeladen. Tante Eugenie, deren Lebhaftigkeit Daija während ihres Krankseins nicht ertragen hatte, erschien mit Familienanhang, und der beiderseits erwünschte herzliche Verkehr mit Elisabeth wurde aufgenommen. Da der Arzt nicht erlaubte, dass Daija alleine ausging, weil sie leicht ohnmächtig wurde, so holte die Freundin sie zu kleinen vorsichtigen Spaziergängen ab. Unmerklich suchte sie Daija von sich selbst abzulenken; sie erzählte vom Schaffen ihres Mannes, von den Künstlern, die sie bei sich sahen. Sie riet der Freundin zum Abonnement auf eine neue vorzüglich geleitete Zeitschrift, „Fortinbras“.<sup>269</sup> Und sie brachte ihr das eben erschienene zweite Heft.

Als Daija es vor sich sah, baute sich die Erinnerung an einem Sommertag des letzten Jahres in ihr auf: sie kutschte den Jagdwagen ihres Vaters nach Kreuznach, um ihre schöne alte Geige, die etwas schadhafte geworden war, zu dem Instrumentenbauer zu bringen, der als Meister seines Faches galt. Als sie über den Nahekai fuhr, begegnete das Gefährt Alphons Bertrand.<sup>270</sup> Daija hielt an und fragte ihn, ob er nicht mitkommen wollte. Er warf einen misstrauischen Blick auf den hohen Tritt, den er zum Einsteigen erklimmen musste, – alles sportlich Sachliche lag ihm weltenfern, – aber die schöne Fahrt unter dem hellen Himmel verlockte ihn doch. Zur Rückkehr gab Daija dem Kutscher die Zügel, um sich zu Bertrand zu setzen. Sie mussten ein paar Minuten vor der geschlossenen Schranke eines Bahnübergangs halten; es hatte sich allerlei Volk angesammelt, heimkehrende schwatzende Marktweiber, müde Arbeiter, Bauern mit stumpfen Gesichtern. Die scharrenden Pferde liessen die Leute nach dem Wagen blicken, und plötzlich richteten sich viele glotzende Augen auf den langhaarigen Sonderling. Bertrand kroch in sich zusammen: Furcht, stärker noch Abscheu, ja Ekel verzerrte sein Gesicht. Seine farblose Haut war grau geworden. Er schloss die Augen.

Erst als sie auf weichem Waldboden fuhren, sprach er das erste Wort. Es war ein entsetzlicher Eindruck für ihn gewesen: „Rohe Gewalt“, flüsterte er, „geistlos, seelenlos.“ Schliesslich um ihn abzulenken, fragte Daija ihn nach der letzten Pariser Reise, und so erfuhr sie, dass seine Freunde dort ihm von der beabsichtigten Gründung der Zeitschrift „Fortinbras“ erzählt hatten. Es sollte ein grossartiges Unternehmen werden, deutsche Fürsten hatten das Protektorat übernommen, Finanzgrössen die Mittel bereitgestellt; französische und englische Ausgaben würden gleichzeitig mit der deutschen erscheinen. „Und in die-

269 Erfundener Name für die damalige neue Kunst- und Literaturzeitung „Pan“, deren erstes Heft 1895 erschien. Richard Dehmel zählte zu den Autoren der Zeitschrift.

270 Stefan George.



ser Zeitschrift,“ fuhr er mit Hohn und Bitterkeit fort, „die die [111] Unfähigkeiten deutscher „Künstler“ mit Pomp verbreiten soll, wird mein Namen unterschlagen werden.“

Eine starke Anteilnahme war in ihr wach geworden. Es gab Epochen in der Kunst, zu denen sie sich nicht hinfand; sie schienen ihr abgeschlossen und unangreifbar vollkommen. Das in der Gegenwart E n t s t e h e n d e im Kunstwerk ergriff sie. Das entsprang wohl ihrer künstlerischen Sehnsucht, der sie selbst einen ihr genügenden Ausdruck nicht geben konnte; in den ringenden Gestaltungen der Mitlebenden fühlte sie sich bestätigt und hingerissen.

Nun hielt Daija das rote Heft in der Hand. Sie sah mit Bewunderung auf die herrlichen Kunstblätter, las die Gedichte. Sie begann die Aufsätze zu studieren, am stärksten gefesselt durch einen Bericht von Michael Demmingk<sup>271</sup> über die bedeutendsten deutschen Bücher des letzten Jahres. Das war der Dichter des Bandes „Befreiungen“, dessen Verse sie begeistert hatten. Sie las aufmerksam, Buchtitel notierend, aber als sie zu Ende gelesen hatte, schlug sie das Buch empört zu: Bertrands Argwohn war berechtigt; sein Name wurde nicht genannt. Wäre der Verfasser des Referats ein Unbekannter gewesen, so hätte Daija geschwiegen. Aber wer selber ein Dichter von hohem Rang war, dem durfte Verständnis für das Schöpferische des Andern nicht fehlen. Wohl erinnerte sie sich des verächtlichen Mienenspiels Bertrands, wenn er von der „Berliner Clique“ sprach, aber Demmingk war in seiner Besprechung so heterogenen Geistern gerecht geworden, dass sie sich mit dem Totschweigen der Bertrandschen Bücher nicht abfinden wollte. So schrieb sie an Demmingk, und da es doch immerhin möglich war, dass er Bertrand nicht kannte, schickte sie ihm einen Band seiner Gedichte mit und den ersten Jahrgang der nur für eine kleine Zahl von Liebhabern gedruckten Blätter, die Dichtungen auch seines Freundeskreises brachte. In Künstlerlexikon fand sie Demmingks Adresse, er wohnte in einem nördlichen Vorort Berlins.

271 Für dieses Pseudonym Richard Dehmels (1863–1920) entschied sich Ida Dehmel erst Ende Januar/Beginn Februar 1940. In ihrem Brief an Marie Stern vom 27.01.1940 schrieb sie: „Bis zu Dehmels Erscheinen ging es fließend, jetzt arbeite ich sehr langsam, jetzt lege ich jedes Wort auf die Goldwaage. Schon bis der Name gefunden war, dauerte es Wochen. Seit gestern erst ist es entschieden. Rüdiger Demmingk heißt er. Gefällt dir der Name? Mein Freund [Dr. Gerhard Scholtz, Anm. der Hg., vgl. Exkurs vor dem Beginn des Textes der „Urschrift“] hatte mir 88 zur Auswahl abgeschrieben. Diesen habe ich dann gewählt. Ich lege dir die Liste bei. Rüdiger behalte ich auf jeden Fall. Wenn Du durchaus gegen Demmingk oder Demminck bist, mache mir einen anderen Vorschlag. D und 2silbig muß es sein.“ (SUB : DA : Br : De 82.502, S. 2 f.). Im kurz darauffolgenden Brief vom 06.02.1940 an Marie Stern klingt es allerdings anders: „Tausend Dank für deine Mühe und Eifer. Aber ich kann deine Vorschläge nicht annehmen. Reinhardt ist mir zu romanhaft und [?Thämel] ganz unmöglich, das [?Ä] ist scheußlich und das schleppende h passt auch nicht. Die Erleuchtung für den Vornamen kam mir vor ein paar Tagen, als ich bei seinen Büchern stand: Michael. Er hat doch den Michel Michael glühend geliebt. Nur der Nachname bleibt dann Mingk. Ich brauche das männliche Energische. Der Name liegt mir im Rhythmus u. im Klang.“ (SUB : DA : Z : Br : 82.503). Damit erinnerte Ida Dehmel zugleich an das Schauspiel Dehmels „Michel Michael“. Vgl. Dehmel, Gesammelte Werke, Band 2, S. 269–379.

Nach einigen Tagen kam seine Antwort aus einem kleine Ostseebad. Er habe bisher Gedichte Bertrands nur aus der Vorlesung eines Verehrers dieser Dichtungen kennengelernt. Die beiden Bücher hatte er jetzt, von Berufspflichten befreit, gelesen. Er schrieb ausführlich über seine Eindrücke und erklärte sich bereit, das in seinem Bericht Versäumte nachzuholen. Er wollte auch gerne Gedichte Bertrands im „Fortinbras“ veröffentlichen. Wenn er bei seiner Rückkehr keine Absage von ihr vorfände, werde er sich erlauben, kommenden Donnerstag die beiden Bände zurückzubringen.

## [112]

## XII

Als Daija am Donnerstag früh erwacht, liegt ein leichter Hauch von Frohmut über ihr; sie hat am mittag vorher in den Demmingkschen Gedichten gelesen; es ist eine andre Welt als die Bertrandsche: der eine sucht das Leben, der andre flieht es. Bei den Dichtungen des heimatlichen Freundes bewundert sie die edle Zeichnung; bei Demmingk fand sie glühende Farben. Unter der Suggestion dieses Eindrucks wünscht Daija sich ein wenig zu schmücken. Sie wählt ein Hauskleid, das sie in Berlin noch nicht getragen hat: Frau Anot hat ihr aus einem weissgrundigen türkischen Shawl ein Gewand geschaffen, das die Form des Tuches bewahrt; es wirkt wie nur eben umschlungen. Das Jäckchen ist über der Brust mit einem Golfpfeil gehalten. Dazu trägt Daija orientalisch gestickte Schuhe.

Nun sitzt sie in ihrem Boudoir dem Dichter gegenüber; sie hat die Plätze so gewählt, dass sie im Schatten bleibt, während er von der hereinfliegenden Sonne hell beleuchtet ist.

Sie blickt in ein streng verschlossenes, energisch-kühnes Gesicht. Stahlblaue, scharfwägende Augen, eine gerade Nase, der Mund? – ein kurz gehaltener Backen- und Kinnbart verdeckt den Mund; steht er nicht mit der Härte der oberen Gesichtshälfte in Widerspruch? Gestalt und Kopf stimmen überein: er ist sehr schlank, gross, er hält sich fast soldatisch gerade, wenn auch ungezwungen.

Demmingk begann mit einem Dank für die Zusendung der Bücher, die er genau gelesen hat. Vieles darin war ihm nahe gekommen. Er erwähnte einen Verlaineschen Vierzeiler, den Bertrand für Daija übersetzt, den sie, von seiner Hand geschrieben, in sein Buch geheftet hatte. Demmingk sprach die Worte sehr zart, halblaut:

„Wir müssen, siehst du, uns versöhnlich  
Dann können wir noch beide glücklich werden.  
Und trifft uns manches Schwere auch auf Erden,  
Sind wir doch immer, nicht wahr? Zwei die weinen.“<sup>272</sup>

Er hatte aus diesen Worten und aus Daijas Eintreten für Bertrand wohl den Eindruck einer Gefühlsverbundenheit zwischen der jungen Frau und ihrem Jugendfreund gefasst. Daija antwortete nicht auch das Unausgesprochene, nur im

272 Verlaine, Paul, Lieder ohne Worte, Vergessene Weisen, Lied 4. In der Übertragung von Stefan George, vgl. <http://www.zeno.org/nid/20004820916>, abgerufen 22.03.2024.

Stimmton Angedeutete. Sie sprach von Verlaine, dem grossen Klagenden, dem Sänger des Leides, der Einsamkeit, der uferlosen Trauer. Sie sprach vor sich hin:

[113]

„Il pleure dans mon cur

-----  
 Sans amour et sans haine  
 Mon cur a tant de peine.“<sup>273</sup>

Sie glaubte nur von Verlaine gesprochen zu haben; die Stille, die ihren Worten folgte, liess sie fürchten, dass sie zuviel von sich verraten hatte. –

Demmingk nahm sein Glas ab, und Daija sah sich einem völlig verwandelten Antlitz gegenüber: die Augen hatten alle Schärfe verloren; wenn sie vorhin gedacht hatte, er sähe wie ein Forscher aus – nun war er ein Träumer, ein Gütiger, ein Verstehender.

Er freute sich erzählen zu können, dass er sich gerade jetzt mit Übersetzungen Verlaines beschäftigte,<sup>274</sup> nachdem er schon in seinem letzten Buch, das Daija noch nicht kannte, eine grössere Dichtung des „armen Llian“<sup>275</sup> gebracht hatte. Daija war dankbar, dass er das Gespräch aus dem Persönlichen gerettet hatte. Er charakterisierte mit wenig Worten andre fremdlndlichen Dichter, die ihn zur Verdeutschung reizten. Es war eine Übersetzung aus dem Polnischen dabei, einer Sprache, die er nicht kannte. Ein polnischer Freund hatte die Dichtung eines Landsmannes in stammelndem Deutsch, das er kaum beherrschte, vorgetragen, während er ein Chopinsches Impromptu spielte.<sup>276</sup> Demmingk, im Rausch des starken Eindrucks, schrieb sie sofort um. Am nächsten Tag hatten sie sorgfältig jedes Wort verglichen; der Zauber der hinreissenden Improvisation war geblieben.

Daija fragte nach Baudelaire.<sup>277</sup> Demmingk gab zu, bisher wenig von ihm zu kennen; sie besass eine schöne Ausgabe seiner Gedichte, die sie ihm gerne leihen wollte. Sie ging auf ihr Wohnzimmer zu, indem die Bibliothek stand, hob den schweren indischen Shawl, der die Räume trennte und wandte sich ihrem Gast zu: „Wollen Sie nicht mit mir kommen?“ Sie sah ihn an: ein ihr unerklärliches Zucken blitzte sekundenschnell über sein Gesicht, dann folgte er ihr.

273 „Es trnet in mein herz / Liebe keine – hass keinen – /Mein herz hat solche peinen.“, Ebd. Lied 3, in der Übertragung von Stefan George, <http://www.zeno.org/nid/20004820908>, abgerufen 22.03.2024.

274 Tatsächlich übertrug Richard Dehmel eine Reihe von Gedichten Paul Verlaines ins Deutsche.

275 „Pauvre Llian“ („Armer Llian“) ist sowohl das Anagramm des Dichternamens als auch ein autobiographisches Gedicht, mit dem Verlaine sich in die Reihe der „Verfemten Dichter“ einreichte. Vgl. „Pote maudit“, [https://de.wikipedia.org/wiki/Po%C3%A8te\\_maudit](https://de.wikipedia.org/wiki/Po%C3%A8te_maudit), abgerufen 22.03.2024.

276 Der polnische Klavierspieler und Schriftsteller Stanislaw Przybyszewski [–Stachu] (1868–1927) heiratete 1893 die Schriftstellerin Dagny Juel („Duscha“); vgl. S. 133.

277 Baudelaire, Charles, französischer Dichter (1821–1867), gilt als Wegbereiter der modernen Literatur.

Daija setzte sich auf ihren Lieblingsplatz; sie lehnte am Kopf ihrer Chaise-longue. Demmingk nahm nicht den Sessel, auf den sie gedeutet hatte; er hockte seltsam verquer am Ende des langen Ruhelagers, und plötzlich sah er jung aus, wie ein junger Pan. Und nicht mehr gemessen wie bisher, nein, ganz unbefangen begann er zu erzählen; zuerst von dem polnischen Freund, dann von dem grossen Schweizer Maler,<sup>278</sup> dem alle deutschen Künstler jetzt in Ehrerbietung huldigten und von dem Leipziger Bildhauer und Radierer,<sup>279</sup> zu dem Demmingk sich noch tiefer hingezogen fühlte. Beide waren kürzlich zum Gründungsfest des „Fortinbras“ in Berlin gewesen. Er schilderte mit köstlicher Frische und Anschaulichkeit. Die beiden Grossen, die das Gesicht dieser Zeit [114] prägten, wurden nicht ohne humorvolle Einzelheiten menschlich zugänglich. Daija versank in Nachdenken, einen hellen Schein über das Gesicht gebreitet. Ob es wohl im Reich der Künstler Möglichkeiten des Daseins jenseits der persönlich gebundenen Existenz gab?

Ehe Demmingk ging, verabredeten sie, dass er wiederkommen wolle, um ihr seine neue Verlaine-Übertragungen zu bringen und sie mit einigen Gedichten seines Freundes Kai Vorbrügge bekannt zu machen.

Zwei Tage darauf leuchtete Daija zwischen anderen Briefen die kühn geschwungene Handschrift des Dichters entgegen. Sie hielt ein Gedicht in Händen, einen Spiegel ihres Wesens. Aber wie konnte er sie so tief erraten? Sie hatte sich ihm doch mit keinem Wort offenbart. Er sprach von den Trauerschleiern, die sie verhüllten. Durch Mitleiden musste er sie erkannt haben. Das schöne Gedicht sollte ihr Trost zusprechen, und Daija empfand es als Aufrichtung.

Als er ihr wieder gegenüber sass, las Demmingk eine Dichtung seines Freundes Kai Vorbrüggen,<sup>280</sup> eine Phantasie<sup>281</sup> zwischen Sternbildern. Die Verse waren herrlich, und die Kunst, mit der Demmingk sie vortrug, war bannend und hinreissend. Nie hatte Daija eine solche Ausdrucksfähigkeit für möglich gehalten. Die Stimme jauchzte und litt, sie befahl und beschwor; sie war stahlhart und sanft, sie war das Instrument, auf dem ein Meister alles Glück und alles Leid der Welt erklingen liess. – Daija fühlte sich erglügen unter der Schönheit der Dichtung, so wie sie ihr zuklang. Sie wusste, dass sie einer Offenbarung gewür-

278 Vermutlich spielt die Autorin auf den norwegischen Maler Edvard Munch (1863–1944) an, den Richard Dehmel bewunderte.

279 Max Klinger, Maler und Bildhauer (1857–1920).

280 Detlev von Liliencron (1844–1909), der 1901 die Bauerntochter Anna Micheel geheiratet hatte und in großer Armut lebte, verband mit Richard Dehmel eine tiefe Freundschaft. 1901 fand ein Aufruf zu seiner finanziellen Unterstützung großen Widerhall. Neben jährlichen Dotationen der Schillerstiftung an Liliencron veranlasste der 1894 gegründete Liliencron-Verein im Gründungsjahr ebenfalls eine Spendensammlung. Vgl. Information Volker Wolter, Email 6. Mai 2015. Zu dem Pseudonym schreibt die Autorin an Marie Stern am 01.10.1941: „Für Liliencron nehme ich den Namen, den er selbst in seiner Autobiographie „Leben und Lüge“ gegeben hat. Das erzähl ich Dir nur; da wird kein Fehler stehn.“ (SUB : DA : Z : Br : De 82.522).

281 Das Gedicht konnte nicht identifiziert werden.

digt worden war.

Sie konnte nicht mit Worten danken. Sie blickte Demmingk an, damit er in ihren Augen ihre Ergriffenheit läse.

Und Demmingk begann vom Leben Vorbrüggens zu erzählen. Mit Bewunderung schilderte er ihn, mit brüderlicher Liebe. Als mitfühlender Freund sprach er dann von der unwürdigen Not seines Daseins. Seit Jahren war er von Gläubigern verfolgt; sein heutiges spärlichen Einkommen hätte bei spartanischer Haushaltung genügen können, aber Schulden aus der Leutnantszeit und aus der Zeit der ersten Ehe waren nicht zu tilgen. „Lassen Sie mich versuchen, ihm zu helfen“, bat Daija. Ja, sie wollten gemeinsam darüber beraten, so beschlossen sie, und Demmingk fragte, ob Daija erlaube, dass er dazu seine Frau mitbringe, deren praktischer Verstand sich dabei gewiss bewähren würde.

In der folgenden Nacht erwachte Daija wie angerufen von einem ihr unerklärlichen Vorgang. Sie machte Licht, Einsamkeit und tiefe Stille war um sie. Aber da – ein nie gekanntes Gefühl packte sie – die erste Regung des Kindes. Eine Welt von Empfindungen überflutete sie. Hatte [115] das aufwühlende Erlebnis des Vormittags das bisher Schlummernde geweckt? War da ein jenseits allen Verstandes waltender Zusammenhang? In der jungen Frau, die bisher nicht hatte glauben wollen, dass sie ein neues Leben in sich trug, die nicht gewusst hatte, wozu dieses neue Leben geboren werden sollte, ging eine tiefgreifende Wandlung vor. Sie dachte an ihre Mutter. Vielleicht war es ihr vergönnt, dieses Kind – mein Kind<sup>282</sup>, dachte sie mit tiefer Erschütterung – solange zu leiten, bis sie es zu einem glücksbereiten Menschen gestaltet hätte.

Das Bewusstsein einer heiligen Verpflichtung erwachte in Daija. Sie wollte ihre Schwäche abtun. Sie würde nichts versäumen, damit durch sie ein schönes gesundes Kind das Licht der Welt erblicke.

Mit grossen Erwartungen, fast ein wenig bang, wie sie bestehen solle, sah Daija dem Besuch der Gattin<sup>283</sup> des Dichters entgegen. Sie überlegte: vor drei Jahren war das Buch mit den dithyrambischen Gedichten an die junge Frau erschienen. So würde sie mit ihr etwa gleichaltrig sein. Sie träumte von einer herrlichen Erscheinung, so imposant, dass sie selbst, durch ihr langes Krankengelage verblasst, wie ein Aschenbrödel wirken würde. Sie nahm sich vor, all ihre Lebenswürdigkeit aufzubieten, um in der sicher sehr verwöhnten Frau den Wunsch zu wecken, Daija wiederzusehen.

282 Ida Dehmel hatte im April 1895 Leopold Auerbach geheiratet. Am 26.12.1895 wird sie ihren Sohn Heinz Lux in Berlin bekommen.

283 Paula Dehmel (1862–1918), die Richard Dehmel am 04.05.1889 geheiratet hatte, lebte als Schriftstellerin, schrieb Gedichte und Märchen für Kinder und bekam 3 Kinder: Vera, Heinz-Peter und Lieselotte. 1900 ließ sie sich von Richard Dehmel scheiden. In „Daija Letzte Fassung“ wird sie Frau Martha genannt.

Als die Gäste hereingeführt wurden, sah Daija den Dichter fragend an; sie glaubte, er habe seine Mutter mitgebracht. Eine kleine verblühte, nach Atem ringende Frau in fast farbloser Kleidung stand vor ihr. Erst als sie auf Daijas Bitte den beschattenden Hut abgenommen und es sich in einem Sessel bequem gemacht hatte, sah Daija, wie edel dieses Gesicht war; wie klar der Stirn, wie klug und gütig die Augen. Als sie auf den Zweck ihres Besuches zu sprechen kam, lachte Frau Martha auf: „Unser geliebtes, armes, glückspendendes Sorgenkind!“ Sie sprach von ihm, von dieser quecksilbrigen Mischung von Niedergedrücktheit und Sorglosigkeit, Verzweiflung und Übermut, Devotion und Grand Seigneurtum von diesem ewigen Kind und Dichter von Gottes Gnaden. Immer wieder, erzählte sie weiter, versuchten Demmingks ihm zu helfen, aber sie besaßen selbst mit ihren zwei Kindern<sup>284</sup> nur das für ein einfaches Leben Notwendige. So konnten sie nicht mehr tun, als hie und da eine einen Goldfuchs für ihn aufzutreiben. Sie wussten im Voraus, dass er das Geld an einem Abend verjubeln würde, doch kam am nächsten Tage ein herrliches Gedicht von ihm, und alles Liebesmüh war belohnt.

In Daija erwachte der Wunsch, gründlich zu helfen; der frohe Widerschein ihrer Bereitschaft in den Augen des Dichters machte ihr Mut. Konnte man nicht einem kleinen sehr erlesenen Kreis von Künstlern und [116] Kunstfreunden, Aristokraten und Finanzgrößen zusammenzubringen, von denen jeder sich verpflichtete, in seinem Kreis für den guten Zweck zu werben? Der Ertrag müsste zur Befreiung Vorbrüggens von seinen Gläubigern ausreichen; und vielleicht – Daija wurde kühn – blieb ein Überschuss, der in Abständen dem Dichter geschickt werden könnte. „Wer soll die Arbeit der Kassenführung übernehmen? Niemand wird sich dazu bereit finden,“ gab Frau Martha zu bedenken. „Das wird Herr Arnstaedt bestimmt gern tun“, sagte Daija, „er hat auch die Verbindungen zu den Bankherren und den Industriellen.“ Sie war seiner Zustimmung sicher; er war fatal eitel, und die Nennung seines Namens in so bedeutendem Kreis würde er sehr begrüßen. „Alle andere Arbeit will ich gern selber leisten,“ fuhr sie fort, „ich kann ja meine Zeit gar nicht besser nutzen.“ „Haben Sie denn keine Kinder?“ fragte Frau Demmingk. „Ich bin erst kurz verheiratet,“ antwortete Daija leise, ich war seither sehr leidend, aber nun scheint es, soll ich ein Kind haben.“ Wie gütig konnte Demmingk blicken; er sah sie an, als wollte er ihre Zuversicht stärken.

Das gemeinsame Planen führte den Dichter nun oft in die Tiergartenstrasse. Er fand Daija meist auf dem Balkon, der ihrem Ankleidezimmer angebaut war.

---

284 Vera (1890–1979) und Peter Heinrich (1891–1932) sind neben Lieselotte, geboren 1897, die Kinder Paula und Richard Dehmels.

Schöne alte Bäume, dieselben Stämme, die sie von ihrem Krankenlager aus gesehen hatte, schenkten den Augen ihr sattes Grün. Kein fremdes Fenster blickte auf diesen Winkel, der Strassenlärm drang nicht bis hierher. „Ich glaube, wir sind beide Menschen, die nicht zwischen Möbel passen,“ sagte Demmingk, als er zum ersten Mal hier bei ihr sass. Er brachte ihr fast immer wertvoll Anregendes mit: ein neu erschienenes Buch, den interessanten Brief eines Künstlers, ein eben entstandenes Gedicht. Diese Verse waren für sie geschrieben, das fühlte Daija. Der Dichter sah sie in mancherlei Gestalt, er erriet viele Möglichkeit ihres Wesens. Wieviel Zartes war in diesen Dichtungen, wieviel Trost, wieviel Erhebung, wieviel Schönheit: ein herrlich freies Schweben über den Kläglichkeiten des Lebens. Daija lauschte dankerfüllt seiner Stimme, wenn er ihr die Verse vortrug. Und sein köstliches Lachen, so oft er einen Brief Vorbrüggens brachte, machte die junge Frau froh. Ihr schien, als habe sie lange Zeit im Halbdunkel gedämmert; nun brachen Lichtschächte [sic] in sie ein. Sie konnte wieder in der Sonne atmen; es kam ein Aufblühn über sie.

„Glückliches Kind,“ dachte sie manchmal, „es nimmt die Freude seiner Mutter in sich auf.“

Indessen waren die Vorarbeiten für die Sammlung zugunsten Vorbrüggens soweit gediehen, dass eine einmalige Zusammenkunft der zur [117] Unterzeichnung Bereiten festgesetzt werden konnte. Mit Rücksicht auf die junge Frau, deren Initiative der Plan zu danken war, fand die Sitzung in den Arnstaedtschen Räumen statt. Daija freute sich besonders, den verehrten Erzähler<sup>285</sup> wiederzusehen, dem sie einst in seiner Wohnung hatte gegenüber sitzen dürfen, ein durch Erziehungsprinzipien gehemmtes Mädchen. Jetzt hatte sie seine Bücher gelesen; sie liebte vor allem die mit tiefer Einsicht in weiblichen Wesen geschriebene Geschichte dieses noch kindhaft ahnungslosen Geschöpfes, das, unbefriedigt in einer konventionellen Ehe, einer schwülen kurzen Leidenschaft verfallen war und dann verfehmt [sic], ihrem Kind und den geliebten Eltern entfremdet, einem frühen Tod anheimfiel.<sup>286</sup> Er war väterlich gut zu ihr, der alte Herr, er bat, sie möge wieder zu ihm kommen und vom Rhein erzählen, er höre ihr so gerne zu.

Daija sollte präsidieren, sie nahm zwar an der Spitze des Tisches Platz, veranlasste aber Demmingk, die Leitung zu übernehmen. Sie griff zweimal in die Debatte ein; bei der Frage, ob der Kreis der Unterzeichner zu erweitern sei, bat sie um die Zuziehung eines Vertreters der Jugend, ein Vorschlag, der allgemeine Zustimmung fand. Als der Besitzer des grössten Berliner Zeitungs-Konzerns sich bereit erklärte, die fortlaufenden Bearbeitung der gesamten deutschen

<sup>285</sup> Theodor Fontane; vgl. Daija Letzte Fassung, S. 70.

<sup>286</sup> Gemeint ist Theodor Fontanes Roman „Effi Briest“.



Presse zu übernehmen, da erschrak Daija tief. „Soll denn der Aufruf an die Öffentlichkeit gebracht werden?“ fragte sie, „das wäre doch eine kaum tragbare Demütigung für den Dichter, der, wie Dr. Demmingk mir erzählt hat, seine Offiziersehre höher schätzt, als sein ihm selbst sehr fragwürdiges Dichtertum.“ Frau Demmingk war die Erste, die Daija widersprach. Die benötigte Summe sei recht noch; man würde sie durch persönliche Beziehungen nicht zusammenbringen, und wenn sie nur einen Teil der Gläubiger auszahlen könnten, so würden die andern doppelt zudringlich werden. Die Herren gaben Frau Martha recht; auch Demmingk, der Daija aufleuchtend zugestimmt hatte, musste sich dem Argument beugen, das von dem unbestritten Führenden unter den deutschen Porträtmalern vorgebracht wurde, dass es gewiss viele Verehrer Vorbrüggens gäbe, von denen man nichts wisse, und denen sonst die sicher erwünschte Gelegenheit entgehe, dem Dichter zu helfen.

Daija übernahm die Übersendung der Aufrufe; alle Anwesenden wollten ihr Adressen schicken. Von Zeit zu Zeit sollte Herr Arnstaedt über die Eingänge berichten, nötigenfalls würde ein weiterer Schritt unternommen, – vielleicht ein Gesuch an den Kaiser. Wie immer das Ergebnis der Sammlung ausfiel, Vorbrüggens Schulden sollten aus der Welt geschafft werden, dafür verbürgte sich einer der Herrn.

**[118]** Daija war beglückt; sie dankte jedem Einzelnen, manche hoffte sie wiederzusehn. Sie fühlte sich von dem Gelingen ihres Planes beflügelt; sollte sie doch vielleicht in dem steinernen Berlin eine geistige Heimat finden?

Nun gab es für Daija viel Arbeit: der Aufruf enthielt die Bitte, weitere Kunstfreunde namhaft zu machen. Es ergaben sich auch Rückfragen und ergänzenden Vorschläge zu einer Hilfsaktion für den Dichter.

Demmingk kam fast täglich zu Daija, die Antworten zu beraten. Seine Gegenwart tat der jungen Frau unendlich wohl. Sie fühlte sich durchwärmt, beruhigt und zugleich angeregt. Sie war auch so gekräftigt, dass sie weitere Spaziergänge unternahm. In Demmingks Begleitung, der sie sorgsam behütete, machte sie Fahrten in die ihr noch unbekannte Umgebung Berlins. Es war schon herbstlich kühl; aber wie herrlich waren die Parks von Bellevue und Sanssouci in ihren prangenden Farben.

Frau Martha hatte fragen lassen, ob Daija ihr Heim kennenlernen wolle. Der Geburtstag Demmingks gab Gelegenheit. Er hatte kurz vorher Daija in eine Kunsthandlung begleitet, weil sie seinem Rat wegen eines Geschenks für Elisabeth hören wollte. Dabei hatte er sie auf einen vollendet schönen venezianischen Kelch aufmerksam gemacht; in zartesten Tönen wuchs er zu schlanker edler Linie hoch.

Am Geburtstagsmittag kaufte Daija diese Vase; sie fand dazu einen Zweig

mit einer Fülle blühender japanischer Lilien. So fuhr sie mit der Pferdebahn, – das war die einzig mögliche Verbindung zu dem Vorort,<sup>287</sup> in dem die Familie Demmingk wohnte, – heraus aus der Grossstadt. Vor der Markthalle füllte sich die Bahn mit Hökerinnen, die, mit mächtigen geleerten Körben bepackt, heimfuhren. Daija warf jeder Eintretenden einen bittenden Blick zu: Tut doch nur ja meinen Blumen nichts. Die Frauen sahen sie wohlwollend an, gaben bereitwillig Auskunft über den Weg, den sie von der Endstation nach der Gartenstadt zu nehmen hatte.

Daija erstieg die Treppen, klingelte, gab dem Mädchen die Verpackung der Blumen und bat leise, ohne besondere Anmeldung in das Zimmer des Dichters geführt zu werden. Die Tür wurde geöffnet, sie stand vor ihm. Er sah sie wie traumbefangen an: „Du?“ flüsterte er mit einem ungläubigen Staunen in der Stimme. Dann errötete er tief, nahm ihr Glas und Blumen aus der Hand, führte sie zu einem Sessel. Sie gingen über den Augenblick seiner Selbstvergessenheit hinweg, aber das unwillkürliche Geständnis einer inneren Verbundenheit schwang in Daija nach. Demmingk hatte am frühen Morgen den ersten Gesang einer viersätzig geplanten Dichtung<sup>288</sup> geschrieben. Er las ihn Daija vor; es war [119] das Gespräch zweier Liebender, die einander zu hohen Taten aufrufen. Die Gewalt der Sprache stürmte auf Daija ein, aber noch stärkere Erschütterungen durchströmten sie; was viele an sie gerichtete Gedichte hatten ahnen lassen, das war nun Gewissheit: diese beiden Gestalten waren Verkörperungen des Dichters und ihrer selbst. Über die verehrende Zuneigung, die er ihr bisher gezollt hatte, hinausgreifend, enthüllte sich die grosse Steigerung: sie konnte es sich nicht länger verschweigen, er liebte sie. Und sie? Die sich über das Leid ihrer Ehe so erhoben hatte, dass sie die werdende Mutterschaft als Segen fühlte, sie empfand sich bis in den letzten Blutstropfen von einer heiligen Beseeltheit durchglüht.

Ehe Daija sich ein Wort über die neue Dichtung hatte abringen können, kam Frau Martha mit ihren beiden Kindern: der fünfjährigen Stella und dem dreijährigen Erich.<sup>289</sup> Das Mädchen war entzückend; hellrötlich goldene Locken strahlten um ihren Kopf, die kleine eigenwillige Nase gab dem Gesichtchen Charakter. Wie ein Sonnenstrahl lief sie ihrem Vater zu: „Sie gleicht ihrer Mutter, „sagte Daija, an das wunderschöne Brautbild denkend, das Demmingk ihr einmal gezeigt hatte. „Sie hat mal wieder eine Tanzvorstellung gegeben,“ erzählte Frau Martha, „nicht nur Kinder, auch Erwachsene standen vor unserm Garten und sahen ihr zu.“ „Sie wird sicher einmal Seiltänzerin oder Kunstreite-

287 Die Dehmels wohnten in der Parkstraße in Pankow, ca. 6 km von Berlin-Mitte entfernt.

288 „Zwei Menschen“, begonnen 1895 und 1902 vollendet; vgl. Anm. 244.

289 Der Name Stella steht für Vera, geb. 1890, die älteste Tochter Richard und Paula Dehmels, Erich für Peter Heinrich, geboren 1891, ihren Sohn.

rin, „lachte der Vater, „mir solls recht sein.“

Freunde und junge Verehrer des Dichters erschienen zur Gratulation. Demmingk bat Daija leise, dazubleiben, bis sie gegangen seien, er würde sie keinesfalls in den früh dunkelnden Abend allein zurückkehren lassen.

So fuhren sie denn, meist schweigend, nur zuweilen ein flüchtiges Wort über die Freunde wechselnd, nach Berlin zurück. Daija wünschte das letzte Stück des Weges zu Fuss zu gehen; so führte Demmingk sie am Arm durch die Alleen des Tiergartens. Und nun, im sicheren Geleit, fand Daija den Ausdruck für all das, was sie tagsüber in Bann gehalten hatte, was sie nie hatte sagen können, als sie dem Freund gegenüber sass. Sie sprach von ihrer Mädchenzeit und ihrem Vater. Nicht wie das kindhafte, ahnungslose Geschöpf jenes Romans, das in der Ehe schuldig geworden war, nein, in einer lähmenden Mutlosigkeit, an Glück nicht mehr glaubend, hatte sie sich aufgegeben. Aber nun sollte sie ein Kind haben; sie würde ihm all ihre Liebe schenken. „Und dann,“ sie richtete sich hoch auf, „eine der stärksten Triebfedern meines Wesens ist Ehrgefühl. Ich könnte nur schwer in Verfehlung [sic] leben, aber auch nicht in dauernder Lüge; nur kein Naschen am Gestohlenem! Sie haben, lieber Freund, die Gottesgabe, Ihr inneres Erleben als Kunstwerk der [120] Menschheit mitzuteilen. Sie haben mich die Erste sein lassen, die Sie damit beglücken. Bleiben Sie, ich beschwöre Sie, bei dieser Form der Verbundenheit zwischen uns. Nichts andres kann ja möglich sein.“ Demmingk blieb stehen, er ergriff Daijas Hände: „Vertrauen Sie auf die Ehrfurcht meiner Liebe.“

In den nächsten Wochen war Daija mit dem Planen und Vorbereiten für ein Weihnachtsfest, so wie sie es sich immer geträumt hatte, beschäftigt. Ihr war, als wenn ihr Kind schon an dieser Vorfreude teilnähme. Vor längerer Zeit hatte sie einem von Bertrand ihr empfohlenen jungen Bildhauer den Auftrag gegeben, ihr die heilige Familie im Stall zu Bethlehem in Holz zu schnitzen. „Entsinnen sie sich des Antlitzes der Maria in dem Gemälde „Die Anbetung der Könige“<sup>290</sup> von Stefan Lochner?“ fragte sie ihn; sie ist die reinste Verkörperung der jungfräulichen Mutter; herb und doch unendlich holdselig, wie sie auf das Neugeborene blickt. Vielleicht gelingt es Ihnen, Meister, der Sie sind, alle Gestalten ganz schlicht in einfältiger Frömmigkeit so darzustellen.“

Zum ersten Weihnachtsfeiertag waren die Gäste geladen, Demmingk mit Stella und Erich und das Ehepaar Andreesen mit drei Kindern. Andreesen<sup>291</sup> war der erste Musiker, den die Demmingkschen Gedichte zur Vertonung gereizt hatten. Schon beim ersten Anhören – Andreesen sang selbst die Lieder, mit brüchiger, aber tief eindringlicher Stimme, – empfand der Dichter die Komposition

290 Stefan Lochner (1400–1451) malte das Mittelbild des sog. „Altar der Stadtpatrone“ im Kölner Dom.

291 Der Pianist und Komponist Conrad Ansoerge (1862–1930) und seine Frau, die Pianistin Margarethe (1872–1944), pflegten eine langjährige Freundschaft mit Ida und Richard Dehmel. Vgl. Höpker-Herberg Ausstellung 1970.

als congenial.

Die Türen zum Festzimmer wurden geöffnet. Ja, Daijas Aufbau war geglückt: da standen hinter der schönen Krippe fünf Bäume, als wüchsen sie noch im Wald, nur mit brennenden Kerzen geschmückt. Zwischen den drei kleineren und zwei grösseren führte ein Weg, und erst wenn man im Weitergehen um die grössten Tannen geschlüpft war, stand man in der Stadt der Liliputaner mit Eisenbahn, Baukästen, Puppen und Spielzeug aller Art. In der Mitte der Wunderstadt wartete der niedrige Schokolade- und Kuchen-Tisch auf seine Gäste. Es war entzückend, das Jauchzen der Kinder in ihrem eigenen Bereich zu hören.

Plötzlich kam Stella im grünseidenen Kleidchen, ein weisses Blumenkränzchen im Haar, auf Daija zugesprungen: „Weisst du, wer du bist? Du bist die Tante Lieb,“ und sie tanzte herum, immer wieder singend: „Du bist die Tante Lieb“, Li, Li-Lieb.“

„Jetzt hat uns Kindermund den Namen geschenkt, den ich schon lange für Sie gesucht habe,“ sagte Demmingk. „Dürfen wir Sie künftig Frau Li nennen und dabei an die Bedeutung denken, die mein Töchterchen im Sinn hatte?“

Als die Kinder sich müde gefreut hatten, setzten sie sich zu den [121] Erwachsenen vor die Tannen, die nun nur noch ihr stilles Grün zeigten. Daija bat den Freund, ob er nicht eine Geschichte erzählen möge, als bleibende Erinnerung an diesen Tag. „Gern“, sagte er; nach kurzer Sammlung liess er vor ihnen das Märchen vom Zwergkönig entstehen. Mit abrundenden Handbewegungen schuf er die Form der Höhlen nach, die sich der lichterhungrige unterirdische König bauen liess, bis er unter der Pracht des Sonnenlichtes, dem er sich selbst entgegengearbeitet hatte, beseligt und erblindet zusammenbrach. Alle lauschten wie gebannt dem Dichter. Es war die köstliche Weihnachtsstunde, nach der Daija sich ihr Leben lang gesehnt hatte.

Am übernächsten Tag, als Daija früh erwachte, fühlte sie, dass ihre schwere Stunde bevorstand. Sie ging in ihr Ankleidezimmer, denn der Arzt hatte es für gewagt erklärt, ihr eigenes altflandrisches Säulenbett, das auf einem zweistufigen Podest stand, zur Geburtsstätte zu wählen. Nun lag sie in dem hellen, heiteren Zimmer, das mit seiner breiten Waschnische recht zum Empfang eines Kindes geeignet war. Daija war gelassen und furchtlos; es lebte der Glaube in ihr, dass sie einer gelichteten Zukunft vorbehalten sei. Ihr Kind würde unter einem guten Stern geboren werden.

Gegen Mittag wurde ihr gemeldet, Herr Doktor Demmingk sei da, um sich zu erkundigen, wie ihr das Weihnachtsfest bekommen sei. Man hatte ihn unterrichtet, und nun liess er bitte, sie nur einen Augenblick sehen zu dürfen. – Er stand vor ihr tiefbewegten Gesichts. Daija versicherte ihm, es sei zu Sorge kein Anlass, und sie bat ihn, in den nächsten vierzehn Tagen nicht zu ihr zu kom-

men. „Erst wenn ich wieder auferstanden bin.“ „Meine besten Kräften werden ihn beistehn,“ sagte er, zart ihre Hände küssend. Dann ging er.

Gegen zehn Uhr abends gebar Daija einen gesunden Sohn. Als Herr Arnstadt etwas später an ihr Bett trat, sagte sie: „Ich möchte bitten, dass er die Namen Christian Felix<sup>292</sup> trägt. Ich will ihn Christian rufen.“

Daija lehnte es ab, die allgemeine Sitte mitzumachen, und als Wöchnerin im „Paradebett“ Gratulationsbesuche zu empfangen. Es verlangte sie nach einem tiefen Ausruhn. Nur die gute Schwiegermutter, die über die Geburt des ersten Enkels und Stammhalters glücklich war, sass manchmal bei ihr. Auch als Frau Demmingk sie begrüßen wollte, bat sie sie zu sich. Frau Martha erzählte, ihr Mann sein nach seinem kurzen Besuch bei ihr in grosser Sorge um die Freundin heimgekehrt. Er habe den ganzen Tag in Bedrücktheit verbracht; endlich, abends um zehn, habe er erleichtert aufgeatmet und gesagt: „Jetzt ist sie befreit, und alles [122] ist gut gegangen.“ Am nächsten Tag, als er die Bestätigung seiner Erwartungen telefonisch erfahren habe, sei er für vierzehn Tage an den Niederrhein gereist, wohin ein ihn verehrender Kreis von Volksschullehrern ihn eingeladen habe. Frau Martha brachte ein Gedicht mit, das er von dort mit der Bitte, es auch Frau Li zu geben, geschickt hatte. Ja, da zeigte sich wieder seine grosse, nur ihm in solchem Grad eigene Gabe, innere Erlebnisse mit der äusseren Welt zu verschmelzen, dass Mensch und Natur Eins wurden. Da kehrte im Rauch und Nebel der Grosstadt die sorgenvolle Bedrückung jenes Schmerzentages wieder; und wie erlösend erklang dann Stellas Lobgesang. Das war wirklich höchste Kunst, das Persönlichste in solcher Form der Menschheit zu schenken, dass es Besitz jedes Einzelnen werden konnte.

---

292 Ida Dehmel nannte ihren Sohn „Heinz Lux“.

[123]

## XIII

Vier Wochen später fand das grösste, offizielle gesellschaftliche Ereignis des Winters statt: der Subskriptionsball. Der Hof erschien in Gala, und alle, die sich zu den oberen Zehntausend rechneten, zahlten gern die hohen Eintrittspreise, die Bedürftige zugewiesen wurden, um zu sehen, und mehr noch, gesehen zu werden. Herr Arnstaedt war regelmäßig Besucher dieser Veranstaltungen gewesen; er sonnte sich in der Vorfreude, mit seiner eleganten jungen Frau inmitten des diplomatischen Korps zu erscheinen. Daija war wieder schlank geworden, so blieben ihr Anproben erspart. Um zehn Uhr begann die Auffahrt der Teilnehmer, der Hof traf um elf Uhr ein. Während dieser ganzen Stunde gab es keine Sitzgelegenheit, auch wollte man den guten Platz nicht verlassen, den man sich allmählich erlistet hatte. Nach dem Erscheinen des Kaiserpaares wurde in der Saalmitte von jungen Damen und Herren der Hofgesellschaft in historischen Kostümen eine Quadrille getanzt; dann erst begann der eigentliche Ball, der um Mitternacht durch ein Diner unterbrochen wurde.

Da Herr Lenzing für einige Tage in Berlin war und am nächsten Morgen nach Russland weiterreisen wollte, hatte Herr Arnstaedt ihm zugesagt, dass er mit seiner Frau an dem Diner nicht teilnehmen werde, sondern den Vater bei Dessel treffen wollte. Das zweistündige Stehen hatte Daija sehr ermüdet, aber sie sprach nicht darüber. Plötzlich fuhr sie auf: „Was geht denn vor“ rief sie entsetzt. „Was meinst du?“ fragte Herr Lenzing erschreckt. Da stöhnt sie laut mit aufgerissenen Augen: „Aber man hat doch alle Lichter ausgedreht.“ Sie wurde hinausgeführt, man bettete ihren Kopf tief, sie war bei vollem Bewusstsein, aber vor ihren Augen war undurchdringliche Nacht.

Der Mann, den Daija geheiratet hatte, kniete neben ihrem Lager: „Herrgott, strafe mich nicht so schwer! Herrgott, strafe mich nicht so furchtbar“ betete er laut. Sehr, sehr langsam sah Daija einen fernen Lichtschein, sehr langsam verstärkte er sich, und erst, als sie die leisen Umrissse der Dinge um sich her aufnehmen konnte, verfiel sie in tiefe Benommenheit.

Als sie am nächsten Morgen erwachte, sass ihr Vater an ihrem Bett. Der Arzt war in der Nacht dagewesen, hatte versichert, dass es sich nur um die Folgen einer Überanstrengung handele, der man die junge Frau viel zu früh nach dem Wochenbett ausgesetzt habe. „Bestimmt kein Augenleiden, keine pernitiöse Anämie?“ Angst zitterte in der Stimme des Vaters.

[124] Er war abends nicht ins Hotel zurückgekehrt, an schlafen war doch nicht zu denken gewesen, so hatte er sich mit dem Schwiegersohn in die Nachtwache geteilt. – Er schien vieles durchdacht und durchfühlt zu haben in diesen

stillen Stunden. Er mochte auch, trotz Daijas guter Haltung, eingesehen haben, dass sie nicht in einer ihr gemässen Ehe lebte. Zum ersten Mal fühlte Daija seine Augen in teilnehmender Güte auf sich ruhn; ein Quell der Dankbarkeit sprang in ihr auf, sie reichte ihm beide Hände und sagte: „Du bist lieb zu mir, Vater.“ „Ich hatte grosse Angst,“ seine Stimme klang warn, „du würdest ewig mein Sorgenkind bleiben.“

Als er nach der Rückkehr von Moskau allein mit Daija in ihrem Zimmer sass, vertraute er ihr an, was er bisher seinen Kindern verschwiegen hatte: nach der Geburt ihres dritten Kindes war seine geliebte Frau nicht plötzlich, sondern im Verlauf einiger Stunden erblindet. Die Sehkraft kehrte vorerst nicht zurück. Der Vater hatte sie nach Berlin, zu dem berühmtesten Augenarzt jener Zeit, Graefe,<sup>293</sup> gebracht, dem es in monatelanger Pflege und mit einer eigens für sie erdachten Diät gelang, die Augen zu heilen; doch blieb das Sehvermögen dauernd sehr geschwächt. „Du wirst begreifen,“ schloss der Vater, „welch grauenvolle Angst ich um dich hatte.“

Als Daija am Tag nach dem Ball Herrn Arnstaedt wiedersah, fragte sie ihn: „Du hast gestern den Himmel um Gnade bestürmt; bedrückt dich etwas, das du begangen hast und was dich nun seine Strafe fürchten lässt?“ „Du hast dich verhört,“ stotterte er, „du warst doch kaum bei Bewusstsein. Und selbst, wenn ich Ähnliches gesagt haben sollte, wäre ich denn nicht mitgestraft, wenn dich so Schweres betroffen hätte?“ Daija liess sich von dem öligen Klang des letzten Satzes nicht täuschen, die Bestürzung über ihre Frage war offensichtlich gewesen. Ein tiefes Misstrauen blieb in ihr zurück.

Mitte Februar, Daija hatte sich mit ihrem Hausarzt beraten, und war von ihm endgültig für gesund erklärt worden, – sogar tanzen durfte sie wieder, – fuhren Herr und Frau Arnstaedt zum Presseball. Daija trug ein Meisterwerk der Frau Anot, die das Material dazu aus Lyon hatte kommen lassen. Es war eine schwere, perlmutterfarbenen schillernde Seide; das Silberweiss des moirierten Grundes liess bei jeder Bewegung grünliche oder zartrosa Töne aufleuchten. Unter den Knien in tiefen Falten sich verbreiternd, stieg es schlank über die Hüften herauf: ein hauchzartes Gewebe umrahmte die Büste, liess die Schultern<sup>294</sup> frei, fiel nur wie eine leichte Welle über die Achsel. Daija hatte keinen Schmuck angelegt: im vollen lockeren Haar zu beiden Seiten des Kopfes trug sie [125] Rosen. Der kühne, ja, gewagte Einfall war Daija beim Anziehen gekommen. Sie hatte hell auflachen müssen, als sie ihr Spiegelbild sah; es war ihr ein Wort aus ihrer rheinischen Heimat eingefallen: „Apart, – aber angenehm!“ Sie war gespannt, ob

293 Dies ist der Name mehrerer Augenärzte: Karl Ferdinand v. Graefe (1787–1840), Friedrich Wilhelm von Graefe (1828–1870) und Karl Alfred Graefe (1833–1899).

294 Vgl. auch Daija Letzte Fassung, S. 72, Anm. 195.

dies das Urteil der Menschen sein würde.

Als sie zu dem für sie bereit gehaltenen Platz kamen, sahen sie am benachbarten Tisch den Maler<sup>295</sup> aus dem Vorbrüggen-Komitee sitzen; er erhob sich sofort, kam zu ihnen und fragte, ob man nicht zusammen sitzen wolle. So lernte Daija seine Frau kennen, deren vornehmes Wesen schnell für sie einnahm. „Du solltest die gnädige Frau bitten, sich von dir malen zu lassen,“ sagte sie nach einer Weile zu ihrem Mann. „Nee, nee,“ antwortete er, der das rüdeste Berlinisch sprach; „det is jut so, det kann so bleiben; det brauchen wer nicht zu malen.“

Es kamen viele Leute an ihren Tisch, den gefeierten Maler zu begrüßen. – „Sie kennen zu lernen!“ flüsterte Frau L. ihr zu; bald find der Maler an zu stöhnen: „Ik bin doch hier um ze beobachten, nich um anjestiert ze wern.“ Da führte Herr Arnstaedt Daija zum ersten Tanz. So hatte der Maler seine Ruhe, denn bei einem weiteren Rundgang durch die Säle wurden sie von anderen Komitee-Mitgliedern gesehen und an deren Tisch gebeten. Die meist älteren Damen bat Daija um ihren Besuch, sie sagte gern zu. Ach, und wie viel, wie gern, wie jung sie tanzte! Sie dachte an Demmingk; sie konnte sich ihn im Frack nicht vorstellen. Er eignete sich nicht zum Salonlöwen: er war ein Ritter.

Auf der Heimfahrt, den Wagen vollbepackt mit Blumen, die man Daija gebracht hatte, konnte Herr Arnstaedt sich vor Stolz auf seine Frau kaum fassen; er zählte die Komplimente auf, die man ihm gemacht hatte. Es war eine Sensation gewesen. Er sah nicht, wie Daija die Lippen schürzte: ein Erfolg, wie er ihn sah, genügte ihr nicht. Gewiss, sie hatte wertvolle Menschen kennengelernt, und es schien, als ob sich daraus innerlich bereichernde Verbindungen entwickeln könnten. Aber hatte es dazu dieses öffentlichen Balles, dieser Schaustellung bedurft? Daija dachte, dass sie ihr wunderschönes Kleid nie wieder tragen möchte; hatten alle diese spähenden Blicke es nicht seiner Taufrische beraubt?

Herr Arnstaedt erschien am folgenden Tage ausnahmsweise zum Lunch, um Daija die Morgenzeitungen zu bringen. In allen Festberichten war sie hervorgehoben, und der Feuilletonist<sup>296</sup>, der sich bald darauf zum schärfsten Theaterkritiker Berlins aufschwang, sprach vom „Zenith ihrer Schönheit.“ Mit 26 Jahren im Zenith? Daija lächelte abwehrend: Ihr bisheriges Leben schien ihr nur Vorspiel. Sie stand am Anfang [126] ihrer Entwicklung, das fühlte sie.

295 Möglicherweise spricht sie hier den Maler Max Liebermann (1847–1935) an, dessen Berliner Dialekt Ida Dehmelt gerne zitierte; vgl. Brief Ida Dehmels an Alice Bensheimer vom 31.10.1903 (SUB : DA : Z : Br : De : 81.82, S. 7 f.; vgl. vollständiger Brieftext in: Ida Dehmelt, Familienkorrespondenz, S. 160–164).

296 Vermutlich spricht die Autorin den Journalisten Alfred Kerr (1867–1948) an, der sich in dem Feuilleton vom 28. März 1898 spöttisch über sie äußerte: „Nun erst werden Sie, meine liebe Konsulin, zeigen können, was in Ihnen steckt. Jetzt beginnt die Wirklichkeit, bisher war alles ein Spiel. Die deutschen Lyriker haben Sie für sich; und wenn man das ist, was Sie zu sein scheinen, müßt es mit dem Teufel zugehen, wenn Sie Ihren Kopf nicht ebenso hoch tragen sollten als vorher.“ Kerr, Alfred, Wo liegt Berlin? Briefe aus der Reichshauptstadt. Hg. Günther Rühle, Berlin 3 1997, S. 371–375, hier: S. 375.



Es gab für Daija jeden Morgen eine köstliche Stunde: wenn sie gefrühstückt hatte, brachte ihr die alte Njanja den Sohn; den hatte sie dann für sich allein, während sein Zimmer gemacht wurde. Die Njanja war eine wertvolle Erwerbung. Als junges Ding war sie im Posenschen bei einer Offiziersfamilie in Stellung gewesen. Der Bursche des Herrn Hauptmann wurde ihr Schatz; zu spät dachten die beiden daran, dass sie nicht heiraten konnten; sie war katholisch, er lutherisch, – lieber die Sünde des unehelichen Kindes, als ewige Verdammnis [sic]. Die gnädige Frau nahm sich ihrer herzlich an, sie sorgte für alles, auch für zuverlässige Zieheltern, und da sie selbst um die gleiche Zeit ihr zweites Kind erwartete, konnte Njanja als Amme in ihrem Dienst bleiben; allmählich wurde sie zur zuverlässigsten Kinderfrau erzogen. Immer wieder, wenn ihre Pfleglinge ihr entwachsen waren, hatte eine Offiziersfamilie sie der anderen empfohlen. Bis sie nun durch den Schwager Elisabeths zu Daija gekommen war. Sie sollte sich heimisch bei ihr fühlen, das war Daijas Wunsch. Sie ging in ein katholisches Lädchen; wie gern hätte sie das Bild wiedergefunden, das einst über Dories Bett hing: der Herr Jesus auf sein Herz zeigend, das nach allen Seiten goldne Flamme strahlte.<sup>297</sup> Da sie es nicht fand, wählte sie eine liebliche Madonna. – Als Njanja von ihrer ersten Ausfahrt mit dem Kinderwagen zurückkam, leuchtete über ihrem Bett die schöne Jungfrau mit dem Jesusknaben, davor brannte ein ewiges Licht. Seitdem gehörte Njanjas Herz ihrer jungen Herrin. – Njanja war durch eine vorzügliche Schule gegangen, sie verzärtelte ihren Schützling nicht. Der altmodische Hausarzt schüttelte bedenklich den Kopf über die viele kühle Luft, die in das Kinderzimmer eindrang, aber sie bekam dem Jungen vorzüglich, er hatte ein reines klares Gesicht. Die dunklen Augen würden wohl denen der Mutter gleichen.

Daija fühlte nicht nur: mein Kind, sie war sich ihrer hohen Verantwortung für diesen neuen Menschen bewusst. Über sein Bettchen geneigt, schwor sie sich, dass sie ihm eine gute Führerin werden wollte; ja, sie würde in ihm das Herzfeuer anfachen. Sie würde sich selbst so hüten, dass er sie lieben und ehren konnte.

Im Frühjahr gab es eine grosse Überraschung: die ersten Damenfahrräder kamen nach Berlin. Das war zunächst noch solche Extravaganz, dass sie in geschlossener Droschke nah dem Kurfürstendamm gebracht wurden. Hinter der Gedächtniskirche standen schon vereinzelt Häuser, aber die [127] bereits gepflasterten Seitenstrassen waren noch unbebaut. Hier erwartete der Sportlehrer Herrn und Frau Arnstaedt; es war schön, als man die Maschine meisterte und ungezwungen davonrollen konnte. Auch Demmingk hatte sich ein Rad ange-

---

297 Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 12, Anm. 45.

schaft; nun holte er Daija oft ab. Sie radelten in den Grunewald, lagerten an einem der Seen, und Daija lernte die märkische Landschaft lieben. „Sie sollten sie sehen, wo die Wälder noch ihre ursprüngliche Kraft besitzen,“ sagte Demmingk; darf ich Sie für einen Tag in mein elterliches Forsthaus einladen? Meine Mutter, der ich neue Gedichte immer schicke, schrieb wiederholt, dass sie Sie gern kennen lernen möchte. Ich nehme mein Töchterchen mit, das wird für uns alle ein schöner Tag sein.“

Und es wurde ein herrlicher Tag. Sie fuhren eine Stunde lang im Bummelzug, denn der Schnellzug jagte an all diesen Dörfern vorbei, deren wendische Namen Daija entzückten. Stella war in fröhlichster Stimmung; sie trug ein neues Kleidchen von der Tante Li, und sie fragte mit so seligem vertrauensvollem Lächeln jeden Einzelnen: „Bin ich nicht schön?“ dass selbst ein alter mürrischer, knasterrauchender Bauer ein zustimmendes „Ja“ murmelte.

In dem Heimatstädtchen wartete ihrer ein vorsündflutlicher Omnibus der sie weit hinaus nach dem Forsthaus fuhr. Michaels Eltern<sup>298</sup> empfingen sie vor der Haustür auf der lindenumrandeten Wiese, wo Pfingsten Schützenfest gefeiert wurde. Es war ein stattliches, wahrhaft imponierendes Paar; der Vater sah aus, wie Daija sich als Kind den lieben Gott vorgestellt hatte, mit langem, silbergrauem Bart, leuchtenden blauen Augen und den urgesunden Farben des Menschen, der seine Tage im Wald lebt. Er half der jungen Frau aus dem Wagen, und, sie ein wenig in der Schwebe haltend, sah er sie ernst-prüfend an, – Daija empfand: bis in den Grund ihrer Seele. Dann reichte er ihr beide Hände, und sie fühlte: bestanden! Dann eilten sie, die Mutter zu begrüßen. Sie kam ihr entgegen, eine hoheitsvolle Erscheinung: schlank und so gross wie Daija, Würde und Anmut in der Haltung, ein in tausend Fältchen herzlich strahlendes Gesicht. Daija beugte sich über die Hand, die ihren grossen Sohn geleitet hatte, da zog die Mutter sie einen Augenblick an sich und sagte: „Ich freue mich, dass unser Sohn seine Seelenfreundin zu uns bringt.“ Daija sah, von Dankbarkeit ergriffen, in das gütige Gesicht, in dem sie viel Vertrauen las. Die Mutter hatte das Wort nicht gesucht, Daija fühlte, dass sie ihr diesen Namen gab, wenn sie die neuen Gedichte ihres Sohnes empfangen hatte.

Während nun Stella<sup>299</sup> die Großeltern umhalste und ihr neues Kleid bewundern liess, sah Daija fast mit Ehrfurcht auf das kleine Haus: [128] zwei schmale Fenster zu jeder Seite, in der Mitte die niedrige Tür; daraus waren drei Söhne und zwei Töchter hervorgegangen, alle verheiratet, Väter und Mütter geworden

298 Fedor Dehmel (1835–1907), Forstmeister in Kremmen (Brandenburg), und Louise, geb. Fließschmidt (1832–1929).

299 Vera Dehmel (1891–1979), die älteste Tochter Richard Dehmels, heiratete 1918 den Maler Otto Tetjus Tügel und trug seinen Namen.

und immer wieder zurückkehrend zu dem heimischen Frieden. Und nun gingen sie alle hinein: da war rechts die Wohnstube mit dem Schlafzimmer der Eltern dahinter, links der Arbeitsraum des Vaters; daran angebaut Küche und Speisekammer; eine schmale, steile Treppe führte unters Dach: da oben hatten die Kinder gehaust, waren herangewachsen, bis sie sich selbständig ihr Leben hatten aufbauen können. Daija dachte an ihr Vaterhaus; wie arm war sie in allem Reichtum dort gewesen; wieviel Liebe hatte hier die Kinder in dieser winzigen Schale umfassen.

Aber dann ging es hinaus, Daija sollte alles sehen. Eine verwitwete Schwester der Mutter wohnte mit bei den Försterleuten, die hatte heute der Mutter die Arbeit abgenommen, damit sie sich ganz ihrem Kronensohn – das war der Lieblingsname für ihren Ältesten – widmen könnte. Es gab viel zu bewundern: den grossen von Geflügel jeder Art bevölkerten Hof, den Schimmel, die Kuh und dann den Obst- und Gemüsegarten, auch das Kartoffelfeld. Des Erzählens war kein Ende; die Mutter schwelgte in Erinnerungen. Für den kleinen Michael hatte es nichts Schlimmeres gegeben, als wenn er sich die Händchen beschmutzt hatte. Wenn er vor der Tür spielte, lange ehe er sprechen konnte, kam er zur Mutter gelaufen und hielt ihr mit so beredtem Ausdruck die Händchen hin, dass sie jede Arbeit unterbrach, um seinen Wunsch zu erfüllen. Später machte der Vater eine Strafe aus dieser Anlage; war er mit Michael unzufrieden, dann kommandierte er ihn in Hof oder Garten dahin, wo in der Erde gewühlt werden musste. – Nach dem Mittagessen – alles aus Eigenem, auch der Karpfen stammte aus einem nahegelegenen Teich, – schliefen die Eltern, und auch Stella, die wie ein Eichhörnchen mit ihrem rotgoldenen Haarschopf von Baum zu Baum geschlüpft war, wurde zur Ruhe gebracht. Nun konnte Demmingk seiner Seelenfreundin den Wald zeigen, in dem ihm jeder Baum von Kindheit an vertraut und lieb war. Hier, in einer leichten Joppe des Vaters, fern der Grosstadt, sah ihn Daija zum ersten Mal frei und leicht, fast tänzerisch ausschreiten; „Er gleicht seinem Vater, aber das Strahlen überm ganzen Gesicht hat er von der Mutter“, dachte sie. Und sie selbst? War sie noch die verwöhnte, verzärtelte, zurückhaltende Dame aus der Tiergartenstrasse? Sie war ein glückliches Mädchen, dem Augenblick, der Sonne, dem Waldesduft, dem Geschmetter der Vögel hingegeben, fortgerissen von der Beschwingtheit des Gefährten.

Später ging die Mutter noch einmal mit ihnen in den Wald, führte [129] sie zu ihrer Lieblings-Ruhebank, und je mehr Daija nach der Jugend ihres Ältesten fragte, umso lebendiger erzählte sie, froh, wie sie sagte, dass sie jemand hatte, der all das wissen wollte.

Als es Zeit zum Abschiednehmen wurde, fühlte Daija, und sie sprach es aus, dass sie wiederkehren werde; sie wusste, dass sie willkommen sein würde. „Das

Eichkätzchen“, wie Stella von ihrem Vater genannt wurde, durfte ein paar Tage bei den Grosseltern bleiben.

So fuhren die Beiden allein nach Berlin zurück. „Jetzt – bitte – still sein,“ bat Daija. Sie nahm Demmingks Hand, sie lehnte sich leicht an seine Schulter und schloss die Augen. Aber bald schlug sie sie wieder auf, und dann suchte sie seinen Mund. Er legte die Arme um sie: „Ewig Gesuchte, endlich Gefundene,“ flüsterte er.

[130]

## XIV

Anfang Juni war Vorbrüggens Geburtstag; die Sammlung war abgeschlossen; es hatte sich kein Überschuss ergeben, denn die Schulden wuchsen in gleichen Mass, als sie abgetragen wurden. Aber es schloss sich doch allerlei Erspriessliches an. Bekannte, die nach Übersee gezogen waren, hatten ihm die Einrichtung ihrer kleinen Villa zur Verfügung gestellt. Die Schwester des grossen Philosophen<sup>300</sup> garantierte für drei Jahre die Miete; so konnte der Dichter schliesslich die Mutter seines dreijährigen Mädchens heiraten, eine prachtvolle, unverbildete Bauerntochter, eine Frau,<sup>301</sup> die das Herz auf dem rechten Fleck hatte, tüchtig, geduldig, energisch, die beste Stütze für sein unruhiges Dasein.

Daija hatte zunächst mit ihren Bedenken Recht behalten: Vorbrügge war über die Veröffentlichung jenes Aufrufs entsetzt gewesen. Er glaubte, „diese Schmach“ nicht überleben zu können; denn er stand bis in die letzten Einzelheiten der Lebensführung so völlig im Bann seiner Phantasie, dass er sich noch immer als Grandseigneur fühlte, auch wenn seine Gläubiger ihm sogar den Schreibtisch pfändeten. Nun hatte ihn die Bekanntgabe seiner Notlage aus allen Illusionen gerissen, hatte ihn zum armen Schlucker gestempelt. Er litt schwer darunter. Aber er wäre nicht der Überwinder seines äusseren Schicksals gewesen, wenn er nicht nach ein paar Wochen, aller Schulden ledig, doch befreit aufgetatmet hätte. Um ihm die lästigen Dankbriefe an die Komitee-Mitglieder zu ersparen, hatte sich Daija einen Plan ausgedacht, der Demmingks freudige Zustimmung fand. Der Geburtstagsvorabend sollte mit Vorbrüggen durch ein Fest im Arnstaedtschen Hause gefeiert werden; die Haupthelfer würden dazu geladen werden; ausserdem auch der grosse Kreis der Künstler und Kunstfreunde, mit denen Daija durch Demmingk in Verbindung stand.

Demmingk würde den Dank der Schaffenden an die Hilfreichen aussprechen, ohne den Namen des Beschenkten zu nennen, und Vorbrüggen konnte im Laufe des Abends an die Finanzgrössen herantreten und mit einem Händedruck oder gemurmelten Worten das Notwendige abtun.

Mit heller Freude betrieb Daija die Vorbereitungen. Andreesen wollte neue Kompositionen vortragen, Demmingk würde ungedruckte Gedichte sprechen, und Vorbrüggen schrieb, dass er, wenn es gewünscht werde, gern einen Ab-

300 Über Elisabeth Förster-Nietzsche (1846–1935) äusserte sich Ida Dehmel negativ. Im Brief an Marie Stern vom 17.10.1941 hielt sie fest: „Schwester des Philosophen: die Förster-Nietzsche. Ist ErzNazi geworden.“ (SUB : DA : Z : Br : 82.525, S. 5).

301 Detlev von Liliencron hatte 1901 die Bauerntochter Anna Micheel geheiratet. Vgl. Anm. 280.

schnitt aus einer neuen umfassenden Dichtung vortragen wolle. So war das hohe Niveau des künstlerischen Programms gesichert.

Demmingk hatte versprochen, früh zu kommen, und Vorbrüggen bat [131] auch, vor den andern da sein zu dürfen, weil er seiner „Gönnerin“, wie er sie in seinen Briefen immer nannte, besonders danken wollte.

Wie froh ist Daija, dass sie die Freunde eine halbe Stunde allein hat; so kann sie sich einigermaßen über die Enttäuschung hinwegsetzen die Ihr [sic] Vorbrüggens Erscheinung und Auftreten verursacht. Er ist klein, breitschulterig, stämmig, in einen engen Gehrock eingeknüpft. In seinem Gesicht ist nichts vom Träumer, Grübler und Denker oder gar von einem schöpferischen Geist. Eine gedrungene Stirn, die Nase gerade und schmal; die Backenknochen und das Kinn von erschreckender Massigkeit. So wirkt die untere Gesichtshälfte im Verhältnis zur oberen übermässig kompakt. Sie verleiht ihr den Anschein eines Mannes, der ohne lange zu wählen, die ihn verlockenden Dinge des Lebens zu erraffen versteht. Schwer zu deuten sind die Augen, hellmeergraugrün. Manchmal ein Ziel schnell an sich reissend mit einem Ausdruck, der das Gesicht blitzschnell belebt, manchmal scheinen sie zu erlöschen; dann sind sie unheimlich, tot. Vorbrüggen spricht im Ton eines in der Provinz lebenden Majors a.D. Seine Komplimente sind veraltet und dick aufgetragen: „Gnädige Frau, ich sehe Sie soeben in einem goldgelben Kleid; ein Diamant von Taubeneigrösse funkelte über Ihrer Stirn“, ruft er einmal mit rollenden R Daija zu. Erst im Verlauf des Abends, als sie den um zwanzig Jahre Älteren über Demmingk sprechen hört, als sie die fast demütige Verehrung und Bewunderung für den Freund erfährt und darin seine eigene Bescheidenheit erkennt, findet sie einen Weg zu ihm.

Es ist eine bunte Schar von Gästen, die der Einladung zu Ehren Vorbrüggens gefolgt ist, „in sommerlicher Kleidung“, wie gebeten worden war, denn Daija wusste, dass einige der Künstler sonst hätten fern bleiben müssen. Da erscheint der grosse Arzt,<sup>302</sup> Wohltäter der Menschheit durch eine Erfindung: ein hinreisender Mensch, dessen Augen Herzwärme ausstrahlen. Er ist ein liebender Freund aller Musen, ausgezeichneter Musiker, Maler und Verfasser vielgelesener, populärwissenschaftlicher Bücher. „Wenn ich wissen will, ob zwei Menschen zusammenpassen, muss ich ihnen hauchzart über den Oberarm streichen dürfen; wenn das den gleichen Ton gibt, dann ist alles gut –“, erklärt er Daija.

Und da taucht Demmingks polnischer Duzbruder mit seiner norwegischen Gattin auf. Die Frau ist ein Wunder an Zartheit, Schlankheit und Grazie.<sup>303</sup> Sind die hauchdünnen Gläser Valgreens, von denen eben die ersten nach Deutsch-

302 Möglicherweise meint die Autorin Wilhelm Conrad Röntgen, den Entdecker der sog. „X-Strahlen“.

303 Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 113, Anm. 276.

land gekommen sind, nach ihr geformt? Die Frau spricht nicht polnisch, der Mann nicht norwegisch; so führen sie ihre Gespräche in einem Deutsch, das sie beide mangelhaft beherrschen, und das ist, als wenn eine helltönende Geige mit einer Viola di gamba in [132] weichstem Sordine zusammenklingt.

Auch der feierliche Maler<sup>304</sup> war gekommen, den Daija durch Bertrand kennengelernt hatte. Sie verdankt ihm ein edles Ex Libris, das er ihr dediziert hat; als Inschrift trägt es einen schönen Spruch des jungen Hofmannsthal. Daija war kürzlich in seinem Atelier gewesen, nachdem sie sich in einem Studio getroffen hatten, wo junge Musiker auf zwei Klavieren eine Mahler-Symphonie vortrugen. Nach monatelangem Studium der Partitur hatten sie in der vorliegenden Form das Wesentliche des Werks herausgearbeitet und in den wenigen Geladenen ein dankbar mitgehendes Publikum gefunden. Ergriffen von der Erschließung dieser neuen Welt stand Daija dann im Reich des Malers. Nie hatte sie Glasfenster von so leuchtender Farbtiefe gesehen. Der Geist der Gotik war in ihnen lebendig geworden. Von reicher Phantasie und doch strenger Zucht sprachen die wenigen Gemälde, die die Wände schmückten. Die Einrichtung des Raumes, von fast kirchlicher Strenge, hatte der Maler nach eigenen Entwürfen herstellen lassen; auch das nebenan liegende Schlafzimmer war bis in jede Einzelheit dem pathetischen Wesen des Künstlers angepasst. Aber als seine Schwester mit einem kleinen Imbiss erschien, und Daija auf der Kaffeemütze einen in gotischen Lettern gestickten Nietzsche-Spruch entdeckte, da schien ihr der Schritt vom Erhabenen zum Komischen getan, und sie musste sich umwenden, um ihr Lächeln zu verbergen.

Jetzt führt er mit heiterer Miene zwei Freundinnen in Daijas Festraum: eine Malerin, die Daija auf dem Presseball gesehen und die sie inständig gebeten hatte, sie malen zu dürfen.<sup>305</sup> Es war geschehen, und Daija freute sich, dass das sehr geglückte Bild der Künstlerin allgemeine Anerkennung brachte.

Ihre Begleiterin ist Helene Castrow,<sup>306</sup> das Mädchen, um dessentwillen Demmingk lange gelitten, und das er noch immer tief verehrte. Sie hatte seine Liebe erwidert, aber in nonnenhafter Entsagungsbereitschaft hatte sie sich zum strengen Verzicht durchgerungen. – Sie ist ein vornehmes Geschöpf, vom Hauch tragischen Ernstes umhüllt. Ihre fast asketische Strenge wird von einer natürlichen Anmut gemildert. Sie ist wenig älter als Daija, aber sie scheint so gereift und in alter Geisteskultur gefestigt, dass Daija sie voll Ehrerbietung bewundert.

304 Melchior Lechter. Vgl. Brief Ida Dehmels an Marie Stern vom 17.10.1941: „Der feierliche Maler war Melchior Lechter.“ (SUB : DA : Z : Br : De 82.525, S. 4).

305 Julie Wolfthorn (1864–1944) porträtierte Ida Dehmel achtmal. Vgl. Carstensen, Heike, *Leben und Werk der Malerin und Graphikerin Julie Wolfthorn (1864–1944)*, Marburg 2011, S. 180–183.

306 Hedwig Lachmann (1865–1918), Dichterin und Übersetzerin, war mit Richard Dehmel eine Zeit lang eng befreundet.

In ihren schönen Gedichten schwingen dunkle Töne eines leidvollen Schicksals.

Bertrand ist gerade jetzt in Berlin, vor wenigen Tagen hatte er Daija besucht. Sie lud ihn nicht zum Fest, weil sie wusste, dass von ihm zu Demmingk kein Weg führte. Aber er hatte allmählich viele seiner Jünger zu ihr gebracht, und Daija sieht mit Genugtuung, wie sie sich [133] unter ihre Gäste mischen und nach und nach die Feierlichkeit ihres sonstigen Gehabens ablegen und mit den Frohen lebensfreudig werden.

Es war fast Mitternacht als die Tische und Stühle aus dem Essaal [sic] unter die hohen Bäume des Gartens getragen wurden und der Tanz begann. Zum ersten Mal tanzte Daija mit Demmingk. Hätte ihre Liebe einer Bestätigung bedurft, jetzt hätte sie sie empfangen. Die Musik trug sie in vollkommenen Gleichklang dahin. Sie fühlten beide, dass sie Hälften einer Einheit waren, von Urbeginn für einander bestimmt. Nur wenn es ihnen gelingen würde, zum Ganzen zu werden, war ihrer Verkümmern vorgebeugt, konnte sich jede Möglichkeit in ihnen entfalten. Hatte nicht bei vielen Völkern der Tanz zum religiösen Kult gehört? Hier, das fühlten die Beiden, war er zur heiligen Handlung geworden.

Und nun tanzte Ducha,<sup>307</sup> die Norwegerin; ihr zuzusehen war einer Augenweide. Wie ein Wölkchen, wie ein Schleier ihrem Tänzer angeschmiegt glitt sie dahin. Es war, als hätte sie sich von der herkömmlichen Tanzform vollkommen gelöst, und nun gestaltete sie nach dem Rhythmus der Musik neue Tanzgesten, die der Besonderheit ihres Temperaments entsprangen. Und es war ihr Gatte, der polnisch-deutsche Dichter, der die Begleitung dazu schenkte. Er spielte Chopinsche Walzer und Mazurken mit einer so leidenschaftlichen Färbung, dass man glaubte, sie zum ersten Mal zu hören. Und dann schlossen sich andere Paare Duchas Dahinschweben an. Andreesen hatte seine beiden Liebesschülerinnen mitgebracht; Blütenkränze im Haar tanzten sie mit jungen Künstlern. Es war ein fasst kindhaft heiterer Reigen, in dem sie sich schwangen, der dem raffinierten Tanz der Norwegerin ein Gegengewicht bot. Und plötzlich hatte Daija eine Eingebung: als der Pole seine Musik abbrach – der große Arzt wollte ihn ablösen – kam es über sie, dass sie eine kleine Ansprache hielt: „Freunde“, sagte sie, „ich habe die Gewissheit, dass die Gelöstheit des Tanzes, zu der wir uns heute hingefunden haben, Entwicklungsmöglichkeiten gibt, die wir noch nicht überschauen können. Wollen wir nicht versuchen, unsere Ausdrucksformen gerade durch ihre Vielfältigkeit zu einer Einheit zu steigern? Nicht etwa unter der Leitung eines Tanzlehrers; unsere Bildhauer und Maler, so sehr wir sie als Mittanzende behalten wollen, sollen uns beraten; denn das leuchtend

307 Die polnische Schriftstellerin Dagny Juel-Przybyszewski (1867–1901), genannt „Ducha“, war mit Stanislaw Przybyszewski verheiratet; vgl. S. 113, Anm. 276.



Schöne, das wir so schaffen können, und das in dieser Art noch nicht versucht worden ist, kann nur dann sich entfalten, wenn alle Mitwirkenden ihre Eigenart behalten und doch jeder bereit ist, sich einer Gemeinschaft unterordnen. Was meinen Sie?“ Der Gedanke fand jubelnde Zustimmung; alle vierzehn Tage sollte ein Übungsabend sein. Ergänzende Vorschläge wurden vorgebracht, und die bildenden Künstler, [134] die sich zum Mittanzen nicht hingezogen fühlten, bekamen die Erlaubnis zuzuschauen und zu skizzieren.

Dann sass Daija mit ihren älteren Gästen im Garten unter dem Sternenhimmel; sie berichtete von ihren Plänen, und sie fühlte ihre Kräfte sich vervielfältigen. Es flog ihr durch den Sinn: sie hatte wohl den Umweg über ihre Ehe machen müssen, um hier den Boden zu finden, auf dem sie gedeihen und ihre endgültige Gestalt finden könnte.

Am nächsten Mittag fuhr Daija zu Demmingks. Vorbrügge war für eine Woche dort zu Gast, und sie wollten zusammen nach Tegel, für das beide Freunde eine Vorliebe hatten. Frau Martha konnte nicht mitkommen. Auch dem gestrigen Festabend hatte sie fernblieben müssen. Sie litt schwer unter asthmatischen Anfällen. Schon als Braut war sie davon heimgesucht worden; Demmingks Eltern, so liebenswert sie das Mädchen fanden, hatten damals ihrem Sohn dringend geraten, von der Eheschließung abzusehen, weil sie in dem Leiden der Braut eine schwere Belastung für die Zukunft fürchteten. Aber der Arzt hatte versichert, dass wiederholte Kuren in Reichenhall das Übel aus der Welt schaffen würden. Diese Hoffnung hatte getrogen; Frau Martha war schwer gehemmt; niemals hatte sie ihren Mann auf den Kreuz- und Querwegen durch die Wälder, zu denen es den Förstersohn Tag für Tag trieb, begleiten können. Er nahm die zarteste Rücksicht auf sie; aber immer wieder, wenn er die nach Atem ringenden Frau am Arm führte, kehrte Daija der niederdrückende Eindruck der ersten Begegnung zurück.

Nun schritten die Drei tapfer aus. Vorbrüggen, ein wenig kurzatmig, war kein Renner, aber die Disziplin des alten Soldaten liess ihn Schritt halten. Und jetzt erst lernte Daija in ihm den Dichter, den temperamentvollen Menschen, den haarscharfen Beobachter kennen. Wie er einzelne Gäste des gestrigen Abends in knappen Worten schilderte, wie er ihr Wesentlichste herausgespürt hatte, das zeigte Scharfblick, wie er Daija an keinem Menschen in solcher Stärke begegnet war; er erriet das Ideal, das jeder Mensch von sich selbst und seiner Umgebung zu verwirklichen trachtet.

Als Mädchen hatte Daija sich einen Spruch abgeschrieben:

„Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll,  
Solang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.“<sup>308</sup>

Das wars, was Vorbrüggen mit absoluter Sicherheit fühlte. Als sie in kleinem Kreis bei einem der Grossindustriellen zusammen eingeladen waren, sagte Vorbrüggen mit einem Blick in den Park: „Nun wage einer zu behaupten, dass wir uns nicht auf einem der feudalen Landsitze [135] Englands befinden, wo schon der Zustand des Rasens eine jahrhundertelange Pflege verrät.“ Der Hausherr strahlte, er hatte die Bestätigung empfangen, dass er mit seiner Besitzung das Gewollte erreicht hatte.

In einem ländlichen Gasthaus wurde Mittagsrast gehalten, wo sie die einzigen Gäste waren. Die hübsche, dunkelhaarige, blasse Kellnerin brachte die Karte. Während Daija mit Demmingk die Speisenfolge beriet, sagte Vorbrüggen zu ihr: „Ich errate, mein Fräulein, Ihre Lebensgeschichte. Sie sind die Tochter einer leider verarmten Gräfin; wir wissen die Ehre zu würdigen, von Ihnen hier betreut zu werden. Wenn wir gegessen haben, – ich sehe dort ein Grammophon stehen, – werden Sie mir hoffentlich die Gnade erweisen, mit mir einen Walzer zu tanzen.“ Und es war soviel Galanterie wie Grazie in der Art, wie er dann das Mädchen zum Tanz führte, dass Daija mit Entzücken den patenten, eleganten Offizier ahnte, der er gewiss einmal gewesen war. Als der Walz beendet war, prüfte Vorbrüggen die Grammophonplatten. Begeistert entdeckte er die historischen Reitermärsche. Er legte sie auf, setzte sich dicht davor, und nach den ersten Posaunenstößen war für ihn die Gegenwart ausgelöscht. Ja, seine Augen schienen erloschen, aber nun fühlte Daija, dass er in die Schau einer inneren Welt versunken war. Klanglos vor sich hinsprechend, hob er traumhaft salutierend die Hand: „Friedrich der Große – Blücher – Scharnhorst – Clausewitz.“

Den stärksten, ja, einen herzerobernden Eindruck empfing Daija von dem Dichter, als sie in Schloss Tegel, dem einstigen Wohnsitz Wilhelm von Humboldts, angekommen waren. Vorbrüggen träumte sich schon seit Jahren in den Besitz eines Jagdschlösschens. Dieses schlichte Herrenhaus hier verkörperte sein Ideal. Er wurde der jungen Frau ein Führer, als sei er auf seinem eignen Grund und Boden. „Nach vorn heraus liegen die Empfangsräume. Meine Arbeitstube, für die mir unbedingte Stille notwendig ist, liegt an der Rückseite, dem Park zu. Ich darf Ihnen ihre Fenster zeigen.“ Und er geleitete sie um das Haus.“ Wie ich meine Zedern schätze, das mögen Sie sich denken, es sind die Einzigen – die Einzigen – dieser Art in Norddeutschland.“ Und er fuhr liebko-

308 Verse des Gedichtes von Friedrich Rückert (1788–1866) „Angereichte Perlen“. Vgl. Rückert, Friedrich, Werke, Band 2, Leipzig/Wien [1897], S. 42–46 (= Zeno.org. <http://www.zeno.org/nid/20005565375>, abgerufen am 14.03.2025).

send über die Zweige. „Und dies hier,“ sagte er mit ergriffener Stimme, auf einen schmalen Pfad deutend, der tief in den Park hineinführte, „dies ist der Weg, den der Besitzer all dieser Herrlichkeiten an seinem letzten Abend geht, – von seinem Leben fort, seinem Sternbild entgegen.“

[136] Ein paar Tage später gab es für Daija eine freudige Überraschung. Sie erhielt ein aus Berlin datiertes Briefchen Claus Torstings. Er war auf ein Jahr auf die Kriegsschule kommandiert, und nun fragte er an, ob er ihr und ihrem Gatten willkommen sei. Herr Arnstaedt war entzückt, der bunte Rock hatte ihm bisher unter seinen Gästen gefehlt. Dem herzlichen Begrüßungswort seiner Frau fügte er eine Einladung für einen der nächsten Abende hinzu.

Da gab es einen wohlthuenden, zwangslosen, erfrischenden Verkehr. Der Entschluss zu einem regelmässigen miteinander Musizieren wurde gefasst und durchgeführt. Gemeinsame Besuche von Hauptproben und Konzerten schlossen sich an. Jetzt erst, in Laufe dieses Jahres, erwuchs aus unbefangener Vertrautheit und wechselseitigem Verstehen eine Lebensfreundschaft. Auch Demmingk fand Wohlgefallen an dem jungen aufnahmebereiten Rheinländer; oft sassen sie an schönen Abenden im Garten bei ernsten Gesprächen bis tief in die Nacht zusammen.

Und nun war die Zeit des alljährlichen Familientreffens im Heimathause gekommen. Letztes Jahr hatte Daija nicht teilnehmen können, so fuhr sie denn zum ersten Mal seit ihrer Eheschliessung mit dem Jungen und der Njanja nach Hause. Sie hatte darum gebeten, ihr Mädchenzimmer wieder bewohnen zu dürfen. Sie stand am Morgen nach ihrer Heimkehr sehr früh am Fenster; auf die vertraute Linie des Niederwaldes blickend, überdachte sie ihr Leben. Sie war nicht mehr auf der Suche, sie kannte ihr Ziel, aber der Weg dahin war unendlich weit; würde sie das Gesetz, nach dem sie angetreten, je erfüllen können?

Es waren helle, heitere, sorglose Wochen daheim. Der Vater, nun wann immer er sich sehen liess, von einer Enkelschar umstürmt, die längst nicht so diszipliniert war, wie einst seine eigenen Kinder, hatte manche Härte abgestreift. So herrschte bei den Mahlzeiten ein fröhliches Kinderstimmen-Durcheinander. Tagsüber war Jubel in allen Ecken des Gartens. Die Stadtjugend genoss in vollen Zügen die Weite des grossväterlichen Besitzes.

Die Rückkehr in die Heimat bedeutete Daija eine starke innere Erregung. Sie durchlebte noch einmal alle Schmerzen ihrer Jugendzeit. Ihr Gedächtnis sprang auf, wie ein lang verschlossener Schrein. Sie hörte Worte wieder, die sie als Kind aufgenommen und dann vergessen hatte. Mutter Phine, nun lange tot, 1809 geboren und auf einem Gut in der Pfalz aufgewachsen, hatte einmal Daijas Mutter erzählt, was sie selbst von den napoleonischen Zeiten erlebt hatte. „Eine meiner

frühesten Erinnerungen ist, “ sagte sie, „wie ich mir mit meinen Gespielinnen – wir mochten vier Jahre alt sein – die Haare übers Gesicht fallen liess, damit Napoleon, wenn er käme, sich vor uns fürchten und uns<sup>309</sup> ||

[o.S.] *[An dieser Stelle im Typoskript Blatt, ohne Seitenzahl, gibt es ein Fremdkörper mit dem Text: „Der Rückschauenden schwinden die Schatte der persönlichen Trennung bis zum kaum mehr Wahrnehmbaren. Ist nicht das Bleibende unvergänglich: eine Fülle edelster Dichtung, und das nie zu lösende Verflochtensein mit einer „verschwisterten Seele“, deren hoheitsvolle Erscheinung, deren gebieterisches Wesen, deren erlesenen Formkraft meiner Jugend Weihe verliehen hat.“]*

[137] [Fortsetzung der S. 136] nichts zu tun sollte.“ Schade, dass Mutter Phine dem kleinen Christian, ihrem Urenkel, all ihre Geschichten nicht mehr erzählen konnte. Daija würde es tun, sie würde das Andenken an sein Vorfahren so in ihm erstarken lassen, dass er es einst weitergeben könnte, Glied einer stolzen Generationenkette.

Bertrand war zu gleicher Zeit in Erdingen; die gemeinsamen Spaziergänge wurden wieder aufgenommen. Aber Daija fühlte sich gehemmt. Sie hatte einmal Demmings Namen genannt und als sie die verächtliche Grimasse der Mundwinkel sah, erkannte sie, dass Bertrands Ablehnung starr blieb, trotzdem seine Berliner Freunde und Schüler niemand lieber als Demming bei Daija trafen. So schwieg sie von nun an über das, was mit all ihrem Denken verbunden war; und sie fühlte, dass durch diesen Zwang das Unwillkürliche ihrer Sprache verloren ging; sie kürzte die Zusammenkünfte ab und vermied schliesslich weitere Begegnungen.

Anfang September kehrte Daija braungebrannt und von Frische leuchtend nach Berlin zurück. Nun erfüllte sie sich einen alten Wunsch: sie ging tägliche zum nahegelegenen Tattersall, um zu reiten. Mit Freund Torsting an der Seite war es eine doppelte Freude, sie würde noch vor dem Winter mit ihm ausreiten können.

Einige Wochen nach ihrer Rückkehr hatte Daija mit Helene Castrow eine Ausstellung besucht; sie freute sich jeden Zusammenseins mit diesem geistesstarken Mädchen. Zurückgekehrt öffnete Daija die Tür ihres Boudoirs, und da sie sie Herrn Arnstaedt in den Armen der Köchin. Wortlos wandte die Frau sich um; sie ging in ihr Ankleidezimmer und gab Auftrag, ihre Koffer für eine längere Abwesenheit zu packen. Zwei Stunden später sass sie mit ihrem Sohn und

---

309 Vgl. Urschrift, S. 22 rechte Seite, S. 23.

Njanja im Zug, der sie zu Alexe führte.

Daija weigerte sich entschieden, in irgend einer Form je wieder eine Gemeinschaft mit Herrn Arnstaedt aufzunehmen; sie würde ihm nicht schreiben, sie würde nicht nach Berlin zurückkehren. Ihr erster Weg führte sie zum Rechtsanwalt, den sie bat, die Scheidungsklage einzureichen. Der erprobte Berater ihrer Familie hatte schwerwiegende Bedenken: „Herr Arnstaedt wird alle Hebel in Bewegung setzten, um eine Scheidung zu verhindern, denn bei der Seltenheit dieses Verfahrens – hoffentlich lernen spätere Zeiten einmal anders darüber denken – bedeutet das eine starke Schädigung seines Ansehens. Und Ihre Situation ist schwach, denn Sie haben keine Zeugen. Wenn Herr Arnstaedt und seine Mitschuldige zur Eidesleistung bereit sind, wird Ihre Klage abgewiesen. Wenn Sie, ohne geschieden zu sein, fern von Berlin leben wollen, so wird Herr Arnstaedt die Auslieferung seines Sohnes verlangen, um Sie [138] damit zur Rückkehr zu veranlassen; und schliesslich kann er Sie in pekuniärer Abhängigkeit halten, denn ohne rechtsgültige Scheidung ist die Auslieferung Ihres Vermögens nicht zu erreichen.“

Das alles war vernichtend; es bedeutete Gefangenschaft. Daija hatte im Zusammenleben mit Herrn Arnstaedt zur Heuchelei sich nie erniedrigt: Er wusste, dass sie ihn nicht aus Liebe geheiratet hatte, dass es eine Ehe des Übereinkommens war, wie sie tausendfach geschlossen wurde; er hatte nie verstanden, seine junge Frau zu gewinnen. Er konnte kaum daran zweifeln, dass sie Demmingk liebte, aber er war sich sicher bewusst, dass sie sich niemals durch ihr Gefühl hinreissen lassen würde, weil Ehrgefühl und Selbstbeherrschtheit ihre dominierenden Eigenschaften waren. Das alles schrieb er an Alexe, um deren Vermittlung bei Daija er inständig bat.

Der immer wiederholte Versuch der Schwester, das Vergehen des Herrn Arnstaedt zu entschuldigen, wurde Daija zur Qual. Sie musste unbeeinflusst ihre Entscheidung treffen. So reiste sie allein in die Berge, in ein stilles Gasthaus.

Nun empfing sie täglich Demmingks Briefe. Ihre schnelle Flucht aus Berlin hatte ihn beglückt; er zweifelte nicht daran, dass die geliebte Frau sich nun ein selbstständiges Leben aufbauen werde: fern von Berlin, aber doch nicht so fern, dass er nicht öfters hinkommen könnte; er schlug ihr Weimar vor, wo es ihr an geistiger Anregung aller Art und an Verkehr mit bedeutenden Menschen nicht fehlen würde. Da werde sie endlich die Freiheit finden, die ihrer würdig sei.

Daija setzte ihm die Schwierigkeiten, ja, die Unmöglichkeit einer Scheidung zu ihren Gunsten auseinander, – er wollte das alles nicht gelten lassen. Und wenn sie nicht geschieden werden könne, dann habe ihr Vater die Verpflichtung, für sie zu sorgen; er habe sie zu dieser Heirat veranlasst, so habe er wenigstens die materiellen Folgen des Bruchs zu tragen. Unter keinen Umstän-

den werde sie das fordern, antwortete Daija; sie hatte von ihm die gleiche Mitgift wie ihre Schwestern erhalten – mehr wolle sie nicht verlangen.

Jeder Brief, den sie Michael schrieb, kostete sie einen Kampf wider ihr eigenes Herz. Wie gern wäre sie seinem Rat gefolgt, wie verlangte sie danach, ein stilles Dasein zu führen, bis sich ein Weg zu ihrer Befreiung finden würde. Aber wie sollte das möglich sein? Und dann? – hatte denn er, Demmingk, je davon gesprochen, dass er sich für sie frei machen wolle?

Schon fingen die Verlegenheiten für Daija an. Sie hatte vor ihrer Abreise das Haushaltsgeld aus ihrem Schreibtisch mitgenommen. Es [139] ging zur Neige. An wen hätte sie sich wenden können; an ihren Vater? das war ausgeschlossen; er hätte auf jeden Fall, auch wenn er jetzt milder über sie dachte, Daija das Scheitern ihrer Ehe zur Last gelegt und von ihr verlangt, dass sie nach Berlin zurückkehre.

Und Alexe? Sie würde Daija unbegrenzte Gastfreundschaft gewähren, obwohl der Junge und die Kinderfrau allerlei Unruhe schufen. Aber das war doch keine endgültige Lösung.

Daija entsann sich, nicht ohne Schuldbewusstsein, der Stunde, in der sie ihren Heiratsvertrag unterschrieben hatte, unmittelbar vor der Fahrt nach dem Rathaus zur Ziviltrauung. Herr Lenzing, der Bräutigam, der Notar und sie selbst saßen um den Mischeltisch in roten Salon. Sie hörte die eintönige Stimme verlesen ... „einzubringendes Vermögen“... „flüchtig staunte Daija über die Höhe der genannten Summe – ... „Gütergemeinschaft“.... „die Verwaltung obliegt dem Ehemann“... Daija hatte keinen Versuch gemacht zu verstehen, was ihr da, – nicht um ihre Entscheidung zu hören, sondern weil die Verpflichtung dazu bestand, – vorgetragen wurde. Sie erfasste nicht, dass man sie der materiellen Abhängigkeit preisgab. Sie war die dritte Tochter, die Herr Lenzing verheiratete, – es würde seine Richtigkeit haben. In ihr war verbissener Trotz gewesen, Auflehnung gegen die Vergangenheit wie gegen die Zukunft. Mit zusammengepressten Lippen, in Selbstverachtung, hatte sie zum letzten Mal mit ihrem Mädchennamen das Dokument unterzeichnet.

Sie schrieb noch einmal an Demmingk; sie würde, so meinte sie, sich wohl selbst ernähren können; sie habe allerdings praktisches häusliches Arbeiten nie gelernt, aber sie verstand die Führung eines herrschaftlichen Haushalts; damit könnte sie ihr Brot verdienen, auch durch ihre Vielsprachigkeit als Reisebegleiterin oder Gesellschafterin einer alten Dame. Was aber sollte mit Christian geschehn? Es würde sich niemand finden, der sie mit dem Kind und Njanja aufnähme, und beide aus ihrem Verdienst zu erhalten, – davon konnte keine Rede sein. Was also tun? Sie fragte es ihn aus verzweifelterm Herzen.

Dann fuhr Daija zu ihrer Schwester zurück, um mit ihr und dem Anwalt noch

einmal zu beratschlagen. Der Jurist wiederholte alle bereits Gesagte, er fügte noch hinzu, dass die junge Frau die schamlose Scene, die sie gesehen hatte, vor Gericht schildern müsse; man werde rücksichtslose Fragen an sie stellen, und wenn die beiden von ihr Beschuldigten ihre gegenteiligen Aussagen beeideten, so würde die Klägerin als hysterische Denunziantin angesehen werden.

Es kam ein unendlich liebevoller Brief Demmingks: sie müsse den Mut haben, sich frei zu machen. „Nicht um meinetwillen so sehr ich [140] Dich liebe, nicht um Unsretwille, so unbedingt wir füreinander geboren sind, nur um Deinetwillen. Dir ziemt es, frei zu sein.“ Und der Weg, den er zu dieser Befreiung vorschlug? Die Trennung von ihrem Kind. Sie solle es Herrn Arnstaedt überlassen, seine alte Mutter werde den Enkel gut betreuen. Dieser grausame Rat brachte Daijas Entschluss zur Reife; anders als Demmingk es erwartete. Sie grübelte nicht mehr, und sie hatte den Versuch aufgegeben, den Zwiespalt ihrer Empfindungen aufzuheben; sie folgte den tiefstverborgenen Befehlen ihres Instinktes: sie *m u s s t e* diesen Weg gehen, und es blieb ihr eine leise Hoffnung, dass es nur ein Umweg zu ihrem Ziele sei. Sie veranlasste Alexe zu einem Brief an Herrn Arnstaedt; ihre Schwester sei bereit, nach Berlin zurück zu kommen, falls er sich verpflichtete, mit Ausschluss jeder persönlichen Gemeinschaft, die Ehe nur noch als äusseren Schein aufrecht zu erhalten.

Nachdem Alexe die Zusage zu diesem Übereinkommen in Händen hatte, schrieb Daija noch einmal an Demmingk, seinen Vorschlag könne sie nicht annehmen; sie erinnerte ihn daran, wie sie selbst als mutterloses Kind gelitten hatte; und sie sollte ihrem Sohn freiwillig dasselbe Los bereiten? Sollte ihr Fleisch und Blut einem Mann überlassen, den sie hasste, in dem nicht die leiseste Vorbedingung war, Liebe zu wecken und die guten Keime, die in jeder Seele schlummern, zu entfalten und zu leiten. Dieses Kind, das schon jetzt die Züge seiner Mutter trug, sollte durch die Bereitschaft ihrer Mütterlichkeit zu einem wertvollen glücklichen Menschen herbeireifen.

Auf der Rückfahrt nach Berlin blickte Njanja immer wieder in das wie zerstörte Gesicht ihrer jungen Herrin. Endlich kauderwelschte sie mit ihrem zahnlosen Mund: „Gnädige sollten nicht so traurig sein, lohnt sich nicht. Gnädiger Herr hat schon mit Köchin scharmuziert, eh unser süsser Junge geboren war.“ Daija sprang auf. Sollte es gelingen, doch noch Zeugen zu finden? „Woher wissen sie das? Wer hat das gesagt? Wer hat etwas beobachtet? Aber die alte Frau schüttelte den Kopf: „Gnädiger Herr gibt sehr gute Trinkgelder. Alle wissen, aber niemand wird böses Wort gegen ihn sagen.“

Bei ihrer Ankunft in der Tiergartenstrasse fand Daija einen zornsprühenden Brief Demmingks vor. Er verwarf alle ihre Gründe; dass sie es über sich vermöge, auch nur den Anschein dieser Ehe auf sich zu nehmen, war eine uner-

trägliche Befleckung. Er wolle nicht Zeuge dieses Triumphes der Niedrigkeit sein, er verzichte darauf, sie wiederzusehn.

Es begann für Daija eine böse, eine gottlose Zeit. Wie war es [141] möglich, dass sie ihren Ehemann so lange ertragen hatte, wenn auch mit innerer Ablehnung, so doch in einer gewissen Bindung. Sie sah ihn jetzt erst zu den Abendmahlzeiten, und sie sorgte dafür, dass durch Gäste ein Alleinsein mit ihm vermieden wurde. Aber wer immer an ihrem Tische sass, – kein Gespräch konnte sich über den seichten Boden der Gedankenlosigkeit erheben. Die Atmosphäre von Torheit, Eitelkeit und Unaufrichtigkeit, die das Wesen des Hausherrn ausströmte, reizte Daija bis zum Unerträglichen. Sie hasste sein grundloses Lachen, unter dem sich innere Unsicherheit verbarg. In erschreckender Weise fühlte sie sich verflachen; sie sah sich selbst als Zerrbild ihres besseren Seins. – Wie sie verstand, dass Demmingk sie verachtete! Und doch, sie vermochte es nicht über sich, ihr Kind zu verlassen. Darin bestärkte sie jeder Tag.

Sie konnte sich mit niemand aussprechen, solange sie den Schein dieser Ehe aufrechterhalten musste. Claus Torsting blieb der getreueste ihrer Freunde, er begegnete ihr mit besonderer Zartheit, denn er fühlte, wie sehr sie litt; aber er fragte sie nicht nach der Ursache ihres Kummers, und sie hätte ihm nicht antworten können.

Sie nahm die Grimasse des Leichtsinns an; sie hatte Verehrer, „Höflinge“, sagte Herr Arnstaedt geringschätzig.<sup>310</sup> Sie versäumte keine Premiere, kein namhaftes Konzert, sie besuchte Gesellschaften und die repräsentativen Feste. Sie hatte sich bei solchen Gelegenheiten an der Seite des Herrn Arnstaedt zu zeigen, das gehörte zu ihren Pflichten.

Auf der Rückfahrt vom Subskriptionsball entsann sie sich der Gefahr, in der sie am ersten dieser Abende gewesen war: nun kannte sie die Gründe der abergläubischen Angst ihres Gatten von der Strafe des Himmels.

Daija fühlte, dass er sie belauerte. Er hoffte, dass sie sich in ein Abenteuer verstrickte, das sein Vergnügen aufhob; dann würde er sie wieder in der Gewalt haben. Wie wenig kannte er die Frau, die er nie besessen hatte. Ihr ganzes äusserliches Treiben war ein Versuch, ihre Liebe zu übertäuben. Wie unbedingt hatte sie an die Gegenseitigkeit aller menschlichen Beziehungen geglaubt! Sie verurteile Demmingks Verhalten nicht; er hatte sie mit Recht verworfen. Aber je mehr sie das einsah, je tiefer sehnte sie sich nach seiner Vergebung, seiner

310 In dem Brief vom 20.07.1920 an ihre Schwester Alice berichtete Ida Dehmel von einem Besuch einige Tage vorher bei der Familie Heinz von Hahn (Claus Torsting) und erinnerte sich dabei auch an ihre Berliner Jahre: „Mir ist er aber immer noch 30jährig, und ich ihm auch. Wir finden uns beständig ‚ganz unverändert‘. Wie gut begreif ich, daß ich den einmal lieb gehabt habe. Auch an unser Verhältnis wollte ja Herr A. [Idas Mann Leopold Auerbach] schließlich seinen Schmutzmaßstab legen.“ (SUB : DA : Z : BR : De : 81.441, S. 4; vgl. vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 649 f.). Vgl. auch Kap. 7.5.1.4.



Hilfe, seiner Mitmenschlichkeit.

Endlich war dieser furchtbare Winter überstanden. Jeden Morgen war Daija mit dem Rad stundenlang allein unterwegs. Und sie atmete [142] auf, wenn sie Berlin hinter sich gelassen hatte; es gab Plätze im Grunewald, die so einsam lagen, dass sie ganz in sich versinken konnte. Ihr Dasein schien ihr manchmal ein böser Traum: „Wach auf aus der Trübsal“, dachte sie, „das Schlimme geht vorbei.“

An einem der ersten warmen Tage las sie in der Zeitung, dass am Wannsee bei einem ländlichen Gasthaus eine Agave in Blüte stehe: ein Exemplar der Art, die im Volksmund die hundertjährige Aloe heisst. Die Pflanze mit ihrem drei Meter hohen Blütenschaft sei eine Sehenswürdigkeit.

Im Demmingks letzten Brief, in dem er sie beschworen hatte, sich freizumachen, schrieb er: „Entsinnst du dich der Agave im botanischen Garten, die endlich vor der Blüte stand; auch du sollst nach sovielem Verzicht aufblühen; das ganze Leben wartet ja noch auf Dich.“

Daija wollte die Agave blühen sehen. Sie fuhr nach Nikolassee; der Wirt erklärte ihr den Weg, sie ging durch den menschenleeren Garten. Vor der Agave stand ein Mann: Demmingk. Daijas Gesicht war plötzlich tränenüberströmt. „Ich weine nicht – ich weine nie“, stammelte sie, und dabei strahlte in der Tiefe ihrer Augen ein seliges Lächeln auf – „es weint aus mir heraus.“ Demmingk sah sie ernst an, dann nahm er sie wortlos und sanft in seine Arme.

Sie sassen stundenlang zusammen. Daija sprach sich alles vom Herzen, sie hatten sich wiedergefunden. „Ich werde dein Schicksal mit dir tragen; ich will mit dir auf den Tag deiner Befreiung hoffen. Ich werde nie mehr“ und Daija gab ihm Recht, – „das Haus in der Tiergartenstrasse betreten. Aber wir werden uns zu gemeinsamen Fahrten treffen; und kannst du nicht zu Frau Martha kommen?“

Nun wurde das Leben beinah gut für Daija. Es gab einen alten Ritterspruch: „Meyn geduld hat ursach.“ Das begriff allen Trost in sich. Sie wusste, auf was sie zu warten hatte.

Ein paar Wochen darauf, – Daija sass mit Gästen in ihrem Wohnzimmer, – wurden Herrn Arnstaedt zwei Bekannte gemeldet; die Herren begrüßten die Hausfrau; sie schätzte den alten Herrn Lottig, einen der angesehensten Bankiers Berlins, hoch; er war von einem bekannten Rechtsanwalt begleitet. Die Herren baten, sie wegen einer dringenden Konferenz zu entschuldigen. Sie zogen sich mit Herrn Arnstaedt zurück.

Um Mitternacht wachte Daija auf; sie glaubte erregte Stimmen zu hören; sie ging in die Vorderwohnung, die Tür vom Essaal [sic] in das Herrenzimmer stand offen. Herr Arnstaedt sprach heftig, seine Stimme überschlug sich: „Ich lasse

mich darauf nicht ein.“ Herr Lottig antwortete ernst und mühsam beherrscht: „Wenn wir uns entschlossen haben, so [143] grosse Opfer zu bringen, um die Folgen ihres, gelinde gesagt, Leichtsinns zu decken, so geschieht es, um das Ansehn unsres Standes zu verteidigen, vor allem aber, um unter den kleinen Sparern eine Vertrauenskrise, für die wir mitverantwortlich wären, zu vermeiden.“

Am nächsten Morgen sass Daija dem alten Herrn in seinem Privatbüro gegenüber. Sie sagte ihm, dass sie unfreiwillige Zeugin seiner Worte geworden sei, und sie bat ihn inständig, ihr die volle Wahrheit zu sagen. Sie erfuhr, dass Herr Arnstaedt sich des Vertrauens seiner Kollegen wie seiner Kunden unwert gezeigt hatte. Nicht etwa durch seinen Verbrauch, sondern durch unsinnige fehlgeschlagene Spekulationen. Nur wenn Daija bereit sei, wenigstens vorläufig, auf die Rückgabe ihres Vermögens zu verzichten, – werde sich ein unehrenhafter Bankrott und darauf folgendes gerichtliches Verfahren verhindern lassen.

Daija gab im Interesse ihres Kindes sofort ihre prinzipielle Zustimmung; auch auf den Erlös aus der luxuriösen Möbelausstattung wolle sie gern verzichten. Sie bat Herrn Lottig, ihren Vater, der sicher morgen früh in Berlin eintreffen werde, genau zu unterrichten; er möge ihm auch einen juristischen Berater empfehlen, da sie zu dem Herrn Arnstaedt befreundeten Rechtsanwalt kein Vertrauen habe, und schliesslich sprach sie die Bitte aus, Herr Arnstaedt möge noch heute veranlasst werden, die gemeinsame Wohnung zu verlassen. Sie wünschte ihm nicht wieder zu begegnen.

Nachmittags fragte der Diener an, ob er Herrn Arnstaedt die von ihm telefonisch angeforderten Sachen bringen dürfe. Daija erklärte ihm, er möge sich zur Verfügung des Herrn Arnstaedt halten, sie bedürfe seiner Dienste nicht mehr. Sie kündigte auch der Kammerjungfer; die alte Köchin, die sie damals nach der Rückkehr engagiert hatte, erklärte, sie habe in diesem Jahr genug verdient; sie bliebe ohne Lohn bei Daija bis alles geordnet sei. Als Herr Lenzing am nächsten Morgen tief erregt eintraf, fand er seine Tochter gefasst und zu klaren Entschlüssen gereift. Sie erklärte auch ihm ihre Bereitschaft, auf die Rückgabe ihres Vermögens zu verzichten; sie werde auch nicht ein Stück von dem behalten, was vom Gelde des Herrn Arnstaedt angeschafft worden sei. Sie werde mit ihrem Kind und der Njanja eine kleine Wohnung in einem ländlichen Vorort Berlins beziehen und dort ganz bescheiden und zurückgezogen leben. Vorbedingung für all dies sei, dass Herr Arnstaedt sofort in die Scheidung einwillige und auf jedes Recht an dem Jungen verzichte. Sie müsse dann freilich den Vater bitten, vorerst für sie zu sorgen; aber, wenn sie Njanja behalten dürfe, hoffe sie, bald soweit zu sein, etwas zu verdienen.

[144] Der Vater war sehr gütig; er stimmte allen ihren Vorschlägen zu. Nur

erst erfuhr sie, dass ein Teil ihrer mütterlichen Erbschaft noch in dem Weingut investiert ruhe; selbstverständlich würde das Einkommen daraus nun an sie gehen. Für das Übrige würde der Vater aufkommen, und wenn er auch Daijas Wunsch nach einem vorerst zurückgezogenen Leben begreife und billige, so möge sie sich nicht durch das belastet fühlen, was er ihr von jetzt an regelmäßig zur Verfügung stellen werde. Das sei, damit schnitt er ihren Dank ab, der Ausgleich einer Schuld.

Während der Vater zu Herrn Lottig und zum Anwalt ging, fuhr Daija zu Demmingk. Wie wunderbar er mit ihr eines Sinnes war: kein Aufleuchten seines Auges verriet, dass er über ihre Befreiung voll Jubel war. Er zeigte sich teilnehmender, hilfsbereiter Freund. Er werde eine Wohnung suchen, Daija dachte an Tegel, eine kleine möblierte Behausung, wenn möglich inmitten eines Gartens. Frau Martha riet dringend zu einem Landhäuschen, das in ihrer Strasse leer stand; sie wisse ja, dass Michael seine Freundin viel sehen wolle; die Resignation ihres Tones verriet, dass sie ahnte, wie es um ihren Mann und Daija stand. Ob es da nicht für alle Teile besser sei, dass sie ganz in der Nähe wohne. Daija war gerührt und beschämt; sie sprach offen über die Gründe, die sie veranlassen, den gutgemeinten Vorschlag abzulehnen. Sie brauchte Ruhe, um sich wieder zu festigen. „Mein Herzfeuer,“ dachte sie, „muss von neuem angefacht werden.“ „Lassen Sie mir Zeit,“ bat sie, „ich muss erst mein Gleichgewicht zurückgewonnen haben.“

Es gelang Demmingk, ein Unterkommen zu finden, das in allem Daijas Wünschen entsprach. Wenn sie je sich selbst ein Besitztum erbaut hätte, es wäre nicht anders gestaltet worden als dieses Heim. Es war ein einstöckiges Häuschen, zu dem Humboldtschen Herrensitz gehörend; nur ein niedriges Holzgatter trennte es von dem herrlichen Schlosspark, und es fand sich sogar eine kleine Tür, die hinüber führte. Es wurde der Kavalier-Pavillon genannt,<sup>311</sup> weil es ursprünglich für bevorzugte Gäste bereit stand.

Eine breitgelagerte Wiese trennte das Haus von der Strasse, ein weitausladender Magnolienbaum deckte fast die ganze Front. Ein schmaler Fusspfad führte zum Eingang. Nur die Küche und das Nebengelass lagen zur Strasse; die drei Zimmer, mit tief herunterreichenden oben abgerundeten Fenstern, gingen auf den Park: zu den Seiten die beiden Schlafzimmer, in der Mitte das mit sicherem Sinn für Behaglichkeit und Schönheit eingerichtete Wohnzimmer. Unter der Decke lief ein Fries: kleine Putten abwechselnd mit Früchten und Blumenkörbchen. Ein runder [145] Mahagonitisch, Bücherschränke in die Wände ein-

311 Brief Ida Dehmels an Marie Stern vom 17.10.1941: „Dies übrigens [...] habe ich erfunden. Und den Kavalier-Pavillon in Tegel auch. Alles Andre ist bis auf kleine Ausschmückungen wahr.“ (SUB : DA : Z : Br : De 82 : 82.525, S. 3).

gelassen; mit hellgrundigem Chintz bezogene Sessel standen in den Fensternischen; rechts der edle Bechstein-Flügel, den Herr Lenzing seiner Tochter zur Hochzeit geschenkt hatte, links ein schön geschwungener Boullés-Schreibtisch.<sup>312</sup> Daijas Schlafzimmer glich der Gaststube bei Mutter Phine: helles Birkenholz aus der Empirezeit. Eine breite Glastüre führte über die halbgedeckte Terrasse in den Garten. Wie fühlte sich Daija zu Hause, als sie dort eine Kastanie entdeckte! Waren nicht ihre Blätter Verwandlungswunder, wie sie in einem einzigen Sommerhalbjahr einen ganzen Lebensweg durchliefen! Wenn die frühesten Blattriebe die braune harzige Hülle sprengten, das waren doch helle, junge, zarte Kinderfinger, die ans Licht des Tages kamen. Dann breiteten sie sich aus, Saft schoss in sie und gab ihnen Farbe, und da stand der Baum und öffnete weitausgestreckte Mutterhände. Kam dann der Herbst, gab es die letzte Metamorphose; die Blattfinger wurde faltig und blass, feine alte Damen- Hände. Nun durfte der Sturm sie davontragen.

In Erdingen stand die schönste Kastanie, die Daija je gesehen hatte. Ihre Wurzeln ruhten in unbekannten Tiefen unter dem Kelterhaus; als der Baum dort bis zum Dach hinaufgewachsen war, wollte der Grossvater ihn herausreißen lassen; aber Daijas damals halbwüchsige Mutter hatte mit solcher Inbrunst um die Erhaltung des Baumes gebettelt und geweint, dass ihr Vater etwas wie abergläubische Furcht vor dem Flehen seines Kindes empfand; es wurde eine Breche in das Dach geschlagen, und nun schoss der Baum, als wolle er danken, hoch und breitete seine Krone weit über den Garten aus. Das Wunder der sich entfaltenden Blätter entzückte das Kind Daija; und dann die unübersehbare Fülle von Blütenkerzen! Wenn aber erst die stacheligen Früchte vom Dach herunterkollerten und die tiefglänzenden, rotbraungoldene Kugeln in Daijas Händen lagen, das war das schönste Spielzeug, das der Garten bescherte.

Nun stand Daija mit ihrem Jungen vor der mit einer Bank umrundeten Kastanie, und schon fühlte sie sich daheim. Ja, hier sollte ihr Sohn aufwachsen; sie wollte alle Kraft ihrer Seele daran setzen, ein Geschöpf aus ihm zu formen, das vor Gott und den Menschen Wohlgefallen finden würde.

Den Jungen an der Hand durchstreifte Daija ihren Garten. Das war ein Paradies. Zwei herrlichen Akazien wuchsen da; und ganz am Ende, beim Übergang in freies Feld, drei hohe Pappeln neben einem kleinen mit Wasserrosen bedeckten Teich. „Was brauche ich Menschen“, dachte Daija, „wenn ich diese Bäume um mich habe?“ Der Garten wurde von den Schlossgärtnern mit bestellt; sie versprachen ihr, dass sie im [146] Frühjahr selbst bestimmen dürfe, welche Blumen gesät werden sollten. – Daija spannte eine Gondel-Hängematte, die sie

312 Barockschreibtisch vom Möbeltischler André-Charles Boulle (1642–1732).

schon als Mädchen gehabt hatte, zwischen die Akazien, und da lag sie nun mit ihrem Jungen in den Armen. Eins der ersten Worte, das er sprach, war „singen“. „Mumm, singen,“ zwitscherte er. Und sie sang. Sie sang das Alphabet mit wechselnden Konsonanten immer zu der gleichen-rhythmischen Melodie:

i bi ci di i if gi –

oder

u bu cu du u uf gu

am schönsten fanden sie es mit beiden mit eu:

eu beu ceu deu eu euf geu,

und da das Zett keinen rechten Abschluss für ihren Singsang gab, schloss das Lied mit

zettelepeu.

Dieses Zettelepeu wurde das Kosewort zwischen Mutter und Sohn; wenn er, viele Jahre später, als er ihr schon über den Kopf gewachsen war, heimkam und sich über sie beugte und in fragend zärtlichen Ton „Zettelepeu?“ sagte, dann hiess das: „Hast du mich noch so lieb wie damals?“ oder es konnte heissen: „Das Leben ist schön“, und alles ist gut.“

Einfach und unendlich beglückend gingen jetzt Daijas Tage dahin. Die Njanja besorgte den bescheidenen Haushalt, Daija übernahm die Pflege ihres Jungen. Es war ein wunderbar warmer Spätsommer. Und so durfte der kleine Mann nackt in der Sonne spielen. Daija sah die Strahlenkringel auf seinem Körper tanzen – sie fühlte jeden Atemzug als Beglückung. Zum ersten Male in ihrem Leben hatte sie keine seelische Belastung zu tragen. Nichts wurde ihr aufgezwungen, sie gehörte sich selbst; eine grenzenlose Dankbarkeit liess sie ihr Dasein als Gnade empfinden. –

Der Kavalier-Pavillon lag weitab von der Bahnstation; andre Verbindungen gab es nicht, auch keine Droschken. So verbot es sich von selbst, dass Daija an abendlichen Veranstaltungen in Berlin teilnahm. Sie fühlte sich auch nicht dazu verlockt, das hatte sie alles bis zum Überdruß gekostet; damit hatte sie abgeschlossen. Aber es fehlte ihr nicht an Gästen. Wieviel tiefer waren die Gespräche hier draussen in der Stille, im kleinen Kreis. Hatte Andreesen in der Stadt je so herrlich Schubert gespielt? Es lag eine solche Weihe der Versunkenheit über ihm, dass man nicht wagte, ihn während seines Spieles anzusehen.

Und Michael kam, er kam fast jeden Tag. Ja, nun war Daija frei [147] geworden. Sie war so erstarrt, dass es keine Ketten gab, die sie wieder anschnitten hätten können. Nichts stand mehr zwischen Michael und ihr. Frau Martha? Daija hatte die bestimmte Empfindung, dass sie Frau Martha nichts wegnahm. Was Michael Daija schenkte, das hatte keine Frau vor ihr besessen; was sie ihm gab, das hatte er niemals vorher empfangen.

Frau Martha hatte eine kluge Überlegenheit; ihr philosophischer Verstand fand Gefallen an der Zergliederung von Begriffen und Gefühlen. Daraus und aus einer gewissen angeborenen Passivität war sie zur Weisheit des *laissez faire*, *laissez aller* gelangt.

Daija vermochte es, ihren Verstand ganz auszuschalten; sie hatte eine rein elementare Bereitschaft in sich, Glied der Natur, Teil aller Kreatur zu werden. Sie fühlte das Entzücken eines stolz dahintänzelnden Pferdes mit; sie sah den Kühen, die auf dem freien Feld jenseits ihres Gartens wiederkäuerten, mit einer Innigkeit zu, als empfinde sie von ihnen Ruhe; sie schwang sich mit den Lerchen in die Luft und tirilierte mit ihnen in die Himmelsbläue; sie blühte mit den Rosen und strömte ihre Seele in deren Duft aus.

Was aber war mit ihrem Mitmenschentum, mit ihrem Frauentum?

Sie hatte immer ihre Natur gegen andre abgrenzen müssen. Abwehr und Verteidigung gegen ihre nächste Umwelt, dazu hatten alle Erfahrungen sie gezwungen. Der Umkreis ihrer Beziehungen war bisher auf die schmale Schicht derer beschränkt geblieben, die auf ähnlicher Bildungsstufe wie sie selbst standen. Wie primitiv war ihr Geben an Bedürftigen gewesen; empfand sie nicht Grauen vor Armut und eklen Gebrechen? Viel hatte sie noch zu lernen. Michaels umfassende Güte zu jeder Seele würde sie menschenfreudig machen.

Ihr Frauentum! Es lag fast zehn Jahren zurück, seit sie zum ersten Mal eine Regung der Liebe empfunden hatte; aber sie hatte nicht aufblühen dürfen, und dann war alles Gefühlsleben in ihr erstarrt. Sie hatte geglaubt, dass sie in dieser Versteinigung ihr Leben lang verharren müsse. Und nun? Wie man in der Natur nicht das Wachsen beobachten kann, sondern plötzlich vor dem Gewachsenem steht, so fühlte sie sich zu aller Liebesbereitschaft aufgetan. Sie durfte ihr unverstelltes Antlitz zeigen; sie entriegelte ihre viel zu lange geschlossenen Lippen. Ihre bisher gefesselte, nun überströmende Lebensfülle trug sie dem Manne zu, für den sie sich vorbestimmt fühlte. Sie gelangte zur Überzeugung, dass starke Menschen durch unnennbare Elemente zur endgültigen Form ihres Daseins vorbestimmt sind, und dass, wenn solche Naturen ihrem anderen Ich begegnen, es zum Wunder der völligen [148] Verschmelzung, zu einer begnadeten Einheit kommen müsse. Sie lebte nur noch dem selig Umfriedeten ihrer Gegenwart, dem Glück jeder Stunde; und sie hatte keinen anderen Wunsch, als dass

der kommende Tag nicht anders verlaufe, als der zur Ruhe gegangene.

Dem Sommer war ein goldener Herbst gefolgt, der Winter schneite das Häuschen ein, Buchenscheite prasselten im Kachelofen, – das Christfest kam. Michael hatte den heiligen Abend bis ins kleinste vorbereitet; in seiner Weihnachtsdichtung sollte Daija die Christfee sein, er der Knecht Rupprecht. Am Nachmittag schon kam er im Schlitten an; er brachte eine liebevoll geschmückte Tanne. Dann wurde der Christian eingemummelt, die Njanja nahm ihn auf den Schoss, Daija und Michael stiegen ein, und fort gings durch den dicken Schnee. In einem kleinen Gasthaus, nahe der Demmingkschen Wohnung, hatte Michael zwei Zimmer heizen lassen, denn die Rückfahrt sollte erst am nächsten Morgen angetreten werden.

Nun stand Daija, schon im Gewand der Christfee, in Demmingks Arbeitszimmer und liess die Geschenke, die sie gleich verteilen sollte, durch ihre Hände gehen. Es war eine Gabe dabei, die sie mit tiefer Freude ansah: die rührend gültige Haushilfe, die brave Anne, die nie vordem ihr pommersches Dörfchen verlassen hatte, quälte sich schwer mit Heimweh; Demmingks hatten den Eltern Geld geschickt, damit sie sich für ihre Einzige fotografieren lassen konnten. Nun sah Daija auf das Bild. In diesem Augenblick kam Frau Martha ins Zimmer; sie trat auf Daija zu, und mit einem fast feindlichen Blick sagte sie: „Dieses Bild war meine Idee, das will ich selbst der Anne geben.“ Ehe Daija erwidern konnte, hatte Frau Martha ihr das Bild aus der Hand genommen und war gegangen. Gleich darauf, während Daija noch dastand, als habe sie einen Schlag erlitten, öffnete Frau Martha von der anderen Seite her die Tür ins Musikzimmer, wo Anne und Njanja mit den Kindern erwartungsvoll sassen. Indes die Kinder die Gäste aus dem Wunderland mit grossen Augen anstarrten, spielte und sang Frau Martha eins der frommen alten Weihnachtslieder; alle fielen ein. Der Christian machte auch mit; singen konnte er noch nicht, aber er jauchzte; dieses Jauchzen, mit dem er während der folgende Bescherung jede Gabe begrüßte, wer immer sie bekam, war Daija Trost an diesen Abend, der ein Fest hatte werden sollen, und dem durch einen Missklang aller innere Frieden genommen war.

Es gab ein peinvolles Zusammensein, nachdem die Kinder zu Bett gebracht waren. Frau Martha sprach skeptisch davon, dass im kommenden Jahr wohl eine solche Vermummung nicht mehr möglich sein werde; ihre [149] Kinder seien dann schon zu wissend, um nicht sofort den Vater zu erkennen, und mit der zerstörten Illusion habe das Spiel seine Berechtigung verloren. Demmingk widersprach, er habe sich schon diesmal überlegt, ob er am Schluss die Kapuze herunterstreifen und den weissen Bart abnehmen solle, um dann seinen Kindern zu sagen: „Seht, das alles haben eure Eltern sich für euch ausgedacht!“

Daija erinnerte sich des Augenblicks, in dem der Vater als Sterndeuter in

ihrem Kinderschlafzimmer erschienen war; hatte nicht gerade das Wissen darum, dass diese übermenschlich grosse Gestalt der Vater war, der Eindruck des Unfasslichen gesteigert!

Sie verabschiedete sich früh, Michael begleitete sie. „Was war das? Was geht vor“ war ihr erstes Wort, als sie sich durch die Schneenacht einen Weg bahnten, und Michael berichtete. Seit einiger Zeit lasse Frau Martha kaum einen Tag vorübergehen, ohne ihn in quälende Gespräche zu verwickeln. Sie hatte gewünscht, das gestand sie ihm offen, dass die junge Frau in ihrer Nähe wohne, „dann wäre sie dir bald zur Alltagserscheinung geworden, und damit hätte sie ihren Zauber für dich verloren.“ „Du musst dir doch klar sein, welche von uns beiden du liebst,“ hatte sie ihm heute früh zugerufen. Und Demmingk hatte geantwortet: „Ich liebe euch beide; du bist die Mutter meiner Kinder, du bist eine wunderbar reife weise Seele, du hast mich als jünger Mensch aus den schlimmen Wirren gerettet, du hast mich auf den Wegen meiner Kunst begleitet. Daija ist ein unerschöpflicher Teil der Natur, noch lang nicht endgültig geformt wie du. Die Unmittelbarkeit ihres Wesens, die aus ihrer Erscheinung wie aus ihrer Ursprünglichkeit ihrer Sprache hervorbricht, – wenn sie spricht, sehe ich eine Wiese voller Blumen vor mir – das helle Feuer ihrer Lebensenergien – wie sollte ich sie nicht lieben? Auch dich entzückt doch dieser Strom von Gedichten den sie aus mir herausgelockt hat. Tu ihr nicht unrecht: nichts wünscht sie weniger, als dir etwas zu nehmen, sie verlangt nichts anderes als das, was ihr jetzt, nach soviel Leid, das Schicksal gewährt.“

Michael hatte in großer Erregung gesprochen, Daija versuchte ihn zu beruhigen; sie beschwor ihn, die Geduld nicht zu verlieren. Sie hatte die seltsame Empfindung, als sei sie selbst nicht einbezogen in diese Kämpfe. Was sie mit Michael verband, das war unantastbar.

Und Frau Martha? Hatte sie jemals die ungeteilte Liebe ihres Mannes besessen? Vielleicht in der ersten Ehezeit. Seither aber war ein ewiges Suchen in Demmingk, eine Unrast, die ihm von Mensch zu Mensch, von Frau zu Frau trieb, bis er Daija gefunden hatte. „Als ich dich zum ersten Mal sah,“ gestand er ihr, „geriet ich in deinen Bann. Im [150] Augenblick, als du in dein Wohnzimmer gehen wolltest und dich zu mir zurückwendetest: „Wollen Sie nicht mit mir kommen?“, da musste ich meine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um dir nicht zu Füssen zu stürzen „wohin du willst“ –. Wie genau entsann sich Daija des undeutbaren Zuckens, das damals blitzschnell über sein Gesicht gewettert war.

Während sie durch die lautlose Nacht schritten, sprach Demmingk zum ersten Mal davon, dass es ein Leben ohne Daija für ihn nicht mehr gäbe. Er werde mit unablässiger Geduld, mit zartester Rücksichtnahme, aus dem Bewusstsein



einer tief verpflichtenden Dankesschuld, aus wahrer Herzensüberzeugung heraus alles versuchen, um Frau Martha von ihrem Wahn der Alternative abzubringen. „Meine ganze Liebeskraft werde ich mit völliger Selbstlosigkeit daran setzen. Ich werde nichts tun, um die Kette zwischen ihr und mir zu sprengen; meine Liebe zu dir weiss nichts von einer Bindung ausser uns, und du fühlst ebenso, das weiss ich. Wenn aber alle meine Bemühungen fruchtlos bleiben, wenn Martha mich tatsächlich zur Wahl zwingt, dann gibt der Himmel uns beiden das Recht, uns für alle Ewigkeit zu verbinden.“

Die folgenden Wochen standen unter dem Einfluss der schweren Krise in der Demmingschen Ehe. Michael bot alle Überredungskunst auf, seine Frau von dem Unheil ihrer Entweder - Oder - Forderung abzubringen. Er kämpfte nicht um sein Glück, das war ihm gesichert, wie immer Frau Martha sich entscheiden würde. Viel klarer als sie erkannte er die tragische Fügung, die vom Anfang an über ihre Ehe verhängt war. Die Unhaltbarkeit einer Verbindung, die gläubig und mit dem Anspruch auf lebenslängliche Dauer geschlossen war, hatte sich erwiesen. Sie hatten heilige Gelöbnisse ausgesprochen; niemals, so sagte Frau Martha, hatte sie sich dagegen vergangen; wie konnte von ihr verlangt werden, dass sie jene Schwüre als nun zeitlich bedingt ansehen sollte.

Sie hatte die unverrückbare Überzeugung von ihrem schliesslichen Sieg, weil ihr Weltbild keine andere Vorstellung zulies.

Michaels Mitgefühl für Frau Martha liess ihn ihr Ringen und den Widerstand, den er ihr leisten musste, zur Pein werden; er quälte sich mit dem Empfinden, dass die Kinder, die keinen Augenblick der Fröhlichkeit mit den Eltern erlebten, trübselig werden. So schien die Notwendigkeit, eine Lösung dieser Konflikte zu finden, immer dringlicher. Es reifte in ihm der Entschluss, sein Heim zu verlassen. Frau Martha sollte zur Ruhe kommen, und er musste allein sein. Er hatte die Hoffnung aufgegeben, sein Dasein in der bisherigen Form aufrechterhalten [151] zu können. Ihn verlangte nach einer Selbstprüfung; er musste, unbeeinflusst von persönlichen Einwirkungen, entscheiden, ob er, der Sechsenddreissigjährige, im blühendsten Mannesalter Stehende, künftig nur noch ein Leben der Verpflichtung in seiner Familie zu führen habe, oder ob er berechtigt sein, sich ein Glück aufzubauen, das ihn dazu befähigen werde, alle Möglichkeiten seiner Persönlichkeit wie seines Künstlertums zu entfalten.

Kurz vor Ostern verliess er Berlin. Er fuhr zunächst zu Vorbrüggen, um sich mit dem vertrauten Freund auszusprechen; bei ihm wollte er eine Weile bleiben. Sein Ziel war eine der Nordseeinseln, wo er so früh im Jahr sicher der einzige Gast sein würde.

Kaum war Michael abgereist, so erhielt Daija ein Briefchen von Frau Martha,

sie habe den Wunsch, sich mit ihr auszusprechen; sie bat Daija am nächsten Tag zu ihr zu kommen. Daija wusste, dass Frau Martha sie ablehnte; „wieviel lieber hätte ich dich Helene Castro überlassen, „hatte sie eines Tages ihrem Mann zugerufen, „da wärest du behütet gewesen; ein Zusammenleben mit jener Frau wird sich als beständige Gefährdung für dich erweisen.“ – Daijas Verhalten war ihr klar vorgeschrieben: höflichste Respekterweisung war selbstverständlicher Tribut. Gegen alles, was den Unterton einer Schuldzuschreibung innehatte, fühlte sie sich durch das Bewusstsein ihrer Willensreinheit gefeit. Sie wollte versuchen, zu begreifen, was Frau Martha zu ihrem Verhalten trieb; so hoffte sie, würde sie Michael am ehesten raten können. Sie erkannte, dass die zarte Frau in der Ehe die stärkere geworden war. In feinfühligem Naturen hat der gesunde Mensch gegenüber den Leidenden ein stetes Schuld-bewusstsein. Hier aber war dazu gekommen, dass der seinen Phantasiegebilden nachjagende Künstler sich immer wieder verstrickt hatte; das grossmütige Verstehen und Verzeihen der Frau vermehrte seine Anerkennung ihrer Weisheit und Güte. Sie war die edle Dulderin und er immer wieder ihr Schuldner.

Was Frau Martha in der Unterredung vorbrachte, war ein aussichtsloses sich-im-Kreis-Drehen, aus Starre und Schwäche gemischt; die Ballung der Triebkräfte war nicht zu entwirren. Es hatte den Anschein, als wenn sie selbst nicht wisse, warum sie „alles oder nichts“ erzwingen wolle.

Als Daija nach stundenlangen Erörterungen heimfuhr, war die Andere ihr fremder geworden, als sie es je vorher gewesen war.

Nach wenigen Tagen erfuhr Daija von Michael, dass Frau Martha ihm nachgereist war. Sie glaubte bei Vorbrüggen eine Unterstützung ihrer [152] Idee zu finden; sie hoffte, dass er die junge Frau ebenso ablehnte, wie sie selbst es tat. Sie war überzeugt gewesen, dass sie Daija klar machen könne – und da hatte das endlose Gründe-Aufzählen wieder begonnen, das nichts fruchten konnte, weil sie neben den Naturmächten, die jetzt Demmingks Leben lenkten, kraftlos waren. So fuhr Frau Martha zurück, ohne die notwendige Klärung gefördert zu haben.

Es klang viel Trauer aus Michaels Bericht. Die Unmöglichkeit sich mit Frau Martha zu verständigen, hatte sich endgültig erwiesen. Solche Begegnungen durften sich nicht wiederholen. Er musste in die Nordsee-Einsamkeit, er musste seine Seele reinbaden; erst wenn er alles von sich gestreift habe, was als Kette um ihn lag, werde er die Freiheit und die Kraft zu seiner grossen Arbeit finden. Er beschwor Daija, sie möge ihm ein paar Tage der Gemeinsamkeit schenken. „Lass uns endlich, endlich frei sein von unsrer bisherigen Umwelt.“

Sie lebte drei glücküberströmte Tage in einem Elbdorf, das mit seinen Trep-

pengassen und in der Art, wie es sich hochbaute, an süddeutsche Landschaften erinnerte. Sie lagen am Strand, liessen den Sand durch ihre Finger rinnen, eines in den Anblick des anderen versunken, in tiefsten Frieden beide ganz aneinander aufgeblüht, gewiegt von der Gnade der Erfüllung. Sie liefen Hand in Hand durch die Heide, durchkreuzten den Wald, beglückt durch den gleichen Rhythmus ihrer weitausgreifenden Schritte, immer getragen vom Gleichklang ihres Herzschlags. „Wenn wir je heiraten können,“ sagte Michael, „meinst du nicht, dass wir hier wohnen sollten?“

Als Daija abreiste, war das Band zwischen ihnen unlösbar geknüpft; sie waren füreinander geboren und nichts konnte sie trennen: nicht das Leben, nicht der Tod.

Die folgenden drei Monate verbrachte Daija in strenger Zurückgezogenheit; jeder Gast würde sie nach Demmingk gefragt haben; sie hätte leere Worte als Lüge empfunden; Künftiges sollte getan, nicht beredet werden. Sie würde sich für eine Weile von Christian trennen müssen; das war schwer, aber er würde in treuster Fürsorge sein: Vorbrüggens hatten sich bereit erklärt, ihn zu sich zu nehmen; sie würden für ihn sorgen wie für ihr leibliches Kind; in ihrem Töchterchen fand er eine Gespielin.

Der Kavalier-Pavillon musste verlassen werden – jetzt blühten dort alle für Daija gesäten Blumen – lebt wohl!

Die Zeit war gekommen. Es gab noch einen schmerzlichen Abschied von der Njanja, dann fuhr Daija mit ihrem Jungen zu Vorbrüggens. Sie [153] blieb ein paar Tage dort, bis er sich vollständig eingewöhnt hatte; dann kam Michael, um sie abzuholen.

Sie reisten zunächst nach Süddeutschland. Reiche junge Leute hatten dort einen neuen Verlag gegründet, sie bewarben sich um Demmingk als Mitarbeiter. Er las ihnen in einem geladenen Kreis sein in der Einsamkeit fast vollendetes grosses Werk vor.

Es wurde ein sehr günstiger Vertrag auf zunächst drei Jahre abgeschlossen; so war es Demmingk ermöglicht, an Frau Martha den gleichen Betrag zu schicken, mit dem sie bisher ihren Haushalt geführt hatte.

Daijas Verbrauch in Tegel war gering gewesen; sie hatte einmal ihrem Vater darüber geschrieben, um ihn nahzulegen, ihr nur die Hälfte des ihr Zugesagten zu schicken. Darauf war der Vater nicht eingegangen: „Ich schicke dir nicht mehr, als was Dir zum persönlichen Bedarf zuzukommen hätte, wenn Dein Vermögen nicht, ohne Deine Schuld, vergeudet worden wäre. Du bist noch jung, hast wenig von der Welt gesehen – was Du jetzt nicht verbrauchst, wird Dir einmal für Reisen oder wonach Du sonst verlangst, zugute kommen.“

Daija hatte ihren Mädchennamen wieder angenommen; Michael freute sich darüber wie ein Kind: Daija Lenzing, das war ihm ein Gesang, das war das ver-

gangenheitslose Mädchen, nur die Seine.

So konnte die grosse Reise sorglos angetreten werden; sie nahmen wenig Gepäck mit, sie würden sparsam haushalten müssen.

Es war ihre Absicht, ehe sie Deutschland vielleicht für mehrere Jahre verliessen, in Karlsruhe Station zu machen. Michael verehrte den dort wohnenden Altmeister der deutschen Malerei, und Hans Thoma<sup>313</sup> dankte es ihm mit väterlicher Anteilnahme. Der Blick, mit dem er Daija prüfte, erinnerte sie an die Art, wie Michaels Vater sie, Leib und Seele durchforschend, bei der ersten Begegnung angesehen hatte – aber auch jetzt fand sie Gnade, das liess Thoma sie fühlen. Am nächsten Vormittag führte er die Beiden in das Museum, um ihnen die zwei Bilder des Mathias Grünewald zu zeigen, die auf seine Veranlassung von Tauberbischofsheim dorthin gebracht worden waren. Sie waren aufs Tiefste erschüttert, niemals hatte Daija eine Darstellung gesehen, die sie so ergriffen hatte. Erst vor diesen Bildern offenbarte sich ihr bis zu Letzten das göttliche Vorbild, das der Kreuzestod bedeutete.

Wirkte die hohe Kunst des Malers, dessen Namen sie bisher nicht einmal gekannt hatte, so erleuchtend auf sie, oder hatten sich ihr im Glück der Erfüllung neue Hellsichten aufgetan? – Als Thoma von dem Hauptwerk Grünewalds sprach, das in Kollmar stand, bedurfte es nur eines Blickes zwischen ihnen: sie hatten beide den Wunsch, dorthin zu [\[154\]](#) fahren.

Sie blieben drei Tage in der stillen Kleinstadt, einer beseligenden Ruhe hingegeben, immer wieder aufglühend vor der erhabenen Kunst des alten Meisters. Es waren hohe unvergessliche Weihstunden, die sie vor diesen Tafeln verbrachten. „Deutschland zeigt uns, eh wir in die Fremde ziehen, seine edelsten Schätze,“ sagte Michael, „damit wir nach der Heimat zurückverlangen.“

Am Gardasee machten sie ihr erste Rast. Michael war entzückt von seinen südlichen Ufern; er fühlte sich an die märkische Heimat erinnert, die mit der Üppigkeit des warmen Klimas überaus reizvoll vereint schien. Sie wohnten in einem behaglichen Gasthaus, „Promesso sposi“ [sic]. Und so gut und so daheim fühlten sie sich, dass sie beschlossen, vor der Rückkehr nach Deutschland längere Zeit hier zu verweilen.

Sie fuhren in langsamen Etappen auf monatelanger Entdeckungsfahrt durch Italien ihrem Ziel entgegen: Griechenland.<sup>314</sup> Ein Berliner Freund hatte ihnen in

---

313 Die Autorin wies Harry Graf Kessler (1868–1937) dieses Pseudonym zu und spielte an dieser Stelle auf seine Besuche bei Richard Dehmel und Ida Coblentz im September 1901 in Heidelberg an. Vgl. Brief Ida Dehmels an Alice Bensheimer vom 06.09.1901: „Kessler war vorgestern morgen, also eh er zu uns kam, in Karlsruh gewesen, und so begeistert von den 2 Grünewalds, die [...] hingekommen waren, daß er uns einlud gestern hinzufahren. Wir thaten so.“ (SUB : DA : Z : Br : 81.52, S. 1; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 86–88).

314 Die Reise nach Griechenland fand von ca. Mitte April bis Mai 1900 statt. Im Juni erkrankte Daija auf der

den blühenden Farben ein Refugium empfohlen: die kleine Mausinsel bei Korfu, Ponte connisi.

Endlich sahen sie das winzige Eiland im Meerliegen: Böcklins Toteninsel. Sie liessen sich hinübereudern: ein altes verfallenes Kloster, nur von einem schmutzstarrenden, langbezopften Mönch bewohnt, ein beschwerlicher Kletterpfad über die Klippen ringsum, das war alles, was sich ihnen bot. Schauend im Gedanken hier hausen zu müssen, flohen sie nach Korfu zurück.

Im Hotel lernten sie einen verarmten griechischen Aristokraten kennen, der ihnen den Vorschlag machte, sie als Reisemarschall durch Griechenland zu führen. Vier Wochen werde die Durchquerung des Peloponnes bis hin nach Athen auf Mauleseln dauern; eingeschlossen war der Besuch von Sparta. Herr Riki, wie er sich nennen liess, würde eine kleine Karawane zusammenstellen, ihre Reittiere, zwei Pferdetreiber, ein Pferd für den Führer, zwei Gepäckpferde, denn es musste alles mitgenommen werden, was zu den unbedingsten Bedürfnissen gehörte; Nahrungsmittel, Schlafsäcke und so weiter.

Daija zeigte sich den Strapazen der Reise gewachsen, nur einmal, als sie fast zwölf Stunden mit ganz kurzer Mittagsrast geritten waren, bat sie um einen Ruhetag. So machte Michael den Ausflug nach dem Tempel von Phigalia ohne sie. Für sie aber war der Tag ein lustiges Erlebnis. Sämtliche Bewohner des kleinen Bergnestes kamen, um die fremde Dame zu bestaunen. Sie betrachteten sie wie eine ausgestellte Sehenswürdigkeit, befühlten ihren Kleiderstoff, bestürmten sie mit Fragen, und sie konnten nicht begreifen, dass die fremde Frau ihre [155] Sprache nicht verstand; sie musste schwerhörig sein, und also artikulierten sie so deutlich sie konnten. Dann schrien sie, so laut es ging. Als Daija erst lächelte und dann laut lachen musste, löste das einen wahren Freudentanz aus: nun endlich also hatte die Fremde sie verstanden.

Es waren nicht die kargen Reste einer hohen Kunstblüte, die die Reise durch dieses Land beglückend machten. Die Sanftheit der Berglinien tat den Augen unendlich wohl. Nichts Grelles störte in diesem Eden. Das Silber der Olivenbäume gab den Grundton aller Farben. Und da waren überall zu Daijas Entzücken Blumen über das Land gestreut; was in Deutschland nur in gärtnerischer Pflege gedieh, das wuchs hier wild. Vollblühende Rosen, vom Volk nicht Zentifolie sondern Sechzigblättrige genannt, strömten aus Gräben und an Wegrändern ihren milden Duft aus, und überall standen Büschel weitaufgetaner Ranunkeln in leuchtendem Violett und strahlendem Purpur. Zu hohen Wällen wölbten sich die Glyzinien; unendlich zart hoben sich ihre lila Trauben

vom Himmel ab. „Wenn wir je ein eigenes Haus haben können,“ rief Daija Michael zu, „möchte ich eine ganze Wand voll Glyzinien haben. Und wäre es dir recht, wenn ich Clematis pflanze? Ich liebe sie so sehr. Und Passionsblumen?“ In strahlender Zustimmung nickte er ihr zu.

Das Volk machte den gleichen Eindruck der Sanftheit wie die Natur ringsum. Die Pferdetreiber gingen neben ihren Tieren her und sangen psalmodierend alles vor sich hin, was sie sahen. Herr Riki übersetzte es: „Heute früh sind wir von Antrizena aufgebrochen, um einen fremden Herrn mit seiner Dame nach Karytköna zu begleiten.“ Sie besangen die Berge, den Himmel und ihre Frauen und Kinder daheim.

Daija und Michael feierten mit ihnen den höchsten ihrer Festtage: Ostern. Die römische Osterfeier in der Peterskirche war Daija nicht nahegegangen; der Raum war zu riesengroß, um den Einzelnen zu packen. Aber griechische Ostern in Korfu! Die Processionen über die Insel, an der alles mit südlicher Inbrunst teilnahm! Das war unvergesslich. Inmitten des feierlichen Gepränges wurde in einer gläsernen Sänfte das mumifizierte Haupt des heiligen Spiridion getragen. Die Heiden hatten ihn gemartert, damit er Gott verleugnen sollte. Sie hatten ihm Arme und Beine ausgerissen, aber bis zum letzten Atemzug pries er Gott. Als die Sänfte erschien, warfen sich alle auf die Erde. Eine Bäuerin ergriff Daijas Hand, und während ihr die Tränen aus den Augen stürzten, rief sie: „Da ist Er, da ist Er!“ Seitdem hatte Daija ihren Schutzheiligen: wie immer das Schicksal sein werde, auch sie würde die Liebe preisen bis zu ihrem letzten Atemzug.

[156] Nun waren sie in Athen. Herr Riki hatte seine Sache meisterhaft gemacht, alles verlief programmgemäß; er brachte sie noch zum Hotel. Dann trennten sie sich mit gegenseitiger Hochachtung.

Ein Bad! Ein Bett! Nach vier Wochen ohne Waschgefäß, ohne Brunnen, in Decken gewickelt auf dem Boden schlafend, Tag und Nacht in den Kleidern, fast immer in Holzhütten ohne Türschloss, ohne Licht als einzelne Frau neben vier Männern! Das war schwer gewesen. Daija hatte es nicht über sich gewinnen können zu essen, was Herr Riki selbst kochte, oder was Bauern in seinem Auftrag für die Reisenden zubereitet hatten. „Es ist ein ganzer Lammkopf in dieser Suppe gekocht,“ sagte er voll Stolz. Es schmeckte Michael herrlich, er gewöhnte sich auch an den geharzten Wein. Daija lebte von gekochten Eiern und etwas Brot.

Als sie, wie neugeboren, sich zum ersten Mal seit so langem an einen gedeckten Tisch setzte, stand vor ihr ein Schüsselchen Walderdbeeren. Sie hatte im Landinnern kein Obst gesehen, auch kein Blättchen Salat; wie lockte nun der Duft frischer Früchte! Michael musste ein wenig streng sein, damit sie auch von anderem nahm.

Sie verlebten herrlich bereichernde Tage in Athen. Dann fuhren sie in kurzen Etappen über Rom, Genua an den Gardasee zurück. In Sermione hatten sie für den Sommer zwei Zimmer gemietet. Daija empfand diese lange Fahrt als anstrengend, sie hatte manchmal mit Schwindel zu kämpfen, beinahe mit Bewusstlosigkeit; aber das währte nur sekundenlang, sie fühlte keine Schmerzen, es war kein Anlass zu klagen. Aber das Gefühl der Dumpfheit steigerte sich in ihr.

Sie wanderten rings um die Halbinsel, ihrer Schönheiten kennen zu lernen; Daija ging mechanisch mit, kaum vermochte sie Michaels Worten, der darauf brannte, hier sein grosses Werk zu beenden, zu folgen. Als sie in ihren Zimmern waren, sprach Michael erregt auf Daija ein: „Was ist mit dir? Hast du etwas gegen mich? Hat dich etwas enttäuscht? Du rückst mir ja fern!“ Daija fand keine Antwort, sie ging in ihr Zimmer und warf sich weinend aufs Bett. Als Michael, nachdem er lange auf ihre Rückkehr gewartet hatte, zu ihr ging, lag sie bewusstlos in hohem Fieber, schwer erkrankt.

Es gab in den kleinen Sermione einen jungen Arzt. Er stellte Typhus fest; die schwere Krankheit trat in ihrer heftigsten Form auf. Achtzehn Tage lang Daija in Delirien, war sie dem Tode nahe. Michael liess einen deutschen Professor von der anderen Seeseite kommen. Die Kranke vernahm nichts von seinen Darlegungen über den berühmten griechischen Typhus. Später erschien ein italienischer Arzt aus [157] Mailand, ein teutonischer Hüne. Daija hörte ihn sagen: „jetzt kommt alles auf ihr Herz an, ob es stark genug ist, durchzuhalten.“ Einen Augenblick lächelte Daija Michael an: o, ihr Herz war stark – nicht wahr, das wusste er.

So unterbrach hie und da ein lichter Augenblick die Qualwelt, in die sie dämonisch verstrickt war. „Jetzt muss ich sterben,“ stöhnte sie einmal, „und weil ich nichts über mich aufgeschrieben habe, lernt nicht ein einziges junges Mädchen etwas von meinen Erfahrungen.“

Ein andermal sah sie das abgezehrte Gesicht des geliebten Mannes von Kummer zerquält, als er den Fieberthermometer ablas. „Wenn doch die Frau Doktor käme – dann wäre alles gut,“ flüsterte sie ihm zu. Das war die Rettung. Michael telegrafierte sofort an die befreundete Ärztin in München<sup>315</sup> – sie liess ihre große Praxis im Stich, und traf am nächsten Abend in Sermione ein. Michael war seit drei Wochen kaum aus dem Krankenzimmer gekommen, Tag und Nacht hatte er keinem anderen die entsetzliche schwere Pflege anvertraut; er hielt sich nur noch mühsam aufrecht – nun war er von der Überanstrengung entlastet.

---

315 Dr. Hope-Bridges Adams-Lehmann (1855–1916) legte als erste Frau in Deutschland 1880 im Fach Medizin das Staatsexamen in Leipzig ab und ließ sich in München als erste praktische Ärztin und Gynäkologin nieder. Vgl. zu Daijas Krankheit und Heilung den Brief Ida Auerbachs an Alice Bensheimer vom 24.06.1900: SUB : DA : Z : Br : 81.20; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 57.

Langsam, langsam wich die Todesgefahr. Daija lag nackt im Bett, das An- und Ausziehen der Wäsche war bei der schwelenden Hitze eine sinnlose Quälerei. Nun kamen die lichten Momente schon häufiger. „Würdest du mich wohl manchmal Daijunka nennen,“ bat sie; „das ist so eine liebe Melodie aus meiner Kindheit. – Am nächsten Tag winkte sie Michael, deutete verloren an sich entlang, sagte: „Das ist nicht schön so! Gib mir doch eine Bernsteinkette um.“ Das wurde der Masstab; wenn sie um eine Kette bat, regten sich Lebensgeister in ihr, fragte sie nicht danach, so war die Schwäche beunruhigend. In späteren Jahren noch, wenn Daija eine Bedrückung hatte, fragte Michael lächelnd: „Darf ich dir die Bernsteinkette holen?“

Als die Ärztin nach schweren Wochen heimreisen konnte, liess sie eine Studentin der Medizin kommen, die die weitere Pflege der nun sichtlich Genesenden übernahm; dann erst, ein Vierteljahr nach Ausbruch der Krankheit, war Daija transportfähig.

Sie war überschlanke geworden, wie ein Kind wurde sie von Michael die hohe Bahnhofstreppe in Desenzano hinaufgetragen. Frau Doktor hielt die Rückkehr in ein gemässigttes Klima für unbedingt erforderlich. So hatte Alexe die Schwester zum Aufenthalt in einem Heidelberger Sanatorium eingeladen; diese Hilfe war notwendig, denn die lange Krankheit hatte die Mittel der Beiden erschöpft; so führte das Schicksal, viel eher als sie erwartet hatten, sie nach Deutschland zurück.

Im Rekonvaleszentenheim konnte Michael nicht wohnen, er fand in [\[158\]](#) einem kleinen Waldhotel Unterkunft. Das war gut so: monatelang hatte er nicht arbeiten können, während doch alle die Eindrücke von ihren grossen Reisen nach Gestaltung verlangten. Nun war er seinem Werk hingegeben, beruhigt und beglückt in dem Bewusstsein, dass die Gefährtin einem neugeschenkten Leben entgegenblühte.

Wie wunderbar war die Genesung, die Rückkehr der Kräfte. Sie lag stundenlang ganz still in Wachträumen. Ihr war zumut wie einem Befreiten, dem ein vorbestimmtes seliges Schicksal heranreift. Ach, sie wollte schön sein, sie wollte sich auch schön kleiden, sie wollte Augenweide für Michael sein. Alles Schrofne, ihr vom Leben Aufgezwungene, würde sie abstreifen, damit es den geliebten Mann nicht verletze. Sie trachtete danach, ihr Wesen für ihn zur Durchsichtigkeit zu klären.

Daija wurde im Rollstuhl in den Wald gefahren, und da sassen sie zusammen unter den Tannen, Auge in Auge, zwei aus dem Hades Gerettete.

„Der Tod war mir sehr nahe“, sagte Daija einmal, „endlos lange lag ich zwischen hochgetürmten granitenen Quadern. Eiskalte unerbittliche Augen prüften mich. Ich glaubte zu erstarren. Aber da war eine Lebensquelle. Deine Hand, du



Geliebter, die die meine hielt, die hat mich gerettet. Von ihr strömte Blutwärme in mich ein, so hast du mich ins Leben zurück gerufen. Doch ich weiss, dass auch mein Tod uns nicht geschieden hätte. Da hat Goethe das Grösste, das Gottvater-Ähnliche gesagt, das, was in der Bibel stehen müsste. Ich meine die Stelle, an der er davon spricht, dass er hofft, Wieland in Jahrtausenden wieder zu begegnen. Das sagt er – ich weiss die Worte par coeur (wie viel schöner ist dieser Ausdruck als unser stumpfes „auswendig“) – „Wie sich denn überhaupt für Monaden keine andre Bestimmung annehmen lässt, als dass sie ewig auch ihrerseits an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte teilnehmen. Das Werden der Schöpfung ist ihnen anvertraut.“<sup>316</sup>

Das Sanatorium lag hoch auf dem Berg, das Neckartal breitete sich weit in die Ebene. Dieser Blick wurde ihnen so lieb, dass sie beschlossen, in Heidelberg zu bleiben. Michael ging auf die Wohnungssuche; er fand etwas herrlich Geeignetes; in fast gleicher Höhe wie das Schloss, drei ineinander gehende Zimmer, in der Mitte eine behagliche Wohnstube, auf der einen Seite sein Schlafzimmer, breit genug, um den Schreibtisch ans Fenster zu rücken; auf der andern Seite Daijas geräumige Stube: „Reichlich Platz für ein Kinderbett“, lächelte Michael ihr zu, „denn wir werden doch nun den Christian herkommen lassen.“ Daija war grenzenlos dankbar; wie oft hatte sie in ihrer Krankheit gedacht: was wird aus meinem Jungen, wenn ich sterben um? Nun war ihr alles, alles **[159]** neu geschenkt.

Vorbrüggen machte bald darauf eine Vortragsreise durch Süddeutschland; er brachte Christian mit. Es war ein beglückendes Wiedersehen. Der Junge wurde immer mehr das Spiegelbild seiner Mutter. „Tante Anna“, erzählte er, „wollte gern, dass Vater – ein blitzschnelles Befremden lief über Michaels Gesicht – und Mutter mich ihr schenken sollten; aber ich wollte lieber zu euch!“ Michael nahm ihn in die Arme: „Das war recht von dir, mein Sohn.“

Daija fand eine nette Kindergärtnerin, die den Jungen liebevoll betreute. Er hatte eine ungemein anschauliche Art zu erzählen; „Mumm, ich war mit dem Fräulein in ihrer Kirche; da haben die Leut' ihre Hände zusammengeklappt, als wären's Butterbrote.“ – Er suchte der Mutter Wünsche aus ihren Augen zu lesen. In einer Dämmerstunde lehnten sie am offenen Fenster; sie beobachteten einen Laternenanzünder, der den Berg heraufkam; es war hübsch, wenn ein Licht nach dem andern aufflammte. „Hast du dir schon überlegt, was du werden willst?“ fragte Daija ihren Sohn. Er sah sie treuherzig an: „Wär's dir arg lieb, wenn ich e Dichterle würd'?“ fragte er zurück.<sup>317</sup>

316 Goethe, Johann Wolfgang, Gespräche 1813, Nr. 573, 25.01.1813 mit Johann Daniel Falk, S. 69 (= Zeno.org. Meine Bibliothek, abgerufen am 17.09.2024).

317 Vgl. Brieffragment Ida Dehmels ohne Datum an Alice Bensheimer: „Heut Abend hab ich ihn gefragt was er

Heidelberg hielt ihnen noch sein edelstes Geschenk bereit: den Freund fürs Leben. Ihm begegnen und wissen, dass man ihn nie wieder hergeben werde, war Eins.

Wenn Daija ihn ansah, ihn, den Dichter der Sphären,<sup>318</sup> so folgte ihr Blick dem hohen Bogen seiner Stirn, wie sie sich zu dem herrlich gewölbten Schädel aufbaute. „Kostbarstes Gefäß“, musste sie immer wieder denken. Es lag eine königliche Unberührbarkeit über ihm, so lebensvoll er ihnen die schlanken Gelehrtenhände entgegenstreckte. Er war der grosse Wanderer durch Zeiten und Räume.

Kein Tag verging,<sup>319</sup> an dem sie nicht zu Dreien die Wälder durchstreiften, und ihre Gespräche erhoben sich zu den vollkommenen Dinge der Welt. Die Freunde waren tief verbunden in Bewunderung vor den Weisen des Ostens. Michaels diesseitige Lebensauffassung und die Jenseitigkeit des aeonigen Dichters einten sich zum reinen Urton des Miteinander-Schwingens.

Oft sassen sie dann abends in einer der ländlichen Schenken, tranken Heurigen und blickten auf die Lichtinseln, mit denen die Dörfer das Neckartal durchschimmerten.

Daija hatte in dem Freund den Seelenbruder gefunden; er teilte ein wenig mit Christian, und so wurde sie sein Zettlevoi, der immer zum Aufstieg bereite Vogel der freien Phantasie. Für Christian aber wurde Onkel Alf das Ideal eines Spiel-Wunderkameraden. Wie er für ihn an [160] Weihnachten erschien! Nicht als eisiger alter Schneemann, nein, als Beherrscher der Hochgebirge, den Sombrero mit langen Baummoos behangen; so versprach er, dass der Glanz der Sonne alle Wintertrübe besiegen werde. Vor der Mutter breitete er wunderbar glitzernde und leuchtende Steine aus – oh, kleine Daija, vor Mutter Phines Traumhaus! – dann aber rollte er für den Jungen als Reittier in die weite Welt einen Elefanten herein: für viele Jahre die Beseelung aller kindlichen Spiele.

Die Heidelberger hatten für Daija und Michael bald einen Namen gefunden: „Das Paar“ wurden sie genannt. Und man liess „Das Paar“ nicht nur gelten, man kam ihm entgegen. Als im folgenden Frühjahr das Tonkünstlerfest<sup>320</sup> dort statt-

---

weden wollte. ‚Mutter, was Du am liebsten hättest!‘ Ich sagte, das müsse er wissen. Langes Nachdenken. Auf einmal so von ganzem Herzen: Mutter, hättest Du arg [...] gern, daß ich a Dichterle werd?‘ Es klang unbeschreiblich reizend. „E Dichterle“. (SUB : DA : Z : Br : De : 81.694, S. 2; vgl. vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 995 f.).

318 Gemeint ist der mystische Dichter Alfred Mombert (1872–1942).

319 Aus dem Brief Ida Dehmels an Marie Stern vom 09.02.1942: „Denk Dir, im schlimmsten Kranksein mußte ich noch 2 Zusätze diktieren. Mußte! Mombert hatte noch kein Denkmal, er der die 1 ½ Jahre in Heidelberg unzertrennlich von uns war. Er wird die Stelle lieben.“ (SUB : DA : Z : Br : De : 82.543).

320 In Heidelberg fand unter Leitung des Festdirigenten Philipp Wolfrum vom 31.05. bis zum 05.06.1901, das XXX-VII. Tonkünstlerfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins mit einer ganzen Reihe von Konzerten statt. Vgl. Brief Ida Auerbachs an Alice Bensheimer vom 05.06.1901 (SUB : DA : Z : Br : De : 81.32; vgl. vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 73–77).

fand, und Demmingk von Musikern umringt wurde, denn inzwischen waren seine Gedichte viel komponiert worden, da öffneten sich immer mehr Häuser, als sie zu besuchen wünschten. Daija erschien nie unter falscher Flagge; eh sie eine Einladung annahm, bekannte sie, dass sie nicht mit Demmingk verheiratet sei. Man stellte sie vor, „die Lebensgefährtin Michael Demmingks“; man gab ihr auch kurzerhand freiwillig seinen Namen.

Wegen eines Verlagswechsels musste Demmingk nach Berlin; er besuchte Frau Martha in der Voraussetzung, dass sie sich inzwischen von der Aussichtslosigkeit ihrer Hoffnung auf seine Trennung von Daija überzeugt habe. Das war nicht der Fall. Aber das tat den Liebenden nicht weh; eine Eheschliessung bedeutete ihnen nichts anderes als eine äussere Formalität, die es ihnen ermöglichen würde, in dem Stil zu leben, wie sie ihn sich erträumten. Ihres Vaters wegen hätte Daija die bürgerliche Regelung gewünscht; er trieb Vogel Strauss-Politik, gab sich den Anschein zu glauben, dass seine Tochter mit ihrem Sohn allein zusammen lebte; so kamen sie in Frieden miteinander aus.

In Michael und Daija aber wuchs nun immer stärker und drängte ans Licht, was die Weihe ihres Daseins werden sollte; das Eins-Sein ihres Lebens. Es mochte sein, dass – ihr selbst unbewusst – die Frau die hauchzarten Zügel führte, die auch im jagenden Überschwang des Glücksrausches das unüberschreitbare Gesetz des Masses bestimmten. Eins war gewiss: hätte der Mann diese lockere Bändigung nicht in ihrem Wesen gefühlt, so wäre er der Massgebende geworden.

Sie liebten ihre Nacktheit. Ja, aber sie sahen sich durch den Schleier der Schönheit, die im geliebten Anderen das Göttliche verehrt. Daija hatte mancherlei köstliche Tücher gesammelt: silbermaschige Netze, wolkenzarte Gebilde aus Lila und Gold, opalisch schimmernde Seide, einen venetianischen Shawl: schwarze Scheibe in der Mitte und dann immer heller werdend bis zum leuchtendsten Weiss. Jetzt brachte sie all ihre [161] Schätze vor dem Geliebtem. Sie tanzte für ihn, ein befreiter, ekstatischer, glückseliger Mensch, der nichts mehr zu verbergen braucht.

Alles Fühlen, alles Denken, alles Tun wandelte sich in die Elemente, daraus der Tempel ihrer Harmonie erwuchs. Süss wurde jedes Opfer, weil es Bereicherung in sich schloss. Ihre Gemeinschaft war ein Frommsein, jeder Tag ein Erwachen auf der Himmelswiese und des abends [sic], die Hände mit den Köstlichkeiten des verflossenen Tages gefüllt, ein Einschlafen im Frieden aller Erfüllungen.

Es währte noch ein Jahr, bis Frau Martha an Demmingk schrieb, dass sie ihn auf einer Reise nach der Schweiz in Darmstadt treffen möchte. Michael kam beglückt zurück; Frau Martha hatte ihren Widerstand aufgegeben, sie war mit

ihrem Rechtsberater übereingekommen, das Scheidungsverfahren anhängig zu machen.

Michael und Daija hatten eine Vernehmung über sich ergehen zu lassen, sie gaben freimütig den Tatbestand zu, Michael nahm alle Schuld an der Zerrüttung seiner Ehe auf sich. Nun ging alles erstaunlich schnell; nach wenigen Wochen war Michael frei.

Wo würde nun „das Paar“ wohnen? Heidelberg wuchs Michael nicht ans Herz. Es war ihm zu weich, zu lieblich. Ihn lockte die herbe Spröde seiner märkischen Heimat; Rheinsberg, Ruppiner See oder Gransee. Aber noch grollten seine alten Eltern, würden vielleicht nie zu versöhnen sein; und in ihrer Nähe zu leben, ohne ihrer Liebe teilhaftig zu werden, das hätte ihn niedergedrückt. So beschlossen sie, in dem Elbfischerdorf<sup>321</sup> Wohnung zu suchen. Dort vereinte sich süddeutsche Heiterkeit mit nordischer Strenge: Wälder, Heide, Wasser, der sich ins Endlose weitende Horizont. Hier fanden sie den alles umfassende Rahmen für ihre künftiges Leben. Sie fanden auch das Haus ihrer Träume: auf der Höhe liegend, von Bäumen umringt, mit dem Blick über die Elbe, die hier schon so breit war, dass das jenseitige Ufer oft nicht in Sicht kam. Sie hatten ihr Hab und Gut in Heidelberg schon verpackt, das Christianlein durfte bei Alexe bleiben, bis die neue Heimat auch für ihn aufgerichtet war.

Als Gäste englischer Freunde fuhren Daija und Michael drei Wochen nach London, sich dort trauen zu lassen,<sup>322</sup> dann begannen sie mit der Errichtung ihres Heims. Michael entwarf selbst die Möbel. Jedes Stück, das sie anschafften, sollte in seiner Art vollkommen sein, das Glas, das Porzellan, die Beleuchtungskörper, die Wäsche. Es war schwer in dieser Zeit des Jugendstils, – man musste die Schlichtheit erzwingen, – aber es gelang. Es entstand ein Heim, das das Wesen seiner Bewohner in jeder Linie zum Ausdruck brachte. – – –

An Weihnachten – wieder strahlten ihres Jungen Augen mit denen der [162] Grossen um die Wette, und die rührend gütige Anne<sup>323</sup> war treuer Hausgeist bei ihnen geworden – leuchtete in der Mitte von Daijas Geschenkplatz ein herrlich in rotes Leder gebundenes Buch. Michael legte es lächelnd in die Hände seiner Frau. „Du wolltest ja dein Leben aufzeichnen, damit junge Menschen aus deinen Erfahrungen lernen können. Hier schreib‘ es hinein.“<sup>324</sup>

321 Blankenese bei Hamburg.

322 Die Heirat fand am 22.10.1901 statt. Ida Coblentz zählte in dem Brief an Alice Bensheimer die Hotelkosten bzw. die Ausgaben für ein Boarding-House auf, die sie für 2 Zimmer für 18 volle Tage aufzubringen hatten. (Brief vom 08.10.1901, SUB : DA : Z Br : De : 81.41; vgl. vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 92–94).

323 Gemeint ist hier Gusti bzw. Auguste Stolpe, die 1902 der „gute Geist“ im Dehmel-Haushalt wurde und es 40 Jahre blieb. Sie starb 1944.

324 Urschrift, S. 4 f: „Darum sag‘ ich noch schnell ein Wort über den Einband dieses Buches! Ich hatte zu dem dunkel, roten Leder sanftes himmelblaues Papier gewählt, weißt Du, das mit den stillen blutroten Flammen.

Und Daija schrieb.

Sie hatte das Gesetz ihrer Natur erkannt: das dunkeläugige Mädchen, das verzückt in die Blüte einer kleinen Weinberg-Winde schaute, trug schon tief verschlossen in der Seele alle Triebe zu dem Leid seiner Jugend und dem erlösenden Glück der gereiften Frau. Es hatte sich ihr enthüllt, das heilige, von allem Anfang her erlassene Gebot des Wachstums: Dornheckten, Irrgärten, Umwege – das alles musste bestanden werden, bis dass die endgültige Form sich von Chaos löste.

Ihr Leben war bis zum Rand erfüllt. Sie fühlte sich getragen von der Glut ihres erweckten Herzens. Was früher nebeneinander, ja, gegeneinander gestanden hatte, das hatte sich zu einer wunderbaren Einheit des Fühlens entwickelt. Es war ihr oft, als sei sie von Gott angerufen; sie antwortete mit einem heiligen Ja. Sie war erfüllt von der freudigen Bereitschaft, Dienerin zu sein; sie diente nicht im Sinn einer demütigen Abhängigkeit des eignen Wesens, sondern mit der Selbstforderung, dass alles, was in ihr war, den geliebten Mann zu fördern hatte. Auch mit ihren Augen sah er nun die Welt, auch mit ihrer Sprache bereicherte er sein Werk, auch ihre Impulse wurden in ihm zur unerschöpflichen Kraft, ihre Seele erweiterte die seine, ihre Urnatur liess ihn sich im Schoss der Mutter Erde beheimatet fühlen, ihr Glück verdoppelte das seine zum Weltglück.

Mann, Frau und Kind – jeder ihrer Tage ward zum Gnadengeschenk.

+ + + + + + + + + +

---

Aber das Papier hat nicht gelangt, und da hat der Buchbinder, ohne mich zu fragen, dieses ganz bunte genommen: rot und blau und gelb, und grün, und weiß, Alles in tollen Wirbeln durcheinander. Das ist mir sehr lieb.“ Vgl. Abb. 6: Abbildung des Einbandes.

## Aus Daijas Tagebüchern<sup>325</sup>

---

325 Nicht zufällig befinden sich an dieser Stelle die Auszüge aus „Daijas Tagebüchern“. Schon Ende 1925 dachte Ida Dehmel daran, „Daija“ mit den Tagebüchern abzuschließen. Am 30.12.1925 schrieb sie Alice Bensheimer: „Ich bin mir jetzt übrigens ganz klar über den Aufbau des Ganzen, weiss auch genau, wie und wo ich Schluss damit mache, nämlich bei dem wirklichen, innerlichen, letzten Zusammenschluss (also der Heidelberger Zeit). Danach vielleicht noch eine Seite und dahinter ‚Aus Daijas Tagebuch‘. Da setze ich wörtlich hin, was xxx in meinem Tagebuch über Dehmels letzte Tage steht. Das kann ich nicht überbieten.“ (SUB : DA : Z : Br : De 81.505, S. 1; vgl. vollständiger Briefftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 760 f.). In dem Brief vom 28.06.1942 an Marie Stern erläuterte Ida, warum sie diese Idee wieder aufgriff: Während ihres Aufenthaltes in Bad Eilsen im Juni 1942 hatte sie „Daija“ ihrem behandelnden Arzt und Freund Tippelskirch zu lesen gegeben. „Er, der Überbeschäftigte, opferte 2 Nächte dafür. Ich konnte nicht schlafen, so war ich beeindruckt von dem Gefühl in einem Maaß gebunden Examen zu stehn. Und mitten in der Nacht setzte ich mich an den Schreibtisch u. schrieb Frau Isey: die Daija sei noch nicht beendet. Nach dem Bisherigen kommt ein leeres Blatt (also kein neues Kapitel). Dann: Aus Daijas Tagebüchern. Und dann vielleicht noch 6 bis 10 Druckseiten. Im Ganzen vielleicht 20 Stellen aus den Tagebüchern, manche nur ein Satz, manche eine Seite lang. Tippelskirch war begeistert als ich es ihm sagte. [...] Frau Isey war begeistert; beide sagten, daß es Abrundung unentbehrlich sei.“ (SUB : DA : Z : Br : De : 82.555, S. 1). Einige Wochen später äußerte sich Ida Dehmel noch zwei Mal zu ihrer Textauswahl: „Die Tagebucharbeit hast Du mißverstanden. Ich schreibe garnichts. Wähle tatsächlich nur aus [...] Das Letzte ist doch der Tod meines Jungen u. Dehmels Tod. Es wird eine Verklärung. [...] Ich habe nur Erlebnisse der Seele zwischen Mann u. Frau, Sohn u. Mutter ausgewählt. Warneke [Hamburger Journalist mit Ida Dehmel befreundet] weinte als er mir die Bände zurückbrachte“ (Brief vom 04.07.1942, SUB : DA : Z : Br : 82.557, S. 1 f.). „Ich weiß nicht mehr, ob ich Dir auf Deine Vermutung vom „bunten Strauß“ der die Auszüge ergeben müßten, geantwortet habe. Davon konnte nicht die Rede sein. Im Gegenteil: Verinnerlichung u. Vertiefung darauf kam es mir an. Die äußere Welt hat ihre Rolle ausgespielt. Nur ein paar Ringe mit galt es noch zu schließen: Die Aussöhnung mit den Eltern, Frau Paula [Dehmel] u. die Dauerfreundschaft mit H.v.H. [Heinz von Hahn]. Sonst nur noch etwas über die Entwicklung meines Jungen. Und als Wesentliches: die große Harmonie.“ (Brief vom 24.07.1942, SUB : DA : Z : Br : De : 82.558, S. 1). Man kann also sagen, dass sich an dieser Stelle die Auszüge aus „Daijas Tagebüchern“ nicht zufällig befinden, sondern dass die Autorin sie als bewussten Abschluss bei der Endredaktion von „Daija“ hinzufügte; damit sind sie konstitutiver Teil der Autofiktion und müssen in die Interpretation einbezogen werden.

**[162 a]**

1. Februar 1902. [...] Heut [...] [sic] hast Du mich s e h r gelobt, ich sei der E r s t e Mensch, mit dem Du über Ungeschriebenes sprechen könntest; wenn Du das früher versucht hättest, seist Du immer in Deinem Denkprozess gestört worden. Bei mir nicht nur keine Spur von Störung, sondern jedes solche Gespräch bereichere deine Vorstellung.

Nun sag nicht, wenn Du es einmal lesen wirst: Du eitle Person Du! Erstens, wenn ich in Irgend Was Dein „Erster Mensch“ bin, das steht eo ipso für mich auf'm Extrablatt. Selbst wenn du sagtest, ich sei der Erste Mensch, den Du alle Tage umbringen möchtest. Wie ich damals rief: Ich wollt, ich hätt' Dich selbst geboren! Das war aus dem A l l e r i n n e r s t e n heraus. Und zweitens: Wenn Du mir so was, wie heut, g a n z e r n s t sagst, nit [sic] verliebt, sondern wie Freund zu Freund, dann hab' ich ein Gefühl so stolzer Befriedigung, nicht zu sagen. Es kann ja von k e i n e m Menschen, und aus der ganzen Welt, nichts zu mir kommen, was mich so ehrt und auszeichnet, als solche Worte von Dir [...] [sic].

1. Mai. Heut früh Du zu mir: O Meine, wie glücklich machst Du mich, wenn Du lachst. Ich fühle dann ordentlich, dass mein Herz mitlacht. Ja sicher: mein Herz sieht ähnlich aus wie Dein Gesicht!

14. Mai....Wir sprachen vorhin vom Sterben...Wenn ich aber jetzt denke, ich müsste bald fort, das tut doch weh. Ich liebe Dich ja mit solcher Unendlichkeit, mit solchem Glück! Ich bin ganz ausgefüllt mit Glück! ...

Und doch, wenn der Tod käme, ich hätte Vertrauen in ihn. Tausende betrügt er um ihr Bestes. M i c h u m n i c h t s! I c h h a b e A l l e s g e h a b t : in Dir, durch Dich, mit Dir...[sic]

**[163]** Mein Junge steht von seinem Bilderbuch auf, kommt zu mir: „Mutter, wie alt werden die Menschen?“ Ich expliziere. „Mutter, wie alt werdet ihr?“ „Na, wir wollen ganz alt werden, 99 Jahre, und wollen immer froh und stark bleiben.“ „Mutter, möchtest du noch mehr Kinder haben?“ „Ha, eine ganze Stube voll!“ „Möcht' der Vater auch noch Kinder haben?“ Junge, der Vater hat noch Kinder, noch drei.“ „Wo sind die?“ „Bei ihrer Mutter.“ „Mutter, warum ist er von ihnen fortgegangen?“ und da ich einen Augenblick verblüfft schweige: „Ach, er hat dich wohl schon gekannt, wie er weggegangen ist?“ und wie ich Ja sage, ganz befriedigt: „Ach so!“

Gestern Abend fiel mir ein, dass Christian bald in der Religionsstunde das Wort „der liebe Gott“ kennen lernen wird. Und dabei erwachte eine mir bis dahin unbekannte Eifersucht auf den Lehrer in mir. Ich nahm mir den Buben gleich an beiden Händen her und fing an, ihm die Schöpfungsgeschichte zu

erzählen. Ich versuchte es ganz anschaulich, erinnerte ihn, wie er manchmal die Wolken am Himmel auftauchen sieht, wie sie sich ballen und sagte ihm, dass sich auch die Erde so mitten in der Luft zusammengeballt hat. – Als ich aber vom Nichts des Uranfangs sprach, kam mir plötzlich die Gestalt eines „lieben Gottes“ in dieser ungeheuren Leere so phantastisch vor, dass ich nolens volens das alte Märchen erzählte. Der Junge war begeistert. „Mutter, b l o s s weil er so ganz fest g e w o l l t hat, war auf einmal die Erde da? Mutter, wie das Wasser da war, hat er gleich noch am selben Tage die vielen Schiffe draufgesetzt? Und den Menschen hat er aus Erde grad so gemacht wie wir damals in München den Schneemann!“ Heut Mittag kommt er: „Mutter, ich habe darüber eingedacht (sagt er für nachgedacht) gelt, da wo nachher die Erde war, war vorher ein tiefer Graben?“ „Komm, Junge, „sage ich“, der Vater ist grade fertig mit arbeiten; der kann dir genau erklären.“ Nein, w i e reizend hast du das dann gemacht! Mit dem Globus in Händen und am Beispiel eines Vogels wusstest du diesem kleinen Kind so fundamentale Wahrheiten zu sagen, die dem „Weisesten Mann“ genügen müssen, und so klar, dass der Knirps sie begriff. Er stellte noch zwei Fragen, die das zeigten, und die du auch wieder wundervoll anschaulich beantwortet konntest. Ich dachte: „Säemann, kluger! Du fruchtbare junges Land! Da muss ich Sonne sein, euch beiden helfen.“

Das Forsthaus, Meiner! Ja, jetzt bin ich dort auch daheim! Wie hab ich mich drauf gefreut und bin manchmal dran verzweifelt, das kleinwinzige Haus wiederzusehen, in dem du aufgewachsen bist. Und so sicher ich [164] mich bei dir fühle, Herzkribbeln hatte ich doch vor dem ersten Wiedersehn mit deinen Eltern. Aber der Vater hatte mir ja nach deinem Besuch dort geschrieben, dass sie mir dankten, weil sie dich endlich nach langen Jahren der Melancholie in deinen Zügen mit einem glücklichen Gesicht wiedergesehen hätten; und wirklich, er gab mir seine Hände und küsste mich auf den Mund. Und der Mutter strahlte so viel Liebe aus den Augen, dass ich mich nicht zu ihrer Hand bückte, um sie ehrfurchtsvoll zu küssen, – wir umschlangen uns gleichzeitig, und ich glaube, sie hat gefühlt, dass ich die rechte Liebe habe, und so bin ich nun daheim in deiner Heimat.

1904. Heute Nacht hatte ich den schönsten Traum, den ich je geträumt. Ich sass in meinem Zimmer im Sessel zwischen den zwei schlanken weissen Vasen, und mir gegenüber am Flügel sass Beethoven und spielte

Ich sah deutlich seinen kurzen breiten Oberkörper, der in einem ziemlich abgetragenen grünbraunen Gehrock steckte. Sein Gesicht war graubleich, sogenannte Zimmerfarbe; das Haar dunkelbraun und borstig, der Ausdruck des ganzen Kopfes unwirsch. Trotzdem anziehend. Er drehte das Gesicht fast ganz meinem Schreibtisch zu, um mit dem linken Ohr sein eignes Spiel besser hören



zu können. Ich wunderte mich einen Augenblick, dass du bei angelehnter Türe in deinem Zimmer bliebst, aber da fiel mir ein, dass Beethoven auch, so wie ich früher, ein Zusammensein zu dreien nicht möchte. Er improvisierte, und nie sonst habe ich eine so edle, innige, einfach-erhabene Melodie gehört. Am ehesten kann ich sie mit dem ersten Satz der Mondschein-Sonate vergleichen. Als er geendet, flüsterst du mir ins Ohr, aber ohne ins Zimmer zu treten, nur deine Stimme kam zu mir, und sie klang tief ergriffen: „Sag ihm, dies sei gewesen wie ein Feld in erster Morgendämmerung, grade ehe die Sonne aufgeht; wie muss das erst sein, wenn die Morgenröte das Feld trifft!“ Ich ging ganz nah an ihn heran und wiederholte ihm deinen Satz. Da nickte er befriedigt und fing von neuem zu spielen an: dasselbe Thema, aber diesmal umrankt, überwogt von Tönen, umrauscht von Akkorden, ein Jubelgesang von Farben und dazwischen immer wieder das schlichte grandiose Thema. Ich schloss, überwältigt, von solcher Klangsönheit, die Augen, und – wachte auf.

1905. Gestern Mittag, Meiner, sprachen wir einmal wieder von uns; die Sylvesterstimmung wirkte nach; da hält man Einkehr in sich selbst. Ich sagte zu dir: „Es gilt als ein Beweis von „Streben nach dem Hohen“, [165] wenn man ewig unzufrieden ist. Ja, Zufriedene werden gradezu als beschränkt und enggeistig bezeichnet. Wenn ich mein Leben überblicke, so muss ich doch nun aber sagen, dass ich erreicht habe, was ich mir je wünschte. Es war mein höchstes Ideal, so zu lieben, wie ich liebe. Es war mein höchstes Ideal, so geliebt zu werden, wie du mich liebst. Und wenn ich mir auch gewünscht habe, eines Mannes Frau zu werden, dessen Geist meine geistigen Bedürfnisse fördert, so hat auch mein kühnster Traum mich dabei nicht an Einen denken lassen, an dem das Schönheits-Verlangen unsrer ganzen Generation sich entzückt. Wie sollte ich nicht zufrieden sein, da ich mehr erreicht habe, als ich je erwarten konnte?“ Du sagtest: „Sicher wird eine Zeit kommen, wo das Wort vom „erbärmlichen Behagen“ als Unsinn verlacht werden wird. Die, denen es aufgemutzt werden soll, die kennen es gar nicht. Und das echte Behagen, diese durch nichts zu zerstörende Freude am Leben, das ist doch eine der wundervollsten Tugenden und die mit der man am meisten Glücklich macht.“ Ganz bescheiden sagte ich ganz leise: „Meiner, ich glaube im Ernst, dass ich diese habe.“ „Natürlich hast du sie, ich spreche ja von dir“.

1906. Ich will auf der Erde weiterleben, so weit die Macht meiner Persönlichkeit reicht; eine mir gehörige, aber von mir trennbare Seele kann ich mir nicht vorstellen. Gibt es einen herrlicheren Lohn, als viele Reihen von Menschen eine schöne Vorstellung zu sein? Ich denke an Ruth: sie war keine Heldin, war nur holdselig, und ist uns heute noch nach Tausenden von Jahren unvergesslich. Ich denke an die griechischen Schönen, an die Mutter der Gracchen, an

Beatrice, an unzählige Erscheinungen, die wir alle kennen. Sie haben sich nur darum dem Gedächtnis der Menschheit eingeprägt, weil sie das, was sie waren, vollkomme waren. Ich bin eine ganz und gar glückliche, ganz beglückte, schon im Leben selige Frau. Je deutlicher ich das zum Ausdruck bringe, je glaubhafter, je vielseitiger – je länger wird der Gedanke an mich andre Menschen mutig zum Glück machen. Mein Sohn wird – vorausgesetzt, dass meine Wirkungskraft ausreicht – keinen Trauerklos ehelichen. Er wird seine Kinder in Freuden zeugen. Das ist mein Glauben vom ewigen Leben auf Erden.–

„Du hast Blumen in meine Seele gesät,“ hast du heute zu mir gesagt.

[166] 1907. Ja, ich sage fest Ja dazu: nun werde ich weise. Der Typhus damals hatte mir mein erstes weisses Haar gebracht. Es wurde liebevoll gepflegt und lebte drei Jahre lang solo. Dann stellten sich nach und nach wohl ein halbes Dutzend ein, sie blieben immer noch vereinzelt, aber plötzlich in den letzten Wochen schon sind sie nicht mehr zu zählen. Arme Daija, nun wirst du ans Alter glauben müssen. Nicht als ob ich mich davor fürchtete! In Ehren weiss werden ist herrlich. Und dann! Dass es nun mit meiner Jugend vorbei sein soll, weil ich jetzt weiss werde, das kann ich nicht glauben! Hinter meinem Alter muss noch einmal eine neue Jugend liegen.

Ich hatte einen entzückend anmutigen Traum. Ich sah vor mir ein Stück Wiese, dicht mit Gras bewachsen, und dazwischen standen hochstielige Glockenblumen. Sie waren grossblumig und hatten die Blüten etwas höher gehoben, als sie das sonst tun. Und aus jedem Staubgefäss sprang ein unendlich feiner Wasserstrahl. Alle diese Springbrünnelein wurden von der Sonne beschienen, und sie schillerten in tausend Farben.

Diesen liebreizenden Traum erzählte ich Claus Torsting und seiner Familie, bei denen wir zu Gast waren. Als ich geendet hatte, sagte der zwölfjährige Sohn: „Siehst du, Vater, so eine Frau muss ein Dichter heiraten, die solche Träume hat.“ Es klang gar nicht altklug; rein jugendlich begeistert.

1908. Ich lese eben einen Auszug aus Nietzsche „Ecce homo“. Er spricht da von Menschen „aus Holz geschnitzt, das hart, zart und wohlriechend zugleich ist“. Das trifft ganz auf dich zu, aber sagt mir noch nicht genug. Es fehlt elastisch und biegsam. Ich sage: Du bist Eiche, Birke und Gerte zugleich.

1909. Ganz entzückt wachtest du aus einem Traum auf: Bei Nacht war eine Militärkapelle vors Königsschloss gezogen; viele Leute standen im Kreis herum und hörten zu. Da trat ein Mann aus der Kapelle mit einer Tuba in der Hand, trat in die Mitte, warf den Kopf zurück und blies den Sternen eine Lobeshymne. Und vor Freude darüber begannen die Sterne sich zu drehen, und sie funkelten dabei so herrlich, dass die Leute alle ihnen in tiefster Bewunderung zusahen.

„Solch einen Traum kann doch wohl nur ein Dichter haben,“ sagtest du. „Meinst du nicht, dass ich dir schon ebenso schöne Träume erzählt habe?“ Ja du, du bist ja auch eine Dichterseele!“ „Ich? Die keinen Reim zuwege bringt?“ „Aber Daijunka, du dchtest doch dein Leben. Du lebst Gedichte, lebst Werke, das ist doch wahrhaftig mehr wert, als wenn du Worte auf Papier schriebest!“

**[166a]** 1913. Dein 50. Geburtstag! Der erhabenste Geburtstag unsres Lebens! Dein Name bis ins kleinste Winkelchen unsres Vaterlandes, und weit ins Ausland hinaus, stolz ausgerufen, Dein Menschentum als vorbildlich anerkannt. Aufblühende Jugend um uns, Deine ehrfurchtgebietende Mutter voll Stolz in unsrer Mitte. Und Freunde aus aller Welt zusammengeströmt, Dir [sic] zu danken, Dich mit ihrer Verehrung zu krönen.

Was bleibt darnach noch zu wünschen übrig? Du weisst, was ich mir erträume: ein immer tieferes Reifwerden Deines Werkes, ein hohes Alter, und eliseischen Frieden schon auf Erden.

[167] Frühsommer 1918.

Mein geliebter Junge!

Fast anderthalb Jahre lang habe ich mich zwischen Zweifeln gemartert: während mein Herz leidenschaftlich danach verlangte, Dir zu schreiben, sagte mir der Verstand immer wieder: „Was brauchst Du ihm erst zu schreiben, da er doch jeden Augenblick miterlebt, was du erlebst. Er weiss ja so genau in Dir Bescheid, dass er dein Junge, schon sicher ist wie du dich entscheiden wirst, wenn du noch schwankst. Warum also noch ihm schreiben?“ Das leuchtet mir ein, immer wieder liess ich es; nur in fremden Städten konnte ich von der lieben Gewohnheit nicht lassen und schrieb dir Ansichtskarten.

Aber da manches in mir ganz verstummt, weil ich mich nicht mehr zu Dir aussprechen kann – aussprechen ist doch noch etwas anderes, als die innere Verständigung von Seele zu Seele, – so will ich nun dieses Buch für Dich weiter führen.

Auf meiner täglichen Amtsfahrt zur Kriegshinterbliebenen-Fürsorge traf ich in der Bahn Frau R., die Mutter Deines Klassenkameraden. Sie trägt das gleiche Kreuz wie ich: auch sie verlor das einzige Kind. Als wir uns sahen, begannen wir beide bitterlich zu weinen. Da sagte diese einfache Frau: „Ich glaube, sie sind wieder alle zusammen, unsre Jungen.“ Und nach ein paar Minuten: „Ich glaube, sie werden anderswo gebraucht.“ – Wie tausendmal ich daran denke! Ist es, damit wir Eures Opfers würdig bleiben? Oder gibt es eine schönere Welt, in der Ihr nun seid? Vater sagt oft: „Er war vollendet, da brauchte er nicht länger auf dieser unvollkommenen Erde zu bleiben.“ – Ich stelle mir die „himmlischen Heerschaaren“ nicht mehr als kindliche Engel vor, sondern als reine Jünglinge mit dem feurigen Schwert.

Ich danke Gott jeden Tag dafür, dass ich Deinen Tod ohne Bitternis ertragen habe. Als ich das Furchtbare erfuhr, legte ich die Hände auf mein Herz und sprach ein nie geahntes Wissen aus: „er ist in mich zurückgeboren.“ Ich hätte zu dem englischen Scharfschützen, der Dich getroffen hat, sagen können: „Du armer Mensch, Du ahnst nicht, was Du getan hast.“ – Mein reiner Schmerz um Deinen frühen Tod hat mir bewiesen was ich oft fühlte: dass die Harmonie unsres Zusammenlebens meine Seele von den Bitternisschlacken befreit hat, mit denen der Verlust der Mutter meine Jugend belastet hat.

[168] Schon ehe wir verheiratet waren, sagte Vater manchmal zu mir: „Wenn wir ganz alt sind, gebe ich unsre Briefe heraus mit dem Titel „Briefwechsel zweier Liebender“. Wie Du heranwuchsest, mein Junge, da wusste ich, dass Vater, dem ja im Grund alle Briefwechsel und Tagebücher greulich sind, sich damit nicht abzulagen haben würde. In Deine Hände mein Junge, hätten wir

all dieses mit unbegrenztem Vertrauen legen dürfen. Wir wussten, dass du das mit solchem Zartgefühl, mit solchen Herzenstakt, so aufrichtig und freimütig tun würdest, als stünden wir beide Dir zur Seite und nickten Dir Beifall zu. Als seiest Du Gottes Sachwalter auf Erden, so hätte ich Dir das endlich vollendete Gewebe unsres Lebens in Deine reine Hände gelegt.

Gestern sind wir von Frau Marthas Begräbnis zurückgekommen. Ich werde wohl zeitlebens in jedem Toten Dich begraben, mein Junge, wenn es mir auch nicht vergönnt war, Deinen geliebten Leib zur ewigen Ruhe zu betten. Manchmal freilich denke ich, dass es eine Gnade des Himmels war, weil ich Dich nun für alle Zeit in Deiner ungebrochenen Jugendschöne, Deiner strahlenden Reinheit vor mir sehe. Und während Musik die Feier eröffnete, blühte Dein Lächeln von mir auf. Ich sah uns während Deines letzten Urlaubs bei Frau Martha sitzen in herzlichem Einvernehmen mit ihr. Sie sah ja in mir die Frau, der in absehbarer Zeit ihre Kinder anvertraut sein würden. Sie gab mir Winke, wie der eine oder die andre zu behandeln sei. Sie hatte Freude an Dir. Nun seid Ihr beide in einer fernen Welt.

Mein geliebter Meiner, ich weiss, dass der Tod für Frau Martha als Erlöser kam, dass sie ihn sich tausendfach herbeigesehnt hat. Und weiss, dass ein Mensch, der verblüht ist, nichtverzweifelt beweint werden kann, wie ich um meinen Jungen klage. Und doch, meiner, quält mich die Vorstellung entsetzlich, ich könnte so vernünftig betrauert werden, wie Frau Martha. Diese Frau hat doch auch einmal geglüht und hat tiefstes Leid getragen – und dann rauft sich niemand die Haare, und kein Mensch schreit nach ihr. Ich glaube, dass die Nachtrauer der wahrste Gradmesser für die Liebenswertheit eines Menschen ist. Wir sind doch Träger von Vulkanen und Abgründen; alle Seligkeit, aller Himmel kann in uns wohnen, die wahnsinnigsten Verzweiflung hat uns gepeitscht, – und dann ist alles so vernünftig vorbei, das Sterben die natürlichste Sache: das Geld und die Möbel werden verteilt, und der Staub Vergessenheit macht den toten König dem toten Bettler gleich.

**[169]** März 1920. Nein, tausendmal nein! Kein Stäubchen Vergessenheit mache dein Bild dem irgend eines anderen Menschen gleich. Keine Vernunft dämpfe die Schreie meines Herzens, kein armseliger Trost lindre die Qualen meiner Nächte. Ach, dass solches Leid nicht tötet! Wie ich die Mutter beneidete, als sie Ende Dezember einmal zu mir sagte: „Wenn Michael stirbt, sterbe ich mit ihm“. Und dabei gab sie sich einen solcher Ruck in den Schultern, dass ich mit brennendem Neid dachte: es wird ihr, weiss Gott, gelingen.

Sei es das Letzte, was ich in diesen Büchern schreibe, das Zeugnis dieser drei Monate; diese Spanne edelsten Heldentums, die Stille, die um dich und in mir war, die Klaglosigkeit, die unbegreifliche, siegreiche Klaglosigkeit, die Verklärt-

heit, deine übermenschliche Güte und Liebe. Ich will alles nur noch für mich aufschreiben, denn nur, was ich von dir weiss, unterscheidet mich von den andern.

Unser Hausarzt, der Professor, meine Ärztin, alle sprachen zuversichtlich zu mir. Die Ärztin sagte: „Ihr Typhus war eine viel schwerere Erkrankung. Und Ihr Zustand war unvergleichlich ernster, weil Ihr Körper nie besonders stark war. Demmingks unverbrauchte Natur, sein vollkommen gesundes Herz werden bestimmt mit dieser Attacke fertig“.

Tief ernst, aber voll Hoffnung – voll Hoffnung aber tief ernst, so ging ich an diese Pflege. Es kamen Zeiten, in denen die Krankheit dir und mir völlig überwunden schien, da ich dir meine Aufzeichnungen über deine Fiebergespräche ans Bett brachte, und wir lachend die Wege suchten, die dein Geist gegangen sein mochte.

An dein Fenster, dir gegenüber, hatte ich mir einen kleinen Arbeitstisch gestellt; oft schrieb ich sofort auf, was du im Fieber sagtest. Mit unendlicher strahlender Liebe im Ton: „Ich dachte die ganze Zeit, da sitzt ein jünger Arbeiter am Fenstertisch; jetzt merke ich erst, dass du es bist. Aber vorher habe ich mich doch nicht geirrt: Du bist ja mein einziger bester Arbeitskamerad.“

„Es sind drei Tage durchzumachen: der erste der Klarheit, der zweite der Verklärung, der dritte der Vollendung. Ich schwebe in der Vollendung: in dir.“

**[170]** In tausend Lichter, tausend Strahlen strömte grenzenlose Güte aus all den Fältchen deines Gesichts. Zwei unendliche milde, rein kindlich beglückte Sonne waren deine Augen geworden, nicht Gott-Vater, aber sein „lieber grosser Sohn“ offenbarte sich uns.

Es kam der Gedenktag meines Jungen, an deinem Bett, aber allein durchlitten. Denn nun hatte nichts mehr in deiner Seele Raum, als der Gedanke an meinen fünfzigsten Geburtstag. Tag und Nacht in jedem bewussten Moment war das der Inhalt deine Gedanken und Worte: „Es soll ganz feierlich werden; wenn alle versammelt sind, trete ich in ihren Kreis und spreche ein schönes Gedicht, das ich an dir geschrieben habe.“ Ich sagte: „Michael, es weiss ja niemand etwas davon.“ „Aber was denkst du denn von mir? Ich habe doch alle geladen vor einem halben Jahr schon, keiner darf fehlen, es muss ein großes Fest werden.“

Ich kann über diesen Tag nur wenig schreiben. Als ich an dein Bett trat – oh, wie sahst du mir entgegen – war es ein Versäumnis, dass ich nicht neben deinem Bett in die Knie sank und dich um deinen höchsten Segen bat? Nein, es musste unterbleiben. Vielleicht hätte eine tiefe schmerzliche Erschütterung uns übermannt. Der Wille zum Gefasstsein und zum Feiern eines Festes siegte über alle Herzensnot. Was durch unsre Seele ging, fand keine Worte. Wir sahen uns nur an. Immer wieder an diesem Tag, in dieser Zeit bot ich dir meine Augen dar.

Ich konnte nicht mit dir sprechen, so voll Verzweiflung, so voll Hoffnung ich war, nur durch die Augen konnte ich dir sagen, was in mir lebte. Und du gabst mir deine Augen mit derselben grenzenlosen Offenheit, Vertrauenseligkeit, Glaubenssicherheit, mit der ganzen Unendlichkeit deiner gottvollen Seele. Alles Tröstliche, alles Auffrischenden, alles Bestärkende boten wir uns in dieser stummen Zwiesprache dar. Wir waren erfüllt vom Bewusstsein der unlösbaren Gemeinsamkeit unsrer Ehe und ihrer Verflochtenheit in das Weltganze. Wir überwand den Tod, er kommt uns nicht scheiden.

Der Heidelberger Freund<sup>326</sup> war zur Feier gekommen. Das war wie immer. Immer habt ihr beide gemeinsam zwischen den Sternen gelebt. Der Aufschwung, den du an ihm so liebtest, riss auch dich mit hin, so oft er in deiner Nähe war. Ganz losgelöst von allem Irdischen sprach ihr miteinander. Ich sass auf einem Zipfelchen des Zaubermantels, der euch trug, und durfte mit euch fliegen. Wenn ich in Leid zu Grunde ginge, wenn ich einsam auf der Landstrasse sterben musste – dass ich eurer Hochflüge Gefährtin sein durfte, ihr Beiden, du Mann, du Seelenbruder – das macht mich bis zur letzten Stunde reich.

[171] Vier Tage vor dem letzten Sonntag las der Freund aus unsrer geliebten Kalevala vor. Er sass neben deinem Bett, ich sass bei dir, deine Hand in der meinen.

„Goldner Freund, mein lieber Bruder,  
Teurer, der mit mir gewachsen!  
Komme jetzt mit mir zu singen,  
Komme, um mit mir zu sprechen

Lieder gab mir selbst die Kälte,  
Sang gab mir der Regenschauer,  
ander Lieder brachten Winde,  
Brachten mir des Meeres Wogen,  
Worte fügten mir die Vögel,  
Sprüche schuf des Baumes Wipfel –

Mit der Seligkeit eines Kindes, das den Himmel offen sieht, lauschtest du. In dieser Stunde hatte unsre Welt ihre höchste Vollkommenheit erreicht: die liebsten Menschen durch reinste Kunst verbunden.

Ich sass Sonntag früh an seinem Bett, er erwachte aus einem ruhigen

326 Mombert. Brief Ida Dehmels an Marie Stern am 28.06.1942: „Nehmen will ich unbedingt Momberts letztes Hiersein, seine Vorlesung von der Kalevala“ [ein Finnisches Epos]. (SUB : DA : Z : Br : de 82.555, S. 2).

Schlummer. Wie mitten aus einem Traum heraus mit ganz leichter, befreiter Stimme sagte er: „ . . .einerlei, ob man die Natur einer Eidechse, eines Adlers oder einer Lerche hat . . . ! „So“, sagte ich, „was soll ich denn da tun mit meiner Kuhnatur?“ „Ach, das habe ich in den Zwei Menschen doch nur auf deine wundervolle Ruhe gesagt“, – und mit unbeschreiblicher Innigkeit und Bewunderung – „Du – bist – ein – Adler.“

Danach schlief er leise und sanft und völlig kampfflos in die Ewigkeit hinüber.



Abb. 1: Daija Letzte Fassung (Einband)  
Staats- und Universität Hamburg Nachlass  
Marianne Gärtner – Foto: F. Van Menxel

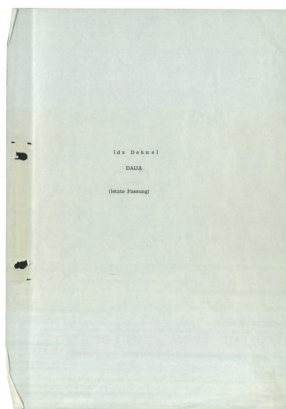


Abb. 2: Daija Letzte Fassung (Vorblatt)  
Foto: SUB Hamburg

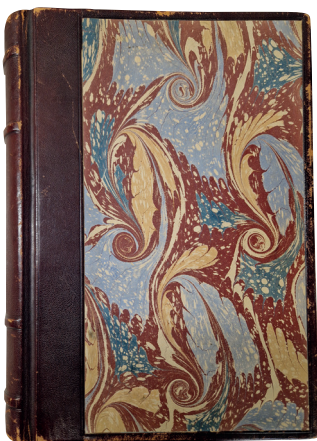


Abb. 6: Daija Urschrift,  
Einband. 33 x 23 cm, SUB Hamburg DA :  
Ms : 371 – Foto: F. Van Menxel

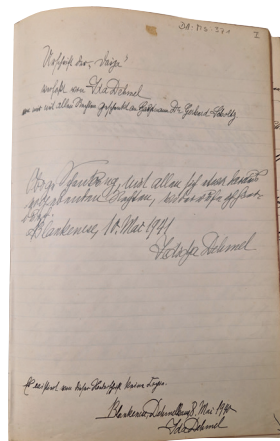


Abb. 7: Daija Urschrift, Vorblatt  
SUB Hamburg DA : Ms : 371 –  
Foto: SUB Hamburg



## 2. Daija Urschrift (SUB : DA : MS : 371). Textausgabe

### URSCHRIFT DER „DAIJA“ VERFASST VON IDA DEHMEL

von mir mit allen Rechten geschenkt an  
Hauptmann Dr. Gerhard Scholtz<sup>327</sup>

Obige Schenkung, mit allen sich etwa daraus ergebenden Rechten,  
widerrufe ich hierdurch.

Blankenese, 10. Mai 1941

Jedidja<sup>328</sup> Dehmel

Es existiert von dieser Handschrift keine Kopie.

Blankenese, Dehmelhaus, 8. Mai 1940

Ida Dehmel

Der 2te Teil des Buches, nach S. 152 beginnend, bringt die buchstabengetreue  
Abschrift meines Tagebuches Ka. III (Letzter Band).

<sup>327</sup> Vgl. zu Dr. Scholtz den nachfolgenden Exkurs.

<sup>328</sup> Diesen biblischen Namen gab sich Ida Dehmel wegen des NSDAP-Gesetzes vom 05.01.1938 zur Änderung von Familien- und Vornamen. Ida Dehmel klagte offenbar über die vorgeschriebene Namensänderung gegenüber Alfred Mombert, der ihre Bedenken zu zerstreuen suchte: „[...] Sarah heißt ‚Fürstin‘, ‚die Strahlende‘: nach der astro-mythischen Bedeutung: ‚Mondgöttin‘: Was willst Du mehr??“ – Mombert, Alfred, Briefe an Richard und Ida Dehmel. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Hans Wolffheim (= Abhandlungen der Klasse der Literatur, Jahrgang 1955, Nr. 2), Wiesbaden 1956, S. 342 ( Brief Alfred Momberts an Ida Dehmel vom 14.09.1938, S. 350.). Auf die Antwort Ida Dehmels antwortete Alfred Mombert: „Postwendend“: Natürlich ist der Vorname ‚Jedidja‘ sehr klangvoll schön, gewiß selten, und fremdländischer Färbung, aber durchaus nicht direkt orientalisches: er könnte auch finnisch oder keltisch sein. Und gewiß könnte ihn Dehmel als Spiel- und Liebes-Name erfunden haben. Auch die Assonanz der beiden d mit dem Namen Dehmel ist schön!! – Es giebt eine Verordnung über Namensänderung: falls Juden bis zum 1 X 38 die Abänderung ihres Vornamens in einen zugelassenen der Liste beantragen, sei dem in jedem Fall stattzugeben. Freilich unterwirfst Du Dich mit diesem Antrag freiwillig dem Zwang: es liegt ein starkes Anerkenntnis darin.“ – Ebd. S. 351 (Brief Alfred Momberts an Ida Dehmel vom 16.09.38).

### EXKURS: DR. GERHARD SCHOLTZ (1899, KARLSRUHE – 1958, WIESBADEN)

Die Tatsache, dass Ida Dehmel Dr. Gerhard Scholtz, dem Polizei-Hauptmann in Hannover, die „Urschrift der Daija“ am 8. Mai 1940 „mit allen Rechten“ schenkte, diese Schenkung jedoch 10 Monate später am 10. Mai 1941 widerrief, lässt sich in groben Umrissen durch die Briefe von Scholtz an Ida erklären, die sich im Konvolut „Scholtz-Briefe“ DA : Br : S : 2734–2813 der SUB Hamburg befinden und den Zeitraum Juli 1939 bis Beginn August 1940 abdecken. Scholtz, ca. 30 Jahre jünger als Ida Dehmel und ein Bewunderer Richard Dehmels, begann im Juli 1939 einen intensiven Briefwechsel mit Ida Dehmel. Sich berufend auf seine Freundschaft mit Detlev von Liliencron und dessen Frau Hanna sowie seine Bewunderung für Ida, bot er ihr an, ihre Tagebuchaufzeichnungen zu „betreuen“. Idas Antwortbriefe sind wohl verschollen, aber Scholtz' Briefe lassen keinen Zweifel daran, dass Ida Dehmel regelmäßig, freundlich und wohl verständnisvoll seine Schreiben beantwortete. Dieser regelmäßige, zwei- bis dreimalige Briefwechsel die Woche entflammte Scholtz. Anfang Oktober 1940 heiratet er Gerta Krenzin und zu Beginn Januar 1941 besuchte das Ehepaar Scholtz sogar Ida Dehmel in Blankenese, was positiv empfunden wurde. Scholtz half Ida Dehmels Tagebuch-Notizen und „Daija“ zu daktylographieren und er bot ihr an, bei der Redaktion von „Daija“ behilflich zu sein, u.a. bei der Findung der Pseudonymen wie z.B. im Januar 1940 in einem Brief an Ida Dehmel mitgeteilt „ich werde Jhnen [sic] übermorgen ein Dutzend Namens v o r s c h l ä g e [sic] schicken“ (Brief DA : Br : S : 2774 vom 16.01.1940, S. 3). An Hand des Konvoluts, in dem offenkundig nur ein Teil der Scholtz-Briefe aufgehoben wurde, lässt sich sein Einfluss auf die Redaktion der Autobiographie Ida Dehmels überhaupt nicht nachvollziehen. Sicher ist, dass er seine Vorlage nicht korrigierte. „So freue ich mich auch [...] auf die Daija-Fortsetzungen [...] Blatt kommt zu Blatt und Seite zu Seite“ (Brief S : 2780, S. 4 vom 23.01.1940). Für den Widerruf der Schenkung bieten sich zwei Erklärungen an: Ida Dehmel teilte ihrer Freundin Marie Stern in dem Brief vom 08.10.1941 mit, dass sie nicht begreifen könne, dass Scholtz' Ehefrau auf sie eifersüchtig sei: „Mein allerletztes Wort verdanke ich dem Hauptmann Scholtz [sic]. Er nannte mich so, das Gnaden Geschenk. Schrieb ich Dir, daß seine gräßliche Frau auf mich 70 jährige so eifersüchtig war, daß sie unsre Freundschaft sprengte. Er war ein halbes Jahr schwer nervenkrank, da bekam sie Oberwasser. Es tat mir leid, aber nicht mehr. (SUB : DA : Z : Br : De 82.523). Des Weiteren deutete Scholtz in einem späteren Brief an Dr. Robert Gärtner, Ehemann Marianne Gärtners, der Nichte Ida Dehmels, an, dass Ida Dehmel ihm seine Vorschläge zu Textveränderungen in den „Tagebü-

chern“ Idas sehr übelgenommen habe (Brief vom 23.11.1949, DA : Br : S 2810, S. 3). Im August 1941 brach der Kontakt zwischen Scholtz und Ida Dehmel ab, weil Scholtz – aus unbekannten Gründen – für 4 Monate inhaftiert wurde, ohne dass er die Möglichkeit hatte, Ida darüber zu informieren. Während seiner Haftzeit entdeckte seine Frau einen Teil seiner schwärmerischen Briefe an Ida. Dies brachte ihn nach seiner Entlassung in Erklärungsnot gegenüber seiner eifersüchtigen Ehefrau in eine andauernde tragische Situation, die eine erneute Kontaktaufnahme mit Ida Dehmel unwahrscheinlich macht.

[Ende Exkurs Daja Urschrift]

## BEGINN: DAJA URSCHRIFT. TEXTAUSGABE

[1] Heidelberg, 10. Juli 1901.

Mein geliebter Meiner!<sup>329</sup>

Vor ein paar Tagen hab ich Dich gefragt (ich dachte dabei an dies Buch, und Du fragtest nicht an was ich dachte), „ob's a Schand wäre“, wenn man sich nicht klar machen kann, aus welchem Grund man Etwas thut. Und Du hast ohne Besinnen gesagt: „Ja, das ist blamabel.“ Diese Blamage muß ich tragen. Denn ich weiß nicht, warum ich dieses Buch schreibe; welches der eigentliche treibende Grund ist. Eine Beichte vor Dir? Ja, aber Du wirst schon Alles von mir gehört haben, was ich schreiben will. Der Gedanke an die Mit- oder Nachwelt? Nein, denn ich schreibe nur für Dich, in der Sprache, die ich nur mit Dir spreche. Zwischen uns genügt ein Wort, wo ich bei Anderen 50 Hin- und Hersätze brauche. Wenn wir zu einander sagen: „Schön“ oder „Ebene“ oder „Gott“ – so fühlen wir dasselbe. [2] Du kannst die Worte so setzen, daß einigen Menschen eine Ahnung davon kommt, was Du „schön“ oder „Ebene“ oder „Gott“ nennst, aber ich? Niemals werden Leute, die mich nicht genau gekannt haben, (und wer kennt mich wirklich außer Dir?), niemals werden ihnen meine Worte eine Vorstellung von dem geben, was ich mit ihnen ausdrücken wollte. Und doch! Weißt Du noch in Sirmione,<sup>330</sup> nachdem Du den Tod vertrieben hattest, war da nicht einer mei-

329 Anreden Richard Dehmels finden sich in der „Urschrift“ häufig (S. 24, S. 25, S. 31, S. 35, S. 37, S. 42, S. 47, S. 63, S. 112, S. 117, S. 128, S. 135); auch erfolgte ein direktes Ansprechen ihrer Schwester (S. 125, S. 133) und des Freundes Mombert (S. 135).

330 In Sirmione am Gardasee erkrankte Ida Dehmel im Juni 1900 schwer an Typhus. Richard Dehmel pflegte sie aufopfernd ohne fremden Beistand, bis die deutsche Ärztin Dr. Adams-Lehmann aus München zu Hilfe kam (Vgl. Brief Adams-Lehmans an Alice Bensheimer vom 24.06.1900, SUB : DA : Z : Br : 81.20; vgl. vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 57).

ner ersten Gedanken: Jetzt wärest Du beinah hin gewesen, und hättest all Deine Erfahrungen mitgenommen; und da sitzen all diese jungen Mädchen, und einige sind dabei, die sind wie Du warst, und wissen nicht aus und ein, und haben keine Mutter, keinen Freund, keinen Lehrer, und sie werden schließlich auch wie Du, von ihrer stolzen einsamen Mädchenwarte [ergänzt auf linke Seite: buchstäblich gemeint] herabsteigen und sich dem Ersten, nicht Besten, sondern Schlechtesten hingeben – und das wird Deine Schuld sein, denn Du hättest sie warnen können, müssen, denn Du wußtest, wie es in ihnen aussieht, Du hättest ihnen von Dir erzählen müssen, dann [3] hätten sie Dir geglaubt, vertraut, dann wären sie in ihrem reinen Mädchenzimmern geblieben, bis jede ihren Mann gefunden hätte. So hätte ich mit meinem Pfund gewuchert, und Einigen den Weg durch all den Schmutz erspart, den ich habe gehen müssen.“ Weißt Du noch, daß ich damals glaubte, ich sei nur darum damals nicht gestorben, weil ich diese Aufgabe noch zu erfüllen hätte! Und dann habe ich ja auch damit angefangen, zum zehnten mal – aber es ging nicht, weil das fremde junge Mädchen, zu dem ich sprechen wollte, mich immerzu störte. Du hast einen solchen Zwischenraum ausgebreitet zwischen uns und den anderen Menschen.

Und dann – ich schreibe wirklich nicht in der Erwartung, daß Du zu unseren Lebzeiten „Die Geschichte einer Frau“ (ohne Untertitel, ohne Namensnennung) veröffentlichen wirst. Die Mädchengenerationen, die in 10 – 15 Jahren und später liebereif sein werden, haben meine Warnungen wahrscheinlich nicht mehr nötig. Sie finden eine andere Litteratur [sic] vor, Bildungsmöglichkeiten, von denen man vor 15 Jahren noch nicht zu träumen wagte und – lebende Beispiele.

[4] – Also Sucht, von der Nachwelt beachtet zu werden? Liebes Herz, sie werden in allen Litteraturklatschgeschichten [sic] auf mich schimpfen! Nur von Zeit zu Zeit wird einer eine „Ehrenrettung“ wagen, weil wir uns schließlich doch ehrbar verheiratet haben, und er wird sich damit den Doktorhut verdienen.

– Und reines Kunstbedürfnis etwas zu gestalten, was mir so nah ist wie mein Leben? Ich meine: habe ich das Bedürfnis irgend Etwas in irgend eine Form zu bringen? Und nehme als Stoff mein Leben, weil das ein Stoff ist, den ich liebe? Ich weiß es nicht; aber wenn es das wäre, müsste ich da nicht ganz und gar verzagen, da Du doch diesen Stoff schon geformt hast?!

Also – ich weiß nicht warum –, aber lassen kann ich's nicht. Du wirst schimpfen und sagen: Aus Deinem Text wird hervorgehn, warum. Du hast schon zu viel darüber geredet.“ Meiner, merkst Du denn nicht, daß ich mich doch ein bisschen [sic] vorm Anfang fürchte? Darum sag' ich noch schnell ein Wort über den Einband<sup>331</sup> dieses Buches! Ich hatte zu dem dunkel, [5] roten

331 Vgl. Abbildung 6: Einband Urschrift.

Leder sanftes himmelblaues Papier gewählt, weißt Du, das mit den stillen blut-roten Flammen. Aber das Papier hat nicht gelangt, und da hat der Buchbinder, ohne mich zu fragen, dieses ganz bunte genommen: rot und blau und gelb, und grün, und weiß, Alles in tollen Wirbeln durcheinander. Das ist mir sehr lieb. Denn wenn Du nun beim Lesen jammerst: Menschenkind, Du hast ja Kraut und Rüben durcheinandergemanscht! kann ich Dir mit Ernst und Würde entgegenen: Hast Du denn kein Mitgefühl? Mußte ich denn nicht die Art des Umschlagpapiers in meiner Art zu schreiben durchführen?!

[Halbe Seite blanco]

[6] Geboren wurde ich am 14. Januar 1870. Mein Bruder Cornelius<sup>332</sup> stellte die Sache ein paar Jahre später so dar: „Also – der Papa [auf Seite links Vermerk: sprich Babba und Mamma] und die Mama sind grad in Paris<sup>333</sup> gewesen, da hat der Storch die Idda gebracht. Da hab’n wir gleich nach Paris telegraphiert, da sind sie gleich gekommen und hab’n sich sehr gefreut.“ Aber meine Großmutter erzählte mir, und jedes mal [sic] geriet ich dabei in eine Spannung, die mit einem mächtigen Seufzer der Erleichterung sich löste: Also der Storch hat an mein Fenster geklopft,<sup>334</sup> und wie ich aufgemacht hab’, hat er einen Korb umgehabt mit 5 oder 6 kleinen Kindern drin und hat gesagt: Der Herr und die Frau Coblenz dürfen sich noch eins aussuchen.“ Aber die haben gerufen: Wir haben Kinder genug, wir brauchen keins mehr.“ Da hab’ ich gesagt: „Seht doch das Eine da, das hat so ein schöns schwarz Lockenköpfche und so schöne schwarze Augen.“ Und da haben sie Dich dann genommen. – Ich glaube nicht, daß ich mir ausgemalt habe, was aus mir geworden wäre, wenn meine Eltern hartnäckig [7] geblieben wären, so daß mich der Storch wo anders abgesetzt hätte. Aber ich war ganz glücklich, daß mich meine Eltern „angenommen“ hatten, und war meiner Großmutter grenzenlos dankbar für ihr Zureden, und daß ich also ein schöns schwarz Lockenköpfche und dito Augen hatte, machte mir eine Freude, heut kann ich wohl sagen: Ich fühlte es als Verdienst.

Ich bekam eine Amme, an die ich keine Erinnerung habe. Sie scheint ein Muster aller Untugenden gewesen zu sein. Meine Großmutter, nicht die mit der Storchgeschichte, sondern die Mutter meines Vaters<sup>335</sup> – zu ihr gingen wir jedes Jahr nach Paris auf ein paar Wochen, und also auch in diesem Jahr, da ich kaum 6 Monate war, natürlich ging die Amme mit, und so konnte meine Großmutter

332 Cornelius Coblenz, das 3. Kind der Familie Coblenz (1867–1922), war um 3 Jahre älter als Ida.

333 In Paris lebten Idas Großeltern Coblenz.

334 Vgl. zu dieser Episode: Dajja Letzte Fassung, S. 5.

335 Vgl. zu Marianne Coblenz, geborene Levi (1809–1887): Urschrift, S. 14–17.

sie studieren – was immer für Sünden ich später beging, meine Großmutter sagte: „Das hat sie von ihrer Amme; Stehlen wird sie auch noch: das Lieschen hat auch gestohlen.“<sup>336</sup> Und noch Eins aus meiner frühesten Jugend wurde mir später immer wieder von ihr vorgeworfen: Zu meinem zweiten Ge- [8] burtstag wünschte ich mir: [? Körwelche mit Appelas]. Und am Geburtstag, erzählte später meine Großmutter mit Entrüstung, habe ich in jeden Apfel einmal hineingebissen, die schönste Stelle habe ich herausgebissen, und dann den Apfel fortgeschmissen, unters Sofa geballert.<sup>337</sup> – Meine erste eigne Jugenderinnerung ist diese: Ich sehe mich vierjährig zwischen den Knien meines Großvaters stehen und ihm was erzählen, und er sagt zu mir: „Iddachen, du mußt Advokat werden.“<sup>338</sup> Und ich weiß noch, was ich mir unter einem Advokat vorstellte: Einen Mann, der in einer grünen Stube sitzt, mit einer langen Pfeife in der Hand und einem runden Käppchen auf. Grün hat überhaupt in meiner Vorstellungswelt eine große Rolle gespielt: Den lieben Gott, der übrigens nur ganz nebensächlich in meiner Kindheit auftauchte, den dachte ich mir genau wie den „blinden Jäger“ im Struwpeter, nur bedeutend größer, aber mit solchem grünen Rock und Mütze. Dann, [linke Seite ergänzt: als 2tes Erinnerungsbild], taucht ganz phantastisch, die Erscheinung meiner Mutter<sup>339</sup> u. meines Vaters auf. Ehe sie zu einem Maskenball gingen, ka- [9] men sie zu unsren Betten<sup>340</sup>. Meine Mutter als Zigeunerin, in schwarzer Seide mit vielen großen Korallen und Bernsteinketten um Hals und Arme. Mein Vater, als Sterndeuter. Er hatte einen sehr langen, weiten, schweren, schwarz seidnen Mantel an, mit Pelz verbrämt und mit goldnen Figuren besetzt. Unten herum zog sich ein breiter Saum daran (es waren wohl Sternbilder) und der sehr spitze Hut, den er trug, war ebenso ausgestattet. Um den Leib hatte er eine goldne Schnur mit einer goldnen Wünschelrute, und wenn er sich das Kostüm nur hätte bauen lassen, um uns Kindern mir einen unauslöschlichen Eindruck zu machen, so hätte er seinen Zweck vollauf erreicht. Ich wußte, daß das mein Vater war, aber ich fand ihn so schrecklich, und doch schön, und absolut mächtig und unsagbar hoch. Denn er was hätte ich mir unter einem Sterndeuter vorstellen sollen, wenn nicht einen Mann, der an die Sterne deutet, d.h. mit dem Finger oder der goldenen Rute auf jeden einmal tippet.

---

336 Vgl. Dajia Letzte Fassung, S. 16.

337 Vgl. ebd. S. 16 f.

338 Vgl. ebd. S. 1.

339 Emilie Coblenz, die zweite Tochter der Binger Familie Meyer (1840–1878), hatte Simon Zacharias Coblenz (1836–1910) geheiratet und bekam mit ihm 5 Kinder: Elise Rosa (Alice), Julie Hedwig (Hede), Cornelius (Cornel), Ida und Marie Louise.

340 Vgl. zur folgenden Episode: Dajia Letzte Fassung, S. 14.

[10, linke Seite] (7. Aug. 1901. Jetzt, da ich in Bingen bin,<sup>341</sup> verstehe ich noch ganz, wie ich mir das dachte. Ich hab Dir ja schon erzählt, eh du den Allerseelenspiegel geschrieben hast, wie mir das damals erschien. Ich meinte, dort, wo der Himmel auf dem Niederwald liegt, und wo ich ihn vom Rochusberg aus auf der Ebene liegen sah, da hätte er ein Ende. Ich glaubte wirklich, wenn der Mond auf dem Rücken des Niederwaldes<sup>342</sup> stand, da könnte man nun einsteigen, mit einem Schritt direkt vom Wald in den Mond. Warum hätte da also mein Vater nicht an die Sterne langen sollen?)

Man hat uns niemals Märchen erzählt. Aber die Geschichten, die von Großeltern und Urgroßeltern im Lauf der Gespräche berichtet wurden, die prägten sich mir wie Märchen ein. Ich liebte ihre Bilder,<sup>343</sup> die vornehm und reich von den Wänden des Eßzimmers herabsahen, und gern malte ich mir aus, wie eines Tages auch mein Bild in Reih und Glied neben den Ahnen hängen würde und wie ich dann den Kindern zusähe, die in unserm Eßsaal spielen. Denn der Gedanke kam mir nicht, daß da nur bemalte Leinwand hing; und wenn ich alleine mit den Bildern war, fühlte ich mich durchaus wie von Lebenden beobachtet.

#### [10 rechte Seite]

Und daß mein Vater mit dem schwarzgoldnen Zuckerhut auf dem Kopf an den Himmel stoßen könnte, daran zweifelte ich nicht.

[Folgende Passage nachträglich mit Bleistift durchgestrichen: Ich fühle, daß ich jetzt mehr von ihm sagen muß. Ich habe einmal gelesen, daß es ein Fehler sei, wenn der Leser mitten im Buch mit einer Stammbaumgeschichte unterbrochen wird. Ich kann es aber nicht lassen. Ich fühle deutlich, wie die Schilderungen, die man mir von meinen Vorfahren gemacht hat, auf mich gewirkt haben. Ich habe nicht nachgeforscht, ob meine Erinnerungen an sie mit der Wirklichkeit übereinstimmen; ich schreibe, was für ein Bild ich von ihnen hatte u. habe; das andere geht uns nichts an.]

Von den Großeltern meiner Mutter habe ich in meiner Jugend nicht sprechen hören. In seinen letzten Jahren, wenn mein Vater einmal ausnahmsweise gesprächig war, erzählte er mit einem bei ihm, ach, so seltenen Lächeln von ihnen. Sie wurden Beide steinalt. Die Urgroßmutter pflegte zu sagen, erst vom hundertsten [sic] Jahr ab sei eine Frau alt. Als sie also hoch in den 90ern war, machten ihre Kinder sie immer jünger. So freute sie sich, [11] als sie 98 wurde, weil man ihr sagte sie werde erst 95. In den letzten 20 Jahren ihres Lebens feierte sie. Sie trug nur noch Festkleider; aus braunen Moiree, aus blauem Damast,

341 Hinweis auf die Anwesenheit Idas in Bingen am 07.08.1901, wo sie ihre vorherige Fassung bearbeitet.

342 Vgl. Dajja Letzte Fassung, S. 13 f.

343 Gemeint sind die Ahnenbilder der Familien; vgl. hierzu mit Abbildungen: Hoffmann/Van Menxel, Bingen, Kap. 4; vgl. auch Dajja Letzte Fassung, S. 5 f., S. 42.

aus grauem Samt, und immer Schuhe vom selben Stoff. So kam sie jeden Morgen um 10 Uhr in die Staatsstube, und mein Urgroßvater ging ihr entgegen und führte sie am Arm auf ihren Sessel am Fenster. Zweimal jeden Tag brachte er ihr ein Glas Rotwein, in das er Zucker that. Und dieser Zucker war ihr ein Liebesthermometer. An ihm maß sie seine Liebe. Mein Vater erzählte, sie habe einmal ganz selig gesagt: heut hat er mir 11 Stück Zucker gegeben. So lieb hat er mich noch!

Meine andre Urgroßmutter – wie oft habe ich dies schon erzählt? Hat die hat die Fürstin von der Pfalz geheißten. Sie hat 21 lebende Kinder geboren und 17 von ihnen groß gezogen. Und dabei war sie so eitel, daß sie, um immer wieder schlank zu werden, nachts das Corsett anbehielt, und schon damals fuhr sie jährlich nach Ostende ins Bad, trotz ihrer Kinder. [12] Als sie starb, hinterließ sie 108, schreibe Einhundertundacht direkte Nachkommen: Kinder, Enkel und Urenkel. Dies, mußt du wissen, schreibe ich mit grenzenlosen Neid. Ich, mit meinem einzigen Bub! Und wie hab ich mir immer einen ganzen Tisch<sup>344</sup> voll gewünscht! 10, 12 das war mein Idealquantum. Die Lust dazu wird mir wohl von der Urgroßmutter im Blut stecken. Und, sie hat all diese Kinder zu tüchtigen Menschen erzogen! Kein schwarzes Schaf unter ihnen. Und ihre Enkel sind allesamt tüchtige Menschen geworden; und ihre Urenkel sind alle in gesicherten, angesehenen Lebensstellungen. Und alt sind diese ihre Kinder geworden, und gesund waren sie!!! Ich kannte noch 14 von ihnen, und 4 leben heute noch! Und Alle sind aus ihrem Elternhaus fortgegangen, nach [13] und nach, und haben sich die Welt erobert! Dies sag ich nicht so hin, damit ein schöner Satz dasteht; dies ist wahr. Ich wette Tausend gegen Eins, daß Du in ganz Deutschland keine größere Stadt findest, in der kein direkter Nachkomme dieses Hauses Levy wohnt; und daß es auf der Erde kein Land giebt [sic], in dem du Keinen von ihnen findest. Und all diese aus der Einen Frau!

Wenn meine Großmutter Marianne, die älteste Tochter meiner Urgroßmutter im Königsschloß geboren worden wäre, hätten die Menschen gerufen: „So eine Tochter kann nur eine Königin zur Welt bringen.“ Als ich sie auf dem Todtenbett [sic] sah (sie ist 78 Jahre alt geworden), sagte ich zu meiner Schwester: „Sieh nur die herrlichen Arme und Schultern und den Hals; Junge, die zum Ball gehn, könnten sie darum beneiden.“ Ich konnte das sagen, denn ich habe sie nicht betrauert, und nie geliebt. Ganz selten hat eine Wallung in meinem verzweifelt sehn- [14] süchtigen Kinderherzen mich zu ihr treiben wollen; aber sie hat mir nie ihre Arme geöffnet. Sie hatte keinen Sinn für Zärtlichkeit, oder Heimweh, oder Sentiments. Sie war ganz und gar Herrscherin, ganz materiel [sic]

344 Vgl. zu diesem Motiv auch: Daija Letzte Fassung, S. 62.



und positiv klug, praktisch, tüchtig, gesund, blühend, tätig, fabelhaft tätig und was sie wollte, konnte sie, und sie wollte viel.

Wir besitzen ein Portrait<sup>345</sup> aus ihrer Brautzeit: ein schönes, sehr regelmäßiges Gesicht, schneeweißer Teint, weiches, fellkastanien-farbenes Haar und blitzende, vollkommen klare hartstahlblaue Augen. Ihr Gang und ihre Gestalt waren so, daß ich mich gerade halte, indem ich jetzt an sie denke. Nicht steif oder starr oder storsig, sondern selbstverständlich aufrecht.

Ich habe schon gesagt, daß ich sie nicht geliebt habe; auch fassen konnte ich sie nicht. Denn zuweilen, vielleicht 1 mal in jedem Jahr, hatte sie ein Lob für mich, wenn auch in keiner beglückenden Form: „Gott, wie sie wieder brudelt! Und dabei kann keine von ihren Schwestern stricken wie die Idda, wenn sie einmal will.“ [15] Für solche Worte war ich in den „mageren Jahren“ meiner Jugend (es waren 10 statt 7) um den Finger zu wickeln. Sie schmerzten fast, vor lauter Glück, weil sie auf Momente mein Herz ganz aufrissen; als sei, vielleicht, jetzt der Moment gekommen, wo's endlich hinströmen könne. – Das dauerte, bis der nächste Satz an mich hin gesprochen wurde, und dann hatte das Herz gefälligst wieder einzuschrumpfen. –

– Ich weiß nicht viel vom Leben meiner Großmutter. Sie sprach nie von ihrer Ehe. Einmal habe ich sie vom Jahre 1848 erzählen hören; sie wohnte damals in Trier. Ein Offizier, dem das Volk auf den fremder Fersen war, hatte sich in ihr Haus geflüchtet. Es wurde getobt, sie wollten das Haus demolieren, wenn er nicht ausgeliefert würde. „Da schloß ich erst die Kinder und meinen kranken Mann ein, dann ging ich auf den Balkon und sprach zu den Leuten unten, dann suchte ich, bis ich den fremden Offizier oben im Hausgang in einem Kleider- [16] schrank fand, und machte ihm klar, daß er sich nicht bei soldatenfreundlichen Menschen befinde, und daß er kein Recht auf den Schutz meines Hauses habe.“ Sonst habe ich sie nie den Namen ihres Mannes nennen hören. Ich glaube, daß er viele Jahre rückenmarkleidend war.

Übrigens hat diese Großmutter in meiner Jugend keine große Rolle gespielt. Erst als ich etwa 12 Jahre war, zog sie von Paris nach Bingen.<sup>346</sup>

Aber die Mutter meiner Mutter!<sup>347</sup> Getauft war sie auf den Namen Gertrud, und Brautchen wurde sie zunächst genannt. Als sie nach Frankreich in Pension kam, konnte natürlich Niemand ihren Namen aussprechen. Also wurde sie, Gott weiß wieso, Delphine gerufen, und dabei ist es ihr Leben lang geblieben. Als ihr

345 Hoffmann/Van Menxel, Bingen, S. 197.

346 Über die Großmutter Marianne schreibt die Autorin auch an mehreren Stellen in der „Urschrift“ (S. 22 f., S. 26, S. 37, S. 82 f., S. 100) sowie „Daja Letzte Fassung“ (S. 16 f., S. 51 und S. 54).

347 Delphine Meyer, geb. Coblenz, gen. „Mama Phine“ (1809–1893), eine Tochter von Jacob Coblenz, hatte den Binger Weinhändler Josef Philippe Meyer (1799–1874) geheiratet. Sie bekam 4 Kinder: Clara, Emilie – Idas Mutter –, Fritz Joseph und Hugo. Vgl. zu „Mama Phine“: Daja Letzte Fassung, S. 7–10, S. 54–56.

ältestes Enkelchen geboren wurde, war sie erst 36 Jahre alt, u. wollte sich durchaus noch nicht „Großmutter“ gefallen lassen. Sie erfand sich „Mama Phine“ und so haben wir sie immer genannt. Über Ver- [17] wandschaft, Meiner, kannst Du von mir keine Aufklärung erwarten. Sie ist bei uns märchenhaft verwickelt. Z. B. der eine Bruder<sup>348</sup> von Mama Phine heiratete seine Nichte, ihr anderer Bruder<sup>349</sup> heiratete meine Großmutter Marianne; mein Vater und meine Mutter waren also Geschwisterkinder. Der älteste Enkel der Mama Phine in Berlin<sup>350</sup> heiratete ihre Nichte in Frankfurt, u. so weiter ohne Ende. Dabei war meine Schwester Hede ernsthaft in einen Berliner Vetter verliebt, und ein Frankfurter Vetter hat jahrelang sehr an mir gehangen und wollte mich durchaus heiraten. Denk Dir den absolutesten Gegensatz zu Großmutter Marianne aus, so hast Du Mama Phine. Eine durch und durch romantische Natur, unpraktisch, unselbstständig, zerstreut, schwärmerisch, und schönheitsdürftig. Ich besitze noch [18 rechte Seite] verschiedene Poesiebücher, die sie geführt hat. Auch sie muß reizvoll gewesen sein in ihrer Jugend. Schwarz, sehr schlank, „aber lange nicht so schön wie die Marianne“, <sup>351</sup> sagte sie selbst. Sie wurde verheiratet wie alle Mädchen damals, und an einen Mann, der 20 Jahre älter war als sie. Sie hatten Nichts gemeinsames [sic] diese Beiden, nur eben, daß sie mit einander verheiratet waren. Wenn sie Samstags auf den Rochusberg<sup>352</sup> gingen, sagte sie: „Meyer, sieh den schönen Sonnenuntergang.“ „14 Fuhren Mist wird mer für den Weinberg fahren müsse“, sagte er drauf. Ein und ½ Jahr nach ihrer Eheschließung erblindete mein Großvater. Man erzählte uns, es sei die Folge einer Erkältung gewesen. Ich glaube nicht daran, denn der Bruder und Assozié meines Großvaters war ebenfalls blind, meine Mutter schwer augenleidend.

[18 linke Seite, später eingefügt: Von Mama Phine sind Dutzende von Geschichten im Umlauf; in unsrer Familie, wie gewiß auch in Bingen. Von Zeit zu Zeit kam der Briefträger: „Madame, do forn war im Briefkaschte n Brief ohn Adress' gefunn; mer määne, der wär von Ihne.“ „Richtig, lieber Herr Franz, da hab ich die Adresse vergesse; der ist an meine Nichte nach Paris.“ (Dieser Briefträger war übrigens auch ein Original: Wenn mein Onkel seine Heimkehr von einer Reise meldete, kam der Biedre ins Zimmer, schwenkte triumphierend die Postkarte und rief: „Madam. Heit Owend kimmt er!“)

348 Felix Coblenz, Delphines Bruder (1828–1910), hatte seine Nichte Claire, genannt Adele Fribourg, (\*1837), Tochter von Fanny Coblenz (1813–1837), der Schwester Delphines, und Leopold Fribourg, genannt Bénédict (\*1811), geheiratet. Dieser Felix Coblenz wandelte später seinen Namen in Coblentz um.

349 Daniel Coblenz (1805–1868) ist der Vater von Simon Zacharias Coblenz und Idas Großvater.

350 Clara, geb. Meyer hatte in Berlin Maximilian Wolfenstein geheiratet. Ihr ältester Sohn Hugo (1861–1931) heiratete Laure Coblentz (1866–1943), die Tochter von Felix Coblentz (vgl. Anm. 347).

351 Ihr Porträt, früher im Familienbesitz, hängt seit 2018 im Blankeneser Dehmelhaus. Dehmelhaus. Vgl. Hoffmann/Van Menxel, Bingen, S. 192.

352 Vgl. zu dieser Episode: Dajja Letzte Fassung, S. 55.

Ich habe sie später ihren Urenkeln Märchen erzählen hören; es waren immer [?Feerieni]. Sie malte hundert schöne Details aus. Die Kinder waren ganz gefesselt. Dann verlor sie den Faden. Aber sie suchte nicht nach einem Schluß der Geschichte, sondern sie sagte ruhig: „Das Ganze war ein Traum.“ Und die Kinder nahmen es hin wie einen richtigen Schluß. Weil: sie diesen Satz, mit dem sie jedesmal schloß, so verschieden der Anfang der Geschichte war, so traumhaft still vor sich hin sagte. – Vielleicht hatte sie ein faible für mich, weil ich hübscher war, als meine Schwestern. Sie hätte mich am liebsten mit einem Prinzen verheiratet gesehn. Jüdische Männer mochte sie nicht: die waren ihr zu häßlich. – Ihr Haus war das prächtigste von Bingen: außen und innen. Wenn ein Bischof nach Bingen kam, so erschien der Küster bei ihr, um sich ihre 2 größten roten Damastessel<sup>353</sup> für ihn auszubitten. Sie lächelte über diese Kleinständigkeit, aber sie war doch ein bißchen stolz auf diese Sessel. Als aber der Antisemitismus aufkam, und die Gassenjungen ein Spottlied auf die Juden sangen, lieh sie ihre Sessel nicht mehr her! Ihr jüngster Sohn starb früh, als Bräutigam. Daß seine Braut, die von erlesener Schönheit gewesen sein muß, bald nach ihm an „gebrochenem Herzen“ starb, gereichte ihr zum Trost. Aber immer, wenn sie von diesem Sohn sprach, zitterte tiefe Wehmut in ihrer Stimme.

[Seite 18, rechts, Fortsetzung] Ich weiß nicht, ob es heute noch Männer giebt [sic], die so eigensinnig starr sind, wie mein Großvater war. Dieser Eigensinn kostete ihn seinen rechten Arm. Der Hausarzt wollte nach einem Armbruch den Arm gipsen, und er sagte, daß der Arm 3 Wochen lang verbunden bleiben müsse. [19] Da fuhr mein Großvater nachts heimlich zu einem Schäfer, den Armband abnahm u. Kräuter auflegte u. nach 3 Tagen mußte wegen Blutvergiftung der Arm abgenommen werden. Denk Dir meine arme Großmutter, ganz voll Illusionen und Romantik, und diesen Mann.

Eins muß ich dir noch von ihm erzählen: Natürlich war er trotz Blindheit und Einarmigkeit rastlos thätig. Wo, denkst du, hat er Sprechstunde gehalten? Auf dem Kloster! Thatsächlich. Man wußte, daß er von 9 bis ½ 10 morgens da „weilte“. Die Thür stand offen, und ich selbst habe noch Hofleute, Weinagenten, allerlei Kauf- und Geschäftsmänner, vor, an und in der Thür stehen sehen; und während mein Großvater thronte, trugen sie ihm ihr Anliegen vor!<sup>354</sup>

[Der folgende Abschnitt mit Bleistift gestrichen: 19. Nov. Jetzt ist der erste 18 te November gewesen, seit dies Buch angefangen ist. Du hast gesagt, ich solle nur weiter schreiben, und ich hab geantwortet: Ich könnt's auch kaum lassen. – Dann also weiter; d. h. zurück zum Großvater.

353 Vgl. ebd. S. 30.

354 Vgl. zu dieser Episode: „Dajja Zwischenfassung“, S. 75; vgl. Dajja Letzte Fassung, S. 55; vgl. hier Kap. 6.

[20] Als Kind hab ich mich vor ihm gefürchtet: Blind und streng, wie er war. Erst viel später, in einer Zeit, als ich trotzig wurde, und meine Schrift einmal über Nacht die eckigen Haken bekam, die nicht mehr aus ihr heraus zu kriegen sind, damals hat mir meine Großmutter voll Bitterkeit etwas von ihm erzählt, das hat mich stolz auf ihn gemacht, und ich hab mich eines Blutes mit ihm gefühlt: Oft hat meine Großmutter heimliche Beratungen mit seinem Advokaten gehabt; Dann hat er ein Testament hinterlassen, das seinen großen Besitz an Grund und Boden nach dem Gesetz der Majoratsgüter wechselte. Der einzige Erbe war sein Sohn. – Zum einzigen Erben hatte er seinen Sohn bestimmt. Diesen sollte der älteste Sohn der ältesten Tochter meines Großvaters beerben. Diesen der älteste Sohn meiner Mutter, diesen wieder der älteste Sohn des Sohnes meines Großvaters etc. Alle Anderen, Wittwe, jüngere Geschwister etc. sollten mit einer Apanage abzufinden sein, die, bei dem großen Vermögen des Erblassers, bedeutend war. Ein besonderer Passus verpflichtete den jeweiligen [21] Inhaber des Gutes diese Abzahlung an Verwandte nie so hoch zu bemessen, daß es deßhalb notwendig werden könnte, das Gut zu verkleinern.

Es scheint, daß die damaligen Gesetze gestattet haben, Testamente ungültig zu erklären, falls alle Erben einstimmig die Regelung des Nachlasses nach gemeinem Gebrauch wünschen. Jedenfalls: es wurde hier so entschieden. Heute gratuliere ich mir zu diesem Familienratbeschuß; – aber als es mir meine Großmutter davon erzählte, zu einer Zeit, wo ich bitter und wild gegen das Vorurteil kämpfte, das zwischen der Jüdin und dem Aristokraten stand, da war mir dieses Großvatertestament wie ein Schwert und eine Krone. Damals habe ich gefühlt, daß zwischen uns Juden und dem deutschen Philister allerdings ein Blutunterschied ist, den 2 Jahrtausende nicht ausgelöscht haben; aber Juden, die durch eine Reihe von Generationen in Wohlstand und Kultur gelebt haben, haben mehr Verwandtheit [sic] mit alten Adelsfamilien, als etwa ein [22 rechte Seite] Herr von Lüben mit einem Herrn Schulze.

[Einschub 22 linke Seite: 5 [sic] Feb. 1902. Diese Testamentssache habe ich gestern Abend geschrieben, und heut Abend hast Du, nachdem Falke hier war, gesagt: „Du bist so schön, Meine!“ Ich dachte, Du wolltest mich necken, weil ich mich ein bischen blaß fühle, eben. „Aber nein“, hast Du gesagt, „wirklich. Heut Mittag hast Du ein paar Mal so fürstlich ausgesehen, daß ich gedacht habe: Sie ist doch ganz das Modell zur Fürstin Lea.“ Das schrieb ich Dir auf, weil's so sonderlich zu dem paßt, was ich gestern hier zu sagen wünschte. –]

#### [22 rechte Seite, Fortsetzung]

Mit tiefer Beschämung merke ich erst durch dieses Buch, wie wenig ich eigentlich von Vater und Mutter weiß. Das sagte ich vorhin zu Dir, und daß es doch sonderlich ist, daß ich über die Jugendzeit meiner Großmutter besser un-

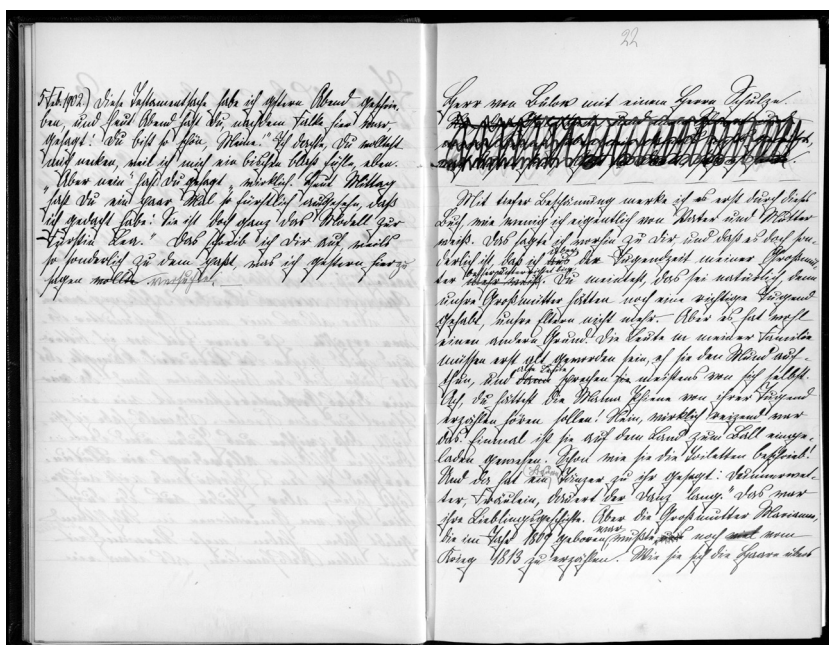


Abb. 8: Daja Urschrift, Abbildung einer Seite  
SUB Hamburg DA : Ms : 371, S. 22 – Foto: SUB Hamburg

terrichtet bin. Du meinstest, das sei natürlich, denn unsre Großmütter hätten noch eine richtige Jugend gehabt, unsre Eltern nicht mehr. Aber es hat wohl einen andern Grund. Die Leute in meiner Familie müssen erst alt geworden sein, eh sie den Mund aufthun,<sup>355</sup> und alte Leute sprechen meistens von sich selbst. Ach, Du hättest die Mama Phine von ihrer Jugend erzählen hören sollen! Nein, wirklich reizend war das. Einmal ist sie auf dem Land zum Ball eingeladen gewesen. Schon wie sie die Toiletten beschrieb! Und da hat ein [?brauner] Tänzer zu ihr gesagt: „Donnerwetter, Fräulein, dauert der Tanz lang.“ Das war ihre Lieblingsgeschichte. Aber die Großmutter Marianne, die im Jahre 1809 geboren war, wußte noch vom Krieg 1813 zu erzählen. Wie sie sich die Haare übers **[23]** Gesicht gebürstet hatte, damit sich die Russen oder die Franzosen, wenn sie kämen, vor ihr fürchten sollten. Merkwürdig, sie hat doch da irgendwo in der Pfalz gewohnt la bas,<sup>356</sup> aber damals müssen die Potentaten mehr ihr Land be-  
reist haben und leutseliger gewesen sein: als junges Mädchen hat sie (fast hätte

355 Hier wird das Verständnis von der Erziehung sichtbar, das in den jüdischen Großfamilien in Ida Dehmels Kindheit herrschte. Vgl. Kap. 3.1.

356 Gemeint ist: là-bas, französischer Ausdruck für „irgendwo dorthin, weit weg“.

ich gesagt mit Hinz und Kunz) mit dem König Max von Bayern und dem späteren Kaiser Wilhelm etc. etc. getanzt. Wann, wo und wie weiß ich nicht mehr, aber wahr ist es.

Also – mit 36 Jahren erzählt man seinen Kindern noch nichts von der eigenen Jugend, und älter war meine Mutter nicht, als sie starb; und mein Vater – nun vielleicht kommt er noch ins Erzählen.

Von meiner Mutter weiß ich nur, daß sie in Bingen aufgewachsen ist, und daß sie dann nach Paris in Pension kam. Dort lebt, ich weiß nicht, seit wann, ein großer Teil unserer Familie. Teilweise, die Calman Levy's,<sup>357</sup> sehr reich. Dorthin zog auch, nach dem Tod ihres Mannes, meine Großmutter Marianne. Mein Vater war damals schon nationalisiert in Frankreich, in Bordeaux. Er hatte sich in der dortigen Gesellschaft eine Stellung errungen, (es scheint, hauptsächlich durch seine Baßstimme, ich habe ihn nie singen hören, und kann ihn mir überhaupt unmöglich musizierend vorstellen), die [24 rechte Seite] für einen jungen Kaufmannsbeflissenen ungewöhnlich war. Also: mein Vater kam als Franzose auf einer Verwandtenreise an den Rhein, nach Bingen, und heiratete seine Cousine, meine Mutter. Ich hatte übrigens immer den Eindruck, daß diese Heirat Familienbeschluß war. Mein blinder Großvater suchte einen Compagnon für seinen einzigen Sohn; mein Vater hatte Wein „studiert“, die Sache paßte im Alter und in den Vermögensverhältnissen. Ich glaube nicht, daß die Ehe meiner Eltern so innig war, wie die der Deinen; dazu ist mein Vater wohl zu herb. Aber es war doch eine vorzügliche Ehe: nie haben wir Kinder eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Eltern gehört, sie ehrten einander außerordentlich. Ja, dieser hohe Respekt, den sie vor einander hatten, ist von größtem Einfluß auf unsre Erziehung gewesen. Wir wurden in ganz unbegrenzter Ehrfurcht vor allen Erwachsenen, allen „Großen“ gehalten. Eine Unart gegen ein Dienstmädchen wäre genau so bestraft worden, wie etwa eine gegen eine Großmutter. Nie, nie selbst wenn eine offenkundige Ungerechtigkeit eines Lehrers vorlag, ist uns gegen ihn Recht gegeben worden. Wir waren Nichtse, und die Großen mußten, konnten, durften Alles. Diesem Princip zuliebe hielten sich meine Eltern in strenger Selbstzucht.

#### [24 links, hinzugefügt]

Was die Ehe meiner Eltern so anders machte, wie die der Deinen, das war: Sie hatte nicht solche Prüfungen zu bestehen. Deine Mutter erzählte mir, wie

357 Die familiäre Beziehung Ida Dehmels zu dem Verlagshaus Calman(n)-Lévy in Paris ergab sich durch Charlotte Coblenz (1804–1894), eine Schwester ihrer Großmutter Delphine Coblenz. Charlotte war mit dem Phalsbourger Kaufmann Mathias Lévy verheiratet. Aus dieser Ehe stammte die Tochter Pauline Lévy (1825–1908), die 1851 Kalmus Calman(n)-Lévy (1819–1891) ehelichte, einen Sohn Simon Lévy (1784–1854), der mit seinen Söhnen in Paris einen florierenden Verlag gegründet hatte. Der sehr renommierte Verlag befand sich 1905 noch im Familienbesitz. Vgl. Genealogische Tafel.

unglaublich wenig es war, was sie anfänglich zu verzehren hatten. Und dann kamen die vielen Kinder, von denen 3 starben. So haben gemeinsame Sorgen, gemeinsame Arbeit, gemeinsamer Schmerz und gemeinsam erworbene Freuden Deine beiden Eltern fest verkittet. Aber die meinen brauchten sich nie aneinander zu klammern, um sich gegenseitig ihre Kraft zu leihen, um dem Leben stand zu halten. Sie gingen zusammen einen bequemen Lebensweg, geleitet von einer zufriedenen Familie. Eine schwere Zeit war es für sie, als meine Mutter, während sie meinen Bruder stillte, das Augenlicht verlor. Aber Gräfe<sup>358</sup> erkannte als Grund des Übels Blutleere im Gehirn, und das konnte kuriert werden. Die erste wirkliche Prüfung dieser Ehe war die furchtbarste: der Tod meiner Mutter.<sup>359</sup> Ich habe meinen Vater vor Kurzem einmal sagen hören, daß er damals monatelang absolut schlaflos geblieben sei, daß er körperlich so herunter gewesen sei, daß er sich selbst als totreif [sic] betrachtet habe, und daß nur ein Verstandes-, nicht Gefühlspflichtbewußtsein für seine Kinder ihn am Leben gehalten habe.

[25, rechte Seite] Nicht ein einzigesmal haben sie in unsrer Gegenwart abfällige Bemerkungen über „Große“ gemacht. Über Niemanden. Da sie also auf diese Art auch die Dienstmädchen zu Autoritäten für uns machten, verlangten sie von diesen entsprechenden Anstand im Verkehr mit uns. Eine neuengagierte Köchin, der offenbar ihrer Mission noch nichts aufgegangen war, schimpfte einmal die Alllies.<sup>360</sup> (In Paranthese [sic]: Sie sagte: Du Rotznas!) Dies erfuhr meine Mutter, natürlich nicht durch uns, denn wir hätten nie gewagt uns über einen Großen zu beklagen; die Köchin wurde sofort entlassen. – [gestrichen: Nach ihrer Heirat zogen meine Eltern in eine Mietwohnung; dann in eine zweite, während unser Haus gekauft und umgebaut wurde.] Mit Alice, Hede und Cornelius zogen meine Eltern 1869 ins eigene Heim, und hier, in der Stube, die vom 6. bis 26. ten Jahr mein eigne war, bin ich auf die Welt gekommen. Lieber, Du wirst es kaum glauben: Ich war als Kind ein Musterchen. Nein, wirklich, Du! Ich habs ja nachher 20 Jahre lang vorgehalten bekommen, daß ich mich unglaublich zu meinem Nachteil verändert hätte. Ich sehe mich zum Greifen deutlich, wie ich damals war. Ich war hübsch, Du, nein wirklich! Ein richtiges Kru-schelköpfchen hatte ich, und blanke, flinke, kluge, lustige Augen.

[25, linke Seite, Einfügungszeichen] Meine Erinnerungen aus der Kindheit sind außerordentlich klar. Ich könnte ohne Mühe heute noch fast alle Kleider, die ich je besessen habe, genau beschreiben: Stoff, Machart. Ich weiß auch noch die Geburtstage meiner Schulkameradinnen, während ich nicht weiß, wann meine Nichten geboren sind. Ist die Eindrucksbereitschaft, die Aufnahmefähig-

358 Vermutlich Albrecht von Graefe (1828–1870); der Augenarzt gilt als Begründer der modernen Ophthalmologie.

359 Emilie Coblenz, geb. Meyer, starb 1878; damals war Ida 8 Jahre alt.

360 Idas Schwester Alice Bensheimer (1864–1935). Ida schrieb den Vornamen ihrer Schwester üblicherweise mit 3 l.



keit in der Jugend so viel stärker? „Kindliche Leiden“, sagen die Leute. Ein Wort, mit dem sich die Menschen billig Absolution für tägliche Sünden der Gedankenlosigkeit erteilen! Wie tief muß ich unter der Lieblosigkeit meiner Umgebung gelitten haben, daß ich heute noch die Narben jener „kindlichen Leiden“ in mir schmerzen fühle.

[26] Daß ich „Cowellenzers ihr Scheenstes“ war, wollte noch nichts heißen. Denn Alice hatte einen Mund, der thatsächlich von einem Ohr zum anderen zu gehn schien, außerdem war sie unglaublich mager, großknochig und ungraziös. Hede<sup>361</sup> war so schwarz, daß meine Großmutter, als sie eben von Paris kommend die Neugeborene im ersten Bad sah, die Hände über dem Kopf zusammenschlug, weil sie dachte meine Mutter ihre Zweite ein leibhaftiges Mohrenkind, und mein Bruder hatte wohl ein ganz niedliches Gesichtchen, aber ihm fehlte das Jungenhafte, Frische, Derbe, Lustige, Erobernde.

Ich hatte auch die besten Anlagen. Alice zwar lernte leicht, aber sie war bodenlos eigensinnig. So was giebt's [sic] nichts zum zweiten Male; sie wurde dabei so wüthend, daß sie rein den Verstand verlor. Einmal war sie 8 Stunden in unsern stockdunkeln Keller gesperrt, in dem Ratten und Mäuse hausten, bis sie sich entschloß, unsre Gouvernante wegen irgend was um Verzeihung zu bitten. Einmal bog sie in der Wut ein gußeisernes Schloss an unserer Kinderzimmerthür krumm, das kein Mann je wieder grad biegen konnte. Aber ihr Hauptheldenstück war dieses: Sie sollte zur goldnen Hochzeit einer Tante mitdürfen, und bekam ein Kleid aus weiß und hellgrüngestreifter [27] Seide, mit schmalem schwarzem Sammtbändchen besetzt. Noch sehe ich den Staat vor mir. Es wurde im Haus genäht, und während Alice das fertige Kleid probierte, spielte sie immerzu mit der Schere. Das wurde ihr verwehrt; sie ließ es nicht, es gab wieder eine Eigensinnscene, und schließlich (da sie sich in solchem Fall einfach austoben mußte), wurde sie in den Saal gesperrt. Sie hatte aber heimlich die Schere mitgenommen, und als sie am Fensterriegel das neue Kleid hängen sah, die Schneiderin hatte es 2 Minuten vorher dahin gehängt, stürzte sie wie ein Stier darauf zu, und zerschnitt das ganze Kleid in 1000 kleine Schnippselchen.

Hedwig war das Gegenstück zu Alice: ganz Sanftmut, ganz Gehorsam, ganz Geduld. Aber vor lauter Sanftmut heulte sie in einem fort. Wir nannten sie das Thränenkrüglein. Alice durfte im Jahr 75 mit den Eltern in die Schweiz, weil sie etwas hüstelte. Sie war damals 10 oder 11, Hede 8 oder 9 Jahre. An der Bahn, beim Wiederkommen, sollten sich die Schwestern durch einen Kuß begrüßen. Alice streikte, trotzte und wütete, Hede zerfloß in Thränen – es gab einen klei-

---

361 Hede: Hedwig Julie, das zweite Kind der Familie Coblenz (1865–1935), heiratete den Münchner Brauer Bernhard August Neumeier, mit dem sie 4 Kinder hatte: Emmi Marianne, Fritz, Alice und Ludwig.



nen Menschaufwurf, so zederten sie. – So [28] thränenreich Hede war, so phantasiereich war sie. Ich habe nie einen Menschen so schwindeln gehört wie sie. So harmlos einerseits, so ungeschickt andererseits. Denn sie wußte in der nächsten Minute nicht mehr, was sie in der vorhergehenden gesagt hatte und desavouierte sich also immer selbst. – Einmal schickte sie die Gouvernante früh morgens, als der gedeckte Frühstückstisch meiner Eltern harrte, ins EBzimmer. Sie kam wieder, die ganze graue Lüsterschürze mit Öl bekleckert. „Hedwig, Du hast ja an den Ölsardinen genascht“, ruft die Gouvernante. Natürlich leugnet sie in allen Tonarten, Thränenströme vergießend, natürlich bleibt die Gouvernante bei ihrer Behauptung. Da sagt Cornelius, autoritätsgläubig wie wir gedrillt waren: Hedwig, sag die Wahrheit, das Fräulein sieht Dir in den Magen.

Cornelius,<sup>362</sup> Cornel genannt, war von jeher der Gegensatz zu uns Schwestern. Er hatte nichts mit uns gemein: Kleiner wie wir, nicht schwarz, sondern braun, umständlich, unbedarft, ohne Klauen und Zähne, ganz negativ und borniert. Er war als kleiner Junge sogar brav, aber er machte Keinem rechte Freude. Er war so gar nicht jungenhaft, und hatte doch anderseits nichts Zartes oder [29] gar Rührendes. Er war langsam und quengelig [sic]. Wenn er Trauben aß, spuckte er jedes einzelne Körnchen aus. Alle seine Sätze fingen mit „Wenn“ an. Ich hör ihn noch sagen: Wenn – die – Franzosen – kommen – - mach – ich – ein Loch – in – den – Zimmerboden – und – setz – mich – hinein. – Wenn man ihn neckte, wurde er nicht wütend, er neckte auch nicht zurück. Er machte dann eine Miene, indem er den Mund zusammenzog, die wir „das Herrengesichtchen“ nannten; und in dieser Miene drückte sich schon all das aus, was ihn uns später entfremdet hat: Soviel Schwäche wie Selbstüberhebung.

Ich – also Ich. Mein fünfter Geburtstag. Ich hatte ein schwarz Sammtkleidchen an, mit himmelblauem Paspal, und großen himmelblau überzogenen Knöpfen. Im Frühjahr bekam ich dazu, thatsächlich aus Paris!, einen schwarzen Strohhut, innen mit himmelblau Atlas, und neben an der einen hochgeschlagenen Seite saß ein Strauß Maiblumen mit einem rosa Moosknöspchen in der Mitte. Das war ein Staat, kannst Dir denken, für Bingen! Diesem Staat verdanke ich das erste selbstständige Denken, dessen ich mich entsinne. Unser Zweitmädchen [30] hatte um die Erlaubniß gebeten ein Stündchen mit mir spazieren zu gehn. Es war Sonntag, und sie wollte offenbar mit mir renommieren. Damals müssen „Simpelfranzen“<sup>363</sup> neueste Mode gewesen sein, und in kleinen Städtchen gilt ja fast als unanständig so was zunächst mitzunehmen. Unser Zweit-

362 Mit Cornelius Coblenz, dem dritten Kind der Familie Coblenz (1867–1922), kam es zum Bruch, so dass der Vater ihn zu einer Lehre in England zwang und enterbte. Cornelius starb 1922 in England. Vgl. Hoffmann/Van Menxel, Bingen, Kap. 3.3.

363 Eine Art Pony-Frisur.

mädchen aber wollte mich offenbar blendend fein machen, kurz, trotzdem ich den ganzen Kopf voll Locken hatte, nahm sie mich heimlich in ihr Zimmer, schloß die Thüre zu, machte über dem Licht einen Griffel heiß, und brannte mir „Simpelfranzen“. Daß Kinder Alles Mögliche heimlich thun, wußte ich natürlich, daß so was aber auch bei „Großen“ vorkommt, hatte ich bis dahin nicht zu ahnen gewagt; bei dieser Gelegenheit lernte ich denken. – An jenem 5.ten Geburtstag bekam ich einen angefangenen Strickstrumpf, den ich jahrelang gehaßt habe. Erstens war er scheußlich gemustert: 5 mal herum braun, ein gemeines rotbraun; dann 12 mal herum weiß, und in diesem weiß schwammen rosa Flöckchen, von ordinärstem rosa, das man sich denken kann. Dann kam wieder der braune Streifen. Das war [31] das Muster. Dann aber war das Monstrum aus Baumwolle und, Lieber, man muß ein kleines Mädchen gewesen sein, um zu begreifen, was es heißt, im heißen Sommer mit feuchten Händen jeden Tag aus den eingerosteten Nadeln abzustricken.

Zur Ehre meiner Eltern übrigens seis gesagt, daran waren sie unschuldig. Diese sinnige Gabe hatte meine Großmutter veranlaßt und bei ihr hab ich später stricken müssen.

Auf dem Geburtstagstisch lag noch eine Schreibtafel (am besten gefiel mir das blaue Bändchen mit dem der Schwamm daran gebunden war), eine kl. Nähmaschine (auch aus Paris) und ein prunkloses kleines, sehr dickes Buch ohne Bilder, Grimms Märchen. Es war eine vollständige Ausgabe; Zwei Jahre später war mein liebstes Spiel, ich nannte es Häschen stechen, dieses: Irgend Jemand mußte mit der Stricknadel eine Seite meines Buches aufschlagen und mir die erste Zeile vorlesen; dann sagte ich die Geschichte bis zum Schluß auswendig her. Für jedes Wort durfte mir der Andre einen Klaps geben; aber es gab nicht viele. So genau wie damals dieses Buch, Meiner, kenn ich heute nicht einmal die Zwei [32] Menschen.<sup>364</sup> – Ich weiß nicht mehr wann ich lesen und schreiben gelernt habe. Beides muß mir keine Schmerzen gemacht haben. Ich kann mich auch keiner Fibel erinnern. Mit 5 Jahren habe ich meinen kurzen dicken enggedruckten Grimmband mit mir herumgeschleppt, und ihn fließend gelesen. Wir Mädels sollten nicht in die Schule gehn. Mein Vater (Du hast ja diese Woche noch gehört, wie er von den Bingern sagte: Diese Bauern!) dachte wohl, wir könnten im Umgang mit den Binger Kindern nichts Erfreuliches lernen. Also wurde eine Gouvernante engagiert, eine brave, einfache Oberhessin, die sich zur Volksschullehrerin ausbildete. Wir Mädels hatten zwei große Zimmer für uns. Schlaf- und Wohnzimmer, sehr hell, sehr luftig und von den anderen Räumen ganz abgeschlossen.

364 Den Gedichtzyklus „Zwei Menschen“ schloss Richard Dehmel Ende 1902 ab; vgl. Anm. 244.

Um  $\frac{3}{4}$  7 morgens fing an hinter der spanischen Wand des Fräuleins Baby zu wascheln. Man wurde wach, man wußte: gleich geht's heraus; aber grade diese Viertelstunde zwischen Schlaf und Wachen war so wundervoll. Zuweilen gingen draußen durch den Garten die Küfer zur Arbeit. [33] Das gab große wandernde Schatten an die Zimmerwand, die ich mir nicht erklären konnte. Ich fühlte, das war etwas Ähnliches wie meine Märchen.

Punkt sieben hieß es:<sup>365</sup> Alllies, Heddwig, Idda heraus! Es ist Zeit. Und da gabs kein Pardon. Mitten im Zimmer stand ein rundes Blech mir einem Rand. Nun alle drei die Hemden herunter, erst Alllies hinein, dann Hede hinein, dann Idda hinein und da bekam Jede ihren Eimer kalt Wasser über die Schultern gegossen. Diese Prozedur machte uns keinen großen Kummer, nur Hede wollte immer wieder glauben machen, sie sei schon zu groß, sie könne beim Abtrocknen nicht mehr an ihre Füße reichen! Wir schlüpfen in unsre Kleider, der Kakao wurde hereingebracht, mein Bruder erschien um vor seiner Schule mit uns zu frühstücken, und nun kam der entsetzlichste Moment des Tages. Wir mußten uns zu Viert in eine Reihe stellen, das Fräulein ging an ihren Schrank und holte aus einer Düte zwölf getrocknete Zwetschgen, eine Flasche und einen Porzellanlöffel, der sich mir [34] vor lauter Abscheu so eingepreßt hat, daß ich ihn heut, nach 25 Jahren noch malen könnte. Also Jeder bekam 3 Zwetschgen in die Hand und dann Eins nach dem Andern einen vollen Löffel – Leberthran! Den würgten wir hinunter und dann die 3 Zwetschgen „als Belohnung“; wir wußten: es mußte sein, und nie haben wir uns dagegen gesträubt, aber wenn ich zurücksehe über mein Leben, glaube ich, daß ich mich niemals schwerer habe überwinden müssen, als damals, wenn ich jeden Morgen schweigend den Mund aufmachte um mir dieses Zeug schweigend eingießen zu lassen. Es gehörte eben zur Erziehung der Kinder aus „guten Häusern“, das Leberthaneinnehmen.

Nachdem dieses überstanden war, wurde es schön. Wir tranken unsern Kakao (auch der war aus Paris, Marke Felix Potin<sup>366</sup>). Dann kam die Mutter uns Guten Morgen sagen, und um 8 gings ins Schulzimmer.<sup>367</sup> Das Fräulein oben am Tischkopf, an den beiden Langseiten des Tisches meine Schwestern, sich gegenüber, in mächtigen, grauen Lüsterarmschürzen. Ich, die Kleine, brauchte noch nicht mitzulernen. Ich [35] saß am „Kindertischchen“ in einem kleinen Sesselstühlchen aus braunem Holz und durfte spielen. Natürlich mußte ich still sein, und deßhalb werde ich wohl mehr zugehört als gespielt haben. Eines Tages

365 Vgl. zu diesem Thema: Dajja Letzte Fassung, S. 10 f.

366 Jean-Louis-Félix Potin (1820–1871) hatte in Paris eine große und berühmte Schokoladen-Manufaktur gegründet.

367 Vgl. hierzu: Dajja Letzte Fassung, S. 1.

fragte das Fräulein die Hede: „Was war im Jahr 9 nach Christi?“ Schweigen. „Hedwig, das mußt Du doch wissen, ich habs Euch doch erst gestern erzählt!“ Schweigen. Da erhob ich mich: „Die Schlacht am Teutoburger Wald war.“ Völlig baff war das „Veilchen“ wie ich als Bébé<sup>368</sup> statt Fräulein zu ihr sagte. „Ei, Iddachen, hast Du noch mehr davon behalten?“ Und, weiß Gott, ich brachte die ganze Geschichte heraus. Von diesem Tag an durfte ich am großen Tisch dabei sitzen und „richtig“ zuhören. So lernte ich mit meinen Schwestern zugleich französisch, und fast glaube ich, daß ich mich mit 7 Jahren geschickter darin ausgedrückt habe, als heut. – Bis 12 Uhr dauerte die Stunde, dann gings wieder ins Schlafzimmer, die Tintenschürzen wurden ausgezogen, die Finger gründlichst gesäubert, die Frisur geordnet etc. und dann führte uns das Fräulein ins Eßzimmer. Lieber, wie waren wir auf diese Mahlzeit mit dem Vater dres- [36] siert. Wir standen, jeder hinter seinem Stuhl, bis er hereinkam. Dann gingen wir, nach dem Alter, auf ihn zu, Jedes gab ihm einen Kuß, und wieder auf die Plätze. Wir durften ungefragt den Mund bei Tisch nicht aufthun, durften auch nichts fordern, mußten aber unnachsichtig Alles essen, was wir auf den Teller bekamen. Dies war unter Umständen noch schrecklicher als die Leberthranprozedur.

Ich war bis in mein 30stes Jahr „fies“ im Essen.<sup>369</sup> Vielleicht überempfindlich. Fast alle Gemüse widerstanden mir. Am peinlichsten war ich mit Fleisch.<sup>370</sup> Blutiges Fleisch erregte mir Schauer. Fett oder gar Adern entsetzten mich. Wenn ich heute eine lebendige Spinne essen sollte, so wäre mir das nicht widerwärtiger als damals ein Stück Kalbsbraten, in dem noch eine blutige Ader war. Es schüttelte mich, Angstschweiß brach mir aus, ganz verzweifelt sah ich von Einem zum Andern. Nichts half mir. Und wenn ich mich nun überwunden hatte, ein mir unrein, ungenießbar scheinendes Stück in den Mund zu stecken, so weigerten sich meine Zähne zu kauen, mein Gaumen weigerte sich zu schlucken. Ich [37] nahm mein Glas Wasser mit etwas Wein drin u. so spülte ich den Bissen hinunter. Meine Mutter, neben der ich als Nesthäckchen [sic] saß, hat mir einmal geholfen. Gott, war ich ihr dankbar! Sie gab mir einen Löffel Apfelmuß-compott, und sagte leise: „Thus doch hinein, dann rutscht's besser!“, und wirklich, so gings. Als ich nicht mehr sah, was mir so scheußlich vorkam, konnte ich es leichter schlucken. – Durch diesen Zwang habe ich schwindeln gelernt. Ich zerbrach mir den Kopf, wie ich mich von so einem Bissen befreien könnte. Ich versuchte es ihn unter das Messer zu verstecken, aber mein Vater setzte das Pincenez auf und sah es. Ich ließ es auf den Boden fallen, ich mußte es aufhe-

368 Bébé: Französisch für „Baby“.

369 Vgl. zu dem Thema Tischzeit: Dajja Letzte Fassung, S. 3.

370 Vgl. zu dem Thema „Fleisch“: Urschrift, S. 113.

ben und essen; ich heuchelte Nasenbluten – ach, es war schrecklich. Und wenn ich es gegessen hatte – Lieber, ich hab viel Gräßliches gethan in meinem Leben, ohne vor mir Ekel zu bekommen, damals hatte ich den. Noch abends im Bett sah ich das blutige Stück Fleisch, und ich schüttelte mich vor mir selbst, weil ich so was in den Mund genommen hatte, weil ich so was jetzt im Leib hatte. [gestrichen: Mit diesem Prinzip hat mich mein Vater eine ganze Kindheit durch gemartert.

[38] Wir Kinder waren glücklich, wenn die Eßstunde vorbei war. Mein Vater sagte Mahlzeit, wir schossen von unsern Stühlen auf, gaben ihm und der Mutter dem Alter nach einen Mahlzeitkuß und gingen unsrer Wege. Das heißt, wir zogen Hüte und Mäntel an und wurden vom Fräulein 2 Stunden spazieren<sup>371</sup> geführt. Jahr aus, Jahr ein, und bei jedem Wetter. Und immer denselben Weg, die kerzengrade Mainzer Chaussee hinaus, die so glatt war wie unsre Zimmer daheim. Deßhalb bin ich auch so ungeschickt auf Bergwegen. Wir haben nie klettern oder springen dürfen. Um 4 Uhr waren wir wieder zu Haus. Dann konnten wir spielen oder treiben was wir wollten. Punkt 7 bekam Jedes ein Fleischbrötchen und ein Glas Milch und dann mußten wir ins Bett.

Du wirst nach dieser Beschreibung sagen, Du verständest nicht recht, wieso ich mich freute, daß mich der Storch grad bei Cowwelenzers abgesetzt hat. Aber, im Grund waren wir ja seelenfroh, daß wir unsern Vater blos einmal am Tag zu sehen kriegten, denn wir fürchteten ihn maßlos. [39 rechts] Nicht nur wir; meine Berliner Vettern, mit denen überhaupt Keiner fertig wurde, zitterten vor ihm. Wenn sie unartig waren, drohte meine Tante: „Wer nicht brav ist, muß zum Onkel Simon!“

[39] Einschub ganze linke Seite: Übrigens wußten wir nicht, daß andre Kinder weniger streng erzogen wurden. Wir kamen nicht in andre Häuser. Aber Kinder fühlen soziale Unterschiede schon sehr früh.<sup>372</sup> Wir mußten das ganze Städtchen durch gehn bis wir zur Mainzer Chaussee kamen. An der Art, wie uns die Leute auf der Straße grüßten, merkten wir, daß wir was Besseres waren. Es gab keinen zweiten Garten in Bingen wie der unsrige. Unsre Kleider, unsre Bewegungen, unsre Sprache – alles war feiner wie bei den andern. Kinder, die auf der Straße spielten! Kinder, die dickes Brot mit „Latwerge“ auf der Straße aßen! Wir aßen Brötchen, Latwerge kam nicht in unser Haus. Bei den Metzgern sahen wir im Vorbeigehn Schwartenmagen im Ladenfenster; ich dachte: wie ordinär müssen die Leute sein, die so was essen. „Ordinär“ war ein gern gebrauchtes Wort. Kinder ohne Hut auf der Straße waren ordinär. Ich war seelig, daß ich nicht ordinär war.

<sup>371</sup> Vgl. Daja Letzte Fassung, S. 3 f.

<sup>372</sup> Vgl. hierzu Daja Zwischenfassung S. 7 (Streichung); vgl. Kap. 6. 2.

Auch eine Gouvernante hatte in Bingen niemand außer uns. Und die war außerdem lieb; wenn sie mich natürlich auch im Sinn meines Vaters streng erziehen mußte.

[39, rechts, Fortsetzung] Diese ganze Erziehungsordnung wurde jedes Jahr 4 Wochen unterbrochen.<sup>373</sup> Die Schwester meiner Mutter in Berlin hatte 3 Söhne, Hugo, Richard, Eduard. Diese 3 waren genau im selben Alter wie meine Geschwister. Und eine Cousine meiner Eltern in Frankfurt hatte 2 Mädchen u. 1 Sohn, Jenny, Laure und Oscar. Ebenfalls genau im Alter meiner Geschwister. Jedes Jahr zur selben Zeit trafen diese beiden Familien, die einen mit ihrem Hauslehrer, die andern mit ihrer Gouvernante bei uns ein. Sie wohnten bei uns und bei Mama Phine. In diesen 4 Wochen wurde kein Heft aufgeschlagen, kein Buch angesehen. Wir brauchten auch nicht um 7 Uhr schlafen zu gehn: Um 7 wurde ein großer Tisch im Garten aufgestellt, an dem wir Zehn Kinder Abendbrot aßen; und da, das ist mir heut noch eine Genugthuung, da hab ich mit Erfolg geschwindelt. Da hab ich vor Tisch eine [40] Katze an mich gelockt, und dann hab ich ihr heimlich die Bissen hingeschmissen, die ich nicht mochte.

Diese 4 Wochen waren für uns Alle eine herrliche Zeit. Besonders [gestrichen: abends nach Tisch – linke Seite ergänzt: nach dem Abendbrot] wenn die Dämmerung hereingebrochen war. Dann spielten wir Räuber und Prinzeß. Jeden Abend. [Eine Zeile gestrichen, unleserlich] Ich weiß nicht mehr wie's gespielt wurde. Da war ein Vers, den sich die Wachen zuriefen:

Es schlägt Eins, er kommt noch nicht;  
Es schlägt Zwei, er kommt noch nicht;  
Es schlägt Drei – Er kommt!

Man stand zu Zweien oder allein ganz im Dunkeln versteckt, vielleicht an einen Baum gepreßt,<sup>374</sup> man erwartete vom Baum eine thätige Mithilfe, ja, der Baum wußte, daß er uns verbergen sollte, er spielte mit.

Wir waren auch Prinzessen, die „Berliner Buben“ waren Räuber. Was sie alles thaten! Wenn sie uns nicht finden konnten, kletterten sie auf die Bäume und nahmen sich Katzen mit. Die kniffen sie in den Schwanz, damit wir uns vor Schreck bei dem Geheul verraten sollten. So ein Spiel dauerte manchmal 2 Stunden [41] lang, und die Jungen wurden toll, wenn sie die Prinzessin nicht kriegten. Einmal, nach langem Suchen fiel ich meinem Vetter Richard in die Hände. Der war der wildeste der ganzen Horde, und etwa 5 Jahre älter als ich.

<sup>373</sup> Vgl. zum Thema Ferien: Daija Letzte Fassung, S. 15 f.

<sup>374</sup> Vgl. Daija Zwischenfassung, S. 20; vgl. Kap. 6.2.

Er band mir die Hände auf dem Rücken zusammen, was das Spiel erlaubte, aber dann nahm er eine Hand voll Kies, warf sie mir oben am Hals hinten ins Kleid und preßte mich gegen die Wand, bei der er mich gefunden hatte. Natürlich drückten sich alle Steine tief in meine Haut, und ich brüllte vor Schmerzen. Sämtliche Eltern u. Erzieher kamen aus dem Haus gestürzt und als allgemeine Strafe wurde uns das Spiel auf ewige Zeiten verboten. Als ich am nächsten Morgen wieder ganz wohl war, war Niemand unglücklicher über das Verbot, als ich. Denn diese Grausamkeit war so echt gewesen. Schlimmer konnte es ja gar keiner echten Prinzeßin bei einem echten Räuber gehn. Am Abend ging das Spiel wieder los. Einer Großen kam zu uns: „Ja, Kinder, was fällt Euch denn ein? Wißt Ihr denn nicht was Euch verboten worden ist?“ „Ach“, [42] sagten wir Alle übereinstimmend, „wir spielen ja Wölfe und Schaf.“ Der Große lächelte; so hatten wir unser Spiel gerettet.

Es war aber in diesen Wochen nicht nur abends schön: Wir brauchten mittags nicht auf die Mainzer Chaussée. Wir machten in corpore „Ausflüge“. Natürlich waren die 2 Gouvernanten und der Hauslehrer dabei! Wir zogen aufs Franzosenhaus, und bekamen dort Käsebutterbrod und Bier! So was gabs zu Hause nie. „Kinder dürfen keinen Käse essen.“ Das wußten wir so genau, wie daß Kinder morgens Leberthran schlucken müssen. – Wir marschierten auch auf das Prinzenstübchen, (weißt Du, der freie Platz dort oben, wo unsre schönen Bilder dies Jahr gemacht worden sind), dort lagerten wir und – rauchten. Ja, und rauchten. Das hatten natürlich die Berliner auf dem Gewissen. Die hatten für sich und ihre Cousinnen Cigaretten mitgebracht, teils um zu renommieren, teils um sich an den Folgen zu ergötzen. Ich ahnte natürlich nicht, daß so was Folgen haben kann, und rauchte mit Seelenruhe eine auf, und noch zwei halbe, und merkte auch nachträglich nichts Übles. Wies [43] den andern ergangen ist, weiß ich nicht.

Einmal durften wir Alle auf den Niederwald. Der ließ sich damals noch nichts von einem Nationaldenkmal<sup>375</sup> träumen. Was ihn für uns über alle Berge stellte, das war, daß man mit Eseln hinaufritt. Die standen in Aßmannshausen, lustig mit roten Decken gesattelt. Wirklich reiten dürfen auf einen wirklichen Berg herauf, in einen wirklichen Wald. Und war man nicht eine ganze „Kavalkade“? Das war wieder prinzeßinnenhaft. Und als wir einmal vom Schweizerhaus heimgingen (Hede hatte plötzlich unter Thränenströmen erklärt, diesen Berg könne sie nicht hinuntergehn, der sei zu schwer, und die Vettern hatten ihr unter allgemeiner Begeisterung ein „Hundeseilche“ umgebunden u. sie so heruntergezogen), da fanden wir plötzlich auf einer großen Wiese vor der Stadt

375 Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 70, Anm. 190.

eine mächtige Zigeunerbande. Wohl 20 nackte Kinder stürmten uns entgegen und bettelten uns an; die Mütter, ganz bunt angezogen, mit Säuglingen auf dem Arm, zogen uns nach; und die offenen Feuer auf der Wiese, die Wagen, die Pferde, die Hunde – ich konnte kaum atmen vor Verwunderung und Furcht.

[44] Wir sprachen den ganzen Abend von nichts Anderem und Vetter Richard erzählte die tollsten Dinge von Zigeunern; und alles „faktisch wahr“. Wir glaubten Alles, und als wir am nächsten Tag hörten, daß die Gesellschaft weiter gezogen sei, machten wir uns nach der Wiese auf, nach ihren verlorenen Schätzen suchen. „Wenigstens ein paar Knöpfe werden wir doch finden“, sagte Richard, „und Zigeuner tragen nur echt silberne Knöpfe.“ –

Meine Stellung in diesen 4 Wochen war eine besondere. Ich hatte ja keinen Altersgefährten. Da waren 3 Paare von je dreien; diese 3 waren unter sich Busenfreunde und jedes Dreierpaar stand den beiden anderen Dreierpaaren eigentlich feindlich gegenüber. – Meine Ausnahmestellung trat doppelt deutlich zu Tag, weil unter den Drillingen, die mir im Alter zunächst standen, kein Mädchen war. Ich war also das ausgesprochene Nesthäkchen, und das kam mir von allen Seiten zu statten. Die Gründe zur Feindschaft, die die 3 x 3 gegeneinander pflegten, kamen mir gegenüber nicht in Betracht, denn ich war keine „Macht“. So darf- [45] te ich mich anschließen, wo ich eben wollte. Die Gouvernanten setzten bei mir eher ihren Willen durch als bei „ihren“ größeren Kindern, die so en masse öfters revoltierten. Und die Tanten und Großmütter bedauerten mich ein wenig, weil ich keine Altersgenossen hatte, und trösteten mich mit allerlei, was gut schmeckte.

1876. war [sic] der letzte so verlebte Sommer. Beinah wär es mein überhaupt letzter gewesen. Das ging so zu. Wir wurden jeden Tag zum Baden geführt,<sup>376</sup> und da die Cabinen verschieden tief sind, badeten meine Schwestern zusammen, und mein Bruder mit mir. Trotzdem unsre Cabine die flachste war, konnte ich doch nicht auf dem Boden stehen. Ich blieb auf der untersten Treppenstufe, paddelte mit den Händen im Wasser herum, immer den Kopf ein bischen [sic] hoch und auf den Zehenspitzen weil mir das Wasser am Kinn stand. Da fuhr draußen, vielleicht etwas näher als gewöhnlich, ein Dampfschiff vorbei, eine große Welle kam, und weg war ich. Ich kann mich keines, auch nicht des leisesten Kampfes um Luft erinnern. Ich fühle noch das ruhige Entzücken, das ich da unten im Wasser hatte. Ich ahnte nichts von Gefahr für mein [46] Leben. Ich bilde mir ein, aber ich weiß nicht, ob das möglich ist, daß ich da unten im Wasser die Augen offen hatte, daß ich meinen kleinen Körper treiben gesehen habe. Ich war etwas ärgerlich als sich mir plötzlich ein Arm um den Leib legte und mich aus dem

---

376 Vgl. ebd. S. 71.



Wasser hob. Und konnte durchaus nicht begreifen, warum das Veilchen mir nachgesprungen war und sich dabei triefnasse Kleider geholt hatte. Darauf wurde ich noch mehr verwöhnt. Ich bekam ein Kleid, das Mama Phine 10 Jahre vorher für ihren ältesten Enkel gestrickt hatte. Das erbte sich seitdem von Kind zu Kind fort und bildete den Stolz von 3 Generationen. Aber Alle versicherten, so gut wie dem Iddache hätt's noch Keinem gestanden. In diesem Sommer waren meine Eltern in der Schweiz, und zu ihrer Rückkehr war mir ein kleines Stück auf dem Klavier eingeübt worden, das ich mit Fräulein Baby vierhändig vortrug.<sup>377</sup> Da meine Finger sich gut aufstellten, bekam ich von da an Klavierstunden; von dem buckligen Fräulein Holgamer rede ich noch später.

Im Frühjahr darauf, 1877 kränkelte meine Mutter oft.<sup>378</sup> Sie lag viel auf der Chaiselongue mit Kopfschmerzen. Es that ihr gut, wenn ich ihr meine [47] kleine Hand auf die Stirn legte, und vielleicht weil ich das oft that, und so ihrem Gesicht lange nah war, habe ich eine so ganz deutliche Erinnerung an sie, während meine Schwestern nicht mehr wissen, wie sie aussah. Da Du gerade heut an der 7.ten Romanze des dritten Teiles der Zwei Menschen<sup>379</sup> arbeitest, fällt mir zuerst das Haar meiner Mutter ein. Mein Vater und meine Mutter, die ja Cousin und Cousine waren, haben sich sehr geglichen. Besonders die Farben waren dieselben. Darum ist auch von uns Geschwistern kaum zu sagen, wem wir ähneln. Mir scheint, ich schlage am meisten dem Vater nach. Nur das Haar habe ich von der Mutter. Das ihre war auch kaum zu bändigen, so kraus wie das meine. Nur viele graue Fäden hatte sie schon dazwischen mit 35 Jahren, und ich habe mit 32 erst ein einziges Weißes.<sup>380</sup> Meine Mutter war nicht schön, man sah ihr an, wie kurzsichtig ihre Augen waren, aber ein Ausdruck reinsten Milde machte sie anziehend. Sie war fast so groß wie mein Vater, etwas zu stark vielleicht für ihre Jahre; ihre Bewegungen waren ruhig, ihre Stimme sanft und tief. Ihr ganzes [48] Wesen atmete Beruhigung. Ich habe sie nie streiten oder schelten hören. Ihr Tadel war eindringlich, nicht heftig. Ich glaube, meine Mutter hatte ein genaues Bewußtsein ihrer Erscheinung. Sie trug stets schwere schwarze Kleider aus Seide oder Sammt. Sie liebte Schmuck, aber keinen zierlichen. Große, schwere, eigentümliche Stücke. Und ihre Passion waren echte Spitzen; schwere schwarze Guipure,<sup>381</sup> oder alte venetianische.

Meine Mutter war eine vornehme Gütige,<sup>382</sup> eine sanfte Herrin. Der Haushalt,

377 Vgl. ebd. S. 11.

378 Vgl. zu dieser Episode: ebd. S. 15.

379 Diesen Gedichtzyklus schloss Richard Dehmel Ende 1902 ab.

380 Vgl. Dajja Letzte Fassung, Aus Daijas Tagebüchern, S. 166: „Der Typhus damals hatte mir mein erstes weisses Haar gebracht.“

381 Durch Ätzverfahren gewonnene besondere Spitze.

382 Vgl. Dajja Letzte Fassung, S. 3.

dem sie vorstand, war nicht klein. Da waren 4 Kinder, die Gouvernante, 1 u. 2tes Hausmädchen, Köchin, Gärtner und Kutscher. Das Haus wurde sommers nicht leer von Besuch. Wir Kinder durften dann nicht mit essen, nur zum Dessert wurden wir hereingeführt, unsern Knix zu machen. Wie ich mich immer darauf freute! Das alte Familiensilber auf dem Tisch, die vielen verschiednen Gläser vor jedem Teller. Wie das feierlich war! Ach, und die feinen, feinen Schleckereien.

Ich glaube, daß unser Haus damals sehr wohlhabend war. Wir hatten von Allem das Beste.

[49] Große Delikateßsendungen kamen aus Paris. Unsr Kleider kamen von dort. Wir hatten die kostbarsten Spielsachen. Was irgend zu unsrer Ausbildung dienen konnte, wurde verschrieben. Ja, von Kreuznach kam jeden Samstag Nachmittag ein Tanzlehrer,<sup>383</sup> ein hellblondes Spinnenbein, um uns 4 Geschwistern Grazie beizubringen. –

Im Sommer 77 also kamen die drei Familien aus Rücksicht auf meine Mutter, deren Kopfschmerzen immer schlimmer wurden, nicht zusammen. Und um ihr Ruhe zu verschaffen, da sie selbst nicht reisen mochte, wurden wir 4 mit der Gouvernante nach Bad Münster am Stein geschickt. Ich weiß nicht mehr viel von dort. Nur, daß Hede einmal in die Saline gefallen ist, und daß wir einen Kinderball mitmachen durften, zu dem wir extra Toiletten aus Paris bekamen: rosa Barège Unterkleider<sup>384</sup> und weiße Tüll Oberkleider.

Ich weiß nicht mehr, wer uns die Botschaft verkündete, und welchen Effekt sie uns machte: Eines Tages hieß es: Am 1. Oktober kommt Ihr Alle 3 zur Schule.“ Die Gouvernante hatte eine Anstellung an einer Schule [50] in Mainz bekommen und kurz vorher war von einer Schulfreundin meiner Mutter in Bingen eine Schule eröffnet worden. – Nicht weit von unserm Haus, in derselben Straße, wohnte ein Onkel. Ein Sonderling. Er war der Wahlonkel der ganzen Kirchgassenjugend, hatte immer alle Taschen voll Confect für sie, verwöhnte sie durch die Bank, und war gegen sein einziges Töchterchen, die etwas beschränkt, aber fabelhaft brave Mina, von unerbittlicher Strenge. Für das kleinste Vergehen oder Versehen bekam sie das Nachthemd übers Kleid gezogen und so mußte sie den ganzen Tag bleiben, damit Jeder von ihrer Unart erfahre. Sie war fast 3 Jahre älter als ich, da sie aber nicht zu Haus unterrichtet worden war, sondern vom 6. Jahr an Schuldrill genossen hatte, hatte sie's in keiner Wissenschaft weiter gebracht als ich, und ich sollte mit ihr in die Klasse gehn. Unser Schulhaus<sup>385</sup> war ziemlich am andern Ende der Stadt, entgegengesetzt der Mainzer Chaussez [sic]; ich war nie in jener Gegend gewesen. Ich wurde Mina

383 Vgl. ebd. S. 13.

384 Durchsichtiges Gewebe aus Seide.

385 Vgl. zu der folgenden Episode: Dajja Letzte Fassung, S. 19. Dort heißt Mina Dina.

anvertraut und am 1. Oktober um ½ 8 schellte ich bei ihr, um sie [51] zum ersten Schultag abzuholen. Ich war nicht ängstlich, nur neugierig, und fragte sie Hunderterlei. Sie war dick und hellblond mit Kuhaugen und sie sah mich immerfort erstaunt an, während sie ernsthaft vorwärts stapfte. Ich war klein, schwarz, mit flinken Kirschaugen; ich hopste immerzu, meine Schultasche hopste mit; ich hatte so viel zu sehn u. zu lachen. Wie der Weg weit war! Aber ich merkte es kaum, und Mina erst recht nicht, solche Mühe hatte sie auf alle meine Fragen zu antworten. Wir gingen und gingen. „Sind wir noch nicht bald da?“ fragte ich schließlich, „ich bin so neugierig wie eine Schule aussieht.“ „Es ist ein großes gelbes Thor, da müssen wir hinein“ sagte sie. Wir gingen und gingen. Wir kamen an Feldern vorbei. „Müssen wir jeden Tag so weit laufen?“ Ich war etwas entmutigt. „Nein, sonst ist es lang nicht so weit.“ Sie fing schon an ganz ängstlich zu werden aber das große gelbe Thor war noch nicht da. Wir fingen an zu laufen, bis wieder eine [52] Häuserreihe kam. Dann gingen wir ganz langsam. Ich nahm Mina an der Hand. Vor jedem Haus blieb ich mit ihr stehn. „Ist es das?“ Sie schüttelte nur Nein. „Ist es das?“ Nein. „Ist es das?“ Nein.

Es waren nur wenige Leute auf der Straße, aber schließlich erregten wir doch die Aufmerksamkeit einer Bauersfrau. Sie fragte uns aus. Ich verstand keine Silbe, so wurde bei uns daheim nicht gesprochen. Mina war zu verdattert, sie hörte überhaupt nichts mehr. Die Frau rief ein paar Nachbarn. Bald hatten wir einen kleinen Kreis Menschen um uns, und plötzlich rief eine Stimme: „Herrjeh, des is jo Cowellenzens ihr Kleensches! Wie kimmt den deß doher?“ Wir waren anderthalb Stunden zu weit gelaufen. Das gelbe Schulthor war während der Herbstferien dunkelbraun gestrichen worden. Die Bauersfrau spannte selbst ihren kleinen Wagen an und fuhr uns heim. Die arme Mina weinte vor Angst. Ich knapperte seelenfroh mein Zehn Uhrfrühstück: ein ausgehöhlttes Brötchen, in dem ein Stück Chocolate Marke Felix Potin, Paris lag!

So endete mein erster Schulgang.

[53] Dazumal gabs in Bingen außer der Volksschule nur zwei „Bildungsanstalten“. Die „Englischen Fräuleins“, ein streng katholisches Institut, von Ordensschwwestern geleitet. Und „das Pensionat Sobernheim“. Die Schwestern Sobernheim waren Töchter des ehemaligen Binger Rabbiners. Die eine hatte ihr Lehrerinnenexamen gemacht, und dann eine Schule für In- und Externe gegründet. Dorthin gingen selbstverständlich alle jüdischen Kinder meiner Vaterstadt, auch die ärmsten, und, da es damals noch keinen Antisemitismus gab, und da der Pastor ein besonderer Protektor der Frl. S. war, auch alle „bessere“ Protestantenkinder, und die Crème der Katholischen, denen die Bildung der Englischen Fräulein nicht genügte. Im Internat waren nur Jüdinnen; dagegen wurden nur christliche Lehrerinnen engagiert. Frl. Emma Sob., die Schulvorste-

herin, war Meisterin in der Kunst sich diplomatisch zwischen den unzähligen Rang-, Klassen-, Streit und Neidintrigen der Kleinstadt durchzuwinden, ohne irgend Jemanden zu verletzen.

[54] Für die Behandlung der Kinder war einzig die Stellung der Eltern maßgebend. Zum Beispiel so: Wohlhabende Gemeindemitglieder hatten Geld zur Schulgründung vorgeschossen. Mein Vater natürlich auch. Das wußte Jeder.

Frl. Emma dachte also: Ich muß die Coblenz'schen Töchter möglichst streng behandeln, sonst sagen sie Leute: Die dürfen natürlich machen, was sie wollen, damit der Vater nicht sein Geld zurückzieht. Besonders respektiert wurden die Katholiken, weil einerseits die Gefahr nah lag, daß sie zu den Englischen Fräuleins übergehn könnten, andererseits die Hoffnung, daß bei besonderen „Bildungsergebnissen“ die Zahl der kath. Schülerinnen sich erheblich erhöhen könnte. Der evangelische Pastor, der so noch mit Fräulein Emma liiert war, daß er als mitverantwortlich für die Schule angesehen wurde, hatte erst recht seine Specialcalculationen. Da war ein Beamtenkind, das einen Onkel im Ministerium hatte, und da war die Tochter eines Kirchenvorstandsmitglieds und so weiter, die ganze Schule durch. Jedes Kind war durch die Stellung der Eltern zu einer gewissen Behandlung prä- [55] destiniert und diese erfuhr es unweigerlich. Mit dem Faktor „Kinderseele“ wurde nicht gerechnet.

Ich kam als 6 ½ jähriges Kind in eine Klasse mit lauter 9jährigen.<sup>386</sup> Wäre ich geradewegs von Amerika nach Bingen versetzt worden, so hätte der Gegensatz zwischen mir und den andern nicht größer sein können. Ich hatte mit meinen 10 u. 12jährigen Schwestern französisch, englisch, Weltgeschichte und Geographie getrieben, war also meinen Kameradinnen an geistiger Bildung weit überlegen; dagegen waren sie mir in Vielem über: sie klatschten schon, über einander und über die ganze Stadt, sie wußten über arm und reich bescheid [sic] etc. Es dauerte viele Jahre, bis ich mich an einzelne etwas anschloß, eine Freundin fand ich erst, nachdem ich die Schule durchhatte.

Ich weiß aus meiner ersten Schulzeit keine Details mehr, nur erinnere ich mich noch verschiedner Schulfeiern, bei denen ich stets deklamieren mußte.<sup>387</sup> Ich trug dann „das“ weiße gestickte Kleid, das Mama Phine für ihren ältesten Enkel gestickt hatte, und das dann jeder der mir im Alter vorangehenden 6 Enkel, wenn er eben hineingewachsen war, als höchsten Staat trug.) Noch zu meinen Zeiten [56] war es herrlich, ganz durchbrochen, dazu kam eine breite feuerrote, schwerseidne Schärpe um den Leib, rote Bänder an den nackten Schultern und eins um meine schwarzen Locken. So wurde ich auf den Tisch gestellt, denn

<sup>386</sup> Vgl. ebd. S. 19.

<sup>387</sup> Die hier gestrichene Textpassage steht in der „Dajja Zwischenfassung“ auf S. 42; vgl. Kap. 6.2.

ich war nicht groß für mein Alter, und deklamierte mit einem wahrscheinlich sehr drolligen Ausdruckseifer: „Die Trompete von Vionville“<sup>388</sup> oder „Des deutschen Knaben Tischgebet“.<sup>389</sup>

Am 30. Oktober 1877 kam noch ein Schwesterchen zur Welt, Marie-Luise, und am 23. April 1878 starb meine Mutter<sup>390</sup> an den Folgen des Wochenbettes, von dem sie sich nicht mehr erhoben hatte. Dies schreibe ich, während mir Thränen die Backen herunterlaufen. Mein Gott, es war für mich, als wäre die Sonne vom Himmel verschwunden. Es war ja nicht nur die Mutter, die nun fehlte, nein, Alle und Alles hatte sich verändert, sah eben so anders aus wie eine Landschaft am Tage und dieselbe bei Nacht. Meine ganze Jugend spaltet sich dadurch in 2 Hälften, eine sonnige, glückliche, reiche so lang meine Mutter lebte; eine frostige, verbitterte nach ihrem Tod. So oft mich Tadel, Schmerz, Zorn, Not traf – immer war mein erster [57] Gedanke: Ja, das ist nur so, weil die Mutter tot ist. Ich halte es für unmöglich, daß je ein Kind seiner Mutter mehr Thränen nachgeweiht hat als ich – und – so wenig darüber gesprochen hat als ich. Zweimal hat mir die Not einen Schrei ausgepreßt, und beide male [sic] hat man mirs mit Rohheit heimgezahlt. Das erste mal [sic] wars wenige Tage vor ihrem Tod; niemand sprach zu uns Kindern darüber, aber wir sahen fremde Professoren ankommen, sahen die Gesichter immer banger werden, und da, mitten in der Religionsstunde, packte mich eine Ahnung. Ich legte den Kopf auf die Bank und fing herzbrechend zu weinen an. Ein armes jüdisches Mädchen, das mir immer leid that, weil sie so häßlich angezogen war, fragte mich, was mir fehle. Und ich, ganz überwältigt, weinte: „Ich hab so schreckliche Angst! Ich glaub, meine Mutter stirbt bald!“. Sie aber fand es halb komisch halb ungehörig, so was zu sagen – Sie fing an zu kichern: „Aber, Idda, so was sagt man doch nicht.“

Und dann, im Jahr 80, war eine russische Familie bei uns zu Besuch.<sup>391</sup> Die einzige Tochter, mir gleichaltrig, wurde von ihrer Mutter sehr zärtlich geliebt. Mir, trotzdem ich selbst der kleinen Camille herzlich [58] gut war, war der Anblick dieser beständigen Zärtlichkeit quälend schmerzlich. Ich lief ein paarmal weg, weil ich meine Sehnsuchts Thränen nicht mehr zurückhalten konnte. Einmal kam sie mir nach und bat rührend, ich solle ihr doch sagen, warum ich denn so weinte. Und schluchzend sagte ich: „Ta mère me rapelle [sic] la mienne.“<sup>392</sup> Ich ging dann mit ihr zur Gesellschaft zurück, und sie, die mich

388 Gedicht von Ferdinand Freiligrath (1810–1876).

389 Gedicht von Karl Gerok (1815–1890).

390 Vgl. zum Tod der Mutter, der hier sehr knapp angesprochen wird: Dajja Letzte Fassung, S. 17.

391 Vgl. auch zu der folgenden Episode: ebd. S. 23.

392 Übersetzung: „Deine Mutter erinnert mich an meine.“

mißverstanden hatte, und ihrer Mutter eine Freude machen wollte, rief laut: „Petite mère, Ida dit, que tu ressemble [sic] à sa mère.“<sup>393</sup> O wie ich mich schämte, daß all die Leute einen Blick in mein Herz thun konnten. Und wie sie mich mißverstanden! Denn alle dachten nur an äußerliche Ähnlichkeit, und fanden es, jetzt kann ich mir ihre Blicke deuten, eine empörende Pietätlosigkeit, daß diese kockette [sic] mollige Französin meiner Mutter gleichen solle. Im Jahre 87 habe ich mir in bitterer Erinnerung an dieses Erlebniß folgende Verse abgeschrieben:

Ce long regret, dix ans ne l'ont point adouci:  
Je ne puis voir une fille dans les bras de sa mère  
Sans dire en soupirant : J'avais une mère aussi. <sup>394</sup>

[59] Ich selbst habe nur dreimal im Leben Verse gemacht: Einmal als Backfisch nach der ersten gänzlich unerwiderten, unglücklichen Liebe, einmal als 13Jährige im Entzücken über einen schönen Sommertag am Rhein, einmal als Neunjährige:

Es ist noch nicht sehr lange her,  
daß ich ins Zimmer trat,  
da lag auf ihrem Bette  
meine Mutter, bleich und matt.

„Ich muß nun von Dir scheiden,  
von Dir, geliebtes Kind,  
doch Gott wird bei Dir bleiben,  
er ist Dir gut gesinnt.“

Und als sie das gesprochen,  
da starb das Mutterherz,  
und ließ mich hier allein zurück  
in Jammer, Not und Schmerz.

Alles aus den schrecklichen ersten Tagen hat sich mir mit grausamer Deutlich-

---

<sup>393</sup> Übersetzung: „Mütterlein, Ida hat gesagt, dass du ihrer Mutter ähnlich bist.“

<sup>394</sup> Vgl. zum Gedicht: Daija Letzte Fassung, S. 67, Anm. 175. Übersetzung: „Zehn Jahre haben diese lange Traurigkeit nicht besänftigt: / kein Mädchen darf ich den Armen ihrer Mutter sehen / ohne zu seufzend zu sagen: ich hatte auch eine Mutter.“

keit eingeprägt.<sup>395</sup> Die Wärterin kam frühmorgens in unser Zimmer gestürzt und rief laut weinend: „Kin- [60] der, Eure Mutter ist tot!“ Wir wurden noch einmal zu ihr geführt; noch seh ich das gelbe, eingefallne Gesicht und die herunterhängende Hand, als habe sie sie nach uns ausgestreckt u. sei, zu schwach, niedergesunken. Noch sehe ich am Fenster des Totenzimmers meinen Vater im Sessel sitzen, den Kopf in die Hand verborgen, von uns abgewandt: wir sollten ihn nicht fassungslos vor Schmerz gesehen haben. Sehe noch meinen steinalten blinden Onkel, der sonst nie sein Haus verließ, unsre Treppen heraufgeführt kommen, Jammerlaute ausstoßend, wie man sie sonst nur von Thieren hört, sehe seinen blinden, offenen Augen Thränen entströmen. Und rieche noch den entsetzlichen Geruch von Karbol und verwelkten Blumen, fühle noch den Schauer vor den Leichenfrauen. Dieser Schauer wirkte so, daß ich später niemals mit der Tochter der einen Leichenfrau, die in unsre Schule ging, ein Wort wechselte, und heute noch sehe ich nach der andern Seite, wenn eine dieser Frauen mir begegnet.

Damals war von uns Jeder in seinen eigenen Schmerz verbissen.<sup>396</sup> Wir armen Menschenkinder sehen solchen Schicksalsschlag als Chikane [61] des Himmels an. Und ich muß sagen: Ich habe mich daran gewöhnt, alle Geschehnisse fatalistisch hinzunehmen, zu glauben, daß jedes Geschehen gut sei, – warum aber meine Mutter so früh sterben mußte, das hab ich noch nicht erkennen können. Mein Vater, der vorher eigentlich nur durch die Vermittlung der Mutter mit uns verkehrt hatte, stand uns fast fremd gegenüber. Und der starke Schmerz versteinerte ihn gradezu. Die Mama Phine war selbst des Trostes so bedürftig, daß wir an ihr keine Hilfe fanden. Die Pariser Großmutter wollte ihre unverheirateten beide Söhne nicht verlassen und die Berliner Tante nahm ein Inventar des ganzen Hauses auf (ich fand dies Aufschreiben jedes einzelnen Wäschestückes abscheulich). Dann mußte sie zu ihren 3 Buben zurück. So waren wir dann eigentlich allein. Mein Vater haderte mit Gott.

Uns mochte er am liebsten überhaupt nicht sehen, und da er uns nicht ganz den Diensthofen überlassen wollte, so kamen wir über Mittag gar nicht nach Hause, sondern aßen bei den Pensionärinnen mit, u. machten auch unsre Schulaufgaben dort. Von dieser Zeit weiß ich nichts mehr, sie mag auch nicht länger als ein halbes Jahr gedauert haben. Dann kam eine [62] Repräsentantin ins Haus. Sie war aus Bayreuth, ließ sich aber Miß<sup>397</sup> nennen, weil sie einmal in einer Stellung in Amerika gewesen war. Ihr Leben hatte 3 Glanzpunkte: 1.) Sie war am Niagarafall gewesen. 2.) Ihr Bruder war Conditor und als solcher hatte

---

<sup>395</sup> Vgl. ebd. S. 17.

<sup>396</sup> Vgl. ebd. S. 23 f.

<sup>397</sup> Vgl. ebd. S. 24.

er einst bei der Eröffnung einer Kochkunstaussstellung dem alten Kaiser ein großes Bouquet überreicht, dessen Blumen er alle selbst aus Zucker u. Mehl geformt hatte. 3.) Sie hatte diesen Bruder einmal besucht, und dabei hatte er ihr so schöne Chokolade vorgesetzt, daß der Löffel in der Tasse stehn blieb! – Sie war übrigens schön, eine blonde, faule, schläfrige Schönheit, ihrer Stellung aber in keiner Beziehung gewachsen. Ich lag einmal an einer fiebrigen Erkältung, da saß sie den ganzen Abend mit unsrer scheußlichen alten Köchin, u. deren einäugiger Nichte an meinem Bett, und diese 3 fromm Catholischen erzählten sich stundenlang unter beständigen Bekreuzigungen Gespenstergeschichten: Von der „weißen Frau“ im Bayreuther Schloß, von einer Frau, die auf Stecknadeln einen Berg heraufgerutscht sei, um eine Seele aus der Hölle zu befreien – etc. Die Folge waren milde Fieberdelirien bei mir, [63] und die Entlassung der Miß. Ihr folgte eine Norddeutsche, von der ich nur noch weiß, daß sie auf ihre Briefbogen sehr zierliche Sträußchen malte. Als auch diese nach einigen Monaten unser Haus verließ, da war von dem Kind, das ich einst gewesen war, nichts mehr übrig. – Jetzt, fast 30 Jahre später, kann ich wohl unparteiisch auf dies Alles sehn, u. kann für mich in Anspruch nehmen, was man sonst von Gott sagt: Er sieht in die Herzen. Seit Du bei mir bist, bin ich wieder geworden, was ich bis zum Tod meiner Mutter war: Glücklich, und, das darf ich wohl sagen: gut und wahrhaftig. Heut früh noch hast Du zu mir gesagt: Du glückliches Kind! und dann: Du Benedeite. Und ich sage: Wenn ich 20 Jahre lang unglücklich und gottlos gelebt habe, so waren die Menschen schuld daran, die mich „erzogen“ haben. – Jene beiden Gouvernanten konnten nicht einmal die Ordnung des Haushalts aufrecht halten. Ich trug noch Trauerkleider, da nahm mich einmal eine wohlmeinende Schullehrerin bei Seite, und sagte mir: „Ida, sag mal zu Haus, sie sollten Dir Deinen Hut gründlich abbürsten.“ Wie das auf mich gewirkt hat, die ehemalige Prinzeß! Ich fühle noch die brennende Scham, grade weil sie es mitleidig sagte. [64] Und ein Vetter, derselbe Frankfurter, der mich später so liebte, fuhr mich einmal an: „Du hast ja zerrissene Strümpfe an! Pfui wie sieht das aus, Du Schwein!“

Um diese Zeit begann ich zu „lügen.“ Da ich 20 Jahre lang „gelogen“ habe, muß ich darüber sprechen, und wie es begann.<sup>398</sup> Es war am ersten Jahrestag nach dem Tod meiner Mutter. Wir gingen mit unsrem Vater zum Kirchhof. Dieser Weg, den ich dann alljährlich gehen mußte, gehörte zum schwersten, was mir das Leben gebracht hat. Jüdische Kirchhöfe sind immer abgeschlossen; will man hinein, so muß man sich die Begleitung des Schlüsselbewahrers gefallen lassen; das war in Bingen ein wohlgenährter Jude, der mit einem hebräischen

398 Vgl. zu diesen Episoden in umgekehrter Reihenfolge: ebd. S. 22 f.



Gebetbuch uns nah blieb, während wir am Grab der Mutter standen, und dann einen halb befriedigten, halb trauerteilnehmenden Ausdruck in sein Gesicht zu legen suchte, wenn mein Vater ihm sein Trinkgeld reichte. Dieser Zeuge unsres Kummers erweckte zunächst ein Gefühl der Empörung in mir. Bis dann der Schmerz übermächtig wurde, absolute Verzweiflung wurde. Und es gab keinen Trost, nicht einmal den des gemeinsamen Unglücks. Denn wir verstanden einander nicht, vermochten nicht einander nahe zu kommen. Jeder trug es auf seine Art. An diesen Platz, in diese Stunde habe [65] ich später Alles zusammengetragen, was mir an Bitterkeit, an Jammer im Herzen saß. Meine Klagen gegen Gott erschütterten mich so, daß ich jedesmal wie zerbrochen heimkehrte. Einmal, erinnere ich mich, gingen die Anderen noch zum Grab eines kurz vorher verstorbenen Onkels. Ich mochte damals 15 Jahre alt sein. Ich blieb allein zurück, aber ich stand auch schon außerhalb des Familienbegräbnisses. Mein Vater hatte Jedem von uns ein blühendes Immergrün vom Grab der Mutter gepflückt; ich sah auf meins, und sah zugleich, daß außerhalb des Erbbegräbnisses, aber an der Seite, wo meiner Mutter Grab lag, zu ihren Füßen, auch Immergrün blühte. Ich dachte: „Ihr Blumen hängt mit ihrem Grab zusammen, Ihr kommt von dort. Das hier ist der Platz für mich Ausgestoßene. Hier will ich liegen, ausgestoßen von den Anderen, und doch näher bei Dir, als sie.“ Und dabei pflückte ich die Immergrünblüten von dem Fleckchen, das ich als mein Grab fühlte, und legte sie dicht um das Immergrün vom Grab meiner Mutter. Da kamen die Andern zurück. Mein Vater sah auf meine Hand und sagte schneidend: „Also zu einem Sträußchen nimmst Du die Blume, die ich Dir vom Grab Deiner Mutter gepflückt habe.“ -- -- --

An jenem ersten Jahrtag hatte mein Vater auf dem Kirchhof ein paar Worte zu uns gesagt, ich weiß nicht [66] mehr was. Aber daß er überhaupt zu uns gesprochen hatte, und das stundenlange Gehen neben ihm, das gab mir ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl mit ihm. (Es dauerte darauf nicht mehr lange, so war jeder Gedanke an solche Möglichkeit in mir ausgelöscht.) So wagte ich eine direkte Frage an ihn. Die Mutter hatte Jedem von uns ein kleines Beet überlassen, das wir selbst bepflanzen durften. Es war Frühling; solch ein Frühlingstag, der jedes Kinderherz glücklich macht, ohne daß es weiß, warum. Wir waren vormittags auf dem Friedhof gewesen; nachmittags wollten mein Bruder und ich unsere Beetchen harken. Die Gouvernante kam dazu, u. unselbstständig [sic] wie sie war, sagte sie, wir dürften das nicht, eh Papa die Erlaubniß gegeben habe. Ich hätte sonst nicht um die Erfüllung eines Herzenswunsches die Scheu vor meinem Vater überwunden, aber heute fühlte ich mich ihm näher, und so ging ich hin und fragte: Nicht wahr, wir dürfen doch wieder mit unseren Beeten machen, was wir wollen? – Mein Vater überlegte gewiß

nicht, daß Kindertränen schneller gestillt sind als die eines Mannes, er hielt uns gewiß für gefühllos, daß wir an solchem Tag an irgend etwas anderes dachten: er sagte ein schroffes Nein. Ich flüchtete sofort wieder zur Tür hinaus; ich hatte das Nein [67] gehört, auch verstanden, aber ich konnte es nicht fassen. Ich ging zur Gouvernante, sagte: Er hat's erlaubt! Und begab mich sofort mit Cornel ans Harken. Nach einer halben Stunde kam mein Vater vorbei und nun gab's eine entsetzliche Szene. Daß ich gelogen hatte, war das Erste. Verstockt gelogen das Zweite, dann als sie auf mich einschrieten, ob ich nicht gehört hätte, daß mein Vater Nein gesagt hätte, sagte ich, doch, das hätte ich gehört. Schamlos war das Dritte, denn ich mußte wissen, daß mein Vater nach seiner Mittagsruhe bei uns vorbeigehen müsse, u. deßhalb wurde das Lügen schamlos genannt. Das Schlimmste war der Tag, an dem es geschehen war.

Mein Vater gab mir solche Schläge, am selben Tag, daß ein Spazierstock aus Hartgummi auf meinem Rücken zerbrach. Von diesem Tag an war ich ein „verlognes“ Kind. Unumstößlich. Ich könnte ein dickes Buch füllen, wenn ich alle die Fälle aufzählen wollte, die sich meinem Gedächtniß eingebrannt haben, in denen man mir ungerechterweise Lügen vorgeworfen hat. Und darauf will ich schwören, daß ich nie aus Feigheit oder Schlechtigkeit gelogen habe. Ich habe mich nicht immer haarscharf an die Wahrheit gehalten. Ich konnte mir etwas so ausmalen, daß ich schließlich mit glühenden Backen daran glaubte. Oder [68] mir ein Unglück so ausmalen, daß sich mir das Herz zusammenkrampfte. Ich war 3 oder 4 Jahre alt, da hatte ich mich abends beim Schlafengehn schneller als die andern ausgezogen und ins Bett versteckt. Das „Veilchen“ ging auf meine Absicht ein, und suchte im Zimmer herum:<sup>399</sup> „Kinder, habt Ihr denn da nicht unser Iddachen gesehn? Wo mag sie nur sein? Sie wird doch nicht hinaus gelaufen sein, und jetzt vor dem Gartentor sitzen und nicht hereinkommen, und frieren?“ Da fing ich, unter der warmen Bettdecke, bitterlich an zu weinen aus Mitleid mit dem armen Iddachen, das nicht gefunden wurde u. frierend draußen stand. War dies Weinen etwa eine Lüge? Ich glaubte doch in diesem Augenblick an das ausgesperrte Kind. So konnte ich von meinem Schulweg kommen, besonders an schönen Frühlingstagen, meine Mappe flog mir am Arm, und dann erzählte ich eine Geschichte, an der kaum ein wahres Wort war, von einem Schimmel mit 6 Beinen z. B. Und Keiner war bei uns, der mich einmal lachend bei den Ohren gepackt hätte, um mir zu sagen: Mädels, behalt Deine Märchen für Dich. Aber sie schrieten sofort: Du lügst ja schon wieder! Und dann wollte ich meinen Traum nicht fahren lassen, und glaubte an meinen 6 beinigen Schimmel u. verteidigte ihn wild.

---

399 Vgl. hierzu: ebd. S. 15.

[69] In unser vernachlässigtes Haus kam endlich ein besserer Zug; ich könnte heute sogar sagen: ein guter. Aber das erkannte ich damals nicht.

Meine älteste Schwester war nach Frankfurt in Pension gekommen. Eigentlich sollte sie nicht aufgenommen werden, denn zur Zeit waren schon 3 Jüdinnen im Internat u. das war die Höchstzahl. Die Pensionsinhaberin hatte gerade Besuch: eine verwitwete Cousine, Frau Graumann, deren Tochter sie dort erzogen wurde. Und da Frl. Krebs in Gewissensskrupeln sich nicht entschließen konnte, sagte Frau Graumann: „Ich will mir einmal das Mädchen ansehen und Dir dann raten.“ Sie ging in das Zimmer, wo Alice saß, u. Alice, auf Respekt vor „Großen“ dressiert, wie wir Alle, stand sofort auf u. verbeugte sich. Alice sagt jetzt noch oft, daß diese Höflichkeit über ihre ganze Entwicklung entschieden habe. Denn Frau Graumann kehrte zu Frl. Krebs zurück u. redete ihr zu: „Nimm das Kind auf! Sie ist gut erzogen und sie dauert mich so in ihren Trauerkleidern.“ Einige Wochen darauf kam Frau Graumann<sup>400</sup> in unser Haus u. nahm die Zügel mit eiserner Energie in ihre sehr kleinen, aber fast männlich harten Hände. Sie war viel vom Leben herum geworfen worden und ich könnte ein Buch füllen mit dem, was ich aus ihren Erzählungen noch weiß. Die Wände ihres Zimmers in unserem Haus waren mit Bildern ihrer Ahnen geschmückt. [70] Der Aufruhr der „400 Helden von Pforzheim“<sup>401</sup> war darunter. Sie wußte und konnte ganz ungewöhnlich viel, beherrschte Franz. Engl. u. Russisch wie ihre Muttersprache, konnte [gestrichen: na] schneiden u. kochen, spielte meisterhaft Klavier, verstand die Gartenbestellung aus dem FF, u. was ich vom Sternhimmel weiß, verdanke ich ihrer Unterweisung. Sie war eine vollkommene Dame, untadelig, u. wir hatten ihr zu danken, daß der Styl unsres Hauses wieder wie zu Lebzeiten der Mutter wurde. Meine Schwestern schwärmten für Frau Graumann, mein Bruder folgte ihr, ich litt unter ihr. Bewundert hab ich sie auch, ihr herrliches Klavierspiel, auch ihr Wissen, das mir imponierte, wenn ich auch noch sehr jung war, ihr wirklich vornehmes Wesen. Aber sie war kalt. Erschreckend kalt. Nicht einmal hat sie mich in die Arme genommen, nie hat sie mit mir gespielt oder getändelt – u. ich war 9 Jahre, als sie in unser Haus kam. Sie hatte denselben starren Pflichtbegriff wie mein Vater, und auch, wie er, tat sie selbst ihre Pflicht so sehr, daß sie das selbe von andern fordern durfte. Seh ich auf jene Jahre zurück, so weiß ich, daß ich niemals auf Blumenwiesen gespielt habe; zwischen Stachelhalmen mußte ich meinen Weg gehn. Von dem niedlichen Lockenkopfmädelchen war nichts übrig geblieben. Sehr mager, sehr blaß,

400 Frau Graumann heißt in „Daija Letzte Fassung“ Frau Sellmann; vgl. dort S. 24–26.

401 Episode aus dem Dreißigjährigen Krieg, inzwischen „Schlacht von Wimpfen“ genannt, die am 06.05.1622 stattfand. Von wem die erwähnte Abbildung stammte, konnte nicht geklärt werden. Warum Ida Dehmel dieses Bild anspricht, bleibt ebenso rätselhaft.

sehr ernst sah mich mein Bild aus dem Spiegel an. Ich zersehnte mich nach einer Liebkosung und hatte Niemanden auf der Welt, den ich liebte. [71] Zärtlichkeit galt bei uns als Schwäche. Es paßte nicht in die Nähe meines Vaters. Die Verwandten gaben sich untereinander Pflichtküsse, beim abreisen [sic] und heimkommen [sic]. Und diese Atmosphäre der Kühle war so um uns gebreitet, daß wir auch keine Freundinnen fanden. Viel später einmal, als sich Schwester Allies verlobt hatte, heckte meine Klasse einen dummen Streich aus: Eh die Handarbeitslehrerin ins Schulzimmer kam, mußte ich mich unter ein Pult verkriechen, damit sie offen sagen sollte, wie sie über die Verlobung dachte. Es war eine ganz ungebildete Frau, einfachster Herkunft, die hie und da vielleicht eine angefangene Handarbeit in unser Haus gebracht hatte. Sie lobte erst die Güte meiner Schwester, dann sagte sie: „Aber das Haus, das ist kalt. Ein schönes Haus. Aber kalt.“<sup>402</sup> Ich friere immer, wenn ich mal drin bin u. freu mich, wenn ich danach wieder in meine engen Zimmer komme.“

In all dieser Kälte gab es Einen Licht- und Wärmepunkt:<sup>403</sup> Meine kleine Schwester Marie Louise, Loulou genannt.<sup>404</sup> Mein Vater betrachtete sie als das Pfand, das meine Mutter ihm gelassen. Sie wurde mit aller Güte, Liebe u. Nachsicht erzogen, sie war ein Heiligtum; u. so lebte und starb sie als ein Engel mit 15 Jahren, ohne je Bitterniß u. Härte kennengelernt zu haben. Ich hatte sie in ihrer Krankheit allein gepflegt u. brach bei ihrem Tod so zusammen, daß man um meinen Verstand Besorgnis hatte.<sup>405</sup> Von den Nachtwachen geschwächt, bis ins Tiefste verwundet, brach dieses [72] einzige mal [sic] meine Sehnsucht aus mir u. verzweifelt weinend wollte ich mich an den Vater lehnen. Da sagte er, dem eben der Trost seines Alters gestorben war: „Nimm Dich zusammen.“ Ich ging aus dem Zimmer, ganz ruhig, aber draußen brach ich zusammen, verlor das Bewußtsein u. hatte dann 2 Tage lang alles um mich vergessen. Erst als ich zufällig jene entsetzliche Leichenfrau im Nebenzimmer sah, zerriß der Schleier, der sich wohlthätig über mich gelegt hatte.

Damals begann ich mit Gott zu hadern. Das religiöse Element hatte in unserer Erziehung vollständig gefehlt.<sup>406</sup> Zwar nahmen wir jüdischen Religionsunterricht, aber das Erlernen der hebräischen Druckschrift unterschied sich in Nichts von den Studien in irgend welcher andern Sprache, u. die Bibel bedeutete uns nichts anderes als das Geschichtsbuch. In die Synagoge ging Niemand aus unserm Haus, jüdische Gebräuche wurden nicht geübt; so hat „Gott“ für uns

<sup>402</sup> Vgl. Dajja Letzte Fassung, S. 30.

<sup>403</sup> Vgl. ebd. S. 26.

<sup>404</sup> Marie Louise, geboren 1877, starb 1892i m Alter von 15 Jahren.

<sup>405</sup> Vgl. Dajja Letzte Fassung, S. 69 f.

<sup>406</sup> Vgl. ebd. S. 36, S. 39 f.; vgl. Dajja Zwischenfassung; vgl. Kap. 6.2, S. 48 f. (gestrichene Passage).

nicht existiert. Wohl bin ich als etwa 13jährige ein paar Mal, halb heimlich in der Synagoge gewesen, auch in der evangelischen u. katholischen Kirche, aber da trieb mich ein dunkles Sehnen hingenommen zu werden, aus meiner kalten Einsamkeit zu einer gütigen, warmen Gemeinschaft zu kommen. Was mir hier unten fehlte, das erträumte ich mir da oben, in einer Art Verschmelzung meiner geliebten Mutter mit „Gott“. Ich war ihres Mitleidens mit mir sicher. Nur helfen konnte sie mir nicht.] [73] [Ab hier bis S. 81 Seitenzahl unten] Aber als mein Schwesterchen gestorben war, da verlor ich den Glauben an die schließlich doch zu erwartende Gerechtigkeit da oben.

Die Tragödie meiner Jugend ist in einem Satz auszusprechen: Von meinem 9. Lebensjahr an hab ich ein Jahrzehnt lang nicht eine einzige Zärtlichkeit empfangen oder geben dürfen. Nicht Einmal hat mir eine warme Hand die Haare gestreichelt, nicht Einmal hab ich mich an eine gütige Brust lehnen dürfen. Und hab danach gehungert.

Wenn ich die Momente suche, in denen ich glücklich war in diesem Jahrzehnt, so waren da ein paarmal Minuten im Frühjahr, wenn ich mit meiner Schulmappe in unsern Garten kam, die Schule für einen Tag hinter mir hatte, so ergriff mich die Leichtigkeit der Frühlingsluft mit solcher Intensität, daß mir das Herz vor künftiger Seeligkeit [sic] weit wurde. Das war Glück. Mein Glück. Und: obgleich ich keine Anklage gegen die Menschen erheben will, die mich erzogen haben, denn sie taten ihre Pflicht ohne zu ahnen, was sie mir schuldig blieben: was für eine furchtbare] Anklage bedeutet es doch, wenn ich sage: Hätte ich jenem Glücksgefühl Ausdruck gegeben (ich konnte nicht, denn das ging halb unbewußt in mir vor), meine Erzieher würden meine Empfindungen mir als unpassend, überschwenglich, kurz nicht zu einem wolerzogenen [sic] Mädchen passend, mir verwehrt haben.

[74] An andere Glücksmomente kann ich mich nicht erinnern. Zuweilen war ich entzückt; das war, wenn unser altes Familiensilber auf dem schön gedeckten Eßtisch stand. Oder wenn, vielleicht alle 4 Wochen einmal, im Winter abends Thee getrunken wurde. Dazu wurde kalt gegessen und da stand so Vielerlei auf dem Tisch: Hasenpastete, Sprotten, – lauter Raritäten, rund um den summenden Theekessel. Das zu sehn gab mir ein tiefes, reines Wohlgefühl, das mit EBlust nichts zu tun hatte. Ich fand den Tisch schön u. war darum froh.

Vielleicht war auch ein bischen Stolz dabei; denn daß es keinen 2ten solchen Tisch in Bingen gab, wußte ich. Und der befriedigte Stolz war es auch (oder war es Dankbarkeit?), der mir zu den wenigen andern Frohmomenten verhalf. Einmal sagte Frau Graumann bei Tisch:<sup>407</sup> „Die Idda ist so viel jünger wie Ihr, und

407 Vgl. Dajja Letzte Fassung, S. 26.

dabei ißt sie tadellos; Euch muß man beständig mahnen. Mal eßt Ihr laut, mal haltet Ihr die Gabel falsch.“ In einem solchen Augenblick – ihrer waren so wenige, daß ich jeden einzelnen noch weiß – hätte man aus meiner verbitterten störrischen Seele fließendes Gold machen können. Das bischen Anerkennung rührte mich, ja erschütterte mich so, daß mein Herz ganz offen war, bereit zu jeder Hingebung. Aber natürlich ließ ich mir nichts davon merken (es würde mir auch nur einen Tadel zugezogen haben.) [75] und so war der Glücksmoment versäumt. Wie stark aber dieses Lob nachgewirkt hat (und wie selten es war), das hab ich 1000 mal, jetzt oft lächelnd, an mir konstatiert. Ich glaube, wenn ich in die tiefste Armut geriete, u. den letzten Knochen abzuknappen hätte – jene Anerkennung würde mich noch verpflichten, das Abknappen zu einer ästhetischen Leistung zu machen!

Ich will offen zugeben, daß ich meine Pflicht nicht tat. Ich lernte miserabel, heute wundre ich mich, wie viel Schulwissen mir trotzdem hängen geblieben ist; ich stand zu spät auf während meiner ganzen Schulzeit bin ich fast täglich ½ Stunde zu spät in die Schule gekommen trotz aller Strafen; ich las Bücher, die mir noch vorenthalten werden sollten; ich „klimperte“ statt Klavier zu üben, ich ging spazieren, statt meine Großmutter zu besuchen; ich hatte zu Niemandem Vertrauen, ich war untraintabel, „bockig“, kurz: ein Sorgen- und Ärgerkind, das immer wieder Schläge haben mußte. Und sie bekam.

Wenn ich jetzt objektiv entscheiden soll, Wer [sic] im Recht war, die Andern oder ich, so muß ich sagen: Die „Großen“ haben es auf jeden Fall falsch angefangen. Ich war z.B. wirklich musikalisch; ich erinnere mich aus meinem 5ten Jahr etwa, daß ich sehr lange ganz still zuhören konnte, wenn das „Veilchen“ bei Kapellmeister de Haan Klavierstunde hatte. [76] Als ich über die Anfangsgründe hinaus war, ging einer der „Großen“ mit mir ins Eßzimmer, wo die Wanduhr hing: „Jetzt ists 10 Minuten nach 3, 10 Minuten nach 4 kommst Du's melden.“ Was tat ich? Ich stellte die Uhr vor.<sup>408</sup> Das wußte ich, denn schlicht geglaubt hat man uns Kindern nie. Es wurde gewöhnlich eins der Geschwister herein geschickt um nachzusehn, ob die Stunde : auch tatsächlich um wäre. Im Lauf des Abends regulierte ich die Uhr dann wieder.

Noch heute erbittert mich der Gedanke, daß Niemand auf die Idee gekommen ist, meine Freude an der Musik zum Anlaß zu nehmen, mich zu lehren, was arbeiten unter eigenem Gesetz ist. Das Klavierüben war eine Pflicht wie das Lebertranschlucken. Man lernte nicht um sich zu bereichern, sondern um seine Pflicht zu tun. Da ich mir darunter nichts vorstellen konnte, dachte ich: „Die Großen sind stark, die Kinder sind schwach; die Großen wollen bei den Kindern

---

408 Vgl. ebd. S. 42.

ihren Willen durchsetzen. Manche Eltern wollen ihre Kinder so haben, andre wollen sie anders haben. Die Kinder werden eben so lang angeschrieen, bis sie möglichst so sind, wie die Großen sie haben möchten.“

Daß ich in der Schule keine Freundin fand, war nicht verwunderlich. Es ging meinen älteren Schwestern ebenso. Wir waren zu unbequem. Unsr Pariser Kleidung, unsre kaum dialektgefärbte Sprache, unser Mehrwissen, unsre disziplinierten Bewegungen – Das alles „entfernte die Vertraulichkeit“. Wenn wir zu einer [77] Geburtstagsfeier eingeladen waren, durften wir nur hingehn, wenn eine schriftliche Einladung vorlag.<sup>409</sup> Das tat in Bingen Niemand, Niemand wollte sich uns zu liebe diese Unbequemlichkeit aufhalsen, dann gabs tagelanges Parlamentieren; höchst beschämend für uns. Dann wurden wir abends vom Mädchen abgeholt. Ein entsetzlicher Moment für uns. Der Heimweg von allen zusammen war doch das Schönste! Wenn die Hausfrau ins Zimmer kam: „Idda, Du wirst abgeholt“ – schauerlicher Moment! Halb neugierig, halb bedauernd, halb spöttisch wurde man angesehen. Als Einzige mußte man sich verabschieden. Gräßlich! Anders, eben anders waren wir als die andern. Die Kinder stießen bei uns überall auf Gebote, Verbote, Einschränkungen, drum kamen sie auch nicht gern zu uns, trotzdem es eine Ehre war, ganz unbedingt war es das, wenn wir sie einluden. – Die dumme Cusine Mine war mein einziger Umgang, bei ihr war ich jede Woche einmal. Sie durfte mit Nachbarskindern spielen, im Haus ihres Vaters natürlich, nicht etwa auf der Straße. Es war ein altes verwinkeltes Haus,<sup>410</sup> mit mehreren Speichern übereinander. Da haben wir schön Versteck gespielt und uns in allerlei sonderlichen Ecken mit Wonne Gespenstergeschichten erzählt. Wozu solche Ecken sonst noch gut sind, das lehrte mich auch die dumme Mine. Sie war, wie schon früher gesagt, 2 ½ Jahre älter als ich, zu beschränkt um [78] sich gegen die Dressur ihres Vaters zu wehren, bald zu völligem Gehorsam zurecht geprügelt. Ich habe nie eine Auflehnung an ihr bemerkt. Sie ist bald ein richtiger Mustermensch geworden und geblieben u. da sie einen Mann heiratete, der sich vor der Ehe ausgetobt hatte bis auch nur noch das Musterehemännchen an ihm dran war, so werden ihre Kinder sicher Musterkinder geworden sein.

Damals aber hatten vielleicht die Nachbarskinder etwas Teufelssamen in ihre Lammseele gestreut. Sie war mit ihren 10 Jahren schon auf dem Weg zur Weiblichkeit, ich mit 7 ½ noch ein absolutes Neutrum. Sie war von einer lasterhaften Neugier geplagt. Wenn wir allein waren, fragte sie mich immer ungeduldig, ob denn meine Brust noch immer nicht wachse. Sie habe schon „eine kleine Kaf-

409 Vgl. ebd. S. 29.

410 Vgl. zu dem Haus: ebd. S. 7. Die hier erwähnte Cusine Mine heißt in „Dajja Letzte Fassung“ Dina.

feetasse voll“. Und wochen-, wochenlang quälte sie mich, ich solle mich ihr einmal nackt zeigen. Ich weigerte mich lange, nicht im geringsten aus Prüderie, da ich stets mit meinen Geschwistern badete; nur aus Faulheit. Endlich überredete sie mich. Ich ging in eine Kammer, die ihrem Spielzimmer eingebaut war, u. zog mich flink aus. Dann machte ich die Kammertür auf, sie richtete gierige Augen auf mich. Im gleichen Moment aber fiel ihr ein, daß ihr Vater jeden Augenblick ins Zimmer kommen könnte, sie wand sich vor Angst, mir schlotterten die Glieder, zu Tod gehetzt stürzte ich mich in meine Kleider.

[79] Mine war es auch, die das Problem: Wie kommen die Kinder auf die Welt?<sup>411</sup> in mein Leben trug. Ob Storch oder nicht Storch, das war mir gleichgültig. Bis zu meinem fünfzehnten Jahr etwa, war das alles für mich einfach „unanständig“. Ich wußte nur etwas von Verdauungsorganen – die waren eben unanständig. Die Welt des Erotischen blieb mir bis in mein 18. Jahr verschlossen, obgleich meine Klasse Zeiten hatte, in denen überhaupt nur vom Kinderkriegen gesprochen wurde. Ich sprach mit, aber ohne innerlich davon irgendwie berührt zu sein.

Für einen Moment nur zerriß Rohheit den Schleier, der mir diese Welt noch verbarg. Wir hatten an unsrer Schule als Litteraturlehrer [sic] den evangelischen Pastoren, einen brutalen Bauernkerl. Der nahm mit uns, ich war etwa 13 Jahre, das Nibelungenlied<sup>412</sup> durch, die dumme Mine las gerade vor: „Er bedeckt mit Küssen ihren schönen Leib.“ Ich nahm das wörtlich. Fand es komisch, daß man den Leib eines Menschen – zudem war Leib etwas Unanständiges – küssen sollte. Ich fing an zu kichern. Mine kicherte mit. Der Pastor geriet in Raserei: „Ihr wagt zu lachen, ihr Gänse“, schrie er: „Was werdet Ihr denn erst machen, wenn ich im nächsten Jahr den Faust mit Euch lese! Ich werd Euch das Lachen austreiben. Wer jetzt noch zu lachen wagt, den erkläre ich an [80] Ostern für unreif! Der bleibt sitzen! So, jetzt hört zu!“ Und nun fing der Kerl an uns vorzubrüllen, was ihm an Deutlichkeiten aus der klassischen Litteratur [sic] einfiel. Wir lachten längst nicht mehr. Wir saßen zerschmettert da. Und plötzlich fängt der Kerl aus der Kapuzinerpredigt an:

„Das Kalb ist nicht mehr sicher in der Kuh“ – Da ging mir ein Messer durch den Leib. Für eine Minute war eine grauenhafte Klarheit um mich. Der entsetzliche Schmerz der Kreatur hatte nach mir gegriffen. Ich wußte nichts, aber in diesem Augenblick ahnte ich Alles. Wenn ich zurückdenke, so muß ich annehmen, daß mein Entsetzen vor allem Mißbrauch des weiblichen Geschlechts durch die Brutalität jenes „Seelsorgers“ geweckt wurde. Wenn ich Gesetzgeber

411 Vgl. hierzu: ebd. S. 32; Rolla klärt Daija auf.

412 Vgl. zu dieser Episode: ebd. S. 31.



wäre, würde ich Notzucht strenger strafen als Mord. Und ich würde vor allen andern Menschen die Frauen schützen, die in der Hoffnung sind.

Das Kalb ist nicht mehr sicher in der Kuh – gestäubt hätte der Mann werden müssen, der unsre Kinderseelen dem Höllenfeuer aussetzte.

Ich habe 15 Jahre später einen ähnlichen Eindruck gehabt. Das war in der schlimmsten Zeit meines Lebens, als ich jede Woche einmal ins Untersuchungsgefängniß nach Moabit mußte, meinen Mann<sup>413</sup> dort zu besuchen. Als ich eines Tages hinkam, fand ich in [81] [Seitenzahlen wieder oben] einem Winkel des grauen Gerichtskorridors zusammengeduckt etwa 15 zehn- bis dreizehnjährige Mädchen. Die Mutter des einen erzählte mir, der Klassenlehrer solle sich an einer Schülerin unsittlich vergangen haben und darum war die ganze Klasse zu Zeugen geladen. Die Mutter wollte den Untersuchungsrichter bitten, bei der Vernehmung ihres Kindes dabei sein zu dürfen.

Ich konnte dann, als ich lange auf die Vorführung des Herrn A. warten mußte, aus dem Nebenzimmer die Verhandlungen des Herrn Untersuchungsrichters mit den Kindern Wort für Wort hören. Zuerst wurde die Mutter unverschämt angeschnauzt. Was ihr einfiel! Das sei das Rechte, wenn sie hier ihr Kind beeinflussen wolle. Sie an „Offenheit“ verhindern wolle. Hinaus mit ihr gefälligst. Und dann begannen die Verhöre. Einzelne. Kind für Kind. Den Blicken des Herrn Untersuchungsrichters und seiner Helfer preisgegeben, während die schamlosesten cynischsten erbarmungslosesten Fragen an sie gestellt wurden. Noch heute brennt mich die Schmach, daß ich als Einzelne, als Frau, als conventionel [sic] Erzogene, zu schwach war solche Gemeinheit und Gemeingefährlichkeit zu verhindern. Was hier der Staatsanwalt tat, war ungleich verbrecherischer als das Ver- [82] gehen des Lehrers. Hier wurde mit Kälte und Roheit u. gefühlloser Grausamkeit das Verborgenste dieser Kinderseelen aus ihnen herausgerissen. – Ich ging tagelang mit dem Gedanken an Rache um, ich hätte Nihilistin werden können, um diesen Kerl zu töten, ich hätte gejubelt, wenn er gevierteilt worden wäre. Sein Name hat sich wie der eines Teufels in mich eingegraben; ich habe immer gehofft eines Tages in der Zeitung zu lesen, daß ihn einer der von ihm Vernommenen erschlagen habe.–

Als meine älteste Schwester ins heiratsfähige Alter kam, zog die Mutter meines Vaters<sup>414</sup> von Paris nach Bingen; sie wohnte bis zu ihrem Tod in unserm Haus. Ich war damals 13 Jahre alt. Wenn ich als Fünfzigjährige auf diese Zeit zurücksehe, so muß ich Mitleid mit uns Kindern haben. Da waren drei Gewalten,

413 Leopold Auerbach, Idas erster Mann, hatte sich bei Spekulationsgeschäften strafbar gemacht; u. a. deshalb trennte sich Ida von ihm und beantragte die Scheidung.

414 Marianne Coblentz, geb. Levi, blieb bis zu ihrem Tod 1887 in Bingen, wo sie auch beerdigt wurde.

die uns erziehn wollten.<sup>415</sup> Unser Vater, oberster Strafgott. Ich habe ihn einmal, viel später, sagen hörn, er habe uns nach dem Princip erzogen: Wer seine Kinder lieb hat, der züchtigt sie. Ich habe nie, nie, nicht ein einziges Mal etwas von Liebe unsres Vaters gefühlt. Nur Züchtigungen hab ich von ihm erfahren, als Kind mit dem Stock, als Erwachsene durch seine Ironie. [83] Er wollte nützliche Glieder der Gesellschaft aus uns machen. Ich sage mit Absicht nicht „der menschlichen Gesellschaft“, denn Menschheitsideale lagen meinem Vater fern. Er war Weltmann, hochmütig, rückgratstark. Politisch liberal, in Sitten konservativ. In Gelddingen war er großzügig, erwartete auch von seinen Kindern, daß sie das Haus Coblenz würdig repräsentierten.

Frau Graumann wollte uns zu der Kultur hinführen, die unsre voraussichtliche Stellung im Leben einmal von uns fordern würde. Sie war ebenso unerbittlich streng wie mein Vater, kühl wie Porzellan [sic], sachlich, sehr klug.

Großmutter Marianne hatte nur ein Ideal: die practische [sic] Hausfrau.<sup>416</sup> Bei ihr mußten wir stricken, stopfen, Silber rein machen, glätten etc. lauter Dinge, die nicht in den Styl unsres Hauses paßten, die mir widerstrebten, die ich abschüttelte, so oft ich konnte, u. die wir später nie brauchten.

Und als letzte Erzieherin, wenn auch ohne die Autorität der andern, Mama Phine. Das strickteste Gegenteil der Großmutter Marianne und im beständigen Kampf mit ihr. Sie kam aus Berlin zurück, wo sie jedes Jahr ein paar Wochen bei ihrer [84] Tochter verbrachte, und sagte: „Marianne, die Goldstein'schen Töchter tragen rosa seidne sorti [sic] de bals.<sup>417</sup> Ich habe für Alice und Hede die gleichen bestellt.“ Worauf Großmutter M. die Hände überm Kopf zusammen schlug: „Phine, was sollen sie denn in Bingen mit rosa seidnen Umhängen. Es ist noch ein alter Mantel von ihrer Mutter da, daraus macht ihnen jetzt das „Appelche“ (Apolonia) [?Herelocks“].

Nichts hab ich der Großmutter so verübelt, als daß ich immer „erben“ mußte. Das trug dazu bei, mich noch mehr „anders“ zu machen, als meine Klassengenossen: werktags war ich viel schlechter angezogen als sie, immer in geerbten Kleidern meiner Schwestern; Sonntags [sic] kam ich in Pariser Staat, der Binger Mode um 1 Jahr voraus, immer verlacht. –

Mein Vater hat durch das Beispiel, das er uns in seiner persönlichen Lebensführung gab, viel von dem wieder gut gemacht, was er durch zu große Strenge an uns sündigte. Ihm verdanke ich mein Selbstgefühl. In den schwersten Entscheidungen meines Lebens habe ich mich gefragt: Was bist Du Dir schuldig? Es war der Geist meines Vaters, der mich dann zur Entscheidung führte. Eines

415 Vgl. Kap. 3.1. In dieser Textpassage scheint das Selbstverständnis einer jüdischen Großfamilie durch.

416 Vgl. Dajja Letzte Fassung, S. 53.

417 Gemeint ist „sortie de bal“, ein Ausgekleid.

für ihn höchst charakteristischen Ausspruchs entsinne ich mich wörtlich. Als er mich nach Brüssel in Pension brachte, sagte [85] er mir auf dem Weg zur Avenue Louise: „Du mußt immer denken: Keins der Mädchen stammt aus einem weniger guten Haus als ich; aber auch keins aus einem besseren.“<sup>418</sup>

Ich war 15 ¼ Jahre alt, als ich in Pension kam. Ich hatte die Binger Schule durch – litten [sic] kann ich wohl sagen. Und ich kann nicht von ihr Abschied nehmen ohne des bittersten Erlebnisses, das ich dort hatte, zu gedenken. Das heute so gewünschte „Zusammenarbeiten von Schule und Haus“ gabs bei uns schon bis zur Perfektion. Man wird gleich sehn, wie.

Weihnachten 81 machte unsre Schulvorsteherin eine Elternbesuchstournée, und natürlich wurde ihr unser Weihnachtszimmer gezeigt. Nun, daran konnte kein Zweifel sein, daß es in Bingen keine 2te Bescherung gab wie die unsre. Schon keinen 2ten Raum wie unsern Eßsaal mit seinen getäfelten Wänden, mit den Fenstern, die ein französischer Maler in monatelanger Arbeit in unserm Haus angefertigt hatte. Unser Weihnachtsbaum reichte vom Boden bis zur Decke und rings die ganzen Wände entlang standen die beladenen Tische für die große Familie und das zahlreiche Personal. [86] Unsere Schulvorsteherin also, von so viel Glanz geblendet, vielleicht auch um dem Haus zu schmeicheln, sagte: Unsre Pensionärinnen haben sich auch einen Baum geputzt, aber gegen diesen ist er ein Nichts.

Nach den Weihnachtsferien ging natürlich in der Schule das Erzählen und Renommieren an. Eine Pensionärin sagte: „Frl. Emma hat doch jetzt die Weihnachtsbäume von halb Bingen gesehen, und hat gesagt, keiner sei auch nur annähernd so groß und schön gewesen wie der unsre.“ „So ein Schwindel“, fuhr ich dazwischen, „bei uns hat sie gesagt, gegen unsern Baum sei der Eure ein Dreck.“ Dies meldete die Pensionärin einer Lehrerin, die Lehrerin der Vorsteherin, und die Vorsteherin erschien mit geschwollenen Segeln in unserm Haus. Ich sollte grob gelogen haben und ich sollte eine grenzenlos gemeine Gesinnung gezeigt haben. Es wurde also beschlossen, in idealer Zusammenarbeit von Haus und Schule, daß ich zur Strafe 8 Tage über Mittag in der Schule zu bleiben habe, das bedeutete: ohne Mittagessen und ohne Luft zu schnappen, da im Winter die teure Heizung nicht zum geöffneten [87] Fenster hinausgelassen werden durfte. Und zur Verschärfung wurde der Strafantritt auf die folgende Woche verschoben, weil in diese Woche mein Geburtstag fiel und mein Elternhaus hatte zu der Schulstrafe beigesteuert, daß dieser Geburtstag völlig ignoriert werden würde.

Beide Strafen wurden auch mit einwandfreier Konsequenz durchgeführt, nur der Onkel Jakob, Vater der Cousine Mine, schickte mir durch seine Tochter nach-

---

418 Vgl. ebd. S. 35.

mittags in die Schule ein kleines schwarzes Bleistift mit Nickelhülse und oben einem kleinen Gummi und ein paar Borsdorfer Äpfelchen. Das Bleistift zeigte ich Dumme abends meinem Bruder, und hörte ein paar Tage darauf durch Mine, daß Frau Graumann ihren Vater heftig zur Rede gestellt habe.

Was ich hier erzählt habe, ist wortwörtlich wahr, nichts dazu erfunden, nichts weggelassen.

Wer versteht es nicht, wenn ich erzähle, daß ich an dem Tag, als ich abends nach Brüssel fuhr, mittags am Clavier saß, und mit schallender Stimme sang:<sup>419</sup>

Von meinen Bergen darf ich scheiden  
Wo's gar nicht lieblich ist und schön!<sup>420</sup>

[88] Und – so kreuzunglücklich ich mich in Brüssel gefühlt habe – Heimweh hab ich nicht bekommen. Fernweh ja, Fortweh, aber Heimweh nicht. Ich hatte kein Heim.

Am ersten Abend in der Pension<sup>421</sup> nahm mich eine Engländerin bei Seite: „Hören Sie, die Direktorin hat mir gesagt, daß Sie Jüdin sind. Ich bin auch Jüdin. Aber das weiß nur die Direktorin. Sie müssen das unbedingt verbergen; hier denkt man, Juden sind Wilde. Mein Jahr ist um, ich reise morgen ab. Aber ich wollte Ihnen das gesagt haben.“

Das Pensionat hatte 3 Klassen; eine für die Ausländerinnen, eine für die jüngeren Belgierinnen, eine für die, die nach deutschen Begriffen erwachsenen Belgierinnen (17 u. 18 Jahre). Mein Vater scheint gesagt zu haben, daß ich ziemlich viel wüßte (meine Binger Zeugnisse waren immer miserabel, nur in Physik u. Chemie hatte ich immer eine I, die übrige Klasse 2 bis 3), ich hatte ein Examen zu bestehn, und dann wurde mir mitgeteilt, es sei die Prüfung für die oberste Klasse gewesen und außer 2 Fehlern im Diktat hätte ich alles einwandfrei [88 a] bestanden. – Nun sehe man mein Schicksal: Wieder in eine Ausnahmestellung gedrängt. Alle andern Deutschen, auch die viel älteren, in der dritten Klasse, alle Belgierinnen meines Alters in der 2ten, und ich Unglückshuhn, ich magrer Spatz, einsam zwischen den belgischen Damen! Als ich etwa 4 Monate dort war, schrieben wir irgend ein Diktat; ich machte wie täglich, meine 15 bis 20 Fehler. Da sagte die Lehrerin Mademoiselle Mason: „Das war das Probediktat von Fr. Colblenz; damals machte sie 2 Fehler; heut das Zehnfache.“ Ob sich die Gute nicht überlegt hat, daß vielleicht ihr System auch etwas mit Schuld hatte?

419 Vgl. ebd. S. 34. Vgl. auch: Daja Zwischenfassung, S. 45.

420 Vgl. Volksliedarchiv (= <https://www.volksliedarchiv.de/von-meinen-bergen-muss-ich-jetzt-scheiden/abgerufen-am-14.03.2025>).

421 Vgl. zu Idas Aufenthalt im Brüsseler Pensionat: Daja Letzte Fassung, S. 34 b, S. 35 f.

Die Hauptlehrerin unsres Pensionats war die Erzieherin der Prinzessin Clementine von Belgien gewesen; das gab unserm Pensionat Heger das Relief. Wir waren im ganzen 60 Schülerinnen, nur Interne, aber mindestens die Hälfte Brüsselerinnen, Töchter belgischer Minister, hoher Hofbeamten etc. Auch 5/6 streng katholisch; überhaupt das ganze Haus, von der Vorsteherin bis zur untersten Magd, erzkatholisch. Alle 4 Wochen war seelische Aussegnung, d. h. die ganzen Insassen des Hauses gingen morgens nüchtern zur Beichte. Der Rest, etwa 8 evangelische Eng- [89]länderinnen mit ihrer Miß mußten während der Zeit nüchtern spazieren gehn und ich ging mit.

13 mal jeden Tag wurde gebetet. Morgens beim Aufwachen (in jedem Schlafsaal schlief eine Lehrerin) im Bett, dann kam vor dem Frühstück nüchtern eine halbstündige Andacht. Während der Zeit mußten die Engländerinnen und ich still in einem Nebenzimmer sitzen. Ich fragte, ob ich nicht lernen dürfe, für mich, als Ausländerin sei doch das Pensum sehr schwer. Nein, ich solle beten. Ich hatte nicht beten gelernt. Darauf wollte mich die Miß, mit der ich diese Unterredung hatte, das Vater unser auf englisch lehren. Aber da fing ich in meiner Gottverlassenheit derart zu heulen an, daß sie nie mehr mit mir das Thema berührte. Jedenfalls: ich mußte, so lang ich in Brüssel war, jeden Morgen u. jeden Abend eine halbe Stunde „zum beten“ [sic] still sitzen. – Vor und nach dem Frühstück wurde gebetet, vor u. nach der Schule, vor und nach dem Essen, vor und nach dem gouter, vor u. nach dem Abendbrot, dann kam die halbe Stunde in der Hauskapelle (für mich daneben). Dazu oft Frühmessen, und wenn wir sommers manchmal auf das Landhäuschen der Pensionsinhaberin gingen, so wurde dort jedes Mal Rosenkranz gebetet. Sonntags ging natürlich alles zur Kirche. Anfangs nahmen sie mich mit nach St. Gudule.<sup>422</sup> Ich ging durchaus nicht ungern mit. Ich war auch gern in [90] Bingen in die Synagoge<sup>423</sup> gegangen. [gestrichen: Daß es heimlich geschehen mußte, weil eben alles, wohin wir nicht geschickt worden waren, verboten war, beeinträchtigte den Reiz nicht.] Es war feierlich, wenn die Thora aus dem Schrank genommen und ihr das hellblau oder purpurne Mäntelchen abgenommen und die Krone abgesetzt wurde, und dann: kam jemand aus der Beterbank, trat neben die Thora, küßte einen Zipfel seines Gebettuches u. berührte damit die Thora und dann las er, in einem bestimmten Rhythmus halb singend, ein Stück daraus vor. Und wie rührte es an mein nach der Mutter sich sehnendes Kinderherz, wenn am Versöhnungstag eine schöne Frauenstimme sang:

422 Brüsseler Hauptkirche und Bischofssitz.

423 Vgl. hierzu: Dajja Letzte Fassung, S. 39.

O kehret wieder, Menschenkinder!<sup>424</sup>

Aber unvergeßlich beseligend, wie in mir verlöschend, brannte sich mir ein:

So ihr mich von ganzem Herzen suchet,  
so will ich mich finden lassen.<sup>425</sup>

Es gab keine Zeit in meinem Leben, in der mir nicht dieses Wort vor der suchenden Seele gestanden hat. –

Ich ging also gar nicht ungern mit in die schöne katholische Kirche mit den vielen Lichtern und dem Weihrauchduft. [91] Ich machte nach, was die andern mir vormachten, kniete die Zeit ab, nur das Bekreuzigen unterließ ich.

Mein Vater hatte Brüssel gewählt,<sup>426</sup> weil dort 2 jener 21 Kinder aus dem Urgroßmutterhaus wohnten, 2 Schwestern meiner Großmutter, die eine mit einem belgischen Grandrabin verheiratet, die andere hatte eine katholische Schwiegertochter, die bei Heger erzogen war und so kam ich dorthin.<sup>427</sup> Die Verwandten schienen schließlich Angst bekommen zu haben, daß man meine Bereitwilligkeit zur Kirche zu gehn allmählich dahin führen wollte, daß dem Himmel eine Seele gerettet werde; eines Tages teilte mir die Miß mit, daß ich von jetzt an mit in ihre Kirche gehen solle. Ich hatte durchaus nichts dagegen und so konnte ich dann bald auch den englischen Gottesdienst auswendig!

Priester: Glory be to the father and the Lord  
Gemeinde: And to the holy ghost!

As it was in the beginning, is now, and ever shall be:  
World without end Amen!

Aber was ich ohne Herzbeschwer [sic] über mich ergehen ließ, das erregte den Verdacht der Schule. Eines Tages [gestrichen: ich [92] mochte 6 Monate im Pensionat gewesen sein] erschien eine regelrechte Deputation von 3 Schülerinnen bei mir: Sagen Sie mal: Sie waren zuerst in der katholischen Kirche, jetzt gehn Sie in die englische ! Was sind Sie eigentlich? „Je suis juive“ erwiderte ich mit ernster Ruhe. Die drei drehten sich auf dem Absatz um, und von diesem Tag existierte ich für etwa ein Drittel der Schülerinnen nicht mehr. Selbst 2 Deut-

424 Zitat aus dem Alten Testament: Psalm 90,3.

425 Zitat aus dem Alten Testament: Jeremia, 29, 13 f.

426 Vgl. Dajja Letzte Fassung, S. 34 b.

427 Vgl. zu Héger: ebd. S. 34 b, Anm. 97.

sche, allerdings besonders strenge Katholikinnen, machten den Boykott mit, und das war das einzige, was mich an dieser Sache schmerzte, denn ich mochte sie beide gern.

Daß ich unter dieser Verfehlung [sic] sehr gelitten hätte, kann ich nicht sagen. Die meisten Mädchen warn mir ohnehin fremd geblieben. Hofklatsch bildete ihr Hauptgesprächsthema, das mich natürlich nicht interessieren konnte. Aber einige Eltern scheinen die Anwesenheit einer Jüdin im Pensionat Hegèr als Unmöglichkeit empfunden zu haben. Um Weihnachten erhielt mein Vater einen Brief der Vorsteherin mit der Bitte mich meiner angegriffenen Gesundheit wegen nach Hause zu holen.

In diese kurze Pensionszeit fallen 2 Ereignisse, die ich berichten muß. Frau Graumann, die Leiterin unsres Hauses, verunglückte auf die tragischste Weise. Sie wollte Rosenstöcke schwefeln, merkte nicht, daß der brennende Schwefel auf ihr Kleid tropfte und plötzlich [93] glich sie einer Feuersäule. Nach 3 Tagen starb sie unter furchtbaren Qualen.<sup>428</sup>

Als nun die großen Sommerferien in Brüssel begannen, wollte mein Vater nicht, daß ich in sein Haus käme, dem damals die weibliche Leitung fehlte und so brachte er mich für 8 Wochen nach Mannheim zu meiner seit 3 Monaten verheirateten Schwester.<sup>429</sup>

Nun ist da in meinem Leben eine merkwürdige sprunghafte Entwicklung, die in Bildern jener Zeit festgehalten ist. Es existiert eine Photographie meiner Binger Klasse, aufgenommen, als ich 14 Jahre alt war. Dem, der dieses Bild sieht, brauchte ich kaum etwas von meiner Jugend zu sagen. Da sitzen, stehn und lehnen etwa 15 junge Mädchen, wohlgezogen, gutfrisirt, mit eleganten Kleidern, die schon Taille, schon Busen zeigen. Und da sieht über die die Bank ein Kopf „Der Zigeunerknabe im Norden“ denkt man. Kurze Locken um den Kopf fliegend, ein Kittel über dem noch formlosen Körper, mit einem, allerdings sehr schönen, Spitzenkragen geschmückt, ein mageres Gesicht, großer Mund und Augen! Endlos tiefe, dunkle, schwermütige, fragende, sehnde Augen.

Und nun wurde während des Besuchs bei meiner Schwester auch eine Photographie gemacht. Sie mag geschmeichelt sein, aber man sieht da ein schönes Mädchen. Ein völlig mädchenhaftes Geschöpf. Ja, es ist [94] eigentlich eine junge Dame. Vielleicht doch nicht, denn es liegt eine absolute Reinheit, eine kindliche Reinheit über dem Gesicht!

Und in Mannheim hatte ich mein kindhaft jungfräuliches erstes Erlebniß. Man

428 Vgl. ebd. S. 49: Sie starb unmittelbar, nachdem ihr Kleid Feuer gefangen hatte und jede Hilfe zu spät kam. Vgl. Anm. 133: Einem Brief Idas an Alice Bensheimer zufolge fing das Kleid Frau Graumanns beim Schwefeln von Rosenstöcken Feuer und sie verstarb nach drei Tagen.

429 Ähnlich und ausführlicher: Dajja Letzte Fassung, S. 44 f.

ging dort jeden Nachmittag zum Kaffeetrinken in den Stadtpark. Meine Schwester saß da mit ihren Schwägerinnen, die beinahe meine Mutter hätten sein können, Tag für Tag. Es war nicht sehr amüsant für mich. Aber da kam, auch fast jeden Nachmittag, ein Offizier, der spielte mit einem alten Herrn Schach. Der Offizier sah aus wie ich vielleicht ausgesehen hätte, wenn mich die Natur als Mann erschaffen hätte. Ob er mich bemerkte, weiß ich nicht. Mit meinem schlecht sitzenden Pensionskleid glich ich wohl immer noch, wenn man nicht sehr genau hinsah, dem häßlichen jungen Entlein. Trotz jener Photographie.

Aber ich sah jenen Mann an, 8 Wochen lang fast jeden Nachmittag. – Das war mein erstes Liebeserlebnis.<sup>430</sup>

Mein Mannheimer Aufenthalt trug mir einen Schatz ein, von dessen Uner schöpflichkeit ich damals noch nichts ahnte: Die Liebe meiner Schwester Alice, Allies genannt. Wir Geschwister standen in einem fast unbeholfen fremden Verkehr miteinander. In der Kälte unsres Vaterhauses war selbst die Fähigkeit [95] zu geschwisterlicher Zärtlichkeit nicht in uns aufgeblüht. Und die Theilnahme meiner um 6 Jahre älteren Schwester an mir zeigte sich auch jetzt nicht etwa in herzlicher Wärme. Sie war durchaus erzieherisch streng mit mir, aber ich fühlte doch durch, daß sie Freude an mir hatte, daß sie mich gern ansah, daß sie meinem Klavierspiel gern zuhörte, und das that mir unendlich wohl. Vielleicht hat der Frieden dieser 8 Wochen den schnellen Wandel meiner Gesichtszüge veranlaßt.

Nach dieser schönen Zeit kehrte ich in die Pension zurück, dann kam bald jene Deputation, dann der Boykott, und an Weihnachten war ich wieder daheim.

Hier war inzwischen als Nachfolgerin der Frau Graumann eine Frau L. eingezogen, eine Hamburgerin, – Christin, die einen Juden geheiratet und mit ihm in Havanah gelebt hatte. Nach seinem frühen Tod mußte sie nun ihren Lebensunterhalt selbst verdienen.

Frau L. war der erste Mensch, seit dem Tod meiner Mutter, der mich Liebe fühlen ließ. Sie nahm den Kampf gegen das „Appelche“ auf und setzte es durch, daß ich zu einer guten Schneiderin gehn durfte. Nur einmal hab ich sie ein Erzieherinnengesicht aufsetzen sehn und das galt nicht mir, sondern jener Schneiderin, als die bei der ersten Anprobe ausrief: „Oh, was für schöne Schulterlinie haben Sie.“ – Da sagte sie nur [96]weisend: „Das sagt man einem so jungen Mädchen nicht.“ (Das Kleid war ein Geschenk zu meinem 16. Geburtstag.)

In Brüssel waren Schuhe und Taille beständige Gesprächsthemen gewesen,

430 Vgl. Kap. 7.5.1.3. Der Erzählstrang „Mars“ wird in der „Urschrift“ später wieder aufgenommen und zu Ende geführt (S. 124–129).



aber bei den Schuhen handelte es sich immer nur um die Kleinheit, bei der Taille um die Schmalheit. Ich fühlte instinktiv, daß beides nicht zu mir paßte. Frau L. lehrte mich das Gegenteil von Brüssel, Hamburger Geschmack. Die Grundlage der Dame! Tadelloses Schuhzeug, tadellose Handschuhe (um Gotteswillen nicht zu knapp, zu enge Handschuhe waren der Höhepunkt der Spießigkeit), die Kleider schlicht, die ganze Eleganz in der Qualität des Stoffs und der Schneiderarbeit ausgedrückt. Oberster Prüfstein aller Schneiderarbeit: der Sitz des Stehkragens. Und so trug ich dann mit Stolz überlebenshohe Stehkragen (mein Vater nannte sie, nicht ganz mit Unrecht: Gypsverband) und um meinen Regenmantel (das Hamburger Staatsgewand) hätte mich selbst eine smarte Engländerin beneiden können.

Wer immer mein buntes Buch<sup>431</sup> liest, wird kein so schlechter Psychologe sein, daß er denkt, es sei wenig gewesen, was Frau L. mir damit fürs Leben mitgab. Wo ist die Grenze zwischen äußerer und innerer Sicherheit? Wie weit wird die eine von der andern beeinflußt? Ich weiß nur, daß in mir damals, so unreif ich selbstverständlich noch war, etwas Unerschütterliches erwuchs, das irgendwie [97] mit den Urelementen der selbstsicheren Frau zusammenhing.

Die auf die Pensionszeit folgenden Jahre waren die ödesten meines Lebens. Es geschah allerlei, unsre beiden Großmütter starben, meine zweite Schwester verheiratete sich – all das blieb ohne Eindruck auf mich. Ein paar äußerst schüchterne Versuche mich zu verlieben – der Held des Sommertheaters wurde 3 Tage aus weitester Entfernung angeschwärmt, ein Adonis von 40 Jahren bezauberte mich durch den Klang seiner wirklich sehr schönen Stimme, und ein melancholischer Vetter meines neuen Schwagers suchte eingefügt: bei der Hochzeit meiner Schwester unter dem Tisch meine Hand, die ich ihm freudig erregt überließ, obgleich ich den Zweck nicht recht einsah<sup>432</sup> – das gab schließlich keinen ausreichenden Lebensinhalt.

Ich las nicht einmal viel, es gab auch nichts im Haus, was mich reizte, die Bibliothek meiner Eltern war fast ausschließlich französisch<sup>433</sup>. Die Klassiker hatte die Schule uns verekelt, Shakespeare<sup>434</sup> stieß mich durch seine Naturalismen ab; die damaligen Modeschriftsteller Ebers,<sup>435</sup> Dahn,<sup>436</sup> Julius Wolff<sup>437</sup>

431 Gemeint ist der Einband der „Urschrift“; vgl. Abbildung 6.

432 Vgl. zu dieser Episode: Dajja Letzte Fassung, S. 59.

433 Idas Vater war in Frankreich erzogen worden und hatte die französische Nationalität erworben, seine Mutter war die „Pariser Großmutter.“

434 Vgl. zu Idas Lektüren und zu Shakespeare: Dajja Letzte Fassung, S. 58.

435 Die historischen Romane des Schriftstellers und Ägyptologen Georg Moritz Ebers (1837–1898) fanden großen Anklang.

436 Der Historiker, Schriftsteller, Rechtswissenschaftler und Hausautor der damals vielgelesenen Zeitschrift „Gartenlaube“ Felix Dahn (1834–1912) veröffentlichte erfolgreich zahlreiche Romane.

437 Julius Wolff (1834–1910) war ein deutscher Dichter und Autor zahlreicher Romane zu mythologischen und historischen Themen.

langweilten mich tödlich [sic]. Mein Vater hielt die Deutsche Rundschau.<sup>438</sup> Die las ich gern. Merkwürdig getreu ist mein Gedächtniß: ich entsinne mich, daß damals ein überspannter Künstlerroman von der Ossip Schubin:<sup>439</sup> Boris Lentzki<sup>440</sup> in der Rundschau erschien. Der riß mich natürlich hin, aber [eingefügt: noch] lieber las ich den Martin Salander.<sup>441</sup> Ich empfand ein eigentümliches Wohl- [98] gefühl, während ich das las; ich fühlte mich an der Hand eines sicheren Führers.

Das einzige, was ich während meiner Mädchenzeit consequent betrieb, war mein Klavierspiel.<sup>442</sup> Ich hatte in Brüssel einen ausgezeichneten Klavierlehrer gehabt; was ich bei ihm gelernt hatte, war der ganze Gewinn, den ich von dort heimtrug.

Mein Leben war in meiner Jugend an nichts so arm als an Lob. So hat mir denn auch ein Lob dieses Professor Wouters<sup>443</sup> Eindruck hinterlassen. Ich studierte bei ihm die momens musical [sic]<sup>444</sup> von Schubert, u. als ich ihm zuletzt vorspielte, sagte er mir: „Wenn Sie das spielen, können Sie ruhig sagen, daß Sie bei mir geübt haben.“ Die Lehrerin, die als Anstands dame in jeder Stunde saß, sagte nachher zu mir: „Er ist ein wenig melancholisch, der Herr Professor, Sie müssen nicht jedes Wort glauben, das er sagt.“ Was seine Anerkennung mit Melancholie zu tun hatte, hab ich bis heute nicht begriffen.

Von Brüssel zurückgekehrt, nahm ich wieder guten Klavierunterricht, setzte auch das Harmoniestudium fort, aber die naive Freude am Erfinden und Niederschreiben kleiner Compositionen, die hat mir die Richtersche Harmonielehre<sup>445</sup> genommen.

Im Januar 1888, endlich, endlich, öffnete sich das Thor in die Welt. Meine nach München ver- [99] heiratete Schwester<sup>446</sup> fühlte sich nicht wohl und sie

438 Die „Deutsche Rundschau“, eine einflussreiche literarische und wissenschaftliche Zeitschrift, erschien monatlich seit 1874.

439 Unter dem Pseudonym Ossip Schubin veröffentlichte die böhmisch-deutsche Schriftstellerin Aloisia Kirschner (1854–1934) Romane, in denen sie das damalige Gesellschaftsleben schilderte.

440 Dieser Roman über das Leben eines weltfremden und faulen Künstlers wird manchmal als das bedeutendste Werk Schubins gewertet.

441 Martin Salander, Hauptgestalt des gleichnamigen Romans von Gottfried Keller, 1886 veröffentlicht, weckte vermutlich Idas Sympathie, weil Salander, obwohl von Betrügern zweimal nacheinander ruiniert, seine Existenz auf ehrliche Weise wieder erfolgreich aufbaut, sich für mehr gesellschaftliche Aufklärung und Demokratie engagiert, so dass er sogar als Volksvertreter geschätzt wird. Im privaten Bereich kann er jedoch trotz aller Bemühungen die unglücklichen Ehen seiner Zwillingstöchter nicht verhindern, zeigt sich nach dem voraussehbaren Scheitern ihrer Ehe als gütiger Vater und nimmt seine Töchter wieder bei sich auf.

442 Vgl. zu diesem Thema: Dajja Letzte Fassung, S. 43 f.

443 Adolphe Wouters (1849–1924), ein belgischer Komponist, wirkte ab 1871 als Klavierprofessor am Brüsseler Konservatorium.

444 Es müsste „Moments musicaux“ heißen.

445 Ernst Friedrich Richter hatte 1853 ein „Lehrbuch der Harmonie“ verfasst, das systematisch, schulisch und streng aufgebaut war, aber der Musik seiner Zeit nicht mehr gerecht war.

446 Vgl. Anm. 360. Vgl. zur Münchner Zeit Idas: Dajja Letzte Fassung, S. 59 f.

bat meinen Vater, er möge mich zu ihr schicken. Mein Vater brachte mich selbst hin, nicht ahnend, daß das erste ausgeschnittene Kleid im Koffer mit fuhr. Meine Großmutter<sup>447</sup> war im Oktober gestorben, nach seinem Sinn hätten wir alle ein volles Jahr dick in schwarz gehn müssen. Aber ich war 18 Jahre, 18 Jahre und zum ersten Mal frei in der Welt. Denn meine Schwester Hede war und ist tausend mal [sic] zu gütig, als daß sie einem ihr nahstehenden Menschen einen Wunsch abschlagen möchte oder konnte.

Als sie sich verlobte, sie wie meine Schwester Allies mit einem Mann, der ihr als Heiratskandidat zugeführt worden war, dachte ich immer wieder: „I Gitt, i Gitt! Ich weiß noch, daß ich den Verlobungstag meiner ältesten Schwester<sup>448</sup> etwas verdarb, weil ich mich weigerte, die allgemeine Küsserei mitzumachen. Ich sollte da einen wildfremden Mann, an dem mir nichts gefiel – er hat sich als goldtreuer zuverlässiger Mensch bewährt – einen Kuß geben, Du zu ihm sagen. Das Du wurde mir allmählich geläufig, den Kuß hab ich ihm in den 35 Jahren unsrer kameradschaftlichen Schwägerschaft nicht gegeben. Aber damals waren alle empört, Niemand hatte ein Atom Verständniß für die Sprödigkeit der 15jährigen: „Du hast keinen Familiensinn“, das tausendfach wiederholte, tausend-[100] fach zu Unrecht wiederholte Wort meiner Großmutter scholl mir entgegen, und zur Strafe wurde ich, um 7 Uhr abends, mit 15 Jahren, ins Bett geschickt.

Auch mit meinem Münchner Schwager stand ich nicht auf Kußfuß, durchaus nicht. Er war zwar ein sogenannter schöner Mann, aber ein bischen äußerer Schliff war all sein Gut. Daß mein Vater auf ihn hineinfiel, daß meine Schwester ihn nahm, daß sie es mit ihm aushielt, ist mir heute noch unbegreiflich. Die Dinge liegen so weit zurück, mein Schwager starb früh – ich will darüber nichts sagen. Genug! Ich fand meine Schwester in München in Verhältnissen vor, die unserm Vaterhaus nicht entsprachen. Mein Schwager hatte eine Bierbrauerei, weit draußen vor München in Thalkirchen; Brauerei, Wirtsgarten, Wirtschaft alles lag beisammen, alles verkommen, dürftig; die Wohnung lag über der Wirtschaft, die Samstags von Vereinen des Vororts besucht wurde. Es war üblich geworden, daß meine Schwester mit ihrem Mann inmitten dieser Leute saß. Beim ersten „Vereinsfest“ ging ich harmlos mit, saß zwischen Schustern und Schneidern, von meinem Schwager beständig getadelt, daß ich nicht mehr und schneller Bier trank, nicht aus Ulk getadelt, sondern ernsthaft, man sollte den Leuten zutrinken, damit sie mehr Bier bestellten. Bis zum nächsten Sonnabend hatte ich meine Schwester so weit, daß sie auch an dieser Art Festlichkeiten nicht mehr teilnahm.

---

447 Angesprochen ist die Pariser Großmutter Marianne.

448 Vgl. zu dieser Episode: Dajja Letzte Fassung, S. 33.

[101] Merkwürdigerweise hatte der Schwager zwei reizende Tanten in München, die als Patrizierinnen in ihren großen Wohnungen saßen und einen großen guten Verkehr pflegten. Die fraßen Gottlob einen Narren an mir und mein erster Ball entschied über mein Münchner Glück. Die Münchner Mädels waren damals durchschnittlich klein und rundlich, ich war 175 cm groß, und sehr, sehr schlank. Mein erster Ball war ein Glückstaumel. Es mag ein Zufall gewesen sein, vielleicht fiel ich ein paar jungen Herrn auf, die grade tonangebend waren, so daß die andern es ihnen einfach nachtaten; kurz, ich war umringt von Tänzern, ich hatte, wie man in Bingen sagt, „das [?Gerriß!]“

Es war damals eine merkwürdige Sitte in München: Die jungen Mädchen brachten selbst Orden für ihre Tänzer mit; wir kannten die Sitte nicht, ich hätte als Fremde auch auf keinen Fall so was mitgeschleppt, aber als nun der Cotillon<sup>449</sup> begann und meine Tänzer mit Blumen erschienen, war mirs doch peinlich keine Gegengabe zu haben. Da kam mir ein Einfall. Mein Schwager mußte mir sein Taschenmesser geben, ich schnitt die schmalen, theerosenfarbnen Bänder, die mein Kleid garnierten, schnell ab, knüpfte Schleifchen davon, und nun konnte ich meine Tänzer mit meinen Farben schmücken. Noch am Ende [102] des Winters sah ich manches meiner Schleifchen wohlgeborgen auf der Rückseite mancher Frackklappe.

Dieser erste Ball entschied nicht nur über meinen Münchner Aufenthalt, er entschied über die 6 Ballwinter, die ich als Mädchen durchtanzte. Es muß etwas Hypnotisierendes darin liegen, wenn ein junger Mensch mit dem Ausdruck unter Menschen tritt: Ich komme gerne und es wird der Eine und Andre da sein, der sich freut, daß ich komme.“ Dabei war mir der Tanz kein Rausch. Ich liebte die hellen Säle, die festlichen Mienen, ich genoß die Freiheit von Mensch zu Mensch gehn zu dürfen.

Das darf ich heut sagen: Eitel haben mich meine Ballerfolge nicht gemacht. Das hatte seinen guten Grund: Der Mehrzahl der Menschen gefiel ich nicht. Die meisten Menschen fanden mich häßlich. Als mich im letzten Jahr (1920) ein dicker Herr im Pelz auf der Straße ansprach: Ich sei doch die ehemalige Ida Coblenz? Sie sprächen so oft von mir: so eine Balldame wie mich hätt's in Bingen seither nicht gegeben – Da sagte ich ihm: Warum haben mich die Leute damals das nicht merken lassen? Denn so wars, nirgends bin ich weniger becourt worden als in Bingen.

Wenn ich vom Ball zurückkam und gefragt wurde: Wie wars? Dann sagte ich in Erinnerung an jenes Schneiderinnen-Compliment: „Die Schulter- [103] linie hats wieder einmal gemacht.“ Und diese Schulterlinie sahen halt die Binger nicht.

---

449 Tanzspiel mit meist scherzhaften Geschenken.

Der Münchner Winter brachte mir aber ein Erlebniß, das weit über alles Gesellschaftliche hinausging. Eines Nachmittags ging ich mit meiner Schwester am Hoftheater vorbei, sah zufällig auf den Theaterzettel und las: Walküre.<sup>450</sup> Frau L hatte mir zu Weihnachten die Bülow'sche Klavierbearbeitung des Tannhäuser geschenkt, ich hatte viel darin gespielt, manches mochte ich gar nicht (Dir, Göttin, der schönen) und dann hatte Frau L. immer gesagt: Sie müßten einmal die Walküre hören. Mehr wußte ich nicht, wer ahnte damals in Bingen etwas von Wagner?, aber nun klappte es grade so gut; ich nahm mir ein Billet. Und saß nun da vor dieser fremden Welt, von der ich nicht ein Wort und nicht einen Ton kannte und sie saugte mich völlig an sich. Ich ergab mich ihr blindlings. Als der Vorhang fiel, hatte ich ein Himmelreich auf Erden gewonnen. 8 Tage darauf hörte ich den Tristan; die Isolde noch mehr als den Tristan. Und wieder fühlte ich mich wie aus mir selbst herausgehoben, von einer übermenschlichen Macht ans Herz genommen. Es war nicht der Inhalt der Werke, ich erinnere mich genau, daß ich an beiden Abenden wenig vom Text verstanden hatte, es war die [104] Musik. Es war auch nichts von irgend welcher erotischen Erregung in mir, ich war noch ganz wie damals, es war einfach das unendliche Melos in das ich einzog, das mich hinnahm.

Ich darf wohl sagen, daß ich späterhin Wagner auf dem Klavier so gut wiedergab, als das einem Dilletanten möglich ist. Ich ging nicht mit Romanen zu Bett, sondern mit Wagnerpartituren. Ich habe Menschen zu Wagner bekehrt, bis Bach, Händel und Gluck vor allem mir mehr gaben als er.

Im Frühjahr fuhr ich von München ab, so unverliebt wie ich hingefahren war. Aber ich fuhr dem Schicksal in die Arme. Ich hatte im Herbst, nachdem meine Großmutter gestorben war, in der grenzenlosen Kleinstadtöde den verrückten Einfall gehabt (o Vater, wenn Du es geahnt hättest!) in die Kölnische Zeitung ein Heiratsgesuch<sup>451</sup> zu setzen. Nichts darin entsprach der Wirklichkeit. Vollwaise, eben majorem geworden, von altem Adel, mit großem Gut, mit einer alten Tante allein lebend, sucht Offizier zwecks Heirat.

Die Anzeige muß echt geklungen haben, stoßweise gingen die Antworten ein. Und so amüsant waren manche Briefe – die Frau L. war kein Spaßverderber, ich zog sie mit ins Geheimniß. Da saßen wir in meiner Stube, sie machte die Briefe auf, [105] ich schmiß gleich alles, was nicht ein zweites Mal gelesen zu werden verdiente, ins Feuer. Am meisten Spaß machten uns natürlich die Pho-

450 Vgl. zu Ida und Wagner: Dajja Letzte Fassung, S. 73. „Dajja Letzte Fassung“ situiert Dajjas Besuch der „Walküre“ und ein paar Tage danach der Oper „Tristan und Isolde“ später während ihres Berlinaufenthaltes.

451 Vgl. Dajja Letzte Fassung, S. 61, Anm. 167 sowie die ausführliche Analyse in Kapitel Kap. 7.2.1. Realität oder Fiktion. Diese Episode mit der Heiratsanzeige gestaltet die hier vorliegende „Urschrift“ anders als „Dajja Letzte Fassung“; das betrifft zugleich die manchmal postulierte Identität des hier ungenannt gebliebenen Offiziers mit Heinz Hahn.

tographien, die in der Anzeige als unbedingt notwendig verlangt worden waren.

Plötzlich rief Frau L.: „Aber das ist doch der Willy! Den kenn ich doch! Das ist doch der Willy G.“ Sie drehte das Briefblatt um, richtig, es stimmte! Das war nun die Höhe des Amüsements. Sie kannte die ganze Familie gut, hatte nachbarlich jahrelang mit ihnen verkehrt. Da mußte man sich einen kleinen Ulk machen.

Und wir verfaßten gemeinsam einen Scherzbrief, ohne Namensnennung natürlich, erhielten auch noch eine Chiffreantwort, damit schien die Sache erledigt. Aber mir hatten Brief, Bild u. was Frau L. erzählt hatte, sehr gefallen und in aller Heimlichkeit setzte ich die Correspondenz fort. Eine sehr harmlose Correspondenz; (Daß meine Anzeige ein Phantasieprodukt war, hatte schon in unserm ersten Scherzbrief gestanden.) aber keine oberflächliche. Durch die ganze Münchner Zeit hatte sich der Briefwechsel hingezogen und nun, Mitte Mai, auf der Reise zu seinen Eltern, wollte der Mann nach Bingen kommen, mich kennen zu lernen.

Frau L. hatte inzwischen unser Haus verlassen. Die unbeschränkte Herrschaft über den Weinkellerschlüssel war ihr zum Verhängniß geworden. – Ihre Nachfolgerin war eine [106] gute brave Dame, mit der ich mich vertrug. Sie war mir nicht gewachsen, ließ sich von mir beschwindeln; sie hatte zu viel Fett angesetzt im Leben. Ich war ihr immer ein paar Naslängen voraus.

An jenem 16. Mai lag sie Gottlob mit Migräne zu Bett. So war ich vogelfrei. Wenn ich mittags um 1 Uhr und abends um 9 pünktlich bei den Mahlzeiten war, fragte mein Vater nicht, wo ich den Tag über gesteckt hatte. Dafür war die Hausdame verantwortlich.

Der Mann, mit dem ich da vertrauensvoll in den Binger Wald spazieren ging, war ein grundgütiger, lieber, feiner, zartfühlender Mensch. Man brauchte ihm nur in die klaren blauen Augen zu sehn, so fühlte man: von Dir kann nichts Böses kommen. Er war Rheinländer mit amerikanischem Bluteinschlag, stand als Offizier in Württemberg. Er ließ mich mehr sprechen, als er sprach, dafür hatte er mehr geschrieben als ich; als wir 2 Stunden gegangen waren, glaubten wir uns von Anbeginn aller Zeit zu kennen. Wir setzten uns an den Rand einer Wiese, er zog mich sanft an sich und küßte mich.

So wahr wie dieses ganze Buch ist, so wahr will ich von dieser Minute sprechen. Bis hierher war ich meiner unbewußt gegangen. Dieser eine reine innige Kuß machte mich zum Weib. Nicht zum wissen- [107] den Weib, aber ich fühlte plötzlich ein Leben in mir, das ich bisher nicht kannte. Es sei nichts verschwiegen: wenn der Mann mich damals hätte verführen wollen, er hätte leichtes Spiel gehabt. Nicht als ob in mir ein bewußtes Verlangen erwacht wäre, ich war eher noch unbewußter als vorher. Ich war ein reines Kind der Natur an jenem Tag,

die Knospe war zur Blüte reif. Ich fühle noch, wie ich die Augen schloß, wie meine Mädchenkeckheit mich verließ.

Der Mann an meiner Seite mag manches von dem, was in mir vorging, mir vom Gesicht gelesen haben. Keine Mutter hätte zarter sein können. – Wir verabredeten uns, daß er noch am gleichen Abend zu seinen Eltern weiterreisen sollte, daß er gleich mit ihnen spräche, und daß er am nächsten Tag schriftlich bei meinem Vater um meine Hand bitten wolle.

Wir trennten uns leichten Herzens – und haben uns nie wiedergesehn.

Auf dem Rückweg waren wir dem Oberförster begegnet (dem Großvater von Karl Wolfskehl's Frau) und das Unglück wollte, daß der meinen Vater noch am gleichen Abend traf. Böses konnte er ihm nicht sagen, denn er begegnete uns nahe der Stadt, wo wir ruhig nebeneinander gingen; doch mochte der Ausdruck unsrer Gesichter vielleicht nicht alltäglich gewesen sein.

[108] Ich ahnte so wenig das kommende Unheil, daß ich nach meiner Heimkehr meiner Gesellschafterin alles erzählte.

Gott, der nächste Morgen! Ich lag noch im Bett, da hörte ich unten im Zimmer meinen Vater gegen Frau K<sup>452</sup> toben. „Aber, werter Herr Commerzienrat“, sagte sie ahnungslos, „beruhigen Sie sich doch. Es ist ja keine Tändelei; Ihr Fräulein Tochter hat sich verlobt, und morgen wird der Brief mit der Bitte um ihre Hand hier sein.“ Die Gute war erst 2 Monate im Haus, sie kannte meinen Vater noch nicht.

Ich will nicht in Einzelheiten gehen. Jener Brief wurde damit beantwortet, daß mein Vater schrieb, eine Taufe ohne religiöse Überzeugung sei ihm das ekelhafteste und verwerflichste, was er sich denken könne. Er werde niemals seine Einwilligung zu solcher Komoedie geben. Außerdem mache er darauf aufmerksam, daß ich mein mütterliches Vermögen erst mit 24 Jahren beanspruchen könne, daß dieses Vermögen nicht groß genug sei, die Caution zu stellen, daß er mich selbstverständlich enterben werde, falls ich gegen seinen Willen heirate u.s.w. Zum Schluß verlangte er das Ehrenwort des Offiziers, daß er jeden Verkehr mit mir abbrechen werde.

Dem lieben blonden Mann mußte das alles so hoffnungslos klingen, wie es bei dem störrischen Charakter meines Vaters auch wirklich war. Er schrieb meinem Vater noch einen rührenden Brief, er habe sich so wenig [109] etwas von all diesen Schwierigkeiten träumen lassen, wie ich selbst. Er wisse von mir, daß ich bereit gewesen sei, die Religion des Mannes anzunehmen, dessen Namen u. Leben ich teilen wollte. Das sei gewiß nichts Verwerfliches. Wenn der Wille

---

452 Die neue Hausdame Lina Kuentz blieb bis zum Tod von Simon Zacharias Coblenz im Binger Haushalt tätig. Simon Zacharias bedachte sie in seinem Testament; vgl. hierzu Hoffmann/Van Menxel, Bingen, Kap. 2.4.

meines Vaters unerschütterlich sei, so wolle er mir nicht ein Leben von mindestens 6 Qualjahren bereiten; als Gegenleistung für diesen Verzicht erbitte er, daß mein Vater mir nichts nachtrage, da ich ja nichts Unrechtes begangen hätte.

Wie erfüllte mein Vater diese Bitte? 2 Jahre saß ich an seinem Tisch, aß sein Brot und er sprach kein Wort mit mir. Nur wer etwas Ähnliches erlebt hat, vermag sich einen Begriff von dem Abgrund von Bitterkeit zu machen, in den ein so gepeinigter Mensch versinkt. Jeder Bissen Brot schien mir im Mund aufzuquellen. Damals aß ich so wenig, daß mein Vater jeden Tag darüber in Zorn geriet, weil er dachte, daß es Trotz sei. Es war aber wirklich eine physische Unmöglichkeit, und die Unfähigkeit zu essen, hat sich später immer wieder eingestellt, wenn ich Kummer litt. Als ich meinen Jungen erwartete, während der Qual meiner ersten Ehe (Ehe?) mir bis obenhin saß, dachten alle Verwandten, das arme Kind werde in mir Hungers sterben. Aber da kamst Du.

Ich will die Geschichte meiner ersten Liebe zu Ende erzählen. Der Mann schwieg, ich schwieg auch. Aber ich vergaß ihn nicht. Ich sehnte mich nach ihm wie ich [110] ich mich nach meiner Mutter sehnte. Ich träumte ihn mir sanfter als er vielleicht war; je schneidender mein Vater war, um so mehr glaubte ich an die liebende Güte des Mannes, den ich einen Tag erlebt hatte. – Nach 3 ½ Jahren kam unser Briefträger geheimnisvoll lächelnd. Da sei ein dicker Brief gekommen „An den Briefträger der in der Kirchgasse Briefe austrägt.“ Der Postdirektor habe gesagt, das sei keine Adresse, der Brief müsse zurückgehn. Er aber habe sich gedacht, das müsse was mit mir zu tun haben, u. habe den Brief heimlich behalten. In dem großen Couvert lag ein dicker versiegelter Brief an mich, dabei ein offener Brief mit einem reichlichen Trinkgeld: Lieber Herr Briefträger! Wenn Frl. Ida Coblenz noch unverheiratet und unverlobt ist, so geben Sie ihr den beiliegenden Brief. Sie tun damit nichts schlechtes [sic], sondern ein gutes Werk. Sollte Frl. Coblenz verlobt oder verheiratet sein, so darf sie von diesem Brief nichts erfahren, ich erbitte ihn dann an die u. die Adresse zurück.

Wie kam ich mit meinem Brief in mein Zimmer? Wie las ich ihn? Die Leiden der 3 ½ Jahre fielen ab wie Spinnweb. Meine Phantasie hatte mich nicht betrogen. Der Mann war meiner Liebe wert.

Er schrieb, daß er den Abschied vom Militär genommen habe und nun ein altes Familiengut bewirtschafte. Er habe das bestimmte Gefühl, daß ich ihn so wenig vergessen habe, wie er mich. Er sei jetzt ein freier [111] Mann. Die Taufe könne unterbleiben, eine Caution brauchte er erst recht nicht. Das Gutshaus sei einfach, das Gut nicht groß, aber es könne eine Familie ernähren. Ob er seinen Antrag bei meinem Vater unter so veränderten Verhältnissen wiederholen dürfe?

Der Brief war 30 Seiten lang, Abbildungen des Gutes lagen bei und Bilder von ihm. Ich sah wieder in diese guten treuen Augen hinein.



Ich schickte aufs Büro, ließ meinen Onkel bitten, zu mir zu kommen. Ich sagte ihm: „Mein Vater hat mich 3 ½ Jahre wie einen Verbrecher behandelt. Ich mußte es ertragen, weil ich mich nicht erwehren kann. Jetzt brauche ich ihn nicht mehr. Ich könnte morgen von Euch fortgehn. Aber das will ich nicht. Lies diesen Brief, gib ihn meinem Vater zu lesen. Denke daran. Was deine Schwester, meine Mutter, jetzt tun würde. Hilf mir.“

Mein Onkel hatte Tränen in den Augen: „Kind“ – wer hatte mich seit dem Tod der Mutter liebevoll „Kind“ genannt? – „Kind, Du kannst Dich auf mich verlassen; der Mann ist ehrenwert; ich mache Deine Sache zu meiner eignen.“ Nach 2 Stunden kam er wieder zu mir, ganz krank aussehend: „Kind, es sieht hoffnungslos aus. Dein Vater hat sich in seinen Eigensinn verbohrt. Er sagt, er habe dem Mann Nein gesagt und dabei bliebe es.“ – Mein Onkel blieb die ganze Nacht neben meinem Bett sitzen; er erzählte mir die Geschichte seiner unglücklichen Liebe. Er habe im Leben nur Eine Frau geliebt; unsre Cousine Berthe, Tochter unsres Onkels Calman Levy in Paris, u. sie habe ihn ebenfalls geliebt. Aber der Onkel (der bei seinem Tod 22 Millionen hinterließ), habe sie nicht in das bescheidne Bingen lassen wollen, und er sei zu stolz gewesen in die reiche Verwandtschaft einzuheiraten, indem er nach Paris gezogen sei – ein Gefühl, für das ich kein Verständniß hatte – ; am nächsten Morgen früh stand Schwester [112] Alliies neben mir. Mein Onkel hatte sie heimlich herbeitelegraphiert. Ohne meinen Vater gesehn zu haben, reiste ich 2 Stunden danach auf ½ Jahr von Hause fort, nach Mannheim.

Das nun Folgende könnte mir als die feigste Tat meines Lebens ausgelegt werden, als schmachliche Untreue gegen mein besseres Selbst. Aber da mein Lebensweg zu Dir geführt hat, sehe ich alles, was auf diesem Weg geschah, [ergänzt linke Seite: gottgewollt] an. Hätte ich anders gehandelt, so wäre ich Dir vielleicht nicht begegnet.

Meine Schwester ging ganz auf mich ein. Sie verurteilte die Schroffheit unsres Vaters, aber sie hielt seinen Starrsinn für unüberwindlich. Sie stellte mir vor, daß, wenn ich jenen Mann heiraten würde, unser Vater nicht nur mich verstoßen u. enterben, sondern daß er auch von meinen Geschwistern verlangen werde, sich von mir loszusagen. Sie sagte mir, wie sie darunter leiden würde; denn wenn unser Vater sie vor die Wahl stellte, und das würde er fraglos getan haben, daß ihr Kindspflichtgefühl so weit gehe, daß sie sich von mir lossagen würde. Das hätte mich vielleicht zu nichts bestimmt, denn man folgt eben dem Mann und verläßt Vater und Mutter um ihn. Aber dann machte mir meine Schwester klar, was für ein Leben mich auf einem kleinen Gut erwarte. Daß ich nichts, aber auch nichts an Vorbildung, auch nicht an Begabung dazu mitbrächte. Daß ich ganz unbedingt [113] den Mann bitter enttäuschen müßte und

dadurch bald unglücklich würde. Das überzeugte mich allmählich. Ich wußte nicht, wann das Wasser kocht, wollte es auch gar nicht wissen. Kochen war mir schrecklich, bis zum heutigen Tag hab ich noch nie ein Stück rohes Fleisch<sup>453</sup> in Händen gehabt, noch nie Feuer gemacht. Ich sah ein, daß es wirklich nicht ginge. Es kam aber noch etwas hinzu: ich stand mitten in meiner geistigen Entwicklung, und daß die jäh unterbrochen, ja völlig abgebrochen werden mußte, wenn ich selbst ein nicht großes Gut zu bewirtschaften hätte, das war klar. – So führte mich meine Schwester klug und liebevoll dorthin, wo sie mich haben wollte: zum freiwilligen Verzicht.

In die 3 Jahre zwischen der ersten und der zweiten Werbung M.G.'s fielen Ereignisse, die ich nachtragen muß: Ein großer Gewinn, ein großer Verlust. Wie überall am Rhein wurde in Bingen Carneval gefeiert mit Pfänderspielen und Küssen. Das war für mich als Halbwüchsige alljährlich eine böse Zeit. Meine Klassenkameradinnen kannten all die Jungens, standen mit ihnen auf Du u. Du. Die strenge Aufsicht unsres Hauses verhinderte das. So war ich unter all den Fröhlichen isoliert, traurig, denn die Jungen ließen es mich fühlen, daß sie mich häßlich fanden. Nur ein einziger Junge aus der Klasse meines Bruders, 2 Jahre älter als ich, der rief mich immer zur Partnerin. Aber das mochte [114] ich gar nicht, denn ich schämte mich dieses Verehrers, ich fand ihn häßlich und ungeschickt.

Als ich 19 Jahre alt war, traf ich auf einem Spaziergang mit meinem Bruder zufällig jenen alten Klassenkameraden, der inzwischen das Darmstädter Gymnasium absolviert hatte u. nun in München Jura studierte.

Damit begann eine Freundschaft, die über 20 Jahre währte, der ich viel verdanke. Damals war das Buch „Rembrandt als Erzieher“<sup>454</sup> eben aufgetaucht, irgendein Zufall hatte es mir in die Hände gespielt und nun sprachen wir darüber. Als wir uns trennten, hatte L. S.<sup>455</sup> mich gefragt, ob er mir Bücher schicken dürfe, und ich hatte begeistert Ja gesagt. Und da kamen nun über mich Ibsen, die ersten Strindberg, es kam Nietzsche! Es kam Byrons Manfred (eins meiner Lieblingsbücher seitdem), Büchners: Kraft u. Stoff etc etc.

Ich hatte keinen Menschen in Bingen, mit dem ich ein Wort über das hätte reden können. Umso tiefer wirkte all dieser Geist auf mich. Lichtschächte brachen in mich ein. Mich haben nicht Menschen erzogen, sondern Menschengest in Büchern.

453 Vgl. Urschrift, S. 36.

454 Das Buch, das Rembrandt als Ideal-Deutschen deklarierte und stilisierte und ohne den Namen des Autors 1890 erschien, wurde damals ein riesiger Erfolg. Der Autor Julius Langbehn (1859–1907) blieb bis zu seinem Tod fast unbekannt.

455 Vgl. zu Leo Seligmann: Anm. 50; vgl. auch S. 120 und S. 135. In „Daija Letzte Fassung“ heißt er Paul Neuhaus (S. 76).

Meine Tageseinteilung war folgende: Mein Frühstück wurde mir ins Bett gebracht (die einzige Mahlzeit, die mir schmeckte, weil ich sie allein nahm); durch meine ganze Mädchenzeit ging ein Kampf mit [115] meinem Vater weil ich so wenig aß) dann blieb ich bis Mittag in meiner Stube. Ich hatte mir den größten Tisch, der aufzutreiben war, in die Mitte stellen lassen, und da saß ich weltfern und selig vor meinen Büchern, um so glücklicher, je voller der Tisch war. Mit dem Freund stand ich in eifriger Correspondenz, auch mit einer sehr geistwitzigen Berliner<sup>456</sup> die mir manch wertvolle Anregung gab.

Ich hatte den Winter 1889–90 in Berlin<sup>457</sup> zugebracht, ohne mich dort zu bereichern. Das Haus der Tante, bei der ich zu Gast war (Schwester meiner Mutter<sup>458</sup>) wurde glänzend geführt, alles Gesellschaftliche war first rate, aber das Familienleben stieß mich ab; die 3 Söhne meiner Tante mit ihrer jüdisch witzelnden skeptischen Art, geist- und herzarm, waren in Allem das Gegenteil dessen, was ich an Menschen schätzte. Gesellschaftlich spielte ich mit meinen 20 Jahren die grande dame, ohne es selbst zu ahnen. Meine Tante erzählte mir einmal sehr ärgerlich: auf einem großen Ball bei Rudolf Mosse<sup>459</sup> hätte die eine Schwester der Hausfrau gesagt: „Das Fräulein Coblenz tritt auf, als wenn sie Ansprüche wie eine Fürstin machte.“ Darauf habe ihr zwar eine dritte Schwester der Hausfrau erwidert: „Ich finde, sie sieht aus, als wenn sie das recht dazu hätte.“ – aber so habe man nicht auszusehn. Da wage sich kein Heiratskandidat heran! – Das war mir wurscht! Ich fühlte mich zu sicher in meinen [116] Schuh! Richtig frech wurde ich damals. So rauschte beim Mosse'schen Ball eine Dame aufgeregt auf mich zu: „Herr Sudermann<sup>460</sup> wünscht Ihnen vorgestellt zu werden.“ Er schlug erst mit seinem Bart ein Rad vor mir; als er mich unhypnotisiert sah, stellte er sich neben mich und säuselte: Es sind so viele nette Mädchen da, heute Abend. „Da sind Sie gewiß nicht so enttäuscht wie ich“, fuhr es mir in derselben Sekunde heraus, „man hatte mir nämlich gesagt, es seien bedeutende Männer hier, und ich hab noch keinen gefunden.“ Ob welche zugehört haben, ob Sudermann selbst nicht dicht gehalten hat – 8 Tage darauf ließ sich nur Felix Lehmann<sup>461</sup> vorstellen, sah mich genau an und sagte dann: „Ich mußte wissen, wie die Dame aussieht, die Sudermann solche Antworten

456 Vgl. Dajia Letzte Fassung, S. 72–74. Dort heißt sie Elisabeth Fechner; die Identität dieser Berliner<sup>in</sup> konnte nicht geklärt werden; am Ende wird sie nochmals erwähnt (S.117).

457 Vgl. zu Idas Berliner Saison: Dajia Letzte Fassung, S. 68–75.

458 Die Binger Clara Meyer (1839–1900) hatte 1860 in Berlin Maximilian Wolfenstein geheiratet, der schon 1870 verstarb. Sie hatten 3 Söhne: Hugo, Richard und Eduard. Vgl. Anm. 57.

459 Rudolf Mosse, der Gründer eines Berliner Zeitungsimperiums (1843–1920), wirkte mit seiner Frau auch philanthropisch. Er besaß ein großes Haus am Leipziger Platz.

460 Es handelt sich wohl um den Journalisten Hermann Sudermann, den damals schon berühmten Schriftsteller und Dramatiker (1857–1928), dessen naturalistisches Drama „Die Ehre“ 1889 Premiere hatte und danach regelmäßig aufgeführt wurde.

461 Er konnte nicht identifiziert werden.

giebt. [sic]“

20 Jahre später traf ich in kleinem Kreis bei Peter Behrens<sup>462</sup> Walther Rathenau.<sup>463</sup> Er saß mir bei Tisch gegenüber, hörte ein bischen zu, wie ich mit P. B. sprach und rief mir dann zu: „Ach was ein hübscher Dialekt. Sie sind gewiß aus Mainz.“ „Falsch geraten, aus Bingen.“ „Aus Bingen, ach, von einer Bingerin hab ich mal zu was reizendes gehört.“ – „Das müssen Sie mir erzählen“, bat ich. „Ja,“ sagte der Schelm, „dann müssen Sie mir aber zuerst sagen, ob Sie nicht mit einem Frl. Coblenz verwandt oder befreundet sind.“ „Sie ist es ja selbst“, schrie Lili Behrens puterrot [117] über den Tisch. Das wußte er natürlich, hatte mich wiedererkannt, während ich den lockenköpfigen Jungen, der mich einmal zu Tisch geführt hatte, in dem Herrn mit der Glatze nicht wiederentdeckt hätte. Er erzählte (Du wußtest nicht so recht, was da käme und sahst so entzückend ein bischen verlegen aus), in das Gästebuch jener Hausfrau habe damals Emil Franzos<sup>464</sup> eingetragen:

Ein guter Mann ist viel, ein weiser Mann ist  
mehr, ein gerechter Mann ist das höchste.

Die Gastgeberin las diesen Geistesblitz unter dem ehrfürchtigen Schweigen der Gäste vor, da drehte ich mich zu W.R. um und sagte: „Ich danke für einen Mann, der nicht mehr als gerecht ist! Er habe solchen Ernst mit so lächelndem Ausdruck nicht wieder aus jungem Mund gehört. Wie Du Dich da freutest, wie Du mich anlachtest, Meiner, der tausendmal mehr als gerecht ist.“

Von dieser Berliner Reise hatte ich mir, als fast einzigen Gewinn, die Freundschaft mit einer jungen, sehr klugen, herben, geistklaren, scharfwitzigen Jüdin mitgebracht.<sup>465</sup> Mit ihr und mit Freund L. S. schlug ich briefliche Geistes-schlachten, spannte den Bogen auch weiter, schrieb an Verfasser mancher Bücher und bekam manche schöne Antwort.

[118] Und dann:<sup>466</sup>

In die Klasse meines Bruders war ein wunderlicher Junge gegangen, zim-merluftfarben, mit einem ganz unkindlichen Gesicht. Er verließ die Schule früh,

462 Mit dem Innenarchitekten, Grafiker und Designer Peter Behrens (1868–1940), der mit dem Ehepaar Dehmel befreundet war, entwarf Richard Dehmel seine Blankeneser Möbel. Vgl. hierzu: Vogel, Dehmelhaus, S. 82.

463 Walter Rathenau (1867–1922), Industrieller, Schriftsteller und liberaler Politiker. Vgl. zur Berliner Begegnung mit Rathenau: Dajja Letzte Fassung, S. 74 f. und Anm. 202.

464 Karl Emil Franzos (1848–1904), damals ein sehr populärer Schriftsteller und Publizist.

465 Vgl. auch S. 115; vgl. Dajja Letzte Fassung, S. 73; vgl. Anm. 198.

466 Mit dieser umfangreichen emphatischen Schilderung (bis S. 122) führt Ida Dehmel den Binger Dichter Stefan George (1868–1933) in die Erzählung ein. In „Dajja Letzte Fassung“ nennt sie ihn Alphons Bertrand. Vgl. Dajja Letzte Fassung, S. 77 f., S. 82 f., S. 94 f., S. 98 f., S. 110 f., S. 132 und S. 137. Vgl. Anm. 209 und zur Freundschaft zwischen Ida Dehmel und Stefan George die grundlegende Monographie: George/Coblenz, Briefwechsel.

kam an ein auswärtiges Gymnasium; erst mehrere Jahre später sah ich ihn Sonntags am Rhein wieder. Da waren wir Mädels wie eine Schaar [sic] bunter Vögel, jener Junge aber ging mit seiner schon damals altjungferlichen Schwester ernst daher. Er ging im Gehrock, dem Confirmandenleihstück der rheinischen katholischen Jugend. Er hatte etwas hölzernes im Gang. Er sah aus wie ein Schüler an einem Priester-Seminar. Er war nicht aus einem Haus, mit dem „man“ verkehrte. Der Vater war Weinagent, ein tüchtiger, angesehener Mann, Sachverständiger bei Weinversteigerungen, die Mutter, deren Abbild die Tochter war, ein dürrtiges Frauchen, farblos, ganz u. gar bigott. Und da war noch ein jüngerer Bruder, Fritz, eine lustige Haut, unbedeutend, aber bereitwillig sich anzupassen, der war irgendwie in unsern Kreis gelangt. Der ging einmal den Heimweg mit mir. Da seine Eltern in unsrer Nähe wohnten, und nach einem energischen Atemzug sagte er: „Ach, Fräulein Cowwelenz, Ihnen möchte' ich was sagen, was Niemand sonst in Bingen wissen soll: unser Stefan (Schtefan sagte er) dicht't. Und seine Gedichte sind so schwer zu verstehn, aber ich meine immer, Sie verstünden sie. Darf ich Ihnen mal was von ihm bringen?“ Am nächsten Tag brachte er mir die 8 Tage vorher erschienenen Hymnen von Stefan George. – Ich war damals ganz auf- [119] nahmebereites Gefäß. Nicht etwa wahllos. Nie wieder hab ich mir nicht Zusagendes so schroff abgelehnt wie in der Zeit meines geistigen Wachstums. Ich muß einen Blutrhythmus in mir gehabt haben, der mir Wegweiser war. Den Zarathustra hat mein Blut mit getanzt.<sup>467</sup> Er riß mein Blut mit. Mein rhythmisches Erkennungsvermögen war so stark, daß ich es in Berlin hatte wagen können in größerem Kreis das Grünfeld Trio vom Blatt zu begleiten.<sup>468</sup> Als ich nun das Bändchen George Gedichte in die Hand nahm, da hörte ich eine neue Musik. Ich las diese Gedichte genau wie ich Clavier spielte und ich wußte sofort, daß diese Gedichte so und nicht anders gelesen sein wollten und daß das eine neue Kunst sei. Als Fritz mein Urteil hören wollte, sprach ich es ihm so aus. Nach ein paar Tagen schrieb er mir, auf einem Geschäftsbogen seines Vaters, er habe seinem Bruder nach München über unser Gespräch berichtet, und der hätte nun die Bitte, daß ich mein Urteil noch einmal ihm, dem Fritz, schreiben solle. Das tat ich sorglos, und nach 8 Tagen

467 Dieser auf den ersten Blick schwer zu deutende Satz mag durch eine Aussage Ida Dehmels in der „Urschrift“ geklärt werden: „Aber ich hatte Nietzsches Ehepredigt aus dem Zarathustra gelesen. Was die Ehe für die Frau bedeutet, darüber war ich mir tausendfach klarer wie die meisten Mädchen.“ (S. 134) Bei Nietzsche warnt Zarathustra vor leichtfertigen, illusorischen Ehen. Vgl. Nietzsche, Friedrich, Also sprach Zarathustra, Die Reden Zarathustras, Die Reden, „Von Kind und Ehe“, in: Ders, Werke in drei Bänden, München 1954, S. 331–333: Ebd. Von alten und neuen Tafeln, Nr. 24: „Und besser noch Ehebrechen als Ehe-biegen, Ehe-lügen! – So sprach mir ein Weib: ‚Wohl brach ich die Ehe, aber zuerst brach die Ehe – mich‘, in: Werke in Drei Bänden, München 1925, S. 457.

468 Diese Passage schildert eine Episode in Daijas Leben, in der sie unvorbereitet mit Erfolg für einen kurzfristig ausgefallenen Pianisten des Grünfeld-Trios eingesprungen war. Vgl. Dajja Letzte Fassung, S. 70. Der Violoncellist Heinrich Grünfeld (1855–1899) hatte das Trio, das bis 1899 auftrat, 1896 gegründet.

kam wieder ein Brief, ich solle doch ja nicht ungeduldig werden, sein Bruder habe noch einen Wunsch, ich solle doch ihm, dem Fritz, schreiben, was ich mir bei dem Gedicht

„Nie sei mir Freude an den kalten Ehren“ etc.<sup>469</sup>

dächte. Warum nicht? Das war doch einfach; ein Gespräch des Dichters mit seiner Muse. Dann hörte ich nichts mehr von den Brüdern, aber 4 Wochen später sah ich einen [120] Jüngling unsre Freitreppe hinaufgehn: Stefan George. Er hatte sich mächtig geändert: ein heller Sommeranzug, ein Wald von langen Haaren, darauf, ganz vorn über der Stirn balanzierend, ein kleines, modernes helles Strohhütchen. Wie ich ihn so von hinten sah, hatte die Erscheinung etwas durchaus Komisches, das war weggewischt, sobald ich sein Gesicht sah. Er glich seinem Vater und es war mir immer merkwürdig, wenn ich einmal die beiden Köpfe nebeneinander sah: die gleiche Grundbildung, beim Vater ins meinfrohe, genießerische abgerundet, beim Sohn asketisch streng gesteigert.

Wie mir Leo Seligmann das Reich des Geistes erschloß, so brachte mir nun George die Kunst nahe. Ich sah nun die ersten Blätter von Klinger,<sup>470</sup> von Knopff,<sup>471</sup> Rosetti,<sup>472</sup> ich las Mallarmé, Baudelaire, d'Annunzio [sic].<sup>473</sup> George hatte damals noch keinen „Kreis“, ich erinnere mich noch, wie er mir auf einem Spaziergang erzählte, da habe er früher einen sehr sonderbaren Brief bekommen von einem jungen Mann namens Wolfskehl.<sup>474</sup> So sah er in mir die Verkörperung einer einst auf ihn lauschenden Welt. Für mich war es ein Wunder, Stimmungen, die wir heute zusammen erlebten, morgen in schönster Form aus seinem Mund zu hören. Hätte George mir damals gesagt: „Wir wollen einen neuen Orden gründen; Sie leiten die Frauen, ich die Männer. Wir wollen nur den höchsten Kunstidealen leben. Mit einem Keuschheitsgelübde fängt es an.“ – ich hätte bedingungslos Ja gesagt.

[121] Mein Geschlecht schlief wieder den Schlaf der Unberührtheit; kein Berliner Courmacher hatte mich irgendwie zu bewegen gewußt. Und meine bei-

469 Aus Stefan Georges „Hymnen“, Beginn des Gedichts „Gespräch“.

470 Der Bildhauer, Maler und Grafiker Max Klinger (1857–1920) war später eng mit Richard und Ida Dehmel befreundet.

471 Fernand Knopff war ein belgischer Maler (1858–1921).

472 Dante Gabriel Rosetti (1828–1882), ein britischer Maler und Dichter, gehörte der Gruppe der sog. Präraffaeliten an.

473 Gabriele D'Annunzio (1863–1938) vertrat in Italien als Dichter und Schriftsteller den französischen Symbolismus, der in Frankreich von Stéphane Mallarmé (1842–1898) und Charles Baudelaire (1821–1867) begründet wurde und Stefan George, Ida und Richard Dehmel stark beeinflusste.

474 Karl Wolfskehl, Schriftsteller und Übersetzer (1869–1948), später Mitglied im George-Kreis und befreundet mit Ida und Richard Dehmel, traf sich 1937 noch mit Ida Dehmel. Vgl. Ida Dehmels Briefe an Robert Gärtner vom 09.01.1937; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 977 f.

den Freunde – es mag wunderlich klingen sie in einem Atem zu nennen, der in Nürnberg unbekannt gestorbene Rechtsanwalt<sup>475</sup> und den großen Dichter, aber damals wertete ich sie gleich, weil sie beide mir neue Welten erschlossen – meine beiden Freunde wären mir beide tausend mal [sic] lieber gewesen, wenn sie keine Körper gehabt hätten. L. S. war mein Toggenburg.<sup>476</sup> Daß in meiner Jugend gar keine Aussicht für ihn war, das merkte er. Vielleicht, so hoffte er, würde mein Lebensschifflein noch 10 oder 20 Jahren einmal in seinen Hafen einlaufen. Ich glaube bestimmt, daß er mich mit offenen Armen empfangen hätte, wenn ich 10 Jahre als Dirne gelebt hätte.

Stefan George hat mir nie von Liebe gesprochen. Es hätte den Bruch unsrer Beziehungen bedeutet. Ich liebte seine Kunst, sein Charakter war mir oft unangenehm, seine Körperlichkeit stieß mich ab. Scheußlich fand ich es, wenn er von andern Dichtern sprach; ich höre ihn noch, wie er mir (es mochte 1894 sein) mit Hohnlachen aus einem Gedichtbuch von Mombert<sup>477</sup> vorlas. Dann sanken seine Mundwinkel tief herab, das ganze Gesicht verzerrte sich vor Hochmut. Nur mein Vater konnte ähnlich verächtlich blicken wie George. Wenn ich George erwartete, graute mir schon Minuten vorher vor seinem Händedruck, der doch zu unsrer Freundschaft gehörte; so naßkalt und schlaff waren seine Hände. Seiner Kunst [122] aber war ich so hingegeben, daß ich, als ich ihn eine neue Dichtung „Die hängenden Gärten“ zum zweiten Mal lesen hörte (etwa 8 Tage nach dem ersten Mal), daß ich aufstand und zu ihm sagte: „Sie haben ja ein Wort geändert.“ Er sah mich sprachlos an. Es stimmte. Es war die Stelle:

Wenn ich heut nicht Deinen Leib berühre,  
wird der Faden meiner Seele reißen.<sup>478</sup>

Das war die geistige Verfassung, in der mich jener Brief mit der wiederholten Werbung traf.<sup>479</sup> Meine Schwester war gut u. klug genug, mich antworten zu lassen, was und wie ich wollte. Wir wechselten ein paar Briefe; ich fühlte in den seinen etwas wie Schreck, daß ich mich anders entwickelte hatte, als er es erwartete. Dieses Merkwürdige: „ich bin Dir nicht gewachsen“, das ich später zu hören bekam, las ich hier zwischen seinen Zeilen. Für mich standen zwei Mög-

<sup>475</sup> Leo Seligmann; vgl. Anm. 50.

<sup>476</sup> Anspielung auf den Schweizer Ritter Toggenburg, der sich in der gleichnamigen, heute weitgehend vergessenen Ballade Schillers aus dem Jahre 1797 vergeblich in eine Frau verliebt, sich auf Kreuzzug begibt und bei seiner Rückkehr erfährt, dass seine Angebetete sich als Nonne ins Kloster zurückgezogen hat, worauf er sich als Einsiedler in ihrer Sichtweise niederlässt und seine Zufriedenheit darin findet, dass er sie aus der Ferne sehen kann.

<sup>477</sup> Den mystischen Dichter Alfred Mombert (1872–1942) verehrten Ida und Richard Dehmel.

<sup>478</sup> Gedicht Stefan Georges aus dem Zyklus „Das Buch der hängenden Gärten“, verfasst 1895. Vgl. George, Stefan, Gesamtausgabe. Endgültige Fassung von Georg Bondi, Berlin o. J., S. 102.

<sup>479</sup> Vgl. Urschrift, S. 110.

lichkeiten schroff vor mir: dem lieben Mann angehören, eine Mutter von vielen Kindern werden, und mein Leben lang arbeiten! Schweine schlachten stand mir mit „Große Wäsche haben“ als regelmäßig wiederkehrende Furchtbarkeit vor Augen.

Die zweite Möglichkeit war: weiterer Kampf mit dem Vater, Ausgang ungewiß, aber doch auch weiter der große Tisch mit meinen Büchern. Ich hatte das Gefühl: „Das was in Dir den [123] Mann, diesen Mann verlangt, das ist das allgemein Bessere in Dir. Verzichtest Du auf ihn, so tust Du das aus individualistischen Gründen. Bei dem Mann wirst Du treue Magd, allein hängst Du in der Luft. Das egoistisch persönliche siegte [sic]. Ich verzichtete.

Nun aber began [sic] die große Torheit meines Vaters. Er bildete sich ein, daß ich „heiraten müsse“. Ich setze das in Anführungszeichen. Ich weiß, daß es viele Leute giebt, [sic] die sich einbilden, es gäbe für fast jedes Mädchen eine Zeit, wo sie eigentlich „heiraten müsse“. Nach meiner tiefsten Überzeugung ein mittelalterlicher Aberglauben! Man hätte mich damals mit 1000 Freiern in der Art derer, die mir mein Vater vorführte, zusammenbringen können, ich hätte keinen von ihnen heiraten mögen, geschweige müssen. Ich glaube nicht an einen für sich allein rumorenden Geschlechtstrieb. Wohl weiß ich, daß die Natur beim Menschen genau so raffinierte Wege sucht wie bei der Pflanze und beim Tier. Was die Männer auf meine Spur setzte, das war, daß ich aussah, als träumte ich von allen Schätzen Indiens. In Wirklichkeit schlief mein Blut tiefer als vor jenem 16. Mai 1888. Und wie lange sollte es noch dauern, bis der Stein vom Grabe gewälzt wurde!

Mein Vater also ritt mir Freier vor. Einer immer ungeeigneter als der andre. Die armen Männer, wenn die mich gekriegt [sic] hätten. Ein Schnapsfabrikant [124] aus Mannheim, ein Tuchfabrikant aus Aachen etc. etc.

Ich kann bis heute nicht verstehn, daß nicht Einer in der Familie war, der meinem Vater das Entwürdigende solchen Tuns klar machte. Gewiß, meine beiden älteren Schwestern hatten sich auf diese Art verheiraten lassen, aber ein Kind mußte doch sehn, daß das bei mir nicht ging. Ich benahm mich natürlich immer einwandfrei: spielte die grande dame, verstand aber formlos klingende, raffinierte Bemerkungen einfließen zu lassen, daß diese braven Menschen das Grauen kriegten. Mein Bravoursatz war: „Ich heirate nur einen Mann, der mir als Brautgeschenk ein Reitpferd schenkt.“ Und je mehr Absagen mit fadenscheinigen Gründen mein Vater erhielt, umso heftiger verbiß er sich in seinen Ideen, bis er triumphierend siegte, und damit die Partie für ewig verlor.

Aber noch war es weit davon! Ich war 22 Jahre, ich war so schön, wie ich es meiner Natur nach als Mädchen werden konnte (Die Frauenschönheit ist ein



Capitel für sich.). Eines Tages gehe ich durch eine Mannheimer stille Straße und bleibe plötzlich wie angewurzelt stehn. Genau so unbeweglich wie ich, nur Augen, steht vor mir der Offizier, den ich mit 15 Jahren im Mannheimer Stadtpark sah<sup>480</sup>. Wenn ich sage, daß dieser Augenblick dem ersten Sehn der Senta mit dem Holländer<sup>481</sup> glich, so habe ich damit gleich den Schlüssel zum Folgenden gegeben: es war gelebter Wagner.

[125] Alllies, Schwester, weißt Du noch, wie ich in Deiner Wohnung, im dritten Stock, den „Siegfried“ hinraste,<sup>482</sup>

„heil, Dir Licht, heil Dir leuchtender Tag“

und unten ging stundenlang der von Dir so wütend gefürchtete Mann auf u. ab! Taten wir, er und ich, jemals etwas Normales? Wir schufen uns eine völlig romantische Traumwelt, in der nicht einmal für uns selbst Platz war; unsre Phantasie wucherte weit über unser Leben hinaus.

Unser Verkehr war der wunderlichste. Es gab keine normale Gelegenheit mit einander zu sprechen. Mein Schwager, Jude, Demokrat, – es existierte in Mannheim kein jüdisches Haus, in dem Offiziere verkehrten. Wie wir es fertig brachten uns Briefe zu schreiben, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls: ich konnte ihm schreiben, daß ich dann u. dann abreise. Die Kaserne war in nächster Nähe meiner Schwester, seine Wohnung ebenfalls. Ich brachte es fertig am letzten Morgen noch einmal allein auszugehn – vergebens. Da, wie ich eben um die letzte Ecke biegen will, kommt er hinter mir hergallopiert [sic]: „Ich beschwöre Sie, folgen Sie mir.“ Ich ging wie gefesselt hinter dem Gaul her. Am hellen Mittag um 12 Uhr. Er reitet noch ein paar Schritte, hält vor einer kleinen Holztür, sein Bursche reißt die Tür auf, er reitet hinein, ich gehe nach.

Wir stehn im schmalen [126] Mittelgang eines Militärstalles. 24 Pferdeärsche sind uns zugekehrt. Dazwischen rumoren Burschen mit Eimern. Und inmitten ich in einem perlgrauen Promenadenkleid, stumm, blind, taub, Opfer eines Wirbelsturms, an die Brust dieses fremden Mannes geworfen. Aber dieser Wirbelsturm kam nicht aus den Sinnen, nicht aus dem Blut. Meine Phantasie jubilierte. Ich war hingerissen und doch kühl. Der Gott meiner Träume hielt

480 Vgl. S. 94. Dort wird diese Freundschaft mit den Worten „Das war mein erstes Liebeserlebnis“ angekündigt. Hier beginnt die Episode der Freundschaft Idas mit einem Mann, den sie später „Mars“ nennt. Vgl. zum Namen „Mars“: Daija Letzte Fassung, S. 91, Anm. 238. Für Einzelheiten in Bezug auf den Vergleich zwischen „Urschrift“ und „Daija Letzte Fassung“ bei diesem Erzählstrang: vgl. Kap. 7. 3.

481 Anspielung auf die Oper „Der fliegende Holländer“ von Richard Wagner, in der sich Senta von dem irrenden und verdammten holländischen Seefahrer angezogen und berufen fühlt, ihn zu erlösen.

482 Gemeint ist die Musik zu „Heil, Dir Licht [...]“ aus Wagners Siegfried-Duett Brünhild/Siegfried, die Ida zu schnell am Klavier gespielt hatte.

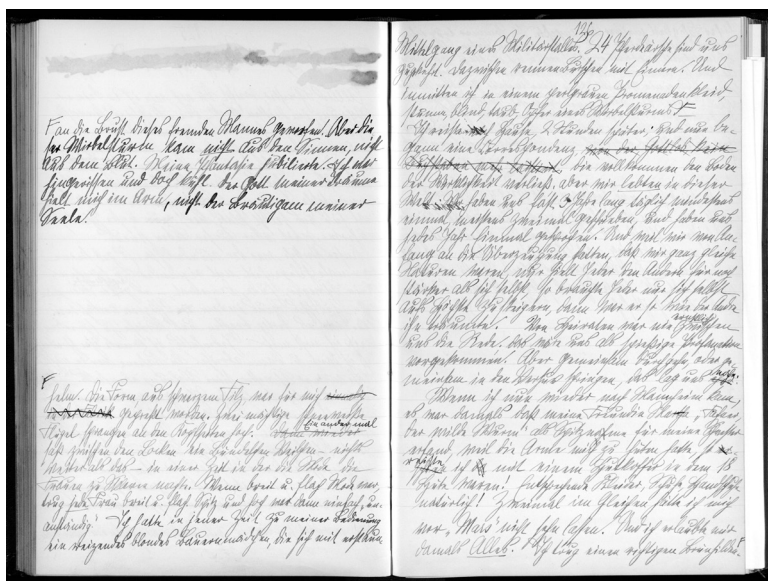


Abb. 9: Daja Urschrift, Abbildung einer Seite,  
SUB Hamburg DA : Ms : 371, S. 126 – Foto: SUB Hamburg

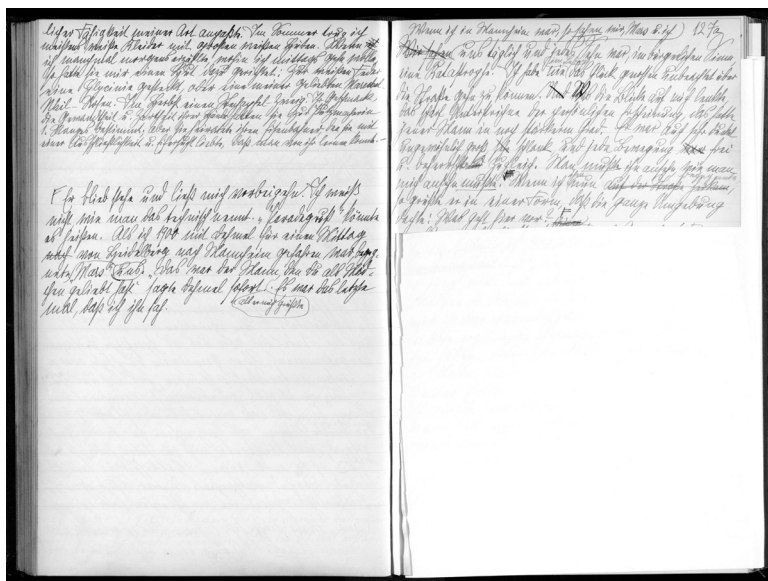


Abb. 10: Daja Urschrift, Abbildung einer Seite  
SUB Hamburg DA : Ms : 371, S. 127a

mich im Arm, nicht der Bräutigam meiner Seele.

Ich reiste nach Hause, 2 Stunden später, und nun begann eine Correspondenz, die vollkommen den Boden der Wirklichkeit verließ, aber wir lebten in dieser Welt. Wir haben uns fast 3 Jahre lang täglich mindestens einmal, meistens zweimal geschrieben, und haben uns jedes Jahr Einmal gesprochen. Und weil wir von Anfang an die Überzeugung hatten, daß wir ganz gleiche Naturen waren, nur hielt Jeder den Andern für noch stärker als sich selbst, so brauchte Jeder nur sich selbst aufs Höchste zu steigern, dann war er so wie der Andre ihn träumte. Von Heiraten war nie ernstlich zwischen uns die Rede. Das wäre uns als spießige Profanation vorgekommen. Aber gemeinsam durchgehn oder gemeinsam in den [?Wurfus] springen, das lag uns nahe.

Wenn ich nun wieder nach Mannheim kam, es war damals, daß meine Freundin Martha „Fafner der wilde Wurm“ als Spitzname für meine Schwester erfand, weil die Arme mich zu hüten hatte, so erschien reiste ich mit einem Hutkoffer, in dem 18 Hüte waren! Entsprechende Kleider, Schuhe, Handschuhe natürlich! Zweimal im Gleichen hätte ich mich vor „Mars“<sup>483</sup> nicht sehn lassen. Und ich erlaubte mir damals Alles. Ich trug einen richtigen Brünhilde- **[126 links]** helm. Die Form, aus schwarzem Filz, war für mich worden. Zwei mächtige schneeweiße Flügel sprangen an den Kopfspitzen hoch. Ein ander mal [sic] saß zwischen den Locken ein Bündchen Veilchen – nichts weiter als das – in einer Zeit, in der die Mode die Frauen zu Sklaven machte. Wenn breit u. flach Mode war, trug jede Frau breit u. flach. Spitz und hoch war dann einfach „unanständig“. Ich hatte in jener Zeit zu meiner Bedienung ein reizendes blondes Bauernmädchen, die sich mit erstaun- **[127 a, linke Seite, oben]** licher Fähigkeit meiner Art anpaßte. Im Sommer trug ich meistens weiße Kleider mit großen weißen Hüten. Wenn ich manchmal morgens erzählte, wohin ich mittags gehn wolle, so hatte sie mir den Hut dazu gerichtet. Zur weißen Feder eine Glycinie gesteckt, oder eine meiner geliebten Marechal-Nkil-Rosen [sic]. Im Herbst einen Stechapfel-Zweig. Ihr Geschmack, die Gewandtheit u. Zartheit ihrer Hände hatten sie zur Putzmacherin 1. Ranges bestimmt; aber sie heiratete ihren Eisenbahner, den sie mit einer Ausschließlichkeit u. Ehrfurcht liebte, daß man von ihr lernen konnte.–

**[127a [sic] rechts, oben]** Wenn ich in Mannheim war, so sahen wir, Mars u. ich, uns täglich und jedes Sehn war, im bürgerlichen Sinn, eine Katastrophe. Ich habe nie im Leben das Glück genossen unbeachtet über die Straße gehn zu können. Was die Blicke auf mich lenkte, das scharf Unterstrichne der persönlichen Erscheinung, das hatte jener Mann in noch stärkerm Grad. Er war auch

483 Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 91, Anm. 238.

sehr dunkel, ungewöhnlich groß, schlank und jede Bewegung frei und beherrscht zugleich. Man mußte in ansehn, wie man mich ansehn mußte. Wenn ich ihm nun begegnete, so grüßte er in einer Form, daß die ganze Umgebung dachte: „Was geht hier vor?“ **[2/3 Seite weggeschnitten – 127 a links, statt ausgeschnittener Stelle mittig ergänzt:** Er blieb stehn und ließ mich vorbeigehn. Ich weiß nicht, wie man das technisch nennt. „Paradegruß“ könnte es heißen. Als ich 1900 mit Dehmel für einen Mittag von Heidelberg nach Mannheim gefahren war, begegnete uns „Mars“. „Das war der Mann, den Du als Mädchen geliebt hast“, sagte Dehmel sofort, als er mich grüßte. Es war das letzte Mal, daß ich ihn sah.

**[127b][sic]** Es wäre komisch anzuhören, wenn ich über die einzelnen Phasen dieser Wälsungen-Liebe – trotz der Rassenverschiedenheit hatte sie etwas davon – berichten wollte. 500 Liebesbriefe – dann 5 Minuten Zusammensein. Und wie gestohlen, wie erlogen mußten diese 5 Minuten sein. Einmal rannte ich mitten aus meinen Götterdämmerungsspielen [sic], die 3 Treppen herunter, weil ich die Sehnsucht des Mannes der unter meinem Fenster halbe Hälften lang herumrannte – magnetisch fühlte; wurde von meiner Schwester, als ich nach 5 Minuten wieder heraufkam, entdeckt, worauf ich am nächsten Tag wie ein unartiges Kind nach Bingen geschickt wurde. – Es war eine schreckliche Zeit, in der ich jung war. Es gab keine Harmlosigkeit zwischen Mädchen und Mann. Ich gebe zu: zwischen mir und Mars war Harmlosigkeit nicht möglich. Und doch hat diese erzwungene Heimlichkeit alles gesteigert, hat jeden natürlichen Ausgleich verhindert. Wie die Motten zum Licht trieb uns zu einander. Im Theater stellte er sich an die Reihe, in der ich saß. Ich mußte beim Weggehn an ihm vorbei. Und wenn mich meine Schwester angeseilt hätte, unsre Hände fanden sich doch einen Augenblick. –

Es mußte zum Austrag kommen. Im Sommer 94 fand in Darmstadt ein Musikfest statt. Samt unsrer Hausdame war ich eifrig singendes Mitglied des Binger Cäcilienvereins. 20 Mädels wurden der Obhut meiner Hausdame anvertraut. So fuhren **[128]** wir 4 Tage nach Darmstadt. Mars und ich hatten alles genau verabredet, alles klappte, er kam. Wie soll ich mein Erlebnis schildern? Du hast es getan:

Schon einmal wollt sich bei solchen Klängen  
 Einer in mein Innres drängen;  
 Ich hatt' ihn Jahr und Tag gekannt.  
 Wenn er in meiner Nähe stand  
 Ging mir das Blut in Feuerflüssen.  
 Als er mich endlich wagte zu küssen,

war alles in mir abgebrannt.  
 Ich hörte nur die Tanzmusik:  
 Was er wie Sphärenklang empfand  
 War mir Gedudel und Gequike.<sup>484</sup>

Das hast Du geschrieben, als ich Dir zum ersten Mal von diesem Tag erzählt hatte. Die Enttäuschung ergriff mich in der ersten Sekunde. Civil, ein spießiges Civil, das an diesem Mann stillos wirkte. Eine peinliche Unsicherheit, daneben Hast, Nervosität. Nicht der ersehnte Klang nun endlich in Ruhe gewiegter, weit ausladender Glocken. Kein Wort blühte in meinem Herzen auf, mein Blut verstummte.

Ich hatte am Vormittag einen lächerlichen Hochzeitszug ländlicher Juden durchziehn sehn; der Festsaal mußte nicht allzu weit von meinem Zimmer liegen. Zuweilen drangen Klänge [129] der Tanzmusik durch die Wände. Das gab den Rest. Beim ersten schwärmerischen Wort über die herrliche Musik wußte ich, daß der nie wieder gut zu machende Schritt vom Erhabnen zum Lächerlichen gemacht war. Ich mag mich geradezu roh benommen haben. Ich hatte ein Gefühl, als sähe ich ein aufgeblasnes Gummimännchen in sich versinken. Es gab kein Aufhalten; ein Wolkenkuckucksheim stürzte vor meinen Augen zusammen; wie eine Mänade saß ich auf Trümmern.

Es ist mir mehrmals im Leben begegnet, daß ein Mensch mir durch Eine Handlung wertlos wurde. Aber niemals wieder hab ich einen so jähen Gefühlssturz erlebt. Ich erwartete einen Gott – ich fand ein egoistisches Männchen.

Möge der Moralist schließen, was er wolle, ich sage doch die Wahrheit: Niemals habe ich den Entschluß dieser Stunde bereut, niemals die Briefe, die nun nicht mehr kamen, vermißt. Als hätte ich ein welches Blatt, das mir ein Wind zufällig auf die Schulter geweht, abgeschüttelt, so ging ich am Abend jenes Tages in einem maisgoldnen Kleid zum Festball:

Zu neuem Suchen bereit.

[130] Ich mache keinen Versuch der Beschönigung; ich sage aus, wie es war: Den Abschuß des Musikfestes bildete am nächsten Tag ein Ausflug nach der Ruine Schloß Auerbach an der Bergstraße. In aller Ausgelassenheit saßen wir 20 Bingerinnen im Wirtsgarten des Schlosses, am hübschesten Tisch natürlich, da kommt noch ein junger blonder Leutnant<sup>485</sup> angetrödelt. Auch in Civil, aber

484 Dehmel, Richard, Zwei Menschen, I, 3; vgl. Anm. 244.

485 An dieser Stelle wird der dritte Mann eingeführt, mit dem Ida in jungen Jahren befreundet war. In der „Urschrift“ bleibt er ohne Namen, in „Dajja Letzte Fassung“ heißt er Claus Torsting (vgl. Dajja Letzte Fassung, S. 96–98).

in einem gut sitzenden luftigen. „Wenn Sie noch ein Butterbrot haben wollen“, ruf ich ihm zu, „müssen Sie zu uns kommen. Alles übrige ist schon aufgegessen u. nirgends mehr ein Stuhl frei.“ Natürlich kam er und nach 5 Minuten waren wir schon bei Firdusi<sup>486</sup> und der Marienbader Elegie.<sup>487</sup> Ich war unverletzt aus einem Wüstenbrand gerettet und nun saß ich da an einer frischen klaren Quelle. Eh der Abend das Fest zu Ende brachte, hatten wir uns den Schmolliskuß gegeben, waren wir Freunde geworden – heute, nach 27 Jahren darf ich sagen: Freunde fürs Leben. [1/3 Seite abgeschnitten]

[131] Wenn ich die letzten Seiten dieses Buches durchlese, verzage ich daran, mein Ziel zu erreichen. Denn noch ist mirs nicht geglückt auch nur von weitem zu zeigen, was ich will. Ich will dieses Mädchen darstellen, Schmetterling noch im Raupendasein. Durchaus nicht in einem passiven Dornröschenschlaf rührend, sondern suchend. Aber blind suchend. Und dann erschreckt fühlend: Das ist nicht der Rechte.

Ich müßte diesen Männertanz um das wohlhabende Mädchen, um das irgendwie verführerische Mädchen darstellen. Nie reiste ich, ohne daß irgend ein Mann mir nachreiste. Nie war ich auf einem Ball, ohne daß sich einer bis über die Ohren in mich verliebte. Manchmal haßte ich solche Ballklette, besonders wenn so ein Kerl kleiner war als ich. Und das geschah oft, kleine Männer scheinen gern mit großen Frauen zu tanzen, ich hab kleine Männer immer verachtet (ein Napoleon war nicht unter denen, die ich kennen gelernt habe!) – ich hätte keinen kleinen Mann geheiratet, was er im Übrigen auch gewesen wäre.

Als ich zum zweiten Mal (mit 24 Jahren) in München war, ging ich mit meiner Schwester zu deren Hausarzt, dem wegen seiner scharfen Zunge gefürchteten Dr. Goßmann.<sup>488</sup> „Alle Achtung“, sagte er zu mir, nachdem er mich 5 Minu-

---

Seine wahre Identität verriet Ida Dehmel selbst 1941 in einem Brief an ihre Freundin Marie Stern: „Heinz von Hahn ist Claus Torsting“ (SUB : DA : Z : Br : De 82.522, S. 2). Vgl. Kap. 7.5.1.4. Heinz v. Hahn ist, nachweislich seiner Briefe, noch Jahrzehnte in freundschaftlichem Kontakt mit Ida Dehmel geblieben. Vgl. ebd.

486 Firdusi: Beiname des um 940 n. Chr. in Persien geborenen Dichters und Epikers Abu I-Kasim [bzw. I-Qasem] Mansur.

487 In der „Marienbader Elegie“, um 1824 verfasst, verabschiedet sich Goethe als 74-jähriger von der 17-jährigen Ulrike von Leventzow, die er in Marienbad kennen gelernt hatte, und von seiner Leidenschaft, die er für sie empfunden hatte.

488 Von diesem Gespräch berichtete Ida Dehmel auch in ihrem Brief vom 29.07.1930 an Alice Bensheimer, wobei der in dem Brief vorgegebene Kontext für die Redaktionsgeschichte von „Dajja“ und das Verständnis der letzten Seiten der „Urschrift“ wichtig ist. Ida hatte kurz zuvor ihrem zeitweiligen Mieter Dr. Heinrich Bauer „Dajja“ in der vorläufigen Fassung von 1925/1930 zu lesen gegeben. Ganz gerührt von der Lektüre, sprach er mit Ida und ermutigte sie zum Weiterschreiben. So konnte Ida ihrer Schwester schreiben: „Er hat mich überzeugt, dass das, wovor ich mich so fürchtete, weil es für die jetzige Generation veraltet ist. Die Verteidigung der Festung“, wie Gossmann einmal zu mir sagte, ganz nebensächlich ist. Dass das alles objektiv und richtig unwichtig ist, weil es sich bei der Daja [sic] ja nur um die Entwicklung ihres persönlichen Wesens handelt. Ich [sic] kann also die ganze Affaire Mars in ein paar Seiten abtun. Wichtiger noch: ich brauche, was mir ja die Quintessenz des Buches schien, die nonnenhaften erotischen Bindungen unserer Jugendzeit auch garnicht zu objektivieren.“ (SUB : DA : Z : Br : De : 81.662 ; HANSb338971). Vgl. vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 949 f.

ten kannte, „daß Sie die Festung so lange vertheidigt haben. An An- [132] sturm von Männern hats Ihnen nicht gefehlt, und es werden lauter solche gewesen sein, wo's keine Schand gewesen wäre, wenn Sie sich ergeben hätten.“

Wer aber denkt wie dieser Mann? Keiner unter Hunderttausend Menschen. „Sie hats heiraten nötig“, sagen die Menschen und werfen sich lüsterne Blicke zu. Für mich hat der Mephisto den Schüler schlecht instruiert; er hätte lang das Pülslein drücken können und mich doch nicht gerührt. Wenn ich mir das höchste Glück zwischen Mann u. Weib vorstellte, dann ruhte mein Kopf mit grenzenlosem Vertrauen an einer kraftvollen, guten Schulter; ich wollte mich geborgen fühlen, wollte liebend und geliebt die Seelenheimat haben. Ich weiß nicht, ob es unnatürlich war, daß meine Gedanken, vor Allem meine Wünsche nicht weiter gingen, aber Tatsache ist: es war so.

Gewiß: ich merkte das Verlangen der Männer, aber ich verlangte nicht mit. Ich ließ mich von mancher Männerlippe streifen – es blieb kein Schwur zurück. Wenn ich es recht betrachte, war ich damals mehr als alles andre Tierbändigerin! [eingefügt: Ergänzungszeichen, keine Ergänzung vorhanden]. Ich ging mit ein paar Freundinnen u. jungen Mädchen auf den Rochusberg. Ich hatte ein schönes, aber schweres Schleppkleid an. [133] „Wer mir meine Schleppe trägt, darf nachher beim Kaffee neben mir sitzen“, rief ich. Und natürlich, es fand sich einer, der mir durch ganz Bingen u. ½ Stunde Berg hinauf die Schleppe trug.

Einmal waren Amerikaner in unserm Haus, ein Sänger war dabei. So ein richtiger süßer Tenor. Am nächsten Tag kam ein Brief von ihm, er habe eine Braut in Berlin, aber die könne er nun nicht heiraten. Ich antwortete nicht, weil ich grad mit Schwester Allies ins Bad reiste, und so der Verantwortung mich enthoben glaubte. 8 Tage drauf stand er in Schwalbach vor unsrer Thür. Er war contractbrüchig [sic] geworden, war nach Bingen gefahren, hatte vom Mädchen die Adresse rausgekrigt [sic] und da stand er nun. Die arme Fafner, Schwester!

Ach, Gott, solche Geschichten könnte ich zu Dutzenden erzählen. Dieser Kampf dauerte ja Zehn volle Jahre! Von meinem [gestrichen: 18.] 19. bis zum 29. Jahr (denn die Ehe mit Herrn A.<sup>489</sup> war ja nur eine Phase dieses Kampfes).

Und jetzt kommt das, was ich sagen will: Man soll Respeckt [sic] haben vor solchem Kampf. Man soll das verfluchteste aller Worte: „Die Liebe kommt in der Ehe“ – das soll man endlich streichen. Ich glaube, daß eher ein Reicher in den Himmel kommt, u. eher ein Kamel durch ein Nadelöhr geht,<sup>490</sup> als daß ein

489 Mit dieser geläufigen Abkürzung in Idas Dehmels Korrespondenz mit Alice Bensheimer spricht sie ihren ersten Mann Leopold Auerbach an.

490 Zitat aus dem Neuen Testament, Mk. 10,25: „Leichter geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt.“



mit Leib u. Seele wählerisches [134] Mädchen den Mann findet, der ihr gewachsen ist.

Das sollte die einfachste und selbstverständlichste aller Weisheiten sein. Aber welcher Mensch huldigt ihr? Hätte ich einen einzigen Menschen gehabt, der mich bestärkt hätte, der mir gesagt hätte: „Laß die Leute schimpfen, Dich für eine Kokette erklären, weise noch 20 von Deines Vaters Heiratskandidaten ab, laß Deinen Vater immer wütender werden, halt aus! Wirf Dich nicht weg! Der Rechte wird schon kommen“ – mit Einem solchen Berater an der Seite hätte ich mich durchgesetzt.

Wenn ich vorhin sagte: Meine Wünsche gingen nicht weiter, als danach eine Seelenheimat zu finden, so meinte ich damit: ich hatte kein verlangendes Blut. Aber ich hatte Nietzsches Ehepredigt aus dem Zarathustra gelesen.<sup>491</sup> Was die Ehe für die Frau bedeutet, darüber war ich mir tausendfach klarer wie die meisten Mädchen. Wie viel Mädchen haben als Bräute mit mir gesprochen (meine sämtlichen Klassenkameradinnen heirateten vor mir): über das Brautkleid und die Hochzeitsfeier und die Wohnungseinrichtung gingen ihre Gedanken nicht hinaus. Daß der Mann ihres eignen Leibes ebenbürtig und würdig sein sollte, daß sie mit ihm eine neue Einheit, ein „aus sich rollendes Rad“ zeugen sollten, diese schwerste aller Verantwortungen – davon fiel kein Hauch eines Gedankens in ihre Seele. Auch ich dachte nicht daran, wenn ich einem Mann gegenüber stand; aber ich gefror, wenn [135] ich mit einem Kümmerling sprach. Kümmerling ist Unrecht; es mochte ein vortrefflicher Mann sein, für eine Andre der vortrefflichste Gatte – aber meine Schnecke verkroch sich vor ihm in ihr Häuschen.

Ich habe so wundervolle Juden und noch mehr Jüdinnen zu Freunden, Dich, teuerster Mensch, Mombert, als köstlichsten. Aber nie im Leben ist mir ein Jude begegnet, den ich als Vater meiner Kinder gewünscht hätte.

„Wo ist hier der Zusammenhang?  
Wo der Blutzusammenhang?“

Was in uns weist den tiefst verborgenen Stimmen ihre Wege? Wer in uns erteilt dem Instinkt Befehle?

Waren all diese Jahre, äußerlich glanzvoll, innerlich gesetzt und qualvoll, die Strafe dafür, daß ich jenen ersten blonden Mann im Stich ließ? Ich mag das nicht glauben. Ich glaube, daß ich durch all dies Gestrüpp und durch Zaubergärten mußte, auch durch meine erste Ehe mußte, damit Leid mich reif machte für Dich, ewig Geliebter. „Es ist ziemlich einerlei, wen Sie heiraten, Ihr erster

491 Vgl. hier Urschrift, S. 119, Anm. 465.



Mann wird doch nicht mit Ihnen fertig“, sagte mein nürnberg[er] [sic] Freund.<sup>492</sup> Manchmal dachte ich das selbst. Dann wünschte ich mir einen uralten Mann als Freier. In dessen Haus hätte ich mich in meine Stube einschließen können, u. hätte vor meinem [136] Vater Ruhe gehabt.

Es war nicht nur mein Vater, es war die Tradition und die Convention. In das Büro meines Vaters kamen viele Freunde. Wenn wir im Garten waren, sahen sie uns sitzen. „Halte Dich grade, Hedwig“, flüsterte Mama Phine dann meiner heilrathsfähigen Schwester zu, „es könnte ein Freier sein.“ Das hab ich 100mal von ihr gehört, bei uns 3 Schwestern der Reihe nach.<sup>493</sup>

Mir geht heute immer die Verlaine Zeile durch den Kopf:

Was hast Du angefangen  
Mit Deinen Jugendentagen?<sup>494</sup>

Aber Nichts von Reue, nichts von Klagen, nichts von Versäumnis antwortet darauf in mir. Ich habe an mir gefeilt und gehämmert, ich habe meinen Geist zu bilden, meine Seele zu weiten versucht. Und habe die Welt nach einem Mann durchforstet mit allem Spürsinn der in mir war und mit allem Ernst und aller Bereitschaft mich mit ihm zu vollenden „bis der Tod uns scheidet“.

All diese Probleme der heutigen Zeit existierten nicht für mich. In Bingen gab es keine Armut. Von großstädtischem Elend wußte man am gesegneten Rhein nichts.

[137] Wenn ich in Berlin war, kam ich aus dem gepflegtesten Berlin W. nicht heraus. Zeitungsberichte bewegten mich nicht. Es wäre ja auch lächerliche Sonntagsreiterei gewesen, wenn ich je eine „Hütte der Armut“ betreten hätte.

Und das Problem der weiblichen Berufsausbildung schloß noch den tiefsten Schlaf. Es hätte ja auch mit meinem Vater noch erbitterttere Kämpfe gegeben, als beim Krieg um den Mann. Es fehlte auch die starke eindeutige Begabung. Meine unfehlbare Begabung war, bei jeder Frau zu wissen, wie sie angezogen sein mußte, und von jedem Kleiderstoff zu wissen, wie er verarbeitet werden mußte. Heute bedaure ich, daß ich nicht schneidern gelernt habe, wieviel besser hätte ich Dehmels Entwürfe für meine Kleider selbst ausführen können, als es je eine Schneiderin getan hat – aber mein Vater hätte mich lieber ins Irrenhaus gesteckt, als mich so was lernen lassen. Stillschweigend zahlte er meine Schneiderinnen-Rechnungen, nie in meinem Leben hat er mir ein Wort über meine

<sup>492</sup> Leo Seligmann; vgl. ebd. S. 114, Anm. 50.

<sup>493</sup> Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 10: „Tiens-toi droite, ma fille.“

<sup>494</sup> Vgl. ebd. S. 109: „Qu’as tu fait, o toi, que voilà/Pleurant sans cesse,/Dis, qu’as-tu fait toi, que voilà/De ta jeunesse?“

Verbräuche gesagt.

Nach einer schweren Magenattacke war ich im Sept. 1894 mit meiner Schwester Allies nach Baden-Baden geschickt worden. In dem Hotel, in dem wir wohnten, etablierte sich eines Mittags ein Graphologe, Professeur [138] Sigust<sup>495</sup> aus Nizza. Meine Schwester brachte ihm 4 Zeilen hin, die ich geschrieben hatte, irgend ein gleichgültiges klassisches Citat. Der Mann, der mich mit keinem Auge gesehen hatte, schrieb das folgende bulletin:

„Nature agitée – très passionnée dans ses désirs et souvent aussi dans ses manifestations. Son imagination est ardente, mouvementée, portée parfois à s'exagérer les choses. Rien de froid ni de banal dans ce caractère. Elle aime avec ardeur et serait capable de jalousies. (Das war der einzige greifbare Irrtum des Mannes. Wer mir je wirklichen Grund zur Eifersucht gegeben hätte, den hätte ich sofort verlassen.) Aime les jouissances sensationnelles et exaltantes [sic]. Est dévouée quand les gens lui plaisent, son humeur est mobile, vite, impatiente; il lui faut le mouvement, la variété dans les distractions et occupations pour qu'elle ne devienne pas glacée et taciturne. – Intelligence toute intuitive, très vive, aime la vie dans les œuvres d'art. Le caractère est parfois difficile et un peu méchant mais le cœur est très chaud et a de bons mouvements.

Sujette aux emportements parfois.

Beaucoup de courage et d'énergie, malgres [sic] un fond nerveux.

[139] Capacités très marquées pour les arts, musique, littérature et peinture aussi. (15.9.94)<sup>496</sup>

Ja, so etwa sah das Wesen aus, das, ohne feste Hand am Steuer, nur von Instinkten und guten Absichten getrieben, auf dem Lebensnerv dahinfuhr. Ich hatte einen Compaß: Meine Moral. Aber niemals hatte ich den Wunsch, meine Moral der meiner Mitmenschen anzupassen. Wo ich gerichtet und verurteilt hatte, da lehnte ich Menschen mit einer Verachtung u. Kälte ab, daß ich meine Familie in Verzweiflung brachte. Ich schuf mir Todfeinde damit – das betrachtete ich als Gemein [sic].

Ich will einen solchen Fall erzählen. Die Tochter einer Bekannten heiratete einen ihr von der Mutter zugeführten reichen Mann. Das Mädchen, unbedeu-

495 Seine Identität konnte nicht geklärt werden.

496 Übersetzung: „Bewegte Natur – sehr leidenschaftlich in ihren Wünschen und oft auch in ihren Äußerungen. Ihre Einbildungskraft ist feurig, bewegt, bisweilen geneigt, für sich die Sachen zu übertreiben. Es gibt nichts Kaltes oder Banales in diesem Charakter. Sie liebt mit Feuer und wäre eifersuchtsfähig. Liebt Sensations- und Aufregungsgenüsse. Sie ist ergeben, wenn die Menschen ihr gefallen, ihre Stimmung ist bewegt, schnell und ungeduldig; sie braucht Bewegung, die Abwechslung in ihren Vergnügungen und Beschäftigungen, damit sie nicht kalt und schweigsam wird. – Sehr intuitive Intelligenz, sehr lebendig, liebt das Leben in den Kunstwerken. Der Charakter ist bisweilen schwierig und etwas boshaft, aber das Herz ist sehr warm und willig. Bisweilen Opfer ihres Aufbrausens. Viel Mut und Energie, trotz einer nervösen Grundlage. Ausgeprägte Begabung für die Kunst, Musik, Literatur und auch Malerei. (15.9.94).“

tend in jedem Betracht, aber von rührender Güte, hatte sich gegen diese Heirat gewehrt. „Ich kann ihn nicht heiraten, er ist haarig bis in die Ohren“, hatte sie ihrer Mutter gesagt. Die fand eine Ablehnung mit solcher Begründung gradezu grotesk, hatte nicht ein Atom Verständniß für das arme Mädchen, dessen Natur sich da triebhaft wehrte, und abwechselnd mit Strenge und dem berühmten: „Die Liebe kommt in der Ehe“ brachte sie die Tochter zum Jawort.

[140] Der Ehe entsproß ein Kindchen, das bald nach der Geburt starb. Kurz darauf erkrankte der Mann schwer, wahrscheinlich an Gehirnerweichung, wurde sofort in eine Anstalt überführt und ging dort, nach Jahresfrist, zu Grund. Da die Ehe kinderlos war, wäre die Hälfte des Vermögens an die Familie des Mannes zurückgefallen. Das war der Mutter der jungen Frau, obgleich sie selbst sehr wohlhabend war, und ihre andern Sprößlinge versorgt wußte, ein höchst unerwünschter Zustand. Sie saß der Tochter im Nacken, sie müsse ihren Mann besuchen, müsse es bei dem Anstaltsarzt durch allerlei Kniffe erreichen, daß sie bei ihrem Mann übernachten könne, um sich den Erben und damit das gesamte Vermögen zu verschaffen.

Und so geschah's. Ich will nun gleich hinzusetzen, daß das Schicksal dieser, für mein Gefühl satanischen Mutter, recht gegeben hat. Der jetzt 20jährige Sohn des gehirnkranken Vaters ist ein prachtvoller Bengel, an Leib und Seele gesund, tüchtig, begabt, das Glück seiner Mutter. Freilich: wer weiß, wie sich seine Kinder entwickeln? Aber ich rechnete damals mit der Wahrscheinlichkeit. Fand die Zumutung der Mutter an die junge Frau, der der noch gesunde Mann schon ein Abscheu war, diesen angetiarten [sic] [141] Kerl an sich zu locken, so unmenschlich, so niedrig, daß ich die Anstifterin dieser Scheußlichkeit eher zu schwerer Strafe verurteilt hätte als manchen Verbrecher. Und ein Kind auf die Welt setzen, dem schwere geistige und seelische Defekte [sic] mit beinahe absoluter Sicherheit angeboren sein würden, um Geldes willen, so was ist möglich, solche Leute verloren nichts in der gesellschaftlichen Achtung, solche Leute glaubten sich himmelhoch erhaben über ein in freier Liebe sich verschenkendes Mädels, sie, die eine Dirnenmoral hatten – nein, das machte ich nicht mit. Ich erklärte meiner Schwester, daß diese Mutter nicht mehr für mich existiere, daß ich nicht mehr mit ihr spräche, daß ich sie nicht mehr grüße. (Die andre Möglichkeit, daß ich ihr meine Meinung gesagt hätte, man denke: ich, ein junges Mädchen!!! hätte wahrscheinlich meine Familie veranlaßt, mich von einem Psychiater untersuchen zu lassen.) Meine Schwester sagte: „Aber das Ganze geht Dich doch gar nichts an.“ Ja, wenn ich es nicht gewußt hätte! Aber die junge Frau hatte sich bei ihrem Bruder ausgejammert, u. da ihr Bruder mein Freund war, so erfuhr ich die Sache. Ich hätte verstehn können, daß ein Mann einen solchen Plan ausheckt, [142] aber eine Frau, die selbst empfangen und

getragen und geboren hat – nein, ich konnte ihr nicht mehr ins Gesicht sehn. Und ich tat es auch nicht.

Vielleicht hat der Abscheu, den [ich] vor dieser Mutter empfand, mehr zur Reife des Weibes in mir beigetragen, als die Schaar [sic] der um mich herum heiratenden Schulkameradinnen, die ein besonderes Verlangen zu haben schienen, mich, die einzige „Ledige“ unsres Kreises zur Vertrauten ihrer Eheerlebnisse zu machen. Was ich da hörte, war Flachland, glattstes Flachland des Lebens.

Ich habe mir damals Herz und Hirn zermartert, und habe bis heute keine Lösung der Fragen gefunden: Geht da eine uralte generationenlange Lüge durch die Welt? Oder sind die Frauen von heute anders als unsre Ahnen? Warum sagt man: Die Liebe kommt in der Ehe? Warum sagt man nicht: Von 100 Ehepaaren passen 97 nicht zusammen? Warum sagt man nicht: Das Geschlechtsleben der meisten Frauen liegt tief in ihr versteckt. Bei den meisten wird es niemals geweckt. Warum verbergen die Frauen das wie eine Schwäche oder eine Schande?

[143] Warum lügen sie dem Mann, der Welt, manchmal auch sich selbst etwas vor? Warum lassen sie ihre Kinder dann wieder mit der gleichen Blindheit in ihre Ehe gehn, und glauben die Lüge, die ihre Tochter der alten Mutter genau so vormacht, wie sie es einst tat? Warum haben die Frauen nicht den Mut zu bekennen, daß Ehe ihnen: dulden, über sich ergehn lassen, gefällig gegen dem Mann sein, Pflichterfüllung bedeutet.

Warum sind die Frauen so feig? Man spricht von Emancipation der Frauen und meint damit eine Emancipation der Mädchen.

Wenn die Frauen sich befreien wollten, so müßten sie erst einmal die Lügen-tradition von sich abwerfen, müßten den Mut ihrer Art haben.

Und bis einst jedes Weib gewinnt  
den rechten Vater für ihr Kind,  
soll jede Irrende die Treue  
dem falschen [sic] brechen ohne Reue,  
soll ihre Sehnsucht nicht verfluchen,  
ihren Qualen den Heiland suchen  
und seinen liebenden Gewalten  
so Leib wie Seele offen halten.  
Wenn das mit heiligem Geist geschehe,  
wird sie selig auferstehn.<sup>497</sup>

---

497 Aus Richard Dehmels Gedicht „Mit heiligen Geist“ aus seinem Werk „Weib und Welt“; vgl. Dehmel, Gesammelte Werke, Band 2, S. 90.

[144a] Es gab natürlich auch andre Bekenntnisse. Eine schöne, üppige, junge Frau fand die Ehe (das bedeutete für sie das Ehebett) einfach herrlich. Lachend erzählte sie uns, daß sie ihre beiden Kinder in Nächten empfangen hatte, da sie und ihr Gatte eins über den Durst getrunken hatten. Keine Spur eines Skrupels dabei! [hier 7 Zeilen ausgeschnitten; die 2. Blatthälfte unten als S. 144b markiert]

[144b] Die zweite Ehe, die ich in ihrer Art „glücklich“ hätte nennen können, beruhte auf sehr andern Voraussetzungen. Schon als Neunzehnjährige hatte das hübsche Mädchen, deren Vater ein Geschäftsfreund meines Vaters war, als sie zu Gast in meinem Elternhaus war, mir, der um 5 Jahre Älteren, von den raffinierten Festen erzählt, die ihrem Körper zu geben wisse. Sie heiratete bald darauf einen kleinen fetten Juden von fast grotesker Unbildung. Er tat alles, was sie von ihm erwartete, verdiente klotzig viel Geld und war ihr gehorsamer Sklave. Dafür gab sie sich seinen Wünschen hin. Ein halbes [145] Jahr, nachdem ich verheiratet war, sah ich die beiden wieder. Da wurden mir die Bordellsitten dieser beide Teile absolut befriedigenden Ehe enthüllt. Sie leben heute noch, kugelrund und steinreich, haben silberne Hochzeit gefeiert und ihr einziger Sohn ist nicht im Krieg gefallen. -----

Keine Lüge ist in der menschlichen Gesellschaft so fest verwurzelt wie die Ehelüge. Wenn ich hier ausspreche, daß alle andern Ehen, die ich als junger Mensch kennen gelernt habe, auf allem andern aufgebaut waren, nur nicht auf dem Ehelichen, auf dem Wesens-Eins-Sein, dem Nichtanderskönnen, dem ÜberdemTodhinaus [sic], dann werden die Philister schreien, daß ich übertreibe; und jeder wird behaupten, auf seine Ehe träfe das nicht zu. Aber die Frauen werden mir zustimmen; versteht sich: ohne es ihrem Ehemann einzugestehn.

Noch sehe ich das dummschlaue Gesicht der Schwester meines ersten Mannes, als ich vom dem Gefühlsschwindel der Frauen sprach: „Aber, Ida, so dumm ist doch keine Frau, daß sie das ihren Mann merken läßt.“

Jawohl, so ists: Je besser die Frau Gefühle zu heucheln versteht, je vorzüglicher paßt sie zur Ehe.

Wagt doch einmal zu beichten, ihr jungen Frauen, wie oft Ihr Euch schlafend stellt, um verschont zu bleiben. Gesteht die Wahrheit, Eure Wahrheit, schenkt Euch selbst die Befreiung von der längst zur Lüge gewordenen Tradition!

[146] In langen Jahren immer objektiver werdender Beobachtung, in 2 Ehen, die wie Tag und Nacht verschieden waren, hat sich in mir die Überzeugung gebildet, daß die Frauen in einer Periode der Umformung leben; das weibliche Geschlecht, die weibliche Artung ändert sich, ohne daß das bisher Vielen klar geworden wäre. Mir scheint, daß die breite Masse der Frauen aus dem Volke noch in primitiveren Zuständen dahinleben und ihre Befriedigung ehe nach

ihrem Schicksal finden. Aber Wandlungen der Gattung gehen fraglos an edel gezüchteten Exemplaren vor sich.

Es giebt [sic] heute Tausende und aber Tausende von Frauen, besonders unter den Töchtern alter kultivierter Familien, deren Geschlechtsleben völlig anders reagiert als das des Mannes. Der simple Gattungsakt weckt ihr erotisches Empfinden nicht auf. Ihre erotische Sensibilität ist ungleich beweglicher als die männliche. Der Blick eines Vorübergehenden, ein Klang in der Stimme eines Jungens, der Duft einer Rose, die flüchtigste Berührung einer Hand – das alles vermag sie zu vibrierenden Träumen zu erregen – sie kann im Kuß des geliebten Mannes, ich sage: des geliebten Mannes hinschmelzen in Seligkeiten; und bleibt in seinen Armen unbewegt, kühl, unbeteiligt. Sie möchte mit ihm dahinfliegen; aber sie vermag es nicht. Ihre Nerven [147] brauchen andre Reize, brauchen die Spiele der Liebe. Sie könnte, wenn sie den Mut ihrer Instinkte hätte, dem Mann eine in 1000 Formen dienende Geliebte sein; aber die naive Brutalität des Mannes, der nur an sich denkt und dann, wie Simson,<sup>498</sup> einschläft, die jagt sie in sich selbst zurück, läßt sie nie zur Blüte kommen. Sie wird Mutter ohne als Weib geweckt zu sein – dieser blindwütige Schaffenstrieb der Natur hat mich oft mit wahrem Grausen erfüllt. Wie viel Jungfrauen Mariäe giebt [sic] es! Frauen im Fleisch, aber sie haben nie einem Mann gehört, und bringen nun doch sein Kind zur Welt.

Das Merkwürdigste an diesem Problem ist, daß diese Frauen nicht unglücklich zu sein brauchen. Denn die seelische Hingebungskraft kann so stark sein, daß das Beglücken des Geliebten zur erlösenden Leidenschaft wird. Was sie erleben, ist nicht physisches Glück, sondern seelische Begnadung. Sie sterben tausendfach den Kreuzestod. Nur eine Frau weiß, was grenzenlose Hingabe heißt. „Nimm mich, schalte mit mir, in Deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Solche Frau kann sich lebenslang in der Liebe ihres Gatten sonnen, er mag sie „Genie der Liebe“ nennen, und sie ist es auch. Sie vermag schön zu scheinen, ohne es zu sein; sie vermag mit quälendsten Körperschmerzen ein Bild blühender Lebensfrische zu sein; sie vermag stolze Diana, anbetungswürdige Venus, raffinierte Buhlerin, tiefes, ruhiges, bergseestilles Weib zu sein, [148] vermag bacchantisch zu tanzen, mit 7 farbigen Schleiern verführend, oder aller Schleier entblößt dahinrasend; vermag wie eine Mutter den beseligten Mann, das ermüdete Kind, in ihren Armen zu halten – vermag das ein Leben lang, in tausend neuen Gestaltungen – und hat doch nie, nie den Geschlechtsrausch des Mannes geteilt. Und war doch selig, doch gebenedeit vor den Weibern, weil all diese

---

498 Gemeint ist hier die Geschichte von Samson und Delila, biblische Figuren aus dem Alten Testament, Buch der Richter, 16.

Liebe ihrer Seele entsprang. Dem tiefsten Ursprung aller Liebe, der Fähigkeit, sich restlos hinzugeben, in jeder Minute das Opfer, das zur Inbrunst ihres Lebens wird, ganz zu bringen. Wer jeden Tag „Stirb und werde“ lebt, dem bleibt kein Raum in dem er über „Geben und Nehmen“ abrechnen könnte.

Und doch, auch solcher Frau sitzt ein Stachel im Herzen: der zwang ein Letztes zu verschweigen. Das eiserne Müssen (lügen müssen wäre zu viel gesagt), eine Gefühlsumstellung niemals einzugestehn – das ist eine schwere Belastung für einen Menschen, dem Wahrheitsbedürfnis Grundbedingung jeder Liebe ist.

[149] Es ist wie bei all den Geheimnissen in den Märchen aller Völker: Einmal Dein Gebrechen verraten und der Zauber ist gebrochen: Der Königssohn liebt Dich nicht mehr.

Das wissen die Frauen nur zu gut. Darum schweigen sie. Schweigen zu Tausenden, schweigen Generationenlang [sic]. Schweigen vor dem Mann, schweigen vor den Müttern. [8 Zeilen ausgeschnitten, den Seitenrest als S. 150 nummeriert]

[150] [gestrichen: Ja, das traditionelle Schweigen der Frauen.] Ich kannte in Berlin eine nicht eben schöne, aber gesunde, gut gewachsene junge Frau. Erst als nach 2jähriger Ehe ihre Mutter darauf drang, einen Spezialisten wegen des ausbleibenden Kindersegens zu Rat zu ziehn, gestand die junge Frau, daß ihr Mann sie nie berührt habe. Im folgenden Ehescheidungsprozeß sagte der Mann, er habe eine unüberwindliche Abneigung gegen die Frau gehabt, deren er sich als Bräutigam nicht bewußt geworden sei.

[151] Die arme Verschmähte hatte sich durchaus als glückliche Gattin gegeben, bei der in Berlin üblichen Besichtigung der Wohnung Neuvermählter hatte sie die üblichen Neckereien über das neben dem Schlafzimmer gelegene Gästezimmer mit Lächeln über sich ergehn lassen. Lieber Alles in sich hinein würgen, als irgend Jemand zum Mitwisser haben.

Einer mir sehr nahstehende Frau, Mutter eines überzarten Töchterchens, hielt ich oft Reden, das kleine Schwächlingchen dürfe nicht ihr einziges Kind bleiben. Sie schwieg dazu. Als alte Frau, seit langen Jahren Wittwe [sic], gestand sie mir, ihr Mann sei schon bei ihrer Heirat sexuell erschöpft gewesen. Unter dem Einfluß von Alkohol hatte er jenes früh wieder dahin sterbende Kind gezeugt, danach lebte er mit seiner Frau en camerade. Die Frau schwieg – ein Leben lang. Blieb dem Mann treu. War gut zu ihm.

Frauen, Schwestern, wollt ihr ewig schweigen? Wann kommt der Tag, an dem sich ein Einziger Schrei aus tausenden von Frauenseelen löst? Zeigt endlich die Wundmale Eurer Märtyrerschaft. Enthüllt die Wahrheit, endlich die Wahrheit. Hängt das [152] verfluchte Wort von der Liebe, die in der Ehe kommt, an den Pranger. Bekennt, daß die „glückliche Ehe“ zwischen Herrn Meyer und

Frl. Cohn, deren Geldsäcke so schön zusammen passen wie die Güter des Herrn von Itzenblitz zu denen des Frl. von Kronenschnabel, daß diese „glücklichen“ Ehen Schwindel sind. Die Männer, nun ja, das funktioniert ja in 999 von 1000 Fällen immer; die Frauen – schweigen.

Laßt uns in Ruhe überlegen, was gesagt werden muß. Die Männer müssen wissen, daß die Frauen aus anderm Stoff geformt sind als der Mann. Daß niemals in der Hochzeitsnacht aus dem Mädchen ein Weib wird, das nun in Begierden und Befriedigungen dem Manne gleich ist. Daß in der Ehe erst die eigentliche Werbung beginnt. Daß ewig unbelebt, unerlöst bleibt, was nicht in warmer Liebe langsam wachgeküßt wird.

Oder giebt [sic] es vielleicht überhaupt keine Erlösung aus diesem Leid? Fehlt nicht den meisten Menschen die Fähigkeit, den Andern mitzufühlen?

[Ende des Manuskripts Daija Urschrift]



### 3. Die Entstehung von „Daija“: Skizze der Biographie Ida Dehmels

Ohne Analyse und Berücksichtigung der Entstehungsfaktoren- und situation einer literarischen Schrift kommt man nicht zu ihrem angemessenen Verständnis. Dies gilt auch für „Daija“, insbesondere weil ihre Genese sich über einen langen Zeitraum entwickelte: Da Ida Dehmel an der biographischen Schrift „Daija“ – sei es als Autobiographie oder autofiktionaler Roman – nahezu ihr gesamtes Erwachsenenleben gearbeitet hat und der Inhalt auf ihren oft schmerzlichen Lebenserfahrungen beruht, ermöglicht erst die Kenntnis grundlegender biographischer Fakten das Verständnis des Inhaltes mancher „Daija“-Passagen. Denn unzweifelhaft identifiziert sich Ida Dehmel mit der literarischen Figur „Daija“ in allen Lebensphasen: in der Kindheit, als Heranwachsende, als Ehefrau Leopold Auerbachs und in „Daija Letzte Fassung“ als „Neugeborene“ durch ihre Liebe zu Richard Dehmel. Mit anderen Worten: „Daija“ spiegelt ihr Leben und ihr Leben spiegelt sich in „Daija“ wider. Wie gelingt es uns, dieses Leben zu fassen?

Die Forschungsgeschichte zu Ida Dehmel ist relativ kurz, wird aber immer mit Elisabeth Höpker-Herberg verbunden bleiben. 1967 veröffentlichte sie ihren bahnbrechenden, anregungsvollen und bis heute nicht überholten Aufsatz „Frau Isi. Materialien zur Biographie Ida Dehmels, beschrieben anhand einer Lebensskizze“.<sup>499</sup> Auf der Basis von bis dahin noch nicht veröffentlichten Materialien holte sie damit zum ersten Mal Ida Dehmel aus dem Schatten Richard Dehmels und würdigte sie als eigenständige Persönlichkeit, indem sie auf ihre Herkunft und ihr Leben als Förderin der Kunst sowie als Propagandistin der Frauenemanzipation verwies. 1970 verdeutlichte Höpker-Herberg mit ihrer Ausstellung „Ida Dehmel“ in der SUB Hamburg,<sup>500</sup> wie interessant, vielschichtig und reichhaltig Idas Leben sich gestaltete. Die gleiche Autorin besorgte außerdem 1983 die Herausgabe des Briefwechsels von Stefan George mit Ida Coblenz<sup>501</sup> und zeichnete darin mit großer Präzision die Freundschaft der jungen Binger Frau mit dem jungen Binger Dichter nach. Danach blieben weitere quellengestützte Recherchen aus. Vor 25 Jahren beleuchtete Matthias Wegner mit seiner verdienstvollen Biographie „Aber die Liebe. Der Lebenstraum der Ida

499 Erschienen in: Year Book XII of the Leo Baeck Institute, London 1967, S. 103–134.

500 Vgl. den sehr informativen Katalog: Höpker-Herberg, Ausstellung (vgl. Anm. 167).

501 Vgl. George/Coblenz, Briefwechsel.

Dehmel<sup>502</sup> die Persönlichkeit Ida Dehmels erneut; stützte sich dabei jedoch weitgehend auf bekannte Materialien.

Diese Situation veränderte sich bis vor einigen Jahren kaum. Wie in unserem Vorwort erwähnt, wuchs in den letzten Jahren das Interesse am Leben und Wirken Ida Dehmels, die nicht mehr nur als Frau eines berühmten Dichters betrachtet wird. Mehrere Autorinnen und Autoren fügten – fußend auf Ausführungen Höpker-Herbergs – dem Lebensbild Ida Dehmels weitere Mosaiksteine an.<sup>503</sup>

Schon 1967 und 1970 wies Höpker-Herberg darauf hin, dass in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg<sup>504</sup> Ida Dehmels Lebenserinnerungen „Daija“ in zwei ihr bekannten Fassungen ebenso vorliegen wie Fotomaterial aus dem Dehmel-Nachlass; auch machte sie auf den umfangreichen, gegenseitigen Briefwechsel Ida Dehmels mit bekannten und unbekannten Zeitgenossen aufmerksam und stützte sich bei ihren Ausführungen zur Familiengeschichte auf ein um 1886 begonnenes, bis heute fortgeführtes Familienstammbuch, das mehrere Nachkommen der Familie Coblenz besitzen.<sup>505</sup> Als wohl bekannt, aber kaum genutzt von Höpker-Herberg, muss die Familienkorrespondenz Ida Dehmels angesprochen werden.<sup>506</sup> Die ca. 750 Briefe Idas an ihren Vater Simon Zacharias Coblenz,<sup>507</sup> an ihre Nichte Emmi Marianne Neumeier (später Gärtner)<sup>508</sup> und vor allem an ihre Schwester Alice Bensheimer<sup>509</sup> geben uns einen tiefen

502 Vgl. Anm. 167.

503 Vgl. Wolfstein, Elisabeth, Aufbruch und Bescheidung. Ein Frauenschicksal zwischen „Destination“ und „Selbstbestimmung“, in: Gegenlicht – 60 Jahre GEDOK. Hg. von der GEDOK. Berlin 1986, S. 32–43; Höpker-Herberg, Elisabeth, Ida Dehmel. Maklerin in rebus litterarum, in: „Liebe, die im Abgrund Anker wirft“. Autoren und literarisches Feld in Hamburg des 20. Jahrhunderts. Hg. von Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Hamburg 1989, S. 13–39; Stubbe-da Luz, Helmut, Ida Dehmel, in: ders.: Die Stadtmütter. Ida Dehmel. Emma Ender. Margarete Treuge. Hamburg 1994 (Hamburgische Lebensbilder, Bd. 7), S. 13–36; Egyptien, Jürgen, Schwester, Huldin, Ritterin: Ida Coblenz, Gertrud Kantorowicz und Edith Landmann. Jüdische Frauen im Dienste Stefan Georges, in: Zions Töchter. Jüdische Frauen in Literatur, Kunst und Politik. Hg. von Andrea M. Lauritsch. Wien 2006, S. 149–184; Viering, Jürgen, „Nicht aus Eitelkeit – der Gesamtterscheinung wegen“. Zur Beziehung zwischen Stefan George und Ida Coblenz, in: Euphorion 102 (2008), H. 2, S. 203–239 sowie Höpker-Herberg, Elisabeth, Ida Coblenz. Zeugnisse zu ihrem George-Erlebnis, in: Frauen um Stefan George. Hg. von Ute Oelmann und Ulrich Raulff. Göttingen 2010 (Castrum Peregrini. N. F., Bd. 3), S. 85–102; Dörflamm, Brigitte, Ida Coblenz – Leben zwischen Stolpersteinen, in: Frauen in Rheinhausen. Hg. von Susanne Kern und Petra Plättner. 2., durchges. Aufl. Mainz 2019 [2015], S. 71–76; Chromik, Resi [Therese], Ida, die Muse zwischen zwei Dichtern, in: Studia niemcoznawcze 54 (2014), S. 357–370; dies.: Ida Dehmel. Ein Leben für die Kunst. Husum 2015; Jan Bürger: Zwischen Himmel und Elbe. Eine Hamburger Kulturgeschichte. München 2020, S. 288–298 (Kap.: „Wir Welt!“), S. 348–350 (Anmerkungen).

504 In dieser Monographie durchweg als SUB abgekürzt.

505 Vgl. Höpker-Herberg, Frau Isi, S. 104–113. Durch ihre langjährige Freundschaft mit dem Blankeneser Ehepaar Gärtner hatte Höpker-Herberg Zugang zum genannten Familienstammbuch.

506 Sie ist nun veröffentlicht; vgl. Ida Dehmel, Familienkorrespondenz (vgl. Anm. 20).

507 Simon Zacharias Coblenz (1836–1910), Weingutbesitzer und Weinhändler in Bingen, wuchs in Frankreich auf, heiratete Emilie Meyer in Bingen. Sie hatten 5 Kinder: Alice (Rose), Hede, Cornelius, Ida und Marie Louise.

508 Emmi Marianne Neumeier, älteste Tochter Hede Neumeiers, geb. Coblenz (1888–1969) und Nichte Ida Dehmels, verbrachte ihre Kindheit in Heidelberg. 1916 heiratete sie den Anwalt Robert Gärtner und zog nach Blankenese in die Nähe des Dehmelhauses.

509 Alice, Idas älteste Schwester (1864–1935), heiratete 1885 den Mannheimer Verleger Julius Bensheimer und zog nach Mannheim, wo sie sich als geschickte und erfolgreiche Sozialpolitikerin erwies. Darüber hinaus bekleidete

Einblick in ihre einzelnen Lebensabschnitte. Zusätzlich zu diesen Quellen liegen in den letzten Jahren ausgewertete Nachlasspapiere der Binger Familie Coblenz, aus der Ida Dehmel stammt, publiziert vor.<sup>510</sup> Daneben leisten die Grabmale mit ihren Inschriften auf den jüdischen Friedhöfen in Ottweiler und Bingen ihren Beitrag zur Rekonstruktion der Familiengeschichte Coblenz.<sup>511</sup>

Auf der Grundlage der genannten Quellen sowie der angeführten Literatur,<sup>512</sup> aber auch unter Einbeziehung einer differenzierten Betrachtung der verschiedenen „Daija“-Fassungen geht unser Bestreben dahin, den sicheren biographischen Rahmen nachzuzeichnen, in dem die Abfassung der verschiedenen „Daija“-Versionen erfolgte.

### 3.1. IDA DEHMELS HERKUNFT

Im 19. Jahrhundert vertrat die geisteswissenschaftliche Strömung des Naturalismus<sup>513</sup> die Auffassung, dass der Werdegang eines Menschen stark von Vererbung, dem sozialen Umfeld und der Zeit, in der er geboren wurde, bestimmt werde. Diese lebensprägenden Faktoren treffen durchaus auf Ida Dehmel zu, die einer typisch jüdischen Großfamilie des 19. Jahrhunderts entstammt.

Ihre Herkunft aus diesem Milieu stellt eine wesentliche Voraussetzung für das Verständnis von „Daija“ dar. Der Familienstammbaum lässt nachvollziehen, dass Ida Coblenz in Bingen am 14.01.1870 in eine Familie geboren wurde, in der drei weitverzweigte, traditionsbehaftete Familien zusammenfanden,<sup>514</sup> die maßgeblich ihr Umfeld prägten und in „Daija“ Niederschlag fanden.

Ida Dehmels Urgroßvater Jakob Coblenz (1774–1870)<sup>515</sup> bestimmte als Patriarch der jüdischen Gemeinde Ottweiler (im heutigen Saarland), die zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstand, maßgeblich deren wirtschaftliche, soziale und religiöse Entfaltung. Offenbar besaß er auf Grund seiner beruflichen Tätigkeit

---

sie langjährig das Amt der Schriftführerin des Bundes Deutscher Frauenvereine in Berlin. Vgl. zu Alice Bensheimer: Günther (Anm. 40). – Die erhaltene, sehr umfangreiche Korrespondenz zwischen Ida Dehmel und ihrer Schwester Alice Bensheimer besitzt jedoch fragmentarischen Charakter, weil Ida selbst große Teile der Korrespondenz 1942 vernichtete. Vgl. Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 5. Vgl. zur Korrespondenz Ida Dehmel/Alice Bensheimer auch das Internetportal: <https://dehmel-digital.de>.

510 Vgl. Hoffmann/Van Menxel, Bingen, 2. Aufl. in Vorbereitung.

511 Vgl. Hoffmann, Hans-Joachim, Der jüdische Friedhof Ottweiler. Ottweiler 2015; vgl. Steinheim-Institut Duisburg, Digitale Edition – Jüdischer Friedhof Ottweiler (1855–1935) /80 Einträge: Inv.-Nr.: 0045–0061; id. Jüdischer Friedhof Bingen (1855–1935) /80 Einträge: Inv. Nr. Bng-38 – Inv.-Nr. bng-52.

512 Den Ausführungen Höpker-Herbergs (vgl. Anm. 1–3) kommt eine herausgehobene Bedeutung zu.

513 Diese Auffassung vertrat z. B. der französische Philosoph und Historiker Hippolyte Taine (1828–1893) und in seiner Nachfolge z. B. Autoren wie Gerhart Hauptmann, Henrik Ibsen und Émile Zola.

514 Man denke an den Stammbaum der Familie Levi und die Ahnenporträts, die sich heute im Familienbesitz befinden; vgl. hierzu: Hoffmann/Van Menxel, Bingen, Kap. 4.

515 Vgl. zu Jacob Coblenz: ebd. Kap. 1.

als Pferdehändler weitreichende persönliche Beziehungen, die es ihm ermöglichten, eine weitsichtige Familienpolitik zu treiben. Dabei achtete er darauf, seine Kinder standesgemäß zu verheiraten. Daniel Coblenz (1806–1868), sein ältester Sohn und Idas Großvater, wuchs mit 11 Geschwistern auf,<sup>516</sup> von denen 8 das Erwachsenenalter erreichten, ihrerseits heirateten und Kinder bekamen.

Jakob Coblenz wird über jüdische Mittelsmänner von der jüdischen Familie Levi bzw. Levy in Kirchheimbolanden erfahren haben. In diesem rheinland-pfälzischen Städtchen, knapp 100 km von Ottweiler entfernt, lebte der fromme, reiche und generöse Daniel Levi (1785–1864),<sup>517</sup> aus dessen Ehe mit Rebecca Kaufmann (1788–1852) 14 Kinder hervorgingen, von denen nachweislich 13 heirateten. Das drittälteste Kind Marianne (1809–1887) wurde – wie in jüdischen Kreisen durchaus üblich – verheiratet, und zwar mit Daniel Coblenz, dem ältesten Sohn von Jacob Coblenz, so dass die wohlhabenden Familien Coblenz und Levi durch Familienbände vereint waren.

Daniel und Marianne Coblenz ließen sich in Ottweiler nieder, wo ihre 4 Söhne geboren wurden. Die Familie lebte bis 1848 in Ottweiler, verlegte ihren Wohnsitz danach bis 1853 nach Trier und anschließend nach Paris, wo die beiden ältesten Söhne ihre berufliche und private Existenz aufbauten: Felix engagierte sich als Bankier und Investor, blieb unverheiratet; David gründete eine chemische Fabrik, heiratete und bekam zwei Töchter. Von ihrem früh verstorbenen Bruder Cornelius (1841–1866 in Paris) kennen wir nur die Lebensdaten. Wie seine Brüder erwarb Simon Zacharias (1838–1910), der vierte Sohn und Vater Idas, die französische Staatsbürgerschaft, absolvierte eine Lehre als Weinbauer im französischen Bordelais, wobei er sich durch Fleiß auszeichnete.

Neben diesen zwei Familien kommt eine dritte Familie hinzu, die für Ida prägend wurde: In Bingen am Rhein florierte um die Jahre 1830 die Weinhandlung Fa. Mayer bzw. Meyer,<sup>518</sup> deren Existenz Jakob Coblenz bekannt war, erwarb er doch im Zuge der Versteigerung von Nationalgütern zur Zeit der napoleonischen Herrschaft gemeinsam mit einem Blieskasteler Juden 1809 in Bingen das „Zollhaus an der Nahebrücke“.<sup>519</sup> Der Firmengründer Jakob Mayer hinterließ bei seinem Tod 1834 die Firma seinen zwei Stiefsöhnen Joseph Philipp Meyer (1799–1874) und dessen Bruder Joseph. Joseph Philipp

516 Vgl. Hoffmann, Hans-Joachim, Spurensuche: „Zu lehren gab ich in dein Herz.“ Samuel Levy (1805–1879) und Dr. Felix Coblenz (1863–1923), in: Landkreis Neunkirchen (Hg.), Lebenswege jüdischer Mitbürger, Neunkirchen 2009, S. 21–94, hier: S. 88. – Das Familienstammbuch der Familie Levi verzeichnet nur 6 Kinder.

517 Diese Information entnehmen wir der Einleitung des „Stammbaums der Familie Daniel Levi“, die in Höpker-Herbergs Aufsatz reproduziert wurde; vgl. Höpker-Herberg, Frau isi, S. 113.

518 Vgl. hierzu: Hoffmann/Van Menxel, Bingen, Kap. 1.2.

519 Vgl. ebd.

Meyer verlor 1833 seine erst 23jährige Frau bei der Geburt ihres ersten Kindes. Jakob Coblenz nutzte dies, um seine Tochter Delphine bzw. Theile<sup>520</sup> 1837 mit Joseph Philipp Meyer zu verheiraten. Das Paar bekam vier Kinder, zwei Mädchen (Clara: 1839–1900; Emilie: 1840–1878) und zwei Söhne (Fritz Joseph: 1843–1903, er blieb unverheiratet; Hugo: 1841–1858). Das florierende Meyersche Weingeschäft ermöglichte den Erwerb des sog. Palais Puricelli, eines der prächtigsten Patrizierhäuser am Binger Markt, das die Familie 1865 bezog.

Jacob Coblenz wird seinen Enkel Simon Zacharias angeregt haben, eine Reise ins Rheinland zu unternehmen, wo er in Bingen seine Tante Delphine traf und seine Cousine Emilie Meyer kennenlernte. Simon Zacharias und Emilie heirateten 1863 in Bingen<sup>521</sup> und bekamen fünf Kinder: Elise Rosa 06.05.1864, Julie Hedwig 17.08.1865, Cornelius 26.07.1867, Ida am 14.01.1870 und Marie Louise 30.10.1877. Im Alter von nur 38 Jahren starb Emilie, die Mutter der 5 Kinder, zu einer Zeit also, als Ida 8 Jahre alt war.

Das Milieu einer jüdischen Großfamilie, in dem Familientraditionen, uneingeschränkte Akzeptanz von Autoritäten neben der Sorge um das Wohlergehen der Familienmitglieder als oberstes Gut galten, prägte Ida Dehmels Kindheit und Jugend. Ihre Sozialisation in diesem Umfeld erklärt, warum es bei ihrem Selbstbewusstsein unweigerlich zu Konflikten mit ihrer Familie kommen musste; diese schilderte sie – zumindest teilweise – in „Daija“.

Neben dem Hinweis auf die Praxis der Zwangsverheiratung unter Verwandten seien ein paar Beispiele für die Autoritätshörigkeit in dieser jüdischen Familie angeführt:

- Ida berichtet von Joseph Philipp Meyer, dem Großvater Daijas: „Als Kind hab ich mich vor ihm gefürchtet: Blind und streng, wie er war.“<sup>522</sup>
- Sie erwähnt die Schelte der Pariser Großmutter Marianne gegenüber Daija, „sie sei ein ‚mauvais sujet‘, (d. h. ein Taugenichts) keine Spur von Familiensinn hast du.“<sup>523</sup>
- Daija hielt fest: „Die Großen hatten immer Recht, die Kinder immer Unrecht.“ Oder: „(E)s war eisernes Gebot in der Familie, niemals den Kindern gegen die Großen zu helfen.“<sup>524</sup>

520 Vgl. zu den Umständen ihrer Namensveränderung: Urschrift, S. 16.

521 Urschrift, S. 23 f.: „Ich hatte immer den Eindruck, daß diese Heirat Familienbeschluss war. Mein blinder Großvater suchte einen Compagnon für seinen einzigen Sohn; mein Vater hatte Wein ‚studiert‘, die Sache paßte im Alter und in den Vermögensverhältnissen.“

522 Urschrift, S. 20.

523 Daija Letzte Fassung, S. 33.

524 Ebd. S. 3.

- Ihre Berliner Tante Eugenie zeigte gegenüber der unverheirateten Daija bei ihrem ersten Besuch in Berlin eine überhebliche Haltung, indem sie Daija aufforderte: „Heirate, dann steht dir die Welt offen.“<sup>525</sup>

„Daija“ jedoch auf die Erzählung eines Vater-Tochter-Konfliktes zu reduzieren, verfehlte die Thematik, denn Ida Dehmel schildert exemplarisch gesellschaftliche Konflikte, bedingt durch Wert- und Moralvorstellungen, die großbürgerliche jüdische Familien prägten, nicht nur das eigene persönliche Umfeld. Um diese zu ändern, sah sie sich gezwungen, „Daija“ zu schreiben.

### 3.2. IDA DEHMELS ENTWICKLUNG BIS ZUR HEIRAT MIT RICHARD DEHMELE

Die detailreiche Darstellung dieses Lebensabschnittes bildet den Kerninhalt von „Daija Letzte Fassung“, die in dieser Monographie vollständig abgedruckt wird. Die anekdotenreiche und detaillierte Erzählung nutzten Ida Dehmels Biographen bisher als eigentliche Quelle für die Darstellung ihrer Kindheit und der Jahre bis zu ihrer Hochzeit mit Leopold Auerbach. Höpker-Herberg kennzeichnete diese Fassung als „Schlüsselroman“, verlieh ihr dadurch besondere Bedeutung, was jedoch dazu führte, dass die übrigen Versionen von „Daija“ keine Beachtung fanden. Die dadurch begründete eingeschränkte Sicht auf den Lebensweg Ida Dehmels gilt es zu überwinden, indem im folgenden Abschnitt alle drei vorliegenden Fassungen von „Daija“ genutzt werden, um ihre Lebenserinnerungen in Beziehung zu setzen mit gesicherten Daten ihres Lebensweges.

Geboren am 14.01.1870 in Bingen, lebte Ida während ihrer frühen Kindheit in Wohlstand in einer Familie, die auf Abstand zur Binger Mittelschicht Wert legte, die sie als gemeines Volk betrachtete. Beim Privatunterricht zeigte sich Ida als aufgewecktes, lernbegieriges Mädchen. In den Ferien lockerten Besuche der Verwandten mit ihren Kindern aus Frankfurt und Paris den Alltag auf, den der strenge Vater Simon Zacharias und die ältesten Verwandten beherrschten. Der plötzliche Tod der Mutter Idas 1878 im Alter von nur 38 Jahre bedeutete für die Familie eine starke Zäsur, besonders für die junge Ida. Simon Zacharias blieb untröstlich. Es gab keinen Hausunterricht mehr, die Geschwister waren gezwungen, in der Stadt zur Schule zu gehen, die Mädchen in eine Privatschule, der Junge in die städtische Schule. Es zogen nacheinander mehrere Gouvernanten ins Haus Coblenz. Ida blieb im Lernen hervorragend, bekam Klavierunter-

---

<sup>525</sup> Ebd. S. 102.

richt und zeigte eine beachtliche Begabung für dieses Instrument. Als die Schulzeit in Bingen endete, schickte ihr Vater sie nach Brüssel in ein Internat, wo sie weiter qualifizierten Klavierunterricht von einem Brüsseler Hochschullehrer erhielt. Die Ferien verbrachte sie in Mannheim bei ihrer ältesten Schwester Elise Rosa, die sich inzwischen Alice nannte, mit dem Mannheimer Verlagskaufmann Julius Bensheimer verheiratet worden und nach Mannheim gezogen war. Bei ihrer Schwester konnte sie ein entspanntes Familienleben genießen, da diese sich fürsorglich um Ida kümmerte und dadurch ihre Vertraute wurde. Nach den Ferien kehrte sie ins Internat zurück, erlebte dort ihre erste Konfrontation auf Grund ihres jüdischen Ursprungs, fühlte sich daher zunehmend unwohl, erkrankte im Pensionat, so dass ihr Vater sie nach Hause holte. Aus Brüssel zurück in Bingen, sollte sie sich dem Binger Haushalt einfügen, in dem inzwischen die Pariser Großmutter, die strenge Mutter von Simon Zacharias, den Alltag bestimmte. Da Ida sich mehr für Kunst und Literatur als für den Haushalt interessierte, blieben Konflikte nicht aus. Ida fand für einige Monate in München bei ihrer Schwester Hede Unterkunft, konnte die Kultur einer Hauptstadt genießen, zugleich auch erste Erfolge als junge Frau auf bayrischen Tanzflächen.

Zurückgekehrt nach Bingen, erlebte sie als junge Frau erste Freundschaften mit dem anderen Geschlecht. Eine schnelle, nicht mit ihrem Vater abgesprochene geheime Verlobung mit einem jungen Offizier rief derart den Zorn ihres Vaters hervor, dass er mit Ida ca. 2 Jahre selbst bei den Mahlzeiten nicht mehr sprach. Ida lenkte sich in ihrem Zimmer mit Gedichten, u.a. von Richard Dehmel,<sup>526</sup> Sachbüchern und Belletristik ab, lebte also in ihrer eigenen Welt. Mit Stefan George, einem jungen Dichter aus der Nachbarschaft, dessen Gedichte vom französischen Symbolismus beeinflusst waren, freundete sie sich an und erfuhr so eine gewisse Befreiung. Im Haus Coblenz spielte sie die ihr aufgewungene Rolle als junge Frau und Tochter des Hauses bei repräsentativen Anlässen, die ihr Vater inzwischen als engagierter Vorsitzender der Binger Handelskammer veranstaltete. In dieser für Ida sehr unglücklichen Zeit verbrachte sie einige Wochen bei der Schwester ihrer Mutter in Berlin, wo sie das mondäne Leben der Großstadt Berlin entdeckte, in Kontakt mit berühmten Persönlichkeiten kam, also einer Welt begegnete, in der sie durch ihre aparte Schönheit auffiel und es genoss, im Mittelpunkt des Interesses zu stehen.

Wohl Ende 1894 bzw. Beginn 1895 gab Ida unter dem Einfluss ihrer Schwester Alice ihren Widerstand gegen eine von ihrem Vater arrangierte Ehe auf und heiratete im April 1895 Leopold Auerbach, einen reichen Berliner Kaufmann.

---

<sup>526</sup> Dies erwähnte Ida selbst: „Das erste Werk Dehmels, die ‚Erlösungen‘ war mir kurz nach seinem Erscheinen (1892) geschenkt worden, die Verse hatten mich begeistert.“ Dehmel, Ida, Der junge Stefan George, in: George/Coblenz, Briefwechsel, S. 80.

Nach der für sie enttäuschenden Hochzeitsreise nach Paris richtete Ida sich in Berlin ein. Mit dem Vermögen ihres Mannes konnte sich das Ehepaar luxuriös einrichten, das mondäne Berliner Leben, die Feste in der kaiserlichen Großstadt und die Berliner Kultur in all' ihren Ausprägungen genießen und durch einen eigenen literarischen Salon mitgestalten.

Mit Stefan George blieb Ida in Verbindung, sah in ihm einen bedeutenden Dichter, fühlte sich daher gekränkt, als Richard Dehmel ihn in der neuen literarischen Zeitschrift „Pan“ gänzlich ignorierte. Sie wandte sich an Richard Dehmel, schickte ihm ein Bändchen Gedichte von Stefan George zur Beurteilung zu. Richard Dehmel erlaubte sich, den Gedichtband persönlich Ida Ende August 1895 zurückzugeben. Diese Begegnung sollte ihr Leben grundlegend verändern: Seit diesem Tag wuchs die gegenseitige Zuneigung zwischen Ida und Richard Dehmel bis hin zur Verliebtheit. Ida fühlte ihr Lebensziel erreicht zu haben: für jemand anderen da zu sein, der in anderen, höheren Sphären lebte.

Es folgten sowohl für Ida Dehmel als auch für Richard Dehmel schwierige Monate, sogar Jahre, gefüllt mit Zweifeln, Unsicherheiten, ob sie sich aus ihren bestehenden Bindungen befreien können, aber auch immer wieder Momente gegenseitiger Annäherung. Richard Dehmel, verheiratet mit Paula Dehmel, geborene Oppenheimer, hatte mit ihr zwei Kinder, verehrte damals auch die Dichterin Hedwig Lachmann; Ida, mit Leopold Auerbach verheiratet, war schwanger und bekam am 26.12.1895 ihren Sohn Heinz-Lux. Ungeachtet der persönlichen Situation führte Ida ihren Salon weiter und profilierte sich mit einer Spendenaktion für den mit Richard Dehmel eng befreundeten und hochverschuldeten Dichter Detlev von Liliencron.

Durch Fehlverhalten ihres Mannes konnte sich Ida als Erste aus ihrer Ehe befreien. Sie floh nach Bingen, wo sie einige Monate blieb. Ihr Vater empfand das Verhalten seiner Tochter skandalös. Ida gewann die Erkenntnis, dass sie von ihrem Vater keine finanzielle Unterstützung erwarten durfte, lediglich der Zinsen ihres Erbteils konnte sie sicher sein. Das eigentliche, ihr zustehende Erbteil blieb ihr wie auch ihrem Sohn – im Unterschied zu den anderen Enkelkindern – vorenthalten.<sup>527</sup> Sie kehrte nach Berlin zurück.

Dort versuchte Richard Dehmel mit ihr, Paula Dehmel und Hedwig Lachmann in Pankow gemeinsam zu leben; dieser Versuch scheiterte am Widerstand Paula Dehmels. Ida und Richard verließen gemeinsam Berlin und unternahmen eine längere gemeinsame Reise Ende 1899, die sie nach München, an den Bodensee und von da nach Italien und im April 1900 nach Griechenland führte.

<sup>527</sup> Das Testament von Simon Zacharias Coblenz datiert vom 21.03.1909; die von ihm getroffenen Regelungen waren in der Familie jedoch schon 1898 bekannt. Vgl. Hoffmann/Van Menxel, Bingen, Kap. 2.4; vgl. Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 36 f.



Auf der Rückreise erkrankte Ida schwer an Typhus, Richard Dehmel pflegte sie aufopferungsvoll. Nach ihrer Heilung und Konvaleszenz ließen sie sich in Heidelberg nieder, um sich von dort für drei Wochen nach London zu begeben, wo sie am 22.10.1901 standesamtlich heirateten.

### 3.3. IDA DEHMELE IN BLANKENESE

Die folgende biographische Skizze geht über die Autobiographie „Daija“ hinaus und umfasst die Zeit 1911 bis zu Idas Tod im September 1942. Die Darstellung der Gegebenheiten bis 1933 beruht fast ausschließlich auf Ida Dehmels Korrespondenz mit ihrer Schwester Alice Bensheimer und ihrer Nichte Emmi Marianne Gärtner. Für die Jahre 1933 bis 1942 liegt fast als einziges Zeugnis ihres Lebens Idas Korrespondenz mit ihrer Freundin Marie Stern vor.

Das Ehepaar Dehmel bezog vor allem auf Richard Dehmels Wunsch in Blankenese eine Wohnung mit Blick auf die Elbe, richtete sich mit Hilfe des belgischen Architekten Van de Velde ein. Für Ida begann eine neue Existenz an der Seite ihres geschätzten Dichters, dem sie alles opferte. Sie sah sich als seine Muse, seine Geliebte, seine Frau; seinen Interessen zu dienen, bestimmte – neben der mütterlichen Sorge um ihren Sohn Heinz Lux – ihren Lebensinhalt. Richard Dehmel, berühmt durch seine Gedichte, unternahm ausgedehnte Rezeptionsreisen, meist von Ida begleitet, in zahlreiche Großstädte Deutschlands und ins deutschsprachige Ausland. Sehr viele Begegnungen mit anerkannten Künstlern, mit denen sie sich während der Vortragsreisen trafen oder die das Paar in Blankenese besuchten, prägten diese Jahre. Richard arbeitete lange an einer Ausgabe seiner gesammelten Werke. Ida pflegte Freundschaften, kümmerte sich um ihren Sohn. Die Einnahmen der Rezeptionsreisen ihres Mannes erlaubten eine großzügige Lebensgestaltung. Zu Ostern 1912 konnten Ida und Richard Dehmel ihr neues Domizil beziehen, ein Haus, erbaut vom dem in Blankenese wohnenden Architekten Walter Baedeker. Olga Herschel, eine Bewunderin des Dichters, organisierte eine große Spendenaktion zu seinem 50. Geburtstag am 18. November 1913. Mit den Einnahmen gelang es, ihm das Haus zu übereignen, so dass er von Mietzinsen befreit war.

Doch begnügte sich Ida nicht mehr damit, nur im Schatten ihres Mannes zu wirken; sie organisierte Einladungen für ihre Blankeneser Freunde, gründete 1906 am Jungfernstieg einen Frauenklub, sogar um Bazar für Künstler kümmerte sie sich. Auch widmete sie sich künstlerischen Perlarbeiten,<sup>528</sup> um diese

---

528 Dies fand auch seinen Niederschlag in dem von ihr verfassten Gedicht „Das Perlgewebe“; vgl. Dehmel, Richard,

zu verkaufen. 1911 gab sie den Anstoß zu einer Sammlung für die in Not geratene Witwe des 1909 verstorbenen Dichters Detlev von Liliencron und seine Kinder und sorgte sich um die Herausgabe seiner Werke. Ab 1913 engagierte sie sich für das Frauenwahlrecht: Als Vorstandsmitglied und Aktivistin des „Norddeutschen Verbandes für Frauenstimmrecht“ bzw. der „Deutschen Vereinigung für Frauenstimmrecht“ hielt sie deutschlandweit Vorträge. Während des Krieges 1914–1918 und in der Nachkriegszeit ließ ihre Aktivität nicht nach.

Richard Dehmel hatte sich freiwillig als Soldat zum Militär gemeldet. Ida engagierte sich zunächst mit anderen Frauen in der Aktion „Liebesgaben“ für die Soldaten und bei den „Klebeheften“ (Zeitungshefte wurden zusammengeklebt und an die Front verschickt), bis zum Kriegsende arbeitete sie als Angestellte bei der Kriegshinterbliebenen-Fürsorgestelle in Hamburg. Sie zählte zu den Mitgründerinnen der „Frauenkünstlerhilfe“ in Hamburg und des „Frauenbund zur Förderung Deutscher Bildender Kunst“ (1916).

Im Januar 1917 erlebte Ida mit großer Trauer den Verlust ihres Sohnes, der in Frankreich fiel. Nach dem Tod ihres Mannes 1920 in Folge einer Kriegsverletzung galt ihre Sorge der Ordnung und Bewahrung seines literarischen Nachlasses sowie der Fürsorge für seine Kinder, die für längere oder kürzere Zeit im Dehmelhaus wohnten, weil sie keinen Beruf ausübten und daher über keine Einnahmen verfügten. Des Weiteren zeigten sie überhaupt kein Interesse für den literarischen Nachlass ihres Vaters, ja, verschmähten ihn sogar.

Um ihre prekäre finanzielle Lage zu lindern, griff Ida Dehmel wieder die 1910 angefangenen künstlerischen Perlarbeiten auf und gründete 1921 die „Dehmel-Stiftung“ und die „Dehmelgesellschaft“, die – allerdings ohne großen Erfolg – Werke Richard Dehmels in Luxusausgaben herausgaben, um den Unterhalt des Hauses zu finanzieren. Da die Stiftung nicht die Mittel zur Deckung des Unterhaltes des Hauses aufreiben konnte, suchte Ida Dehmel einen Ausweg: Es gelang ihr, das Dehmel-Archiv 1926 zu einem guten Preis der Stadt Hamburg zu verkaufen. Neben zunehmender finanzieller Sorgen, neben häufiger Sorgen um Richard Dehmels Kinder, die Miteigentümer des Dehmelhauses waren, belastete eine Augenkrankheit Idas Leben und schränkte sie in ihren Aktivitäten zunehmend ein. Trotzdem hielt sie mit großer Energie ihr Engagement für Künstlerinnen aufrecht durch die Organisation oder Anregung von zahlreichen Verkaufsausstellungen für kunstschaaffende Frauen, die 1926 in der Gründung der Hamburger GEDOK mündeten, deren erste Vorsitzende Ida Dehmel wurde. Durch Reisen quer durch Deutschland gelang es ihr, ihre Idee auch in anderen Städten zu verbreiten, so dass es zu mehreren GEDOK-Gründungen kam.

Nach der Machtergreifung der NSDAP 1933 musste sie den Vorsitz der GE-DOK abgeben, die Organisation wurde als ReichsGEDOK gleichgeschaltet und in Nazi-Hände überführt. Ida lebte danach als Jüdin sehr isoliert und zurückgezogen. Da ihre 1935 verstorbene Schwester Alice Bensheimer Ida in ihrem Testament als Entschädigung für das Unrecht durch die Vorenthaltung des Erbteils durch ihren Vater großzügig bedacht hatte, konnte sie mehrere große Kreuzfahrten unternehmen, die ihr die Möglichkeit gaben, der Welt der Nazis zu entgehen. So verbrachte sie 1935, 1936, 1937 und 1938<sup>529</sup> die meiste Zeit auf Kreuzfahrt, kehrte allerdings immer wieder zum Dehmelhaus zurück, zuletzt 1938. Als Witwe des Dichters Richard Dehmel genoss sie zwar eine gewisse Protektion bei den Regierungsstellen in Berlin, fühlte sich jedoch unsicher und befürchtete die Deportation. In den letzten Lebensjahren trösteten sie sowohl die Brieffreundschaft mit dem jüngeren Hauptmann Gerhard Scholtz (bis 1940), der ihr beim Schreiben von „Daija Letzte Fassung“ behilflich war, als auch mit ihrer altvertrauten Schwalbacher Freundin Marie Stern.<sup>530</sup> Einsam, verbittert, schwer krank und unter schlimmen Schmerzen leidend, setzte sie, der Überlieferung nach, ihrem Leben am 29. September 1942 ein Ende.

Die Beschreibung des wechsel- und schicksalhaften Lebens Ida Dehmels mit seinen Höhepunkten, aber tragischen Momenten mag wohl mehr oder weniger bekannt sein, aber sie dient vor allem dazu, sich besser des Hintergrundes zu vergewissern, in dem sich die Überarbeitung der Autobiographie „Daija“ zur Autofiktion vollzog. Daher betrachten wir die jeweilige Fassung von „Daija“, um diese in die jeweilige Lebenslage Ida Dehmels einzuordnen, sie in ihrer Eigenart zu erfassen und die Unterschiede herauszuarbeiten.

529 Vgl. Vogel, Dehmelhaus, S. 271 f.

530 Marie Josephine Stern, geb. Linke wurde am 12.02.1880 als Tochter der Eheleute Albert Linke und Gertrud, geb. Eilender in Köln geboren, heiratete am 31.08.1905 in Bad Schwalbach Bolko Stern (\*28.07.1863 †30.12.1937); das Ehepaar wohnte in Bad Schwalbach, Martha-von-Opelweg 8. Marie Stern verstarb am 28.05.1971 im Kreis-krankenhaus Bad Schwalbach. – Information Dr. Martina Bley-mehl-Eiler, Museumsleiterin/Geschäftsführerin Bad Schwalbach am 27.09.2024. Bolko Stern, ein Bewunderer Richard Dehmels transkribierte ca. 1925 den Briefwechsel Richard und Ida Dehmel 1895-1918, gab 1926 das Buch „Stunden mit Richard Dehmel“ heraus und engagierte sich bei der Gründung der Dehmel-Stiftung.

## 4. Chronologie und Charakter der „Daija Urschrift“

In einem dunkelroten bis bräunlichen Band mit marmorierten Einsätzen zusammen gebunden mit am Ende noch ca. 50 leeren Blättern befinden sich im Dehmel-Nachlass zwei Manuskripte, jeweils mit unterschiedlichen Handschriften auf liniertem Papier: Auf einem Vorblatt steht oben als Überschrift: *Urschrift der „Daija“*, in der folgenden Zeile „verfaßt von Ida Dehmel“. Darunter notierte sie eine kurze Schenkungsnotiz an Dr. G. Scholtz (ohne Datum) und einen Widerruf der Schenkung mit Datum 10. Mai 1941 sowie unten den Vermerk: „Es existiert von dieser Handschrift keine Kopie. Blankenese, Dehmelhaus 8. Mai 1940.“ Danach findet sich der Vermerk „Heidelberg, 10. Juli 1901“. In der bekannten Schrift Ida Dehmels, teilweise doppelseitig beschriftet, folgt die „Urschrift der Daija“ (S. 1–152).

Mit neuer Seitennummerierung schließen sich ohne Titel Tagebuchnotizen an (S. 1–159), die die Zeit vom 27.08.1900 bis zum 14.05.1911 (bis S. 110) abdecken; mit der Überschrift „Mein geliebter Junge“ folgen Notizen aus dem Zeitraum vom 12.06.1918 bis zum 14.12.1918. Eine sehr sorgfältige, ganz regelmäßige Schrift – man kann sie durchaus als Schönschrift charakterisieren – prägen diese Tagebuchnotizen, die mit den Worten: „Vergänglichkeit Du Donerwort“ beginnen.

Bleiben wir bei der „Urschrift“. Sie besticht inhaltlich zu Beginn durch direkte Ansprache und unmittelbare Daten: „Heidelberg 10. Juli 1901“ und „Mein geliebt Meiner“, womit Idas Mann Richard Dehmel gemeint wird. Diese Anrede wiederholt sie mehrmals im Manuskript, so dass die „Urschrift“ manchmal den Charakter eines Briefes bzw. eines Dialogs erhält.<sup>531</sup> Die Erzählung erfolgt in der Ich-Form, Pseudonyme sind nicht vorhanden, Eigennamen werden mit Hilfe einer Initiale kaschiert oder nicht verwendet. Häufige Reflexionen unterbrechen den Erzählfaden. Nach der Einleitung (S. 1–5) setzt die Erzählung des Lebens Daijas ein, beginnend ab ihrer Geburt mit Episoden aus ihrer Kindheit, der Schilderung ihrer Familie und ihrer Schulzeit sowie ihrer Jahre im Brüsseler Pensionat; ihre jungen Jahre in Bingen schildert die Erzählerin mit vielen Details, so dass eine lebendige Erzählung entsteht, die auch ihre Freundschaften

531 Vgl. Urschrift, S. 5, S. 17, S. 22, S. 31 und S. 117. Aber auch Idas Schwester Alice Bensheimer (S. 125 und S. 132) und der Dichter und Freund Alfred Mombert (S. 135) werden direkt angesprochen.

mit Männern einbezieht. Ausgespart bleiben jedoch, wie es zu ihrer Heirat und der Scheidung von ihrem ersten Mann kam sowie ihre lebensverändernde Begegnung mit Richard Dehmel.

Stark assoziativ, den Gedanken folgend, das Passende aus den Erinnerungen verbindend, fehlt der „Urschrift“ eine klare chronologische Struktur. Am Ende (S. 130–152) folgen moralisierende Betrachtungen, Fragen und – von Beispielen begleitet – Reflexionen über unglückliche und glückliche Ehen und Warnungen vor übereilten standesgemäßen Ehen. Wie „Daija Letzte Fassung“ endet die „Urschrift“ relativ abrupt, so dass das Gefühl eines unabgeschlossenen Werkes haften bleibt.

Ein Blick in die Handschrift der „Urschrift“ zeigt, dass Ida Dehmel mehrere Korrekturgänge im Manuskript vornahm, erkennbar an Ergänzungen, Änderungen und Streichungen im ursprünglichen Text (vgl. Abbildung: „Urschrift“). Da das Schriftbild fast überall konstant blieb, lassen sich diese Änderungen nicht datieren. Es gibt also nicht eine, sondern mehrere Phasen in der Abfassung der „Urschrift“. Der in der hier vorliegenden Edition abgedruckte Text entspricht der „Urschrift“ in ihrem letzten Zustand, wobei die Änderungen, Einfügungen, Streichungen nicht vermerkt werden, um die Lesbarkeit nicht zu beeinträchtigen.

Im Unterschied zu „Daija Letzte Fassung“ datierte Ida in der „Urschrift“ Begebenheiten. Bekannt ist, wie zu Beginn der „Urschrift“ mit dem Datum 10. Juli 1901 angegeben, dass Ida und Richard 1901 vorübergehend in Heidelberg wohnten. Wenn wir nach weiteren direkten oder indirekten Zeitreferenzen in der „Urschrift“ schauen, findet sich eine relativ reiche, überraschende Ernte:

- S. 1 unten in einem durchgestrichenen Vermerk: „soweit ich schon mitkommen kann 9. Nov. 1901.“
- S. 10: „7. Aug. 1901. Jetzt da ich in Bingen bin [...].“
- S. 22: „5 Feb. 1902“: um diese Zeit wohnten Ida und Richard Dehmel schon in Blankenese, wie aus ihren Briefen ersichtlich ist.
- S. 47: „Da Du gerade heut an der 7.ten Romanze des dritten Theiles der Zwei Menschen arbeitest [...]“. Bekannt ist, dass Ende 1902 die Redaktion der „Zwei Menschen“ abgeschlossen war.
- S. 63: Ida Dehmel erwähnt, was unmittelbar nach dem Tod ihrer Mutter 1878 geschah: „Jetzt, fast 23 Jahre später, kann ich wohl [...]“. Dies heißt, dass sie diese Zeilen ca. 1908 verfasste.
- S. 102: „Als mich im letzten Jahr (1920) ein dicker Herr im Pelz auf der Strasse ansprach [...].“
- S. 121: „Und meine beiden Freunde [...] in einem Atem zu nennen, der in

Nürnberg unbekannt gestorbene Rechtsanwalt [...] L.S. war mein Toggenburg [...].“ Der Rechtsanwalt Leo Seligmann, ein Freund Idas in ihrer Jugendzeit, verstarb 1918.

- S. 130: Nach einem Bericht, zurückblickend auf den Beginn einer Freundschaft, die ca. 1890 geschlossen wurde, als Ida noch in Bingen lebte, schreibt Ida in der „Urschrift“: „Heute, nach 27 Jahren darf ich sagen: Freunde fürs Leben“.

Aus diesen Angaben ergibt sich: Ida Dehmel begann 1901 die „Daija Urschrift“, die Redaktionsarbeiten erstreckten sich mindestens bis zu den Jahren 1918/1919, sicherlich mehrfach für längere Zeit unterbrochen und wieder aufgenommen.

Anders ausgedrückt: Die „Urschrift“ beinhaltet schriftlich festgehaltene Episoden, die später zu einem Buch zusammengebunden wurden, das Ida Richard Dehmel schenkte.<sup>532</sup> Sie selbst bezeichnete diese erste Fassung, als sie „Daija Letzte Fassung“ redigierte, als „Urschrift“ auf der ersten Seite; dies lässt die Schrift der Schenkung am 8. Mai 1940 an Dr. Gerhard Scholtz erkennen.

Ida Dehmel scheint die Angabe chronologischer Daten wichtig gewesen sein, um den Eindruck zu erwecken, eine zuverlässige Autobiographie und keine Autofiktion vorzulegen. Dies betonte sie mehrmals in ihren Ausführungen. Als Beispiel hierfür sei eine Stelle zitiert, in dem sie von dem intimen Moment ihres ersten Liebeserlebnisses spricht:

„Wir setzten uns an den Rand einer Wiese, er zog mich sanft an sich und küßte mich. So wahr wie dieses ganze Buch ist, so wahr will ich von dieser Minute sprechen. Bis hierher war ich meiner unbewußt gegangen. Dieser eine reine innige Kuß machte mich zum Weib.“<sup>533</sup>

Diese Aussagen verdeutlichen, dass die „Urschrift“ unzweifelhaft biographischen Charakter aufweist und zur Gattung der Autobiographie gehört. Die Autorin erzählt, rückblickend auf die eigenen Lebenserfahrungen, ihre persönliche Entwicklung und bemüht sich um wahrheitsgemäße Schilderung ihrer Erlebnisse, ergänzt diese allerdings unregelmäßig bis zum Ende der „Urschrift“ durch

532 Höpker-Herberg, Frau Isi, S. 110: „Dehmel zum Geschenk ließ Frau Isi 1901 ein voluminöses Notizbuch in Folioformat binden.“

533 Urschrift, S. 106. Drei weitere Beispiele finden sich noch in der „Urschrift“: Im Blick auf ihre weit verzweigte jüdische Familie hielt sie fest: „Dies sag ich nicht so hin, damit ein schöner Satz dasteht; dies ist wahr.“ (S. 13) – Bei der Schilderung einer Episode aus dem Leben ihrer Pariser Großmutter stellte sie heraus: „Wann, wo und wie weiß ich nicht mehr, aber wahr ist es.“ (S. 23) – Die Darstellung einer harten Bestrafung nach einer angeblichen Lüge beglaubigte sie durch die Feststellung: „Was ich hier erzählt habe, ist wortwörtlich wahr, nichts dazu erfunden, nichts weggelassen.“ (S. 87)

innere Monologe, Reflexionen und Aufrufe.<sup>534</sup>

Ida Dehmel legte großen Wert darauf, ihre Kindheits- und Jugenderinnerungen niederzuschreiben. Mehrmals in ihrem Leben kehrte sie zum Schreibtisch zurück, so dass sich die Frage, die an dieser Stelle zunächst offenbleiben muss, aufdrängt: Welche Motivation und Intention bewegte sie dazu?<sup>535</sup>

---

534 Diese stilistische Änderung findet sich ab S. 131.

535 Vgl. hierzu: Kapitel 8.

## 5. Chronologie von „Daija Letzte Fassung“

### 5.1. ERSTE ANNÄHERUNG

„Daija Letzte Fassung“ liegt mit 171 einseitig maschinengeschriebenen Blättern, jedes mit 3 perforierten Löchern am linken Blattrand und insgesamt mit einer braunen Kordel verschnürt, in einem ockerfarbenen Ledereinband vor. Die leicht gebräunten Blätter des sauberen Typoskripts sind gut leserlich. Das Typoskript enthält zwei unterschiedliche Texte: „Daija Letzte Fassung“ (S. 1–162) sowie den Anhang „Aus Daijas Tagebüchern“ (S. 162a–171). Diese Lebenserinnerung Ida Dehmels mit der dreizeiligen Überschrift „Ida Dehmel – Daija – (letzte Fassung)“ auf der Vorderseite weist stark narrativen Charakter auf. In 14 Kapiteln erzählt Ida Dehmel unterschiedliche Episoden aus dem Leben Daijas, beginnend mit ihrer Kindheit in Bingen und Ereignissen im familiären Umfeld; sie schildert ihre Zeit in einem Brüsseler Pensionat und ihre unglücklichen Jahre danach als junge Frau in Bingen, ihre ersten Lieben und Freundschaften mit Männern, ihre Verheiratung nach Berlin sowie ihre entscheidende Begegnung mit Richard Dehmel bis zu ihrer gemeinsamen Niederlassung in Blankenese. Während sie die Lebensphasen bis zu ihrer Heirat mit dem Berliner Kaufmann Leopold Auerbach ausführlich schildert, berichtet sie nur sehr knapp die Geschehnisse in den letzten Monaten vor der Niederlassung des Liebespaares Dehmel-Coblenz an der Elbe.

In „Daija Letzte Fassung“ finden sich weder Jahreszahlen noch chronologische Angaben zu einzelnen Ereignissen. Schon Höpker-Herberg kennzeichnete „Daija“ als „Schlüsselroman“,<sup>536</sup> da Ida Dehmel die handelnden Personen unter Pseudonymen mit glaubhaften und realistischen Anekdoten im Roman auftreten lässt; auch fehlen moralisierende Reflexionen. Wer die „Urschrift“ kennt, dem stellt sich die Frage: Warum veränderte Ida Dehmel ihre Autobiographie zu einer Autofiktion, die sie abrupt enden lässt?

Ida Dehmel stellte „Daija Letzte Fassung“ ein ängstliches Zitat aus einem Paulus-Brief des Neuen Testaments voran: „Nicht, dass ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte“ (Philipper 3,12).

<sup>536</sup> Höpker-Herberg, Frau Isi, S. 104, S. 109 f.



## 5.2. CHRONOLOGISCHE BESTIMMUNG

Die Umarbeitung der „Urschrift“ in „Daija Letzte Fassung“ vollzog sich in zwei Zeitabschnitten, wie aus dem Briefwechsel Ida Dehmels mit ihrer Schwester Alice Bensheimer und ihrer Schwalbacher Freundin Marie Stern ersichtlich ist.

### 5.2.1. 1925–1930

Die sehr umfangreiche Korrespondenz Idas mit ihrer ältesten Schwester Alice Bensheimer umfasst die Jahre 1889 bis 1930 mit über 700 Briefen, wobei zu bedenken ist, dass Ida Dehmel große Teile der Korrespondenz 1942 vernichtete, wie sie ihrer Nichte Alice de Boer in dem in Privatbesitz befindlichen Brief vom 25.04.1942 berichtete.<sup>537</sup> Lediglich 1925/1926 sowie 1930 fand „Daija“ in dieser umfangreichen Korrespondenz Erwähnung.

Der erste Hinweis auf die Aufnahme redaktioneller Tätigkeit für eine neue „Daija“-Fassung findet sich in dem Brief Ida Dehmels an Alice Bensheimer vom 28.03.1925 aus Bad Liebenstein, wo sich Ida im März wegen ihrer Augenkrankheit zur Kur in der Pflege des damals sehr berühmten Arztes Dr. Wiser befand:

„Liebes! Ich zwinge mich zu einer Postkarte an Dich; denn Daija hat mich ganz mit Beschlag belegt. Heut früh schrieb ich von 6 bis 20 nach 8. Will heut Wiser<sup>538</sup> fragen, wie lang ich schreiben darf.“<sup>539</sup>

Einige Monate vergehen, bevor sie erneut Alice aus Blankenese am 11.07.1925 informierte:

„Vorgestern hat die kl. Daija zum ersten Mal vor ihrem 5. Geburtstagstisch gestanden, aber gestern mußte schon pausiert werden, weil Ursel<sup>540</sup> abgereist ist.“<sup>541</sup>

Am 21.08.1925 schrieb sie wieder aus Bad Liebenstein an Alice:

„Daija läßt grüßen u. gute Besserung wünschen. Heut früh hat sie, schon vor

537 Diese Tatsache und die Bedenken, die Ida dabei äußerte, teilte sie auch in dem Brief am 23.03.1942 ihrer Freundin Marie Stern mit (SUB : DA : Z : Br : De 82.547). Vgl. hierzu: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 5.

538 Maximilian Graf von Wiser war Idas behandelnder Augenarzt (1861–1938) in Bad Liebenzell bis 1928, danach in Bad Eilsen.

539 SUB : DA : Z : Br : De : 81.481 ( Postkarte); vollständiger Text in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 726 f.

540 Ursel: Ursula, die Frau Heinz Peter Dehmels, des Sohnes von Paula und Richard Dehmel.

541 SUB : DA : Z : Br : De : 81.492 (Postkarte); vollständiger Text in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 744 f.

dem Bad, eine katholische Prozession in Erdingen beschrieben; morgen früh kommt die Synagoge dran.“<sup>542</sup>

Schon im Oktober (20.10.1925) berichtete Alice über eine erste Lesung von „Daija“, verbunden mit redaktionellen Hinweisen:

„Soeben bin ich mit Vorlesen der Daija fertig geworden. Iddache, es ist wunder - wundervoll. Ich habe mich immer wieder bemüht, objektiv zu urteilen; soweit es mir gelang, mußte ich mir aber sagen, das Werk müsse auch dem ganz Fremden tiefe Eindrücke machen. Wir waren beide einfach traurig, als es fertig war. Wie Du die Binger Prozessionen schilderst, das ist ein Kunstwerk – ich fühlte den Duft des Weihrauchs.“<sup>543</sup>

Bereits 2 Tage später antwortete Ida und reagierte auf redaktionelle Hinweise ihrer Schwester mit dem Hinweis, dass sie im Moment mit dem Weiterschreiben ins Stocken geraten sei:

„Leider kann ich Dir vorläufig nichts schicken; Du hast es dort soweit es in die Maschine geschrieben ist. Für die Daija fehlt mir augenblicklich Frl. Bickel nicht sehr – umsomehr für die Post – da es sehr langsam geht. Ich glaube aber, daß ich jetzt die schwierigste Stelle hinter mir habe – [Seite 2]bis wieder neue Hindernisse kommen.“<sup>544</sup>

Im gleichen Brief spürt man aber, dass Ida der Weiterbearbeitung große Bedeutung zuschrieb:

„Ja, ich möchte doch noch leben, bis ich dies zu Ende geschrieben. Irre Dich nicht, Liebes, solche Bücher sind schon zu Tausenden da. Ich bin keine bildende Künstlerin, nur eine Frau, die ihr Leben außerordentlich intensiv gelebt hat, u. die sehr gewissenhaft mit dem Wort umgeht.“<sup>545</sup>

Am 21.12.1925<sup>546</sup> beschwerte sich Ida, dass ihr für „Daija“ die Zeit fehle, aber am 19.08.1926, also ca. ein  $\frac{3}{4}$  Jahr später, scheint eine neue „Daija“-Fassung wenigstens zum Teil fertig zu sein, sogar Kopien verfügbar. Dem befreundeten Ver-

542 SUB : DA : Z : Br : De : 81.493, S. 4; vollständiger Briefftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 745 f.

543 SUB : DA : Z : Br : De : 81.498, S. 1. vollständiger Briefftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 750.

544 SUB : DA : Z : Br : De : 81.497, S. 1; vollständiger Briefftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 750 f.

545 SUB : DA : Z : Br : De : 81.497, S. 2; vollständiger Briefftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz S. 750 f.

546 SUB : DA : Z : Br : De : 81.503, S. 1: „Die Zeit reichte nicht.“; vollständiger Briefftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 758 f.

leger Kirstein,<sup>547</sup> der sich zur gleichen Zeit wie Ida in Marienbad befand, gab Ida ein Exemplar von „Daija“ zu lesen. Sie berichtete am 19.08.1926 ihrer Schwester:

„Dann etwas was Dich verblüffen wird. Ich gab Kirstein die Daija. Da er Skeptiker ist u. als Verleger immer Bücher als Ware ansieht, versprach ich mir wenig. Er war so ergriffen, daß er vor Aufregung fast weinte, mit mir, sagt er, könne er noch nicht darüber sprechen. Zu Fr. R. sagte er, er könne es nur mit den „Buddenbrocks“ vergleichen.“<sup>548</sup>

Von Oktober bis Dezember 1926 arbeitete Ida immer noch an „Daija“:

„Heute also die Daija, wobei ich gleich bemerken will, dass die erste Hälfte der 11. Seite noch wesentlich geändert wird. Ich konnte diese Blätter noch nicht numerieren [sic], weil das vorige Kapitel noch nicht ganz fertig geschrieben ist.“ (Beginn Oktober 1926).<sup>549</sup>

„Neuen Daija-Mut hat mir gemacht, daß m. Sekretärin mir sagte, wenn ich mal was diktiere davon, müsse sie immer den ganzen Abend an das arme Mädchen denken.“ (14.10.1926).<sup>550</sup>

„Mal schnell einen Handzettel während Frau M. Daija tippt. Ich bin plötzlich sehr fleißig, jede Minute, die versäumt wird, tut mir leid.“ (15.10.1926).<sup>551</sup>

„Heut habe ich viel von Dir diktiert; [...] Es geht ~~ih~~ Dir aber gut bei mir. Herzlichst. [...]. Wir schreiben die Daija noch mal ganz ins Reine. Du krigst [sic] dann ein tadelloses Expl Wunschzettel folgt.“ (12.11.1926).<sup>552</sup>

„Daija wird drum doch nicht ganz vernachlässigt: inzwischen ist ja das Ganze noch einmal abgeschrieben worden und gestern nachmittag haben wir zu viert gegessen und die endgültige Korrektur begonnen.“ (07.12.1926).<sup>553</sup>

547 Gustav Kirstein (1870–1934), der Kunstsammler, Verleger und Unterstützer der Dehmels und seine Frau Cläre (1885–1939) zählten u.a. 1921 zu den Mitbegründern der „Dehmel-Gesellschaft“.

548 SUB : DA : Z : Br : De : 81.522, S. 3; vollständiger Briefftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 783 f.

549 SUB : DA : Z : Br : De : 81.533, S. 1; vollständiger Briefftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 790.

550 SUB : DA : Z : Br : De : 81.529 (Postkarte); vollständiger Briefftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 791 f.

551 SUB : DA : Z : Br : De : 81.530, S. 1; vollständiger Briefftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 791 f.

552 SUB : DA : Z : Br : De : 81.536 (Postkarte); vollständiger Briefftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 796 f.

553 SUB : DA : Z : Br : De : 81.538, S. 1; vollständiger Briefftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 799. Diese Korrektur zu viert ist durch unterschiedliche Kopien möglich. Schon seit 1901 besaß Ida eine „Copierpresse“; vgl. Brief Ida Auerbach an Simon Zacharias Coblenz vom 15.01.1901: „Jetzt wird die Copierpresse mit diesem Brief eingeweiht.“ SUB : DA : Br : BKB I : Bl. 1–2 (aus konservatorischen Gründen gesperrt). Hinweis Heike Carstensen.

Diese Briefäußerungen sind zugleich die letzten über die Redaktionsarbeit an „Daija“ in den Jahren 1925–1926. Es lässt sich nicht genau feststellen, wie weit sie im Schreibprozess gekommen war und ob sie ihre Berliner Jahre schon einbezogen hatte. Interessant ist noch die Erwähnung am 22.10.1925, dass Alice nach Erhalt sofort Idas Manuskript daktylografierte,<sup>554</sup> da dies darauf hindeutet, dass Ida Dehmel an weiteren Ratschlägen interessiert war, eine Beobachtung, die die Unterredung mit Dr. Bauer<sup>555</sup> bestätigt.

Im Sommer 1930 meldete sich der Stresemann-Biographe Dr. Bauer bei Ida und blieb für eine kurze Zeit bei ihr zur Miete. Am 29.07.1930 berichtete Ida ihrer Schwester über ein Gespräch mit Dr. Bauer über den Katholizismus und die Suggestivkraft der Prozessionen. Mögliche Schlussfolgerungen in Bezug auf Idas spätere Redaktionsarbeiten erfordern, den Brief fast vollständig zu zitieren:

„Jch [sic] erzählte ihm von der Daja. Er wollte die Stelle gern lesen, ich gab ihm das Manuskript in die Hand und sagte: wenn Sie das Ganze lesen wollen, soll es mir auch recht sein. Nach ein paar Stunden kam er zu mir, Du wirst lachen, aber das einzigste Wort, das ich dafür finde, ist: in weihevoller Stimmung. Er sagte: Wissen Sie denn nicht, dass Sie da eine grosse ernste gute Dichtung geschaffen haben? Es gibt überhaupt noch kein Buch, in dem die Entwicklung einer weiblichen Seele so dargestellt ist! Dieses Kind ist unvergesslich. – Kurz er hat mir einen Riesenmut gemacht. Wir haben stundenlang darüber gesprochen, gingen ganz friedlich zum Abendessen aus. [...]. Er hat mich überzeugt, dass das, wovon ich mich so fürchtete, weil es für die jetzige Generation veraltet ist ‚Die Verteidigung der Festung‘, wie Gossmann einmal zu mir sagte,<sup>556</sup> ganz nebensächlich ist. Dass das alles objektiv und richtig unwichtig ist, weil es sich bei der Daja ja nur um die Entwicklung ihres persönlichen Wesens handelt. Jch [sic] kann also die ganze Affaire Mars in ein paar Seiten abtun. Wichtiger noch: ich brauche, was mir ja die Quintessenz des Buches schien, die nonnenhaften erotischen Bindungen unserer Jugendzeit auch gar nicht zu objektivieren. Damit fallen die Schwierigkeiten, die [eingefügt: mich] am Weiterschreiben verhinderten: die Probleme einer Seele veralten nie, die Sitten einer Epoche werden auf den Kehrthauflaufen geworfen. Jch [sic] habe also seit Sonntag Abend nur Daija [Ende des Typoskripts].“<sup>557</sup>

554 SUB : DA : Z : Br : De : 81.497, S. 1; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 750.

555 Dr. Heinrich Bauer (Lebensdaten unbekannt) war Autor der Biographie „Stresemann. Ein deutscher Staatsmann“, 1930 erschienen.

556 Hier erwähnt Ida Dehmel den Mediziner Dr. Gassmann und eine Episode, die sie in der „Urschrift“ erzählte (S. 131 f.).

557 SUB : DA : Z : Br : De : 81.662, S. 1 f; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 949 f.

Kurz zusammengefasst bedeuten diese Darlegungen, dass Ida Dehmel von einer Schreibblockade berichtet, weil sie bei den „nonnenhaften erotischen Bindungen“ und ihrer weiteren Behandlung Ratlosigkeit befallen hat.

Die Erwähnung der „Affäre Mars“<sup>558</sup> macht hier stutzig. In der „Urschrift“ berichtete Ida von ihrer Enttäuschung (S. 127b–129), sprach von „Trümmern“, auf welchen sie sitze (S. 129); in „Daija Letzte Fassung“ klingt es ähnlich:

„Das musste ausgelöscht werden von ihrem Leben“ (S. 95), oder „Daija hatte sich von einem Wüstenbrand gerettet.“ (S. 96). Am nächsten Tag aber schon, also unmittelbar danach, traf Claus Torsting auf Daija, was zum Beginn einer jahrelangen Freundschaft führte. Ist dies die Nahtstelle, an der Ida Dehmel nicht weiterschreiben konnte?

Nach dem Gespräch mit Dr. Bauer nahm Ida Dehmel mit Schwierigkeiten die weitere Bearbeitung von „Daija“ wieder auf, wie sie ihrer Schwester berichtete:

[...] „habe gestern wieder beim ersten Buchstaben zu lesen angefangen, natürlich wieder tausenderlei zu verbessern gefunden, aber ich muss ja wieder in den Stil hineinkommen. Dr. B. meint, ich solle das Kapitel Berlin etwas ausführlicher machen, die Art der Geselligkeit etwas breiter schildern; da wollte man einfach mehr erfahren. Aber sonst hatte er nichts auszusetzen, tatsächlich nichts. Der Mann hat bestimmt kein Wort gesagt, um mir Komplimente zu machen. Er war wirklich ergriffen.“ [undatiert, 08.1930].<sup>559</sup>

Ob Ida tatsächlich dazu kam, in diesen Jahren nochmals an „Daija“ zu arbeiten, lässt sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Erwähnung verdient eine Lesung bzw. ein Vortrag Idas Dehmels in Hamburg am 26.03.1931 über ihr Werk, womit sicherlich „Daija“ gemeint wird.<sup>560</sup> Es scheint unbestreitbar, dass „Daija“ in Ida Dehmels Gedanken in all den Jahren lebendig geblieben war und sie immer wieder zum Weiterschreiben drängte, verbunden mit der Sorge, an einer Endfassung zu scheitern. Als Zeugnis dieser Sorge liest sich der Brief Idas vom 29.12.1931 an ihre Freundin und Gedok-Mitstreiterin Anna Maria Darboven:<sup>561</sup>

„Ich quäle mich eigentlich dauernd mit dem Zwiespalt, in den mich mein Amt als Vorsitzende der Gesamtgedok und anderseits der Wunsch meine

558 Vgl. Urschrift, S. 125–130; Daija Letzte Fassung, S. 91–96.

559 SUB : DA : Z : Br : De : 81.671, S. 1; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 950 f.

560 Zeitungsartikel von Johanna Gennrich in den „Lüneburgischen Anzeigen“ vom 21.03.1931: „Ida Dehmels autobiographischer Roman“. Hinweis von C. Vogel am 18.07.2024.

561 Hinweis von C. Vogel am 11.04.2024 und Dank an M. Amtstätter für die unkomplizierte Kopie.

„Daija“ weiterzuschreiben, stürzt. Keinesfalls behalte ich den Gesamt-Vorsitz über die nächste General-Versammlung hinaus. [...]. Ob ich freilich Hamburg behalten kann, wenn ich mich erst ganz wieder in die Daija versenke, das vermag ich noch nicht zu sagen. Es liegt in meiner Art das, womit ich mich beschäftige, kaum mit den Gedanken zu verlassen. Es wäre aber eine Sünde gegen mich selbst, wenn ich der Daija nur ein geteiltes Herz schenken könnte.“<sup>562</sup>

Die dramatischen Ereignisse und die Umwälzungen 1933 hielten Ida sicherlich von „Daija“ fern.

### 5.2.2. 1939–1942

Bolko Stern (1866–1937), ein Bewunderer Richard Dehmels, und seine Frau Marie<sup>563</sup> (geb. 1880–1971) wohnten in Bad Schwalbach, wo Bolko als Arzt praktizierte. Seit 1904 ging Ida Dehmel mehrmals nach Schwalbach zur Erholung und Kur.<sup>564</sup> Nach dem Tod Richard Dehmels wurde Marie Stern die vertraute Freundin Idas und blieb es bis zu Idas Tod. Zahlreiche Briefe zwischen Ida und ihrer „Sternmarie“ zeugen davon, dass Ida, die nach ihren Weltreisen bis zum Sommer 1938<sup>565</sup> aus Deutschland nicht mehr herauskam, von Herbst 1939 bis 1942 wieder an der Vollendung von „Daija“ arbeitete<sup>566</sup> und Marie Stern in die Redaktionsarbeit einbezog.

Auf einer Postkarte vom 16.11.1939 beschwerte sich Ida über ihre Herzschwäche, aber:

„Und doch und doch und doch [sic] will ich versuchen die Daija noch zu Ende zu schreiben.“<sup>567</sup>

Zusammen mit ihren Weihnachtsgrüßen 1939, wieder auf einer Postkarte, erklärte Ida ein paar Wochen später, wie es zur Wiederaufnahme ihrer Weiterarbeit an „Daija“ kam:

„– Denk Dir, ich habe vor einiger Zeit die Daija wieder aufgenommen. Nach einer Pause von 15 Jahren konnte ich plötzlich den Faden weiter [?] spinnen] u. Niemand kann erraten wo die große Pause liegt. Ich glaube, daß Bolko

562 SUB, NAMD (Nachlass Anna Maria Darboven).

563 Vgl. Kap. 3, Anm. 528.

564 Vgl. Register der Abfassungsorte Ida Dehmels Briefe, in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 1126.

565 Am 29.03.1938 hatte Ida Marie Stern noch einen Brief aus Sidney geschrieben (SUB : DA : Z Br : De : 82 : 488).

566 Vgl. Höpker-Herberg, Frau Isi, S. 110; vgl. Höpker-Herberg, Ausstellung 1970, S. 3.

567 SUB : DA : Z : Br : De 82.500 (Postkarte).

sich darüber freuen würde. Ich schreibe jeden Morgen daran, länger als bis 4. wenn ich nicht schlafen, u. so ist 4 Stunden lang und nächtliche trüchtige Wille um mich. Wenn es auch vielleicht noch viele Jahre im Verborgenen bleibt, der Weltenraum verliert nichts, und einst [recto] wird kommen der Tag –“<sup>568</sup>

Am 27.01.1940 berichtete Ida von ihrem Geburtstag, erwähnte die Hilfe, die sie inzwischen von einem Freund für „Daija“ erhalten hatte, und bezog dabei auch Marie Stern in die Arbeit an „Daija“ ein:

„Wenn man das ungeheuerliche Weltgeschehen bedenkt, so ist es fast ein Wunder wie meine Gesundheit sich gefestigt hat. Ob das der Verdienst meiner Daija ist? Ich wache, was doch zu früh ist, jede Nacht um 3 Uhr spätestens um 4 Uhr auf. Dann beginnt das Schreiben. Bis zu Dehmels Erscheinen<sup>569</sup> ging es fließend, jetzt arbeite ich sehr langsam, jetzt lege ich jedes Wort auf die Goldwage. Schon bis der Name gefunden war, dauerte es Wochen. Seit gestern erst ist es entschieden. Rüdiger Demmingk heißt er. Gefällt dir der Name? Mein Freund<sup>570</sup> hatte mir 88 zur Auswahl abgeschrieben. Diesen habe ich dann gewählt. Ich lege dir die Liste bei. Rüdiger behalte ich auf jeden Fall. Wenn Du durchaus gegen Demmingk oder Demminck bist, mache mir einen anderen Vorschlag. D und 2silbig muß es sein.“<sup>571</sup>

Mit eigenen Vorschlägen antwortete Marie Stern relativ schnell. Ida reagierte ablehnend am 06.02.1940:

„Aber ich kann deine Vorschläge nicht annehmen. Reinhardt ist mir zu romanhaft und [?Thämel] ganz unmöglich, das [Ä] ist scheußlich und das schleppende h passt auch nicht. Die Erleuchtung für den Vornamen kam mir vor ein paar Tagen, als ich bei seinen Büchern stand: Michael. Er hat doch den Michel Michael glühend geliebt. Nur der Nachname bleibt dann Mingk. Ich brauche das männliche Energische. Der Name liegt mir im Rhythmus u. im Klang.“<sup>572</sup>

Im Juli und August 1940 blickte Ida zurück, „Daija“ scheint abgeschlossen:

568 SUB : DA : Z : Br : De 82.501 (Postkarte).

569 Dies entspricht in etwa der Darstellung in „Daija Letzte Fassung“ (S. 112 ff.).

570 Gemeint ist Dr. Gerhard Scholtz; vgl. Titel der „Urschrift“ und den dortigen Exkurs. Dies ist eine Anspielung auf sein Schreiben vom 16.01.1940, das im Exkurs als Auszug zitiert wird.

571 SUB : DA : Z : Br : De 82.502, S. 2 f.

572 SUB : DA : Z : Br : De 82.503 (Postkarte).

„Seit ich Ostermontag die Dajja abschließen konnte, komme ich mir faul vor. Ich bin nicht menschenverlassen; [...]“<sup>573</sup>

„Die Dajja ist ja sozusagen ein Kind dieser Begeisterung. Nie hätte ich daran gedacht noch einen Buchstaben zu schreiben, wenn mich der Freund<sup>574</sup> nicht darin beeinflusst hätte. Nach Druckbögen habe ich es nie eingeschätzt, es sind ca. 250 Maschinenseiten, aber mit Durchschuß. Ca. 120 Seiten Mädchenzeit (z.B. Kindheit natürlich sammt den ersten Lieben, 50 Seiten erste Ehe, 80 Seiten Dehmel samt den Reisezeiten, Typhus, Heidelberg, schließend mit der Übersiedlung nach dem „Elbdorf“. Der letzte Satz lautet: „Nun ward jeder Tag zum Gnadengeschenk.“<sup>575</sup>

Die danach angefertigten Kopien sollte Marie Stern Korrektur lesen:

„Eine alte j. Dame, die nichts mehr zu tun hat, macht jetzt von der Dajja mehrere Maschinenabzüge. Schriebst du mir nicht, daß du das Mscpt. gern lesen wolltest?“<sup>576</sup>

„1.Oktober 1941, Meine liebe Sternmarie, vor einer Viertelstunde sind die Copien der Dajja eingetroffen und gleich bekommst Du eine. Dazu verschiedene Wünsche: 1. Schreibfehler. Bitte einfach mit Tinte verbessern. Ev. auf Nachlässigkeiten der Kopistin bei der Interpunktion.

2. Irgend welche stilistischen Unebenheiten (man übersieht ja doch noch immer manches) auf einen großen Bogen mit Seiten- u. Zeilenzahl.

3. Tu mir die Liebe u. kaufe einen Ordner (Falls du nicht noch einen alten hast) loche die Blätter u. hefte sie ein.

4. Bitte [3x unterstrichen] mache das alles nicht beim ersten mal lesen. Da lies drauflos, über alle Schreibfehler hin. Sonst geht der Gesamteindruck zum Teufel, u. das wäre doch schade.

5. Vielleicht kommt einmal ein Irrtum in den Namen vor, weil ich sie mehrfach geändert habe.“<sup>577</sup>

Der Text blieb immer noch Gegenstand kleinerer Veränderungen, genannt „Einschiebungen“ bzw. „Einschiebsel“:

573 Brief vom 29.07.1940, SUB : DA : Z : Br : 82.504, S. 4.

574 Gemeint ist Dr. G. Scholtz. Vgl., Exkurs, S. 198 f.

575 Brief vom 14.08.1940, SUB : DA : Z : Br 82.505, S. 7.

576 Brief vom 26.07.1941, SUB : DA : Z : Br 82. 514, S. 3.

577 Brief vom 01.10.1941. SUB : DA : Br 82.522, S. 1 f.



„Ich schicke Dir heute eine nebensächliche Einschiebung [...]. Inzwischen habe ich auch 2te Einschiebung geschrieben. Sie mag noch verbesserungsdürftig sein. Schreibe sie Dir bitte ab und schicke mir mein Blatt zurück“ (Ebd. S. 6).

Mitte Oktober 1941 erfolgte die Anfertigung mehrerer Kopien:

„Dann schicke ich dieses 3. Expl. sofort an Dich ab. Ich möchte nämlich die Kopien an verschiedenen Stellen haben. Eine davon wird dann ja Gott will gerettet, wenn Sodom u. Gomorrha ausbricht. Ich lese das Mscrt momentan mit sehr [3x unterstrichen] kritischen Gefühlen; vielleicht durch meine Krankheit bedingt.“<sup>578</sup>

Auch wurde zugleich nach einem passenden Titel gesucht:

„An einen Titel habe ich noch nie gedacht. [...]. Und Deine Vorschläge vertragen zu viel vom Inhalt. [...]. Und denke weiter über den Titel nach. Schade, daß es schon giebt: Flamme empor. Mir war immer Daija genug. Aber es ist nicht genug.“<sup>579</sup>

In einer Postkarte an Marie Stern reihte Ida einen Titel nach dem anderen als Vorschlag an:

„Ein Frauenleben. Der Weg ins Licht finde ich nicht schlecht. Erfüllung. Oder Ruf ins Licht. Erfüllung. Land der Verheißung (Ich lese Dehmels Gedichttitel durch.). Segnung des Lebens. Geeintes Leben. Oder einfach: Bekenntnis. Oder noch einfacher: Der Weg der Daija Lenzing. [...]. Spiegel des Lebens.“<sup>580</sup>

Die Diskussion dauerte noch bis November:

„Nun hat mir eine schlaflose Nacht noch 3 Möglichkeiten geschenkt. Ich finde die 3 gut. Aber eine muß ja die beste sein.

Unendliches Leben.

Erlöste Nacht.

Wallfahrt zum Licht.

Eine von diesen Dreien wird es endgültig sein. Für welche stimmst Du? Ich

578 Brief vom 16.10.1941, SUB : DA : Z : Br. 524, S. 1 f.

579 Brief vom 17.10.1941, SUB : DA : Z : Br : 82.525, S. 1, S. 5.

580 Postkarte vom 18.10.1941, SUB : DA : Z : Br : De 82.526.

bin sehr gespannt auf dein Urteil. Ich habe mich noch nicht entschieden; will erst hören, was Du rätst. Ich habe, nach deinen Vorschlägen, etwas Angst, daß wir in der Titelfrage etwas verschieden empfinden. Aber ich hoffe, daß wir uns einigen. Ich habe noch eine größere Einschiebung gemacht; sie wird Dir sehr gefallen. Die Steinsammlung der Mutter Phine.“<sup>581</sup>

Am 08.11.1941 konnte Ida Dehmel verkünden:

„Und ist dann nicht die Daija beendet? Ich habe gestern 4 Einschiebungen diktirt u. habe Frau Isey<sup>582</sup>, der ich das ganze [?] meist diktirt habe, 100 Mk gegeben, damit sie das Ganze noch einmal abschreibt. Das wird sie fehlerlos machen, das ist auch noch eine wirkliche Freude, denn damit habe ich **mein** Haus bestellt. Alles Andre ist [?], das geht an Dehmel Kinder u. Enkel und ist ohne jede Belastung.

Nun sei lieb u. schreib mir Deine Titelmeinung. Ein bischen schnell.“<sup>583</sup>

Am 17.11.1941 war „Daija“ jedoch noch nicht ganz abgeschlossen:

„Und nun überlege dir endgültig den Titel. Schrieb ich Dir schon, daß ich auf „Befreite Seele“ gekommen bin? Es wollte eine Seele sich befreien [?] es hat eine Seele sich befreit. Das Titelblatt wäre dann:

Befreite Seele

Weg und Ziel der Daija Lenzing

Oder:

Daija Lenzing (als [?] Autornamen)

Befreite Seele

Hier bekommst du die 4 Einschiebungen.“<sup>584</sup>

Im Februar 1942 schrieb Ida noch weitere Ergänzungen, u.a. zu Mombert. Noch im Juni 1942 berichtete sie nach ihrer Rückkehr von einem 3wöchigen Aufenthalt in Bad Eilsen in einem langen Brief:

581 Postkarte vom 07.11.1941, SUB : DA : Z : Br . 82.534.

582 Astrid Isey, geb. Roese, war seit Ende 1925 Mitarbeiterin Ida Dehmels und übernahm 1930 das Amt der Schriftführerin beim Bund Hamburgischer Künstlerinnen und Kunstfreundinnen, danach der GEDOK. Ida schrieb u.a. an Alice Bensheimer: „Die junge Frau, die meine Schriftführerin wird, ist Frau Dr. Isey, der zuverlässigste Mensch auf Gottes Erdboden. Sie arbeitet jetzt schon über ein Jahr jede Woche zweimal bei mir; ist wirklich zu Allem zu gebrauchen.“ (SUB : DA : Z : Br. 81.538; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 799.)

583 SUB : DA : Z : Br : 82.535, S. 4.

584 SUB : DA : Z : Br : 82.538, S. 2.

„Und mitten in der Nacht setzte ich mich an den Schreibtisch u. schrieb Frau Isey: die Daija sei noch nicht beendet. Nach dem Bisherigen kommt ein leeres Blatt (also kein neues Kapitel). Dann: Aus Daijas Tagebüchern. Und dann vielleicht noch 6 bis 10 Druckseiten. Im Ganzen vielleicht 20 Stellen aus den Tagebüchern, manche nur ein Satz, manche eine Seite lang.“<sup>585</sup>

Nun begann für Ida die quälende Arbeit der Auswahl aus ihren Tagebüchern für die Einbindung in „Daija“:

„Dienstag Abend kam ich heim, Mittwoch früh saß ich über den Büchern. Sternmarie, wie schwer, wie entsetzlich schwer!!!! Nicht nur 2, mein 100 Seelen kämpfen, ach in meiner Brust. Könnst [sic] Du einen solchen Satz: ‚Du hast Blumen in meine Seele gestreut! ??? Ich habe alle Liebeserklärungen von ihm weggelassen (nicht alle meine an ihm). Aber soll ich einen so bezaubernden Satz weglassen? Oder: ‚In deinen Mundwinkeln kann ich Aurikelchen pflücken‘ ??? Ich muß ja schon sehr vorsichtig sein mit dem, was ich von meinem Jungen bringe. Es darf doch keine Lobeshymne werden. [2] und unendlich schwer der Schluß. Hymnen will ich unbedingt Momberts letztes Hiersein, seine Vorlesung von der Kalevala. Es muß doch auch im Ganzen ein gewisser Entwicklungsbogen sein. Aber der wird sich wie selbst erstellen, da ich ja die Krankheit u. die letzten Worte einbeziehe.“ (ebd. S.1 f.).

Am 24.07.1942 scheint Ida mit der Arbeit Auswahl der Textstellen aus den Tagebüchern fertig gewesen zu sein:

„Vielleicht findest Du nun den Nachtrag etwas dürftig. Das würde mich nicht irritieren. Aber vielleicht findest du etwas überflüssig, das wäre mir sehr wichtig. Vielleicht verstehts Du nicht ganz, daß ich das allererste gewählt habe. Es sollte den absoluten Glauben das Kindes an die Allmacht der Mutter ausdrücken. Astrid findet das Gute an diesen Auszügen, daß sie Dehmel selbst zu Wort kommen lassen.“<sup>586</sup>

Kurz danach erkrankte Ida schwer. Auf einer Postkarte vom 02.08.1942 teilte sie mit:

585 Brief vom 28.06.1942, SUB : DA : Z : Br. 82.555, S.1.

586 Brief vom 24.07.1942, SUB : DA : Z : Br. 82.558, S. 1.

„[...] aber ich bin entsetzlich von Neuralgien zwischen den Rippen geplagt. [...] Für die Daija kann ich nichts mehr tun. Ich werde mich Deiner Niederschrift mit aller Gewissenhaftigkeit u. Liebe zuwenden.“<sup>587</sup>

Ida Dehmel starb am 29.09.1942.

Festzuhalten bleibt: Die jetzt vorliegende „Daija Letzte Fassung“, die sie 1925 anfang und mit Unterbrechungen bis kurz vor ihrem Tod fortführte, vollendete Ida Dehmel erst in den letzten zwei oder drei Jahren ihres Lebens. Die „Daija Zwischenfassung“, teilweise in Idas Handschrift mit Korrekturen und ihrer Rücknahme,<sup>588</sup> diente als Vorlage für die Kopien und lässt ein sorgfältiges Vorgehen Idas nachvollziehen. Die letzten Seiten inkl. der „Auszüge aus Daijas Tagebüchern“ vermitteln den Eindruck einer bewussten Komposition Ida Dehmels, die die Intention der „Urschrift“ grundlegend veränderte.

---

<sup>587</sup> SUB : DA : Z : Br. 82.559.

<sup>588</sup> Postkarte vom 02.08.1942, Vgl. z. B. Daija Zwischenfassung, S. 102.

## 6. Daija Zwischenfassung (SUB : DA : Ms : 372)

### 6.1. CHARAKTERISTIKEN

193 stark ausgefranste, aber noch gut lesbare Blätter, einseitig maschinengeschrieben, lose gesammelt in einem lädierten rotbraunen Pappschnellhefter bilden die sog. „Daija Zwischenfassung“. Diese scheint durch viele Hände gegangen zu sein oder wurde oft benutzt. Auffallend ist auch, dass zunächst ein Typoskript vorliegt (S. 1–116), danach (ab S. 123) teilweise ein hektographisches Skript mit breiten Zwischenzeilen, wobei der Text mit sehr engen Zwischenzeilen (ab S. 156) gänzlich hektographisch reproduziert wurde, so dass an vorherige Vervielfältigungen zu denken ist. Ergänzend bleibt festzuhalten, dass Ida teilweise die Verso-Seiten eines älteren Briefpapiers mit Briefkopf (S. 124–128 und S. 129a–155) benutzte, eine Gewohnheit, die in der Korrespondenz mit ihrer Schwester Alice im Übrigen häufig auftaucht und die sie in ihrer Korrespondenz mit ihrer Freundin Marie Stern bis 1942 beibehielt.<sup>589</sup>

Die „Daija Zwischenfassung“ gibt uns zu Beginn den Hinweis, dass „Daija“ als „biographischer Roman“ Ida Dehmels zu verstehen ist: Auf braunem, ausgefranstem Vorblatt der Mappe mit der Blättersammlung der „Daija Zwischenfassung“ findet sich ohne weitere Vermerke auf 4 Zeilen verteilt der fast kalligraphisch handgeschriebene Titel: „Daija Ein biographischer Roman von Ida Dehmel“. Wer diese Bezeichnung zuerst verwendete und hier anbrachte, bleibt ungeklärt.

Der Wortlaut der „Daija Zwischenfassung“ entspricht dem Text von „Daija Letzte Fassung“. Die Übereinstimmung geht soweit, dass beide Fassungen Zeile für Zeile identisch sind (ab S. 156). Dies lässt vermuten, dass sie der „Daija Zwischenfassung“ hinzugefügt wurden, vermutlich kopiert nach Vorlage von „Daija Letzte Fassung“, allerdings ohne die Auszüge „Aus Daijas Tagebüchern“, die Ida Dehmel erst im Sommer 1942 „Daija Letzte Fassung“ hinzufügte.

Was die „Daija Zwischenfassung“ von der „Urschrift“ unterscheidet, sind die unzähligen leichten Korrekturen, von mehreren Händen in die Vorlage eingefügt. (vgl. Abb. 1) Diese verändern meistens den Sinn nicht, sondern betreffen lediglich Tippfehler, Groß- oder Kleinschreibung, grammatikalische Änderun-

<sup>589</sup> Briefkopf: FRAU IDA DEHMELE [...] WERSTATT FÜR PERLARBEITEN [...] wie in den Briefen der Ida Dehmel an Alice Bensheimer vom 29.05.1925 und 01.12.1925; Briefkopf: Bund Hamburgischer Künstlerinnen und Kunstfreunden, 28.11.1928, 11.07.1928 und weitere viermal 1930, aber auch noch 1942 in ihrer Korrespondenz mit Marie Stern. Vgl. Ida Dehmel, Familienkorrespondenz.

gen (Plural wird Singular u.ä.), aber auch die Änderung von wenigen Pseudonymen.<sup>590</sup> Dadurch ist die Einführung teilweise veränderter Pseudonyme nachvollziehbar, die in „Daija Letzte Fassung“ beibehalten werden, so dass eine zeitliche Nähe der Niederschrift beider Fassungen naheliegt. An einer für eine spätere Ausfüllung leergelassenen Stelle wird z. B. das neue Pseudonym „Demmingk“ mit der Hand eingetragen und der bisherige Vorname „Robert“ durch „Michael“ ersetzt (S. 155).<sup>591</sup> Im weiteren Verlauf des Textes unterbleiben Handkorrekturen fast vollständig.

Neben rein stilistischen Korrekturen fallen aber 25 umfangreichere Streichungen sowie Einschübe auf, die den Textsinn verändern, worauf in einem folgenden Abschnitt eingegangen wird. Alle Korrekturen der „Daija Zwischenfassung“ übernahm Ida Dehmel in „Daija Letzte Fassung“, so dass die „Daija Zwischenfassung“ zweifelsfrei die unmittelbare Vorlage für die Schlussredaktion der Autofiktion „Daija“ bildete, die Astrid Isey im November 1941 als Auftrag erhielt.<sup>592</sup>

## 6.2. DIE BEDEUTUNG DER „DAIJA ZWISCHENFASSUNG“

Die markierten Streichungen und Änderungen der sog. „Daija Zwischenfassung“ sind nicht ganz ohne Interesse, weil sie uns einige Einzelheiten über Daijas Kindheits- und Jugenderlebnisse sowie über Personen ihrer Familie vermitteln, die uns sonst unbekannt geblieben wären. Die folgenden Seiten geben alle markierten Streichungen, die nicht rein stilistischer Natur sind, unkommentiert wieder. Damit sie unmittelbar eingeordnet werden können, umfasst das jeweilige Zitat auch den jeweiligen Kontext. Kursivdruck hebt die Streichungen hervor.

### S. 5 „Daija Letzte Fassung“ – S. 7 „Daija Zwischenfassung“: *Streichung*

„Im Sommer nach Daijas sechstem Geburtstag wurde das Haus umgebaut. [...]. Das Esszimmer, ein Stück Flur und ein Nähzimmer, in dem ein paar mal

590 So werden Onkel Felix zu Onkel Arthur (S. 6), Hans Frank zu Paul Neuhauss (S. 17), Tante Johanna (S. 24) zu Tante Eugenie und Marguerite zu Camille (S. 30).

591 Vgl. zur Datierung dieses Pseudonyms: Brief Ida Dehmels an Marie Stern vom 27.01.1940, Kapitel 5.2.2., Anm. 569.

592 „Und ist dann nicht die Daija beendet? Ich habe gestern 4 Einschüben diktirt u. habe Frau Isey, der ich das ganze [?] meist diktirt habe, 100 Mk gegeben, damit sie das Ganze noch einmal abschreibt. Das wird sie fehlerlos machen, das ist auch noch eine wirkliche Freude, denn damit habe ich mein Haus bestellt. Alles Andre ist [?], das geht an Dehmel Kinder u. Enkel und ist ohne jede Belastung.“ (Brief Ida Dehmel an Marie Stern am 08.11.1941, SUB : DA : Z : Br 82.535). Vgl. zu Frau Isey: Anm. 580.

jede Woche ein Mann sass und Wäsche stopfte, wurden in einen grossen Essaal [sic] verwandelt, und weil die Fenster nach einer Seite in eine schmale Strasse sahen, liess der Vater einen Künstler kommen, der die hohen Scheiben schön machte [...] in die kleine Gasse gab es keinen Ausblick mehr, da war das Glas rund um die Blumen und Vögel undurchsichtig gemacht. Das war des Vaters Wunsch gewesen.

*„Gut dass man die kleinen Wohnungen da drüben nicht mehr sieht“, hörte Daija ihn einmal zur Pariser Grossmutter sagen; „bei so gewöhnlichen Leuten ist es leicht einmal etwas Hässliches für die Kinder zu beobachten.“ Deshalb durften die Kinder sich auch niemals in der Küche aufhalten. „Es kommt nichts Erzieherisches dabei je raus, wenn Dienstboten unter sich sind“, sagte Herr Lenzing.*

Der Künstler, die die schönen Eisblumen auf die Fenster zauberte, sass abends im Garten und spielte Flöte [...].“

S. 9 f. „Daija Letzte Fassung“ – S.11a „Daija Zwischenfassung“: *Streichung*

„Und bitte, bitte, liebste Mutter Phine, woher hast du das herrliche Glashaus?“ fragte Daija. „Das hat mein Vater meiner Mutter geschenkt, als ich auf die Welt gekommen war. Da war er so froh, und als er dann einmal nach Idar fuhr, da hat er das Haus bauen lassen.“ *Schade, dass Dein Großvater dich nicht gekannt hat; die Märchen, die du am liebsten von mir hörst, die er mich gelehrt.* „In Idar wachsen die schönen Steine?“ fragte Daija eifrig. „Nein. Kind, in Idar werden sie nur bearbeitet, und bekommen ihre Form, sie wachsen in fernen [10] Ländern, in Persien und Ceylon, in China und Mexiko.“ – Daija bekam ganz weite Augen.“

S. 12 „Daija Letzte Fassung“ – S. 15 „Daija Zwischenfassung“: *Streichung.*

„Jula, nun Jula sagte manchmal nicht die Wahrheit. Es war ein bisschen anders, als wenn Jula erzählte, sie hätte einen Schimmel mit drei Beinen auf der Strasse laufen sehen.

*Jula wurde einmal morgens in den Essaal [sic] geschickt, etwas holen. Sie kam zurück, und da sagte Veilchen zu ihr: „du hast genascht.“ Gleich finge Jula zu weinen an. „Nein“, weinte sie, „nein, ich habe nicht genascht!“ „Jula, du hast eine Oelsardine genascht“, sagte das Veilchen. Das Nein-Weinen wurde noch ärger. „Jula, sag die Wahrheit“, rief der Bruder, das Fräulein sieht dir in den Magen“. Die Oeltropfen auf Julas grauer Kittelschürze sahen die Kinder nicht. – Immer hing an der Wand des Schulzimmers ein Zettel, auf*

den hatte Julia viele Male schreiben müssen: Ich soll nicht so viel weinen!  
oder Ich soll nicht lügen!“

S. 15 „Daija Letzte Fassung“ – S. 20 „Daija Zwischenfassung“: Ergänzung aus einer handgeschriebenen Notiz, einer Seite vorher im Typoskript.

„Und nach dem Abendessen, was waren das für herrliche Spiele: Räuber und Prinzess! Die Jungen saßen auf den Bäumen, und die Prinzessinnen fürchteten sich entsetzlich. *Man presste sich an einen Baum, man erwartete vom Baum eine tätige Mithilfe; ja, er wusste, dass er Daija verbergen sollte, er spielte mit.* Nachmittags brauchten sie nicht auf die öde Chaussee zu gehen.“

S. 32 „Daija Letzte Fassung“ – S. 42 „Daija Zwischenfassung“: *Streichung*

„Dieser Heimweg wob ein Band der Vertraulichkeit zwischen den Beiden; Rolla rechnete es Daija hoch an, dass sie schweigen konnte, und Daija war der Älteren überschwenglich [sic] dankbar, nicht etwa für eine Erkenntnis, – denn sie hatte von alledem nichts begriffen, – sondern, weil sie wie zu einer Gleichberechtigten mit ihr gesprochen hatte.

*Zum Entsetzen des Vaters holte Daija in diesem letzten halben Jahr gemeinsam mit Rolla allen Unfug noch, an den sie bis dahin in ihrer Einsamkeit nicht gedacht hatte. Ehe Pfarrer Fischer, der gegen „Simpelfransen“ eiferte, in die Klasse kam, banden sich die Beiden mit weißem Garn die kurzen Stirnhaare so fest zusammen, dass sie wie Hörner steil hochstanden, und sie glichen so völlig Max und Moritz, dass alle Wuttänze des Lehrers an diesem Tag keine Disziplin in die lachselige Mädchenklasse bringen konnten. – Herrn Kellermann, der immerfort mit dem Stuhl schaukelte, knoteten sie eine Schnur um ein Stuhlbein, sodass er um ein Haar hintenüber gestürzt wäre. – Der Handarbeitslehrerin nähten sie die Mäntelarmel mit ihrem gehassten Spannstopfstich zu – die „Untersuchungen“ nahmen kein Ende, und die Klasse sah fast mit Respekt auf Daijas Mutwillen. – Erstaunlicherweise war ihr Schlusszeugnis gut. Ja, es gab sogar eine wirkliche Genugtuung für sie; als der Schulrat in der Literaturstunde leutselig die Klasse fragte: „Nun, meine jungen Damen, wer von Ihnen trägt denn am besten Gedichte vor?“ da riefen alle: „Die Lenzing!“ Und mit hingeebenem Hochgefühl, die Umwelt vergessend, deklamierte Daija Klopstocks Ode vom Tropfen am Eimer. Aber es kam noch besser: Jede Schülerin durfte sich als Aufsatzthema die Charakteristik einer weiblichen Gestalt aus Goethes Dichtungen wählen. Und natürlich wählte Daija die Iphigenie:*



*„Das Land der Griechen mit der Seele suchend.“*

*Das war ein Rausch für Daija. „Das Land der Sehnsucht“ hatte sie immer gedacht, wenn sie die Zeile vor sich hinsprach. Heute hatte Pfarrer Fischer [43] gefälligst zu schweigen mit seinen „Einführungen“; heute durfte jede schreiben, was sie wollte. Und Daijas Feder flog. Als zwei Tage später der Schulrat die Noten verkündete, da war Daijas Arbeit als die beste befunden worden. „Der Aufsatz verrät selbstständiges Denken“, sagte der Schulrat. Und Pfarrer Fischer? Drei Jahre lang hatte er alles getan, seinen Schülerinnen das selbstständige Denken auszutreiben; bei Daija hatte er sein Ziel nicht erreicht.*

-----[Neuer Absatz] In diesem letzten halben, nun überstandene Schuljahr [...].“

S. 33 f. „Daija Letzte Fassung“ – S. 45: „Daija Zwischenfassung“: handgeschriebene Ergänzung

*„Acht Tage später fuhr der Vater nach Brüssel. Eine Stunde vor ihrer Abreise setzte sich Daija an den Flügel; sie spielte vor sich hin. Sie überdachte ihr Leben seit dem Tod der Mutter. Was hatte sie in all diesen Jahren ausser der Liebe des Schwesterchens beglückt? Nur [sic] eines fiel ihr ein: wenn es Frühling war, und sie die schwere Schulmappe auf den Tisch geschleudert hatte, und wenn sie dann in den Garten hinauslief und vom blauen Himmel wärmende Sonnenstrahlen sie trafen, dann weitete eine unendliche Seligkeit ihre Brust, dass sie sich leicht wie ein Vogel fühlte; frei zu dem Flug in eine unbekannte Ferne. Was weiter? Sie dachte angestrengt nach. Ihr fielen keine anderen Glücks- [34] Augenblicke ein. Da lachte sie trotzig. Laut schlug sie auf die Tasten und sang schallend:*

*„Von meinen Bergen darf ich scheiden [...].“*

S. 36 „Daija Letzte Fassung“ – S. 48–49 „Daija Zwischenfassung“: *Streichung*

*„Die Lenzingschen Kinder waren religionslos erzogen worden. „Der liebe Gott“ war kein Gesprächsthema bei ihnen. Die Familie hatte in der Synagoge keinen Sitz, kein jüdischer Feiertag wurde gehalten, keine jüdische Vorschrift befolgt. [...] Religionsunterricht war das vernachlässigste Fach; es kam noch hinter Zeichnen. Daija hatte zuerst einen uralten Religionslehrer; er sah aus, wie der Urgrossvater auf dem Essaalbild: gross und hager, das Kinn unrasiert, und immer trug er Vatermörder mit einer schwarzen, glänzenden Halsbinde vielmals [49] herumgeschlungen. Er*

*war ein gütiger Mann, sagte zur kleinen Daija: „Du bist ein Chochem, genau in dem bewundernden Ton, indem der Großvater gesagt hatte: „Du musst Advekat werden“. Daija lernte hebräisch wie englisch; sie lernte biblische Geschichte wie die geliebte Mythologie. [...]. Es war Schulunterricht; man musste seine Lektion lernen. Irgend etwas Erhebendes war nicht dabei.“*

S. 38 „Daija Letzte Fassung“ – S. 52 „Daija Zwischenfassung“: *Streichung*

*„Die Synagoge war ganz schmucklos, hell und klar. [...]. Und nun traten fünf oder sechs Männer aus den Reihen, berührten mit ihrem weisseidenen [sic] Tuch eine Stelle in der Gebetsrolle, [...] und danach lasen sie halb murmelnd, halb singend die Stelle vor. Daija fand es schön, dass Männer aus der Gemeinde das Wort Gottes vortragen durften. Das näselnde Latein des katholischen Priesters hatten die einfachen Leute, die vor ihm in der Kirche saßen, sicher nicht verstanden*

*Die Vorlesung war zu Ende. Der Rabbiner rollte das Pergament wieder zusammen, darüber zog er das Samtkleid.“*

S. 49 „Daija Letzte Fassung“ – S. 66 f. „Daija Zwischenfassung“: *Streichung*

*„Etwa vierzehn Tage vor Weihnachten erhielt Daija einen Brief von Alexe; mit Verwunderung sah sie, dass er aus Erdingen kam. Inmitten der Pensionärinnen stehend, begann sie zu lesen, entsetzt starrte ihr Blick, jagte noch ein paar Zeilen weiter, und in tiefer Ohnmacht stürzte sie zu Boden. Frau Sellmann war eines furchtbaren Todes gestorben. [...]. Als Daija erwachte, sass eine fremde Krankenschwester an ihrem Bett. [...]. Nun wusste sie wieder alles. Schauernd legte sie sich in ihre Kissen zurück. [...]. So war sie also schuld an diesem Grauenhaften.*

*Ein wildes Aufbäumen war in Daija, gegen sich selbst, gegen ihr Schicksal. Sie hatte immer versucht, Recht zu tun. Nicht aus Bravheit, nicht aus Angst vor Strafe. Es war einfach hässlich, sich als arme Sünderin fühlen zu müssen. Es war einfach hässlich, [wenn man denken oder sagen musste: ich habe etwas Unerlaubtes getan. Sie hasste diese grässliche Um-Verzeihung-Bitterei. Unrecht tun, schuldig sein, ein böses Gewissen haben, das waren Worte, die die Pariser Grossmutter ständig im Munde führte. Über ein frisch gesätes Beet waren Kinderfüsse gelaufen. War es Daija oder Ferdinand gewesen? „Ich hole von jedem ein Paar Schuhe herunter, da wird man sofort heraushaben, wessen Fusspuren es sind, „sagte die Grossmutter. Der Bruder konnte*

*sein Alibi nachweisen. „Daija gestehe! Das böse Gewissen sieht dir aus den Augen! Wenn du gestehst, soll es ohne Prügel [67] abgehn. Gestehst du nicht sofort, so hole ich deine Stiefel.“ Daija wusste von nichts; aber wenn nun ihre Schuhe zufällig in die Spuren passten? War es nicht besser zu „gestehen“, um von Prügel verschont zu bleiben? – Der alte Weyrich kam vorbei und brummelte, er habe die Kinder des Kutschers tüchtig vertobakt, weil er vom Treibhaus aus gesehen habe, wie sie über das Beet rannten. Einmal ein Schutzengel, aber tausendmal kam keiner.*

*Wenn eine dieser furchtbare „Untersuchungen“ auf dem Haus Lenzing lastete, – Jule hatte das Schulgeld verloren, Ferdinand war vom Lehrer mit einer brennenden Cigarette erwischt worden – immer fühlte Daija das Verhängnis auch über sich schweben. War sie irgendwie mitschuldig?*

*Mlle B[ouillard] hielt abends eine Rede: „An dem Klavier, das im Zeichensaal steht, ist eine Taste zerbrochen worden; die Täterin hat sich bisher nicht gemeldet. Ich hoffe, wer es auch sei, auf soviel Ehrgefühl, dass sie es mir nachher unter vier Augen gesteht“; ihr Blick ging rund um den Mädchenkreis. Daija hatte nie am Klavier im Zeichensaal geübt; aber sie errötete tief. „Das böse Gewissen sieht ihr aus den Augen“, dachte sicher jeder, der sie in diesem Moment ansah. Fühlte niemand, dass sie für die Andern errötete?*

*Nicht als dieser entsetzliche Brief auf sie eindrang, hatte Daija zum ersten Mal wieder an ihr Trotzlied gedacht.]*

*Die langen Gespräche mit Marguerite Faublas über die Beichte hatten immer damit geendet, dass sie sich nach begangenen Sünden durchgrübelte. Sünden gegen Gott konnten Daija nicht beschweren.“*

S. 56 „Daija Letzte Fassung“ – S. 75 „Daija Zwischenfassung“: *Streichung*

*[Unmittelbar nach der Episode, in der erzählt wird, warum ein Weinberg „Emilienberg“ genannt wird, S. 55]*

*„Daija hatte eine wunderliche Erinnerung an den Grossvater; zögernd wagte sie Mutter Phine danach zu fragen. Verlegen lächelnd sagte die: „Ja, ja, so geschah das jeden Tag; es war sein lever.“ Daija hatte sich einmal, während die Mutter mit Mutter Phine plauderte, zum Großvater hinaufgeschlichen. Der blinde Grossvater hatte sein eigenes Reich, in dem er sich wie ein Sehender zurecht fand: rechts Wohn- und Schlafzimmer, links das Kabinet. Um die neunte Morgenstunde ging er „zu Stuhl“; die lange Pfeife in der Hand; die Tür blieb offen, und im Türrahmen drängen sich die Hof-Leute und berichteten über den Stand der Weinberge. Wenn einst Herzöge es als Ehre empfunden hatten, den König das Hemd überzuziehen, warum sollten die*

*angestellten nicht Zeuge davon sein, wenn Josef Philipp Mario seiner Verdauung oblag!*<sup>593</sup>

S. 60 „Daija Letzte Fassung“ – S. 81 „Daija Zwischenfassung“: *Streichung*

[Als Daija bei ihrer Münchner Schwester weilte, hatte sie zum ersten Mal öfters Gelegenheit zum Tanzen]

„Der Tanz ist Daija kein Rausch. Sie tanzt, wie sie als Kind Seil gesprungen hat. Mit Entzücken die Freiheit und Leichtigkeit des Körpers genießend; *ein Lächeln froher Erwartung auf den Lippen, ob nicht vielleicht doch das Märchen wahr würde: Gefieder rauscht auf, die Erde bleibt zurück, und die begnadete fliegt dem Himmel zu.* Wenn Daija später an diese Münchener Zeit zurückdachte, fragte sie sich, ob denn damals wirklich vier Monate lang die Sonne geschienen hatte.“

S. 62 „Daija Letzte Fassung“ – S. 84 „Daija Zwischenfassung“: *Streichung*

„Hatte sie diesen Mann [i.e. Hans Trenkwart] heute früh zum ersten Mal gesehen? [...]. Ruhig und glücklich ging sie mit ihm über den Niederwald, [...] setzten sie sich an den Wiesenhang. Noch raschelte unter ihren Füßen das dürre Winterlaub, aber das Moos trug hellgrüne Spitzchen, und überall blühten Anemonen und wilde Veilchen. *„Ich frage Sie nicht, Daija, ob sie mich lieb haben; das braucht es nicht zwischen uns; es ist im Himmel beschlossen, dass wir einander angehören wollen.* Als ich Ihr Bild zum ersten Mal in der Hand hielt, lag die Entscheidung meines Lebens vor mir.“

S. 64 „Daija Letzte Fassung“ – S. 87 „Daija Zwischenfassung“: *Streichung*

„Herr Lenzing begrub seine Tochter unter diesem Schweigen, nicht etwas nach einer Aussprache mit ihr, die ihm gezeigt hatte, dass eine Verständigung unmöglich war. Er würdigte sie einfach keines Wortes mehr: *nachdem er von Frau Dirksen erfahren hatte, dass der Bericht seines Geschäftsfreundes auf Wahrheit beruhe. Als er an jenem Tag zur Essensstunde das Zimmer betrat, kamen ihm die Töchter wie immer entgegen, um ihm den Pflichtkuss*

<sup>593</sup> Vgl. Urschrift, S. 19: „Eins muß ich dir noch von ihm erzählen: Natürlich war er trotz Blindheit und Einarmigkeit rastlos tätig. Wo, denkst du, hat er Sprechstunde gehalten? Auf dem Kloster! Thatsächlich. Man wußte, daß er von 9 bis ½ 10 morgens da ‚weilte‘. Die Thür stand offen, und ich selbst habe noch Hofleute, Weinagenten, allerlei Kauf- und Geschäftsmänner, vor, an und in der Thür stehen sehen; und während mein Großvater thronte, trugen sie ihm ihr Anliegen vor!“

zu geben. Mit eisigen Mienen ging das gewohnte Ceremoniell vor sich, und so blieb es. Auch die wildeste Empörung hatte vor den Sitten des Hauses halt zu machen. Oft wurden die Mahlzeiten stumm eingenommen, denn die Grossmutter [65] teilte die Entrüstung ihres Sohnes, bis endlich Marie-Louise ihre Stimme erhob und von der Schule erzählte.“

S. 65 f. „Daija Letzte Fassung“ – S.89 „Daija Zwischenfassung“: *Streichung*

„In höchstem Zorn hatte er [= Daijas Vater] hervorgestossen, die Unbotmässigkeit der Tochter sei nur durch Hysterie zu erklären. Daija hatte das Wort nie gehört. Sie fragte den Sohn des alten Hausarztes, [...] was Hysterie sei. [...]“ Wie von einem Peitschenhieb getroffen, stürzte Daija davon. Unauslöschlich fühlte sie das flammende Mal dieser vergiftenden Ätzung in sich eingebrannt; das würde niemals verharschen. Ach, dass [66] dies ihr Vater war! *Ach, dass sie das recht gehabt hätte, wie einst in den Ritterzeiten die schändliche Verkennung ihrer scheu verschlossenen Mädchenlehre zu rächen!*“

S. 70 „Daija Letzte Fassung“ – S.95 „Daija Zwischenfassung“: Handgeschriebene Ergänzung

„Man sass nach einem Diner im grösseren Kreis, ehrfürchtig um einen älteren Herrn geschart, einen Dichter, dessen Roman Tante Eugenie sorglich vor Daija verschloss. *„L'Adultera“, schon der Titel war unpassend für ein junges Mädchen.* Er wurde gebeten, etwas zu erzählen.“

S. 73 „Daija Letzte Fassung“ – S. 99 f. „Daija Zwischenfassung“: *Streichung* [In Berlin]

„Ein paar Abende später [...] Tristan und Isolde. [...] so sank nun ein Glück vollkommenen Erfülltseins in ihre Seele. Ja, die eigene Seele war Musik geworden, ging auf in Isoldes Liebesglück und Trennungsleid, diesem bittersten Leid, dessen Qual nie nachliess; *sie hatte sich wie von Reisenflügeln getragen über die ganze Welt erho-* [100] *ben und war nun zurückgekehrt, zeigte im eignen Innern ein Unendliches, ein Unsägliches, eine Flamme, die so anwachsen konnte, dass sie eines Tages aus Urelemente die Welt würde durchwärmen können.* Elisabeth war der einzige Mensch, mit dem Daija wagen durfte, über [74] das gewaltige Erlebnis zu sprechen.“

S. 75 „Daija Letzte Fassung“ – S. 102 „Daija Zwischenfassung“: *Streichung*

[Nach ihrer ersten Begegnung in Berlin mit Walther Rathenau, als Tischherr]  
 „Auf der Heimfahrt sagte sie zur Tante [...] „ich habe seinen Namen nicht verstanden.“ „Er heisst Walter Rathenau, sagte Tante Eugenie. *Als sie sich nach langen Jahren wieder begegneten, waren beide Schöpfer ihres Lebens geworden. Der Freund dieses eines Abends erkannte die gereifte Frau auf den ersten Blick wieder, hatte in treuem Herzen bewahrt, was sie einst so schnell zusammen führte.*“

S. 79 „Daija Letzte Fassung“ – S. 108 „Daija Zwischenfassung“: *Streichung*

[Daijas junge Schwester, Marie-Louise ist krank, liegt im Sterben] „Tag und Nacht sitzt Daija nun am Bett des geliebten Kindes [...]. Daijas ganzes Wesen ist verkrampft in einem Ringen mit Gott. Er muss, er muss ein Wunder geschehen lassen. Es kann nicht sein, es darf nicht sein, dass das Pfand, das die Mutter ihnen allen als Trost zurückliess vom Tod geraubt wird. *„Lass deine Gnade erleben! Zeige Dich uns in übermenschlicher Güte! Bis zum letzten Atemzug will ich Dir danken. Ich will alles Trübe in mir ausrotten; ich will Deine Barmherzigkeit so helle preisen, dass auch die Ungläubigen einstimmen.*“ Mit hinstürmender Seele bot Daija sich dem Höchsten als Tausch an. „Nimm mein ungeliebtes, beschattetes Leben, jedermann zur Last, statt dieser reinen Menschenblume. Lass dir an mir genügen, Gott!“

## S. 82 f. „Daija Letzte Fassung“ – S. 112 f. „Daija Zwischenfassung“: Straffung der vorliegenden Zeilen der „Daija Zwischenfassung“

[Beim zweiten Treffen in Bingen mit Alphons Bertrand spielt Daija ihm Klaviermusik vor]

[„Daija Zwischenfassung“]

„Als, nach Bertrands ersten Besuch, er bald wiedergekommen war ihr ein paar französische Bücher zu bringen, hatte Daija ihm vorgespielt. – In der Zeit fruchtbarer Seelennot nach dem Tod der Schwester flüchtete Daija in die Musik Wagners. Aus den Partituren Wagners hatte sie selbst Übertragungen geformt, die ihrer Technik angepasst waren. Die Wogen dieser Musik wollten über ihr zusammenschlagen, aber stolz fühlte sie, dass sie diese Welt meisterte. Sein Dank waren 3 Gedichte, die er ich ein paar Wochen später schickte. Die Verse trugen die Widmung: „Zur Erinnerung an einige Stunden innerer [113] Geselligkeit.“

[„Daija Letzte Fassung“]:

„Einen Wunsch Bertrands erfüllend, spielte Daija vor ihm. Aus den Partituren Wagners hatte sie selbst Übertragungen zusammengestellt, die [83] sich ihrer Technik anpassten. Sein Dank waren drei Gedichte, die er ihr ein paar Wochen später schickte.“

S. 88 „Daija Letzte Fassung“ – S. 123 „Daija Zwischenfassung“: *Streichung*

[In Mannheim, haben Daija und Carl Georg ein letztes kurzes Treffen, Daija reist ab nach Hause]. „Die Koffer sind gepackt – zum letzten Mal vor der Heimfahrt geht Daija in den Park. [...]. Da kommt der Mann, dem sie noch einmal vor der Trennung hatte begegnen wollen, ihr entgegen. Er fasst ihre beiden Hände: „Was wird aus uns? Wohin treiben wir?“ [...]. „Ich schreibe, ich komme“ hört Daija, beschwörend presst er noch einmal ihre Hände, dann ist sie allein. Am nächsten Morgen schon, die langgestreckte Linie des Niederwaldes vor Augen, hält Daija den ersten Brief in der Hand.

„*Es lebt einer in der Welt, der verzehrt sich nach dir. Bist du Sieglinde, bin ich Siegmund? Dunkle du! Und ich dein dunkler Bruder! Bruder? Nein! Seit ewigen Zeiten dir zuerteilt, wie du mir.*“ Sie fühlt sich von seinen Worten übermannt, wie gestern von seinem Blut.

„Ich frage Dich nicht, ob Du mich liebst, Deine Augen lügen nicht.“

S. 100 „Daija Letzte Fassung“ – S. 140 „Daija Zwischenfassung“: *Streichung*

[Daija fährt nach Berlin über Frankfurt. Es wird Station bei Onkel Cornelius gemacht. In der „Daija Zwischenfassung“ heißt der Onkel Dádada] „Auf der Fahrt nach Berlin wurde in Frankfurt Station gemacht, um den Onkel Cornelius [Dádada] zu besuchen. *Diesen Namen führte er allgemein, weil er sämtlichen Kindern der Familie ein nur ihm allein bekanntes Spieldosenlied vorsang, ohne Text, eben nur mit Dádada, und alle Babies hörten ihm entzückt zu. Daija hatte früher die Kusinen um ihren gütigen Vater beneidet. Er war der einzige unter den zahlreichen Onkels der Lenzingschen Kinder, die sie nicht durch Ernst, Strenge oder wichtige Geschäftstätigkeit zurückschreckte, wenn sie sich voller Vertrauen an ihn wandten. Man durfte sogar ein bisschen zärtlich mit ihm sein. Aber als Daija zur Zeit ihrer Kämpfe mit Hans Trenkwart versuchte, ihn zum Helfer zu gewinnen, zeigte er sich unnahbar: die Autorität des Vaters war unerschütterliche Basis, auf der das Wohl der Familie beruhte.* Und bald darauf erfuhr Daija, warum das geschah. Der Onkel suchte sie zu überzeugen, dass es das einzig Richtige sei, wenn

sie sich endlich in Berlin zu einer Heirat entschliesse. Er zog alle Register.“

S.102 „Daija Letzte Fassung“ – S.144 „Daija Zwischenfassung“: Änderung und *Streichung*

„In den nächsten Wochen war Daija viel bei Elisabeth. [...]. Die beiden Freundinnen grübelten wiederholt über ein Problem, dem sie mit den gleichen Empfindungen gegenüberstanden. Beide hatten herzlich freundschaftliche Beziehungen zu jüdischen Mädchen und Frauen; das waren kluge, selbstbeherrschte Menschen, die ihr Leben meisterten. Die jungen Herren dieser Rasse mochten tüchtigen Kaufleute oder Wissenschaftler sein, liebevolle Familienväter, zuverlässige Charaktere; im gesellschaftlichen Umgang mangelte ihnen die Unbefangenheit, die eigenwüchsigen Frauen erobert. [Statt: *im menschlichen Umgang verdeckten sie unter der Maske der Skepsis eine innere Unsicherheit. Wenn sie diese Maske einmal abnahmen, so zeigte sich eine Neigung zur Sentimentalität, die Daija abstieß, nachdem sie sie in sich ausgerottet hatte.* Den Freundinnen war nie ein Jude begegnet, den sie hätten heiraten mögen, und dabei übten beide auf Männer von deutschem Adel eine starke Anziehungskraft aus.“

S. 105 „Daija Letzte Fassung“ – S. 147 „Daija Zwischenfassung“: *Streichung*. Die gestrichene Textstelle zeigt Überarbeitungsspuren.

„Vater und Tochter sollten noch eine Woche in Berlin bleiben, um das Notwendigste zu erledigen. Die Familie fand eine lange Verlobungszeit fatal; [...] und dann begannen die Beratungen mit dem von Herrn Arnstaedt beauftragten Innenarchitekten, *die Wahl der Holzarten und der Stoffbezüge. Herr Arnstaedt überliess alles seiner Braut, nur zuweilen mahnend, es möge an nichts gespart werden. Der Raumgestalter passte sich geschickt Daijas Ideen an; sie entdeckte zu ihrer eigenen Verwunderung einen Hang zum Barock in sich, das für ihr Wohnzimmer mit anschliessenden Boudoir, ihr Schlaf- und Toilettenzimmer, die Grundform ergab. Diese Räume, ihr eigenes Reich, wurden in den verschiedenen Nuancen auf Grün abgestimmt. Für die Gesellschaftsräume und die Zimmer des Hausherrn machte der Berater Vorschläge, denen Daija ohne weiteres zustimmen konnte; sie würden vielleicht etwas kühl und unpersönlich wirken; aber anstelle unechten Prunks sollte schlichten Linien das edle Material zur Geltung bringen.* – Herr und Frau Arnstaedt würden nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise bis zur Fertigstellung der Wohnung noch einige Wochen in ein Hotel Unter den Linden ziehen.“



S. 111 „Daija Letzte Fassung“ – S. 154 f. „Daija Zwischenfassung“: *Streichung und Änderung*

[Bei einem letzten Gespräch mit Alphons Bertrand in Bingen, erfährt Daija von der Gründung der neuen Zeitschrift „Fortimbras“ und erlebt die Empörung des Dichters, dass seine Gedichte dort keine Beachtung fanden] „Eine starke Anteilnahme war in ihr [= Daija] wach geworden. Es gab Epochen in der Kunst, zu denen sie sich nicht hinfand; sie schienen ihr abgeschlossen und unangreifbar vollkommen. Das in der Gegenwart *E n t s t e h e n d e* im Kunstwerk ergriff sie.

[„Daija Zwischenfassung“] *Das entsprang wohl ihrer künstlerischen Sehnsucht, der sie selbst nicht genügen konnte und der nicht das Vollkommene vergangener Zeiten Ausdruck verlieh, sondern die Schöpfungen mitleidender Künstler. Nun hielt Daija das rote Heft in der Hand.*“

[„Daija Letzte Fassung“] „Das entsprang wohl ihrer künstlerischen Sehnsucht, der sie selbst einen ihr genügenden Ausdruck nicht geben konnte; in den ringenden Gestaltungen der Mitlebenden fühlte sie sich bestätigt und hingerissen. Nun hielt Daija das rote Heft in der Hand.“

## 7. Daija als autofiktionaler Roman

### 7.1. IDA DEHMELS ARBEITSWEISE: ERZÄHLERISCHE FREIHEIT

Stilistisch und inhaltlich unterscheiden sich „Daija Urschrift“ und „Daija Letzte Fassung“ grundlegend. Während die „Urschrift“ einerseits den Eindruck einer gewissen Spontaneität und Planlosigkeit bei der Episodenauswahl hinterlässt,<sup>594</sup> andererseits sich aber um Wahrheit bemüht, bietet „Daija Letzte Fassung“ eine chronologisch aufgebaute, klar strukturierte Erzählung, aber ohne Angabe von Daten. Ausgehend von „Daija Ein biographischer Roman von Ida Dehmel“, dem Titel der „Daija Zwischenfassung“, ergibt sich, dass Ida Dehmel die „Urschrift“, also die Autobiographie, umarbeitete in einen Roman, also in eine Autofiktion.<sup>595</sup>

Weil sie diese Entscheidung bewusst traf, beanspruchte sie selbstverständlich erzählerische Freiheit in der Gestaltung der Episoden und Personen. Vermutlich von ihrer Freundin Marie Stern darauf angesprochen, warum sie nicht der Wirklichkeit entsprechend in „Daija Letzte Fassung“ erzähle, dass Daija während ihres zweiten Mannheimer Aufenthaltes mit Alexes (Alice) Kind Ernst an der Hand spazieren ging, sondern mit einem Mädchen (Marguerite),<sup>596</sup> reagierte Ida Dehmel mit Vehemenz in ihrem Brief vom 01.10.1941 an sie:

„Noch ein paar Kleinigkeiten! Geliebte Sternmarie, bin ich denn ein Sklave der Tatsächlichkeiten??? Du hast Recht meine Schwester Alice hatte nur einen Jungen. Ihn hatte ich an der Hand. Aber mir gefiel hier ein kleines Mädchen besser !!!!!

Marianne<sup>597</sup> war als Kind nie in Mannheim u. sie war dann noch nicht im lauffähigen Alter! Nanu solche Details habe ich mir zurechtgebogen! [...]. Ich habe doch keine historische Autobiographie geschrieben sondern die Entwicklungsgeschichte einer weiblichen Seele.“<sup>598</sup>

594 Höpker-Herberg, Frau Isi, S. 110: „Die Urfassung verhält sich [...] wie eine Stoffsammlung“.

595 Hier wird ein Begriff der modernen Literaturwissenschaft übernommen; vgl. hierzu z. B.: Frank Zipfel: Autofiktion. In: Lamping, Dieter Lamping (Hg.), Handbuch der literarischen Gattungen, Stuttgart 2009, Handbuch, S. 31–36; Frank Zipfel: Autofiktion. Zwischen den Grenzen von Faktualität, Fiktionalität und Literarität. In: Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomenen des Literarischen. Hg. Von Simone Winko, Fotis Jannidis, Gerhard Lauer (= Revisionen. Grundbegriff der Literaturtheorie 2), S. 285–314.

596 Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 87

597 Gemeint ist Emmi Marianne Gärtner, geb. Neumeier.

598 Brief Ida Dehmels an Marie Stern vom 01.10.1941, SUB : DA : Z : Br. 82.522, S. 4 f.

Andererseits verwahrte sich Ida Dehmel gegen den Vorwurf einer verfälschenden Darstellung, zumindest im Hinblick auf die Schilderung ihrer Kindheit:

„Ich lese das Mscrypt momentan mit sehr [3x unterstrichen] kritischen Gefühlen; vielleicht durch meine Krankheit bedingt. [...]. Aber es ist ja wirklich eine ‚Wahrheitsgeschichte‘. Ich glaube, daß ich fast nirgends, oder nirgends Phantasie entwickelt habe. Alles aus meiner Kindheit ist wahr, von der in den Mund geworfnen Nuß bis zu den Briefen im Schrankspalt. Ich habe nur ein paar Verehrer weggelassen !!!! –“<sup>599</sup>

Diese kreative Freiheit beanspruchte sie schon ca. 15 Jahre zuvor wie selbstverständlich. Ida gestand in dem Brief an Alice Bensheimer vom 22.10.1925 ungefragt, dass sie sich bei der Beschreibung des Todes von Frau Sellmann<sup>600</sup> gewisse Freiheiten genehmigte sowie Geschichten erfand:

„Ich habe jetzt sehr willkürlich schalten müssen; da ich Frau Graumanns Tod im Winter brauchte, mußte ich ihn umbilden. Frau Loewenfeld mußte ich zu einem Ideal machen, damit es der Daija auch mal gut gehn kann. Ich kann doch auch nicht den sagen, daß sie das Trinken bekam. Sonntag früh. In allem Elend dieser Tage hatte ich heute früh das Glück das Symbol meines Buches zu finden u. damit auch den Titel Brennend Feurig Herz. Ich schiebe noch eine erfundene Kinderepisode ein und habe damit das Gefühlsleitmotiv durch das Buch bis zur letzten Seite.“<sup>601</sup>

An dieser Stelle soll an zwei ausgewählten Episoden die Umwandlung der Autobiographie „Daija“ in einen Roman aufgezeigt werden.

Die erste ausgewählte Textpassage schildert eine zentrale Begebenheit ihres Lebens: Nach ihrer Zeit im Brüsseler Pensionat lebte sie einige Jahre in Bingen, wo Daija sich in einen Mann verliebte, ohne dabei die Pläne ihres Vaters für ihre Zukunft zu berücksichtigen, die den eigenen zuwiderliefen. Damit begann ihr Lebensdrama. Wir greifen zwei Momente der Begegnung Ida Dehmels mit diesem Mann ohne wesentliche Textkürzungen heraus und geben sie nacheinander in der „Urschrift“ und in „Daija Letzte Fassung“ wieder. Motive bzw. Wörter, die sich in den beiden Fassungen entsprechen, werden kursiv gesetzt.

599 Brief Ida Dehmels an Marie Stern vom 16.10.1941, SUB : DA : Z : Br. 82.524, S. 2.

600 Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 49.

601 SUB : DA : Z : Br : De : 81.497, S. 2; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz S. 750 f.

### 7.2.1. VERGLEICH: EIN UNBEKANNTER MANN: DAS KENNENLERNEN

„Urschrift“, S. 104–105:

„[104] Ich hatte im Herbst, nachdem meine Großmutter gestorben war, in der grenzenlosen Kleinstadtöde den verrückten Einfall gehabt (o Vater, wenn Du es geahnt hättest!) in die Kölnische Zeitung ein Heiratsgesuch zu setzen. Nichts darin entsprach der Wirklichkeit. Vollwaise, eben majorem geworden, von altem Adel, mit großem Gut, mit einer alten Tante allein lebend, sucht *Offizier* zwecks Heirat.

Die Anzeige muß echt geklungen haben, stoßweise gingen die Antworten ein. Und so amüsant waren manche Briefe – die Frau L. war kein Spaßverderber, ich zog sie mit ins Geheimniß. Da saßen wir in meiner Stube, sie machte die Briefe auf, [105] ich schmiß gleich alles, was nicht ein zweites Mal gelesen zu werden verdiente, ins Feuer. Am meisten Spaß machten uns natürlich die Photographien, die in der Anzeige als unbedingt notwendig verlangt worden waren.

Plötzlich rief Frau L.: „Aber das ist doch der Willy! Den kenn ich doch! Das ist doch der Willy G.!“ Sie drehte das Briefblatt um, richtig, es stimmte! Das war nun die Höhe des Amusements. Sie kannte die ganze Familie gut, hatte nachbarlich jahrelang mit ihnen verkehrt. Da mußte man sich einen kleinen Ulk machen.

Und wir verfaßten gemeinsam einen Scherzbrief, ohne Namensnennung natürlich, erhielten auch noch eine Chiffreantwort, damit schien die Sache erledigt. Aber mir hatten Brief, *Bild* u. was Frau L. erzählt hatte, sehr gefallen und in aller Heimlichkeit setzte ich die Correspondenz fort. Eine sehr harmlose Correspondenz; (Daß meine Anzeige ein Phantasieprodukt war, hatte schon in unserm ersten Scherzbrief gestanden.) aber keine oberflächliche. Durch *die ganze Münchner Zeit* hatte sich der *Briefwechsel* hingezogen und nun, Mitte Mai, auf der Reise zu seinen Eltern, wollte der Mann nach Bingen kommen, mich kennen zu lernen.“

„Daija Letzte Fassung“, S. 61:

„[61] Daija fand daheim einen Gast. Frau Dirksen hatte die kurzen Jahre ihres Eheglücks in Mexiko gelebt, in enger Freundschaft mit einer benachbarten deutschen Familie. Die Trenkwards waren erst jetzt nach der Heimat zurückgekehrt, den Söhnen nachgezogen, die als *Offiziere* in der deutschen Armee dienten. Daija wurde nicht müde, den beiden Frauen zuzuhören, wenn sie in gemeinsamen Erinnerungen von dem fernen Wunderland sprachen.“

chen. ‚Es erzählt sich viel schöner, wenn Sie zuhören‘, sagte Frau Trenkwart zu Daija. ‚In Ihren Augen ist etwas Unentdecktes wie in den Urwäldern.‘ Als sie abreiste, erbat sie Daijas *Bild*. Es ergab sich eine eifrige *Korrespondenz* zwischen den alten Freundinnen, in die Daija einbezogen wurde. Ihr Bild wurde von allen bewundert, berichtete Frau Trenkwart, und wie gern erzähle sie von ihr. Auch vom ältesten Sohn kam ein Brief, der war Frau Dirksens besonderer Liebling gewesen; er schickte sein *Bild* und fragte, ob er sie besuchen dürfe. Frau Dirksen neckte Daija. ‚Sie haben mir meinen kleinen Kavalier von einst abspenstig gemacht, das Bild kommt Ihretwegen.‘ Bald erhielt Daija einen Brief von ihm. Scherzend, aber mit einem ernsten Unterton. Daija antwortete – und verschwieg es Frau Dirksen. Ja, sie gestand es sich, sie sah gern auf dieses *Bild*, in das klare, regelmäßig und schön geschnittene Gesicht: sie las gern diese *Briefe*, die sie häufig erhielt.“

War es die zu banale bzw. damals vielleicht verpönte Art des Kennenlernens über Heiratsanzeigen, die Ida Dehmel veranlasste, ihre reale Geschichte zu beschönigen?

### 7.2.2. VERGLEICH: EIN UNBEKANNTER MANN: DAS ERSTE TREFFEN

„Urschrift“, S. 105 Fortsetzung – 107:

„Frau L. hatte inzwischen unser Haus verlassen. Die unbeschränkte Herrschaft über den Weinkellerschlüssel war ihr zum Verhängniß geworden. – Ihre Nachfolgerin war eine [106] gute brave Dame, mit der ich mich vertrug. Sie war mir nicht gewachsen, ließ sich von mir beschwindeln; sie hatte zu viel Fett angesetzt im Leben. Ich war ihr immer ein paar Naslängen voraus. An jenem 16. Mai lag sie Gottlob mit *Migräne zu Bett*. So war ich *vogelfrei*. Wenn ich mittags um 1 Uhr und abends um 9 pünktlich bei den *Mahlzeiten* war, fragte mein *Vater* nicht, wo ich den Tag über gesteckt hatte. Dafür war die Hausdame verantwortlich.

Der Mann, mit dem ich da *vertrauensvoll* in den *Binger Wald* spazieren ging, war ein grundgütiger, lieber, feiner, zartfühlender Mensch. Man brauchte ihm nur in die klaren blauen Augen zu sehn, so fühlte man: von Dir kann nichts Böses kommen. Er war Rheinländer mit *amerikanischem Bluteinschlag*, stand als Offizier in Württemberg. Er ließ mich mehr sprechen, als er sprach, dafür hatte er mehr geschrieben als ich; als wir 2 Stunden gegangen waren, glaubten wir uns von Anbeginn aller Zeit zu kennen. Wir setzten uns an den Rand einer *Wiese*, er zog mich sanft an sich und küßte mich.

So wahr wie dieses ganze Buch ist, so wahr will ich von dieser Minute spre-

chen. *Bis hierher* war ich meiner *unbewußt* gegangen. *Dieser eine reine innige Kuß machte mich zum Weib. Nicht zum wissen- [107] den Weib*, aber ich *fühlte* plötzlich ein Leben in mir, das ich bisher nicht kannte. Es sei nichts verschwiegen: wenn der Mann mich damals hätte verführen wollen, er hätte leichtes Spiel gehabt. Nicht als ob in mir ein *bewußtes Verlangen erwacht* wäre, ich war eher *noch* unbewußter als vorher. Ich war ein reines *Kind der Natur* an jenem Tag, die Knospe war zur Blüte reif. Ich fühle noch, wie ich die Augen schloß, wie meine Mädchenkeckheit mich verließ.

Der Mann an meiner Seite mag manches von dem, was in mir vorging, mir vom Gesicht gelesen haben. Keine Mutter hätte zarter sein können. – Wir *verabredeten* uns, daß er *noch am gleichen Abend zu seinen Eltern* weiterreisen sollte, daß er gleich mit ihnen spräche, und daß er am nächsten Tag schriftlich bei meinem Vater um meine *Hand* bitten wolle.

Wir *trennten* uns *leichten Herzens* – und haben uns *nie wiedergesehn*.“

„Daija Letzte Fassung“, S. 61 Fortsetzung – S. 63:

„Mitte Mai kam Hans Trenkwart heimlich nach Erdingen. Frau Dirksen lag mit *Migräne zu Bett*, so war Daija *frei*. Ein alter Fischer mit seinem Jungen ruderte die Beiden über den Rhein. Drüben sassen sie in einer Dorflaube zwischen Fliederbüschen, deren violette Dolden sich eben öffneten. Ein Meer von Kirsch- und Birnblüten war um sie; jeder [62] Zweig leuchtete in reiner Schönheit vor dem frühlingsblauen Himmel.

Wie jeden Tag stand Daija um ein Uhr hinter ihrem *Esszimmerstuhl*, auf das Eintreten des *Vaters* wartend. Wie jeden Tag hörte sie mit höflichem unteiligtem Gesicht der Tischunterhaltung zu, die ausschliesslich Familienangelegenheiten betraf. [9 Zeilen: Ausführungen über Daijas Pariser Großmutter]

Daija blickte verträumt vor sich hin und zum ersten Mal dachte sie: Familie, das könnte etwas sehr Schönes sein. Ein grosser Tisch mit vielen gesunden, blonden Kindern. Auf der einen Seite sie selbst, auf der andern: ja, da sass Hans Trenkwart. Sie hielt die Lider gesenkt, damit ihre Angehörigen nichts von dem Glanz sähen, der gewiss aus ihren Augen brach.

Nach beendeter Mahlzeit hatte Daija noch den schwarzen Kaffee zu bereiten, denn [sic] war sie wieder frei.

Hatte sie diesen Mann heute früh zum ersten Mal gesehen? Das Gefühl der *Blutfremdheit*, das ihr den Umgang mit Menschen so oft erschwerte, war ausgeblieben. Er war ihr *vertraut*, als wenn sie ihn von jeher gekannt hätte. Ruhig und glücklich ging sie mit ihm über den *Niederwald*, dessen lange

Linie sie tagtäglich sah. Als sie aus dem Wald traten, auf die Lichtung, die drüben über dem Rhein die alten Bäume des Lenzingschen Gartens den Blick freigab, setzten sie sich an den *Wiesenhang*. Noch raschelte unter ihren Füßen das dürre Winterlaub, aber das Moos trug hellgrüne Spitzchen, und überall blühten Anemonen und wilde Veilchen. ‚Als ich Ihr Bild zum ersten Mal in der Hand hielt, lag die Entscheidung meines Lebens vor mir. Ich fühlte: wenn ich Sie erringe, werde ich ein ganzer Mensch, erfülle mich, meine Sendung, werde ich tragendes Glied in der grossen Menschheitskette. Daija Kind, was für eine wunderbare Frau wirst du sein. Meine Frau!‘ *Er zog sie zu sich und küsste sie.* Daija erbebt. Bis zu dieser Stunde hatte sie ihrer selbst *unbewusst* gelebt. Ihr Verstand wusste vom Geschlecht, ihr Blut nicht. *Dieser reine, innige Kuss machte sie zum [63] Weib. Nicht zum wissenden Weib, aber zum fühlenden;* es ging ein Strom durch sie, der ungeahntes Leben in ihr weckte. Wenn der Mann ihre Erschütterung hätte ausbeuten wollen, so wäre Daija ihm blindlings zugefallen. Es war nicht ein *bewusstes Verlangen* in ihr *erwacht*, sie war eher noch *kindhafter* als vorher, ihr Wissen war wie betäubt – sie war ein Stück *Natur* geworden.

Schöpfung am Abend des sechsten Tages: Und siehe, es war gut.

Sie erlebte das hohe, unendlich seltene Wunder der Einheitlichkeit. Ihre Seele, ihr Geist, alle Sehnsucht nach gütiger Liebe und der Trieb des Blutes gingen auf in diesem Mann. Alles in ihr war Wille zum Leben, zum köstlichen Leben in Gemeinsamkeit. Tief in sich hineinlauschend sass sie da, abgewandt der Welt. Hans Trenkwart las in Daijas Miene, was in ihr geschah. ‚Kind, Kind, ich will dich heilig halten. Du sollst nie bereuen, dass du dich mir anvertraut hast‘

Sie *verabredeten*, dass Hans *noch am gleichen Abend zu seinen Eltern fahren* und von dort aus *schriftlich* Herrn Lenzing um Daijas *Hand* bitten sollte. Sie *trennten sich leichten Herzens* – in wenigen Tagen hofften sie zusammen zu sein – *und sahen sich nie im Leben wieder.*“

Fortsetzung und Schluss sind bekannt: Zorn des Vaters, verbunden mit dem Tadel des jungen Mannes – Besuchsverbot und Bestrafung Daijas durch jahrelanges Schweigen ihres Vaters. Sowohl die „Urschrift“ als „Daija Letzte Fassung“ berichten von diesen für Daija schwierigen Jahre. Der junge Mann bat den Vater um Verzeihung und Nachsicht für Daija, ihr Vater solle sie nicht bestrafen. Hier entsprechen sich beide Fassungen wieder:

„Urschrift“, S.109:

*„Wie erfüllte mein Vater diese Bitte? 2 Jahre saß ich an seinem Tisch, aß sein Brot und er sprach kein Wort mit mir. Nur wer etwas Ähnliches erlebt hat, vermag sich einen Begriff von dem Abgrund von Bitterkeit zu machen, in den ein so gepeinigter Mensch versinkt. Jeder Bissen Brot schien mir im Mund aufzuquellen.“*

„Daija Letzte Fassung“, S. 64:

*„Wie erfüllte Herr Lenzing diese Bitte? Zwei Jahre lang sass Daija an seinem Tisch, ass sein Brot, und der Vater sprach kein Wort mit ihr. In einem Abgrund von Bitterkeit und Hass, ja Hass, sass sie an diesem Tisch und fühlte jeden Bissen im Munde aufquellen, so dass sie glaubte, daran ersticken zu müssen.“*

### 7.3. VERGLEICH: EIN ANDERER MANN: „MARS“. EIN ANDERES TREFFEN

Zur Ergänzung dieses Vergleiches wenden wir uns einer weiteren Begegnung Daijas mit einem Offizier zu, wobei das gleiche Treffen sowohl in der „Urschrift“ als auch in „Daija Letzte Fassung“ beschrieben wird. An einer späten Stelle in der „Urschrift“<sup>602</sup> verrät die Autorin zwar seinen Namen „Mars“, gibt allerdings keine weiteren Einzelheiten preis.

Daija hatte in Mannheim vor ca. 7 Jahren einen Offizier gesehen, dessen Gesicht sie nicht unbeeindruckt ließ.<sup>603</sup> Eine zufällige Begegnung in Mannheim führte zum gegenseitigen Wiedererkennen; es entwickelte sich ein sehr intensiver, aber heimlicher Briefwechsel, gefolgt von kurzen, verschwiegenen Begegnungen in Mannheim, die nach mehr riefen. Da Daija von Mannheim wieder nach Bingen zurückkehren musste, wollte sie dies dem Offizier mitteilen und dabei auch die Frage einer gemeinsamen Zukunft geklärt haben.

Die „Urschrift“ schildert diese schicksalhafte Begegnung sehr lebensnah und besticht durch die Nähe zu dem realen Vorgang:

*„Ich konnte ihm schreiben, daß ich dann u. dann abreise. Die Kaserne war in nächster Nähe meiner Schwester, seine Wohnung ebenfalls. Ich brachte es fertig am letzten Morgen noch einmal allein auszugehen – vergebens. Da, wie ich eben um die letzte Ecke biegen will, kommt er hinter mir hergallo-*

602 Urschrift, S. 125, S. 127.

603 Ebd. S. 94.



piert [sic]: „Ich beschwöre Sie, folgen Sie mir.“ Ich ging wie gefesselt hinter dem Gaul her. Am hellen Mittag um 12 Uhr. Er reitet noch ein paar Schritte, hält vor einer kleinen Holztür, sein Bursche reißt die Tür auf, er reitet hinein, ich gehe nach. Wir stehn im schmalen [126] Mittelgang eines Militärstalles. 24 *Pferdeärsche* sind uns zugekehrt. Dazwischen rumoren Burschen mit Eimern. Und inmitten ich in einem perlgrauen Promenadenkleid, stumm, blind, taub, Opfer eines Wirbelsturms, an die Brust dieses fremden Mannes geworfen. Aber dieser *Wirbelsturm* kam nicht aus den Sinnen, nicht aus dem Blut. Meine Phantasie jubilierte. Ich war hingerissen und doch kühl. [...]. Der Gott meiner Träume hielt mich im Arm, nicht der Bräutigam meiner Seele. Ich reiste nach Hause, 2 Stunden später, und nun begann eine Correspondenz, die vollkommen den Boden der Wirklichkeit verließ, aber wir lebten in dieser Welt. Wir haben uns fast 3 Jahre lang täglich mindestens einmal, meistens zweimal geschrieben, und haben uns jedes Jahr Einmal gesprochen.“<sup>604</sup>

In „Daija Letzte Fassung“ klingt es ganz anders: Der Name des Offiziers lautet nun Carl Georg; die eine in der „Urschrift“ geschilderte Begegnung ergänzte Ida Dehmel in „Daija Letzte Fassung“ durch eine zweite:

„Es bleiben Daija noch acht Tage bis zu ihrer Rückkehr ins Vaterhaus, und jeder Weg führt sie mit dem Fremden zusammen. Wo sie hingeht, da ist er. [...].

Die Koffer sind gepackt – zum letzten Mal vor der Heimfahrt geht Daija in den Park. Es ist früh am Morgen, die Laubengänge sind menschenleer. Da kommt der Mann, dem sie noch einmal vor der Trennung hatte begegnen wollen, ihr entgegen. Er fasst ihre beiden Hände: ‚Was wird aus uns? Wohin treiben wir?‘ ‚In einer Stunde reise ich ab‘, sagt Daija mit weissen Lippen, ‚vielleicht dauert es abermals acht Jahre bis wir uns wiedersehen. Es kann keine Gemeinschaft zwischen uns geben.‘ [...]. Er reisst sie an sich, Daija fühlt sich vom *Wirbelsturm* eines fremden Willens umbrandet – da taucht ein Trupp Reiter an der Wegbiegung auf – ‚Ich schreibe, ich komme‘ hört Daija, beschwörend presst er noch einmal ihre Hände, dann ist sie allein. –“<sup>605</sup>

Einige Zeit später weilte Daija wieder in Mannheim:

604 Ebd. S. 125 f.

605 Daija Letzte Fassung, S. 87 f.

„Mit Carl Georg war eine genaue Verabredung getroffen. Eine ältere Freundin, die Daija ins Vertrauen gezogen hatte, würde sie zu einer Wagenfahrt in den allgemein zugänglichen aber meist menschenleeren Park eines Jagdschlösschens einladen. Der Plan gelang. Die Freundin setzte sich mit einem Buch unter eine Rotbuche, der Bursche hielt mit den Pferden vor dem Tor, und zwei voneinander berauschte Menschen hatten endlich, endlich eine Stunde der Gemeinsamkeit. Wie bei der ersten Begegnung fühlte sich Daija fast wie ein Kind, dass dieser grosse Dunkle Mann in ein neues Leben davontragen konnte.“<sup>606</sup>

Diese Beispiele verdeutlichen, wie Ida Dehmel mit ihrem Stoff umgeht und ihre Autobiographie in einen autofiktionalen Roman wandelt.

## 7.4. DIE PSEUDONYME

Die Autofiktion „Daija“ verwendet im Unterschied zur „Urschrift“ aus nachvollziehbaren Gründen Pseudonyme für die handelnden Personen.<sup>607</sup> Jedoch behielt sie aus nicht feststellbaren Gründen für die Autofiktion den Titel „Daija“ bei; mit diesem Namen verband sie ihre eigene Person; aus den eingesehenen Unterlagen ergab sich keine Erklärung dieses Namens.

Schwierig ist festzustellen, wann genau Ida Dehmel damit anfang, die Eigennamen der „Urschrift“ durch Pseudonyme zu ersetzen. In der daktylographierten „Daija Zwischenfassung“, der Vorlage für „Daija Letzte Fassung“, verwendete sie schon Pseudonyme, die allerdings noch leicht von den endgültigen differieren (z. B. „Daija Zwischenfassung“, S. 111: Frau Tiemann wird durch Frau „Möller“ ersetzt; S. 115: Onkel „Felix“ wird gestrichen und mit „Arthur“ überschrieben.). In Januar/Februar 1940 schrieb Dr. G. Scholtz<sup>608</sup> an sie: „Ich werde Ihnen [sic] übermorgen ein Dutzend Namensvorschl ä g e [sic] schicken.“<sup>609</sup> Bei dem Pseudonym für Richard Dehmel gab sich in dieser Zeit Ida auch viel Mühe.<sup>610</sup>

<sup>606</sup> Ebd. S. 91.

<sup>607</sup> Daher nannte Höpker-Herberg, Frau Isi, S. 110 „Daija“ einen Schlüsselroman. Vgl. zum Begriff „Schlüsselroman“: Wilpert, Gero von, Schlüsselroman, in: Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur. 8., verb. und erw. Auflage. Stuttgart [1995] 2001, S.732 f. „Roman, in dem wirk[liche] Ereignisse, Zustände und Schicksale wirk[licher] Personen der Gegenwart oder Vergangenheit [...] unter veränderten Namen und Umständen [...] oder [in] anderer mehr oder minder leichter Verhüllung dargestellt werden, so daß sie für den Wissenden wiedererkennbar sind bzw. durch e[inen] Hinweis (Schlüssel) auf die Wirklichkeitsbezüge dem adäquaten Verständnis der Tatsachen geöffnet werden können“.

<sup>608</sup> Vgl. Exkurs zu Dr. G. Scholtz am Beginn des Kap. 2 „Daija Urschrift“.

<sup>609</sup> Brief Ida Dehmels an Marie Stern vom 16.01.1940, SUB : DA : Br : S : 2774.

<sup>610</sup> Vgl. „Daija Letzte Fassung“, S. 111, Anm. 269.

Viele Mitglieder der Familie Daijas erhielten einen anderen Namen oder wurden mit dem Vornamen angesprochen, z.B. Marie-Louise, bzw. durch die familiäre Beziehung gekennzeichnet, wie z.B. „Daijas Mutter“, oder „die Pariser Großmutter“, wobei keine einheitliche Linie in der Namensgebung erkennbar ist. Die folgende Tabelle erfasst und erklärt kurz die in „Daija Letzte Fassung“ verwendeten Pseudonyme in alphabetischer Reihenfolge. Da die Hinweise nur zum Verständnis der Lektüre dienlich sein sollen, verweisen wir für nähere biographische Angaben beim ersten Vorkommen des Pseudonyms auf die Anmerkungen in „Daija Letzte Fassung“ in der 3. Spalte der nachfolgenden Tabelle.

#### 7.4.1. DAIJAS FAMILIE

Alexe	Daijas Schwester Alice (1864–1935), das älteste der Kinder des Ehepaares Simon und Emilie Coblenz, heiratete den Mannheimer Verleger Julius Bensheimer und erlangte unter dem Namen Alice Bensheimer Bekanntheit.	S. 10
Christian Felix	Heinz Lux (1895–1917), Sohn Ida Dehmels aus ihrer ersten Ehe mit Leopold Auerbach.	S. 121
Der Großvater	Daijas Großvater Josef Philipp Meyer (1799–1874), Ehemann von Delphine Coblenz (Mutter Phine).	S. 1
Der Pariser Onkel	Felix Coblenz, der Bruder von Simon Z. Coblenz (1832–1900) [Onkel Felix aus Paris].	S. 25
Die Pariser Großmutter	Daijas Großmutter Marianne Levi (1809–1887), die Mutter von Simon Zacharias Coblenz, lebte bis zum Tod der Mutter Daijas in Paris.	S. 5
Emil	Julius Bensheimer (1850–1917), Verleger in Mannheim, in „Daija“ als Stuttgart bezeichnet.	S. 85
Ferdinand	Cornelius Coblenz (1867–1922), etwas älterer Bruder Idas.	S. 10
Frau Lenzing	Emilie (1840–1878), Daijas Mutter, Ehefrau von Simon Zacharias und Tochter Delphines (Mama Phine).	S. 15
Herr Lenzing	Simon Zacharias Coblenz (1836–1910), Daijas Vater, reicher Winzer und Weinhändler in Bingen, in „Daija“ Erdingen genannt.	S. 23
Jula	Julie Hedwig, Daijas ältere Schwester (1865–1935), heiratete in München den Bierbrauer Bernhard August Neumeier.	S. 1
Mutter Phine	Delphine Meyer (1819–1874), Daijas Binger Großmutter, war verheiratet mit dem Binger Winzer Joseph Philipp Meyer.	S. 9
Onkel Arthur	Bruder Josef Philip Meyers (?).	S. 23
Onkel Cornelius	Felix Coblenz (auch Coblentz) aus Frankfurt (1828–1884), Cousin von Simon Zacharias Coblenz.	S. 100
Onkel Jacob	Sohn Onkel Arthurs (?) hatte eine Tochter Dina in Daijas Alter.	S. 7
Tante Eugenie	Clara Wolffenstein (1839–1900), eine Schwester der Mutter Idas, lebte mit ihren 3 Söhnen in Berlin.	S. 15

### 7.4.2. ANDERE PSEUDONYME

Alphons Bertrand	Stefan George (1868–1933), Dichter.	S. 77
Andreesen	Conrad Ansorge (1862–1930), Komponist, Pianist.	S. 120
Anne	Guste, Haushälterin im Dehmelhaus.	S. 162
Arnstaedt, Josef	Leopold Auerbach, erster Ehemann von Ida Coblenz (Lebensdaten unbekannt).	S. 103
Carl Georg	nicht zu identifizieren. „Mars“ in der „Urschrift“.	S. 91
Castrow, Helene	Hedwig Lachmann (1865–1918), Übersetzerin, Dichterin.	S. 132
Claus Torsting	Heinz von Hahn (1866–1958).	S. 96
Frau Dirksen	Frau Löwenfeld („Urschrift“), Gouvernante im Haus Coblenz in Bingen.	S. 52
Dr. Ebertswald	Dr. Isaac Ebertsheim (1818–1901) und Sohn.	S. 51
Elisabeth Fechner	nicht zu identifizieren.	S. 73
Frau Anot	Schneiderin in Bingen.	S. 52
Frau Martha	Paula Dehmel, Ehefrau Richard Dehmels (1862–1918).	S. 115
Frau Möller	Lina Kuentz, Gouvernante im Haus Coblenz in Bingen.	S. 64
Frau Sellmann	Frau Graumann, Gouvernante.	S. 24
Hans Thoma	Harry Graf Kessler (1868–1937).	S. 153
Hans Trenkwart	Offizier, nicht zu identifizieren.	S. 62
Kai Vorbrüggen	Detlev von Liliencron (1844–1909).	S. 114
Michael Demmingk	Richard Dehmel.	S. 111
Paul Neuhauss	RA. Dr. Leo Seligmann (1869–1918).	S. 13
Professor Voutier	Professor Adolphe Wouters (1849–1924).	S. 43
Stella	Vera Tügel-Dehmel (1890–1979), erste Tochter Richard Dehmels.	S. 127

### 7.4.3. WEITERE UMSCHREIBUNGEN

Alfred Kerr	Theaterkritiker (1867–1948).	S. 125
Alfred Mombert	Dichter der Sphären (1872–1942).	S. 159
Elisabeth Förster-Nietzsche	Schwester des Philosophen Nietzsche (1846–1935).	S. 130
Juel-Przybyszewski, Dagny „Ducha“	Polnische Schriftstellerin (1867–1901).	S. 133
Melchior Lechter	Maler (1865–1937).	S. 132
Przybyszewski, Stanislaw)	Polnischer Pianist u. Dichter (1867–1927).	S. 113
Theodor Fontane	„Der Dichter“ (1819–1898).	S. 70
Julie Wolfthorn	Malerin (1864–1944).	S. 132
Walter Rathenau	Industrieller, liberaler Politiker, Schriftsteller (1867–1922).	S. 75
Wilhelm Amandus Beer	Maler und Hochschullehrer (1837–1907).	S. 73
? Wilhelm Conrad Röntgen	Arzt (1845–1923).	S. 131

## 7.5. REALITÄT ODER FIKTION

Die Umformung der Autobiographie „Daija“ in die Autofiktion zeigt Ida Dehmels freien erzählerischen Umgang mit der „Urschrift“. Die Mischung aus Realität und Fiktion bzw. der Übergang von Realität zu Fiktion ohne sichtbare Grenzziehung und Ankündigung als eines der Merkmale autofiktionaler Gattung neben der Identität von Autor und Erzähler, so wie sie in „Daija Letzte Fassung“ vorliegen, bereitet für eine zuverlässige Biographie Ida Dehmels Schwierigkeiten. Lässt sich aber der Wahrheitskern in „Daija Letzte Fassung“ dennoch greifen? Dank der vorhandenen „Urschrift“ und weiterer schriftlicher Quellen kann der Versuch unternommen werden, an Hand einiger ausgewählter Personen oder Themen darzulegen, inwieweit die Schilderung von Idas Leben der Realität entspricht. Hierzu konzentrieren wir uns zunächst auf Idas Männerfreundschaften, danach auf Idas Berliner Zeiten. Im Hintergrund steht die Frage: Welchen Gewinn bringt die Lektüre von „Daija Letzte Fassung“ für Ida Dehmels Biographie? Methodisch helfen wir uns mit thematischen Überschneidungen der „Urschrift“ und Ida Dehmels Briefen.

### 7.5.1. DAIJAS MÄNNERFREUNDSCHAFTEN

Abgesehen von Richard Dehmel, der als Ehemann außerhalb unserer Fragestellung steht, und Stefan George (Alphons Bertrand), dessen Freundschaft mit Daija (Ida Dehmel) vermutlich erschöpfend erforscht wurde,<sup>611</sup> kommen für unsere Frage folgende Personen ins Spiel: Paul Neuhauss, der alte Schulfreund Daijas, Hans Trenkwart, Carl Georg und Claus Torsting.

#### 7.5.1.1. PAUL NEUHAUSS

Paul Neuhauss fällt in „Daija Letzte Fassung“ kaum ins Gewicht. Aus der „Urschrift“ wissen wir, dass es sich um Leo Seligman handelt, Schulfreund und später verehrter Bücherlieferant Daijas. Er studierte Jura, wurde Rechtsanwalt und blieb mit Ida Dehmel bis zu seinem Tod befreundet.<sup>612</sup> In „Daija Letzte Fassung“ tritt er in Abweichung von der „Urschrift“ schon früh als idealisierter, von Daija verehrter Tanzpartner in der Tanzschule auf (S. 13: „Daija sang immer seinen Namen“) und später als geistiger Freund, der Daija angesichts ihrer häuslichen Schwierigkeiten dazu rät, Bingen zu verlassen und in eine Großstadt zu ziehen, in der sie sich kulturell entfalten könne (S. 82: „Heraus mit Ihnen aus Erdingen“). Diese Zeilen zeugen nur von der langjährigen Freundschaft und

<sup>611</sup> Vgl. Kap. 3, Anm. 5.

<sup>612</sup> Vgl. Urschrift, S. 114, 117, 120 f. und dortige Anmerkung 128.

Verehrung Daijas für Leo Seligmann.<sup>613</sup>

### 7.5.1.2. HANS TRENKWART

Beim Lesen der Parallelepisoden zu Hans Trenkwart, Carl Georg und Claus Torsing in der „Urschrift“ und in „Daija Letzte Fassung“ bleibt man etwas ratlos und unsicher hinsichtlich der genannten Personen. Die Gegenüberstellung dieser Episoden zeigte klare Parallelen zwischen beiden Fassungen in Bezug auf Hans Trenkwart und Carl Georg auf: Diese berühren die Umstände der ersten Kontaktaufnahme, der weiteren Entwicklung der Beziehung und das Ende der Freundschaft bzw. Liebe. Fragen wir also: Entspricht die Darstellung der Realität?

Die Begegnung mit Hans Trenkwart, der ersten Liebe Ida Dehmels, veränderte ihr Leben entscheidend: Die „Urschrift“, die eher eine authentische Version der Fakten wiedergibt, verzeichnet folgende Einzelheiten zu diesem Offizier:<sup>614</sup> Er hieß Willy G., seine Initialen lauteten W.G.<sup>615</sup> Idas Gouvernante kannte ihn; er war „Rheinländer mit amerikanischem Bluteinschlag, stand als Offizier in Württemberg.“<sup>616</sup> Daija lernte den Offizier, dessen bürgerlicher Name unbekannt ist, über eine Heiratsanzeige kennen, die zu einem Briefwechsel führte. Bei ihrem ersten Treffen in Bingen, das ohne Wissen des Vaters stattfand, herrschte zwischen ihnen große Harmonie und Vertrauen. Deshalb beschlossen sie, dass er um Daijas Hand bei ihrem Vater bittet. Leider beobachteten fremde Personen auf dem Heimweg, dass sie vertraut miteinander umgingen, und denunzierten Daija bei ihrem Vater, der daraufhin wütend jeden Kontakt seiner Tochter mit dem neuen Freund verbot. Daher brach der Kontakt zwischen Daija und Hans ab. Trotzdem verzieh Daijas Vater seiner Tochter nicht, sondern bestrafte sie mit zweijährigem Schweigen, so dass sie in familiärer Isolation leben musste. 3 ½ Jahre nach der ersten Begegnung noch versuchte Hans Trenkwart, durch einen Brief, in dem er auf seine veränderte Lebenssituation hinwies, Daija für sich zu gewinnen, scheiterte jedoch erneut an der Unnachgiebigkeit des Vaters.<sup>617</sup> Dies hieß zugleich, dass diese Beziehung endgültig endete: „Daija und er sahen sich

613 In Idas Korrespondenz wird er zehnmal erwähnt. Eine markante Stelle sei hier herausgestellt: Ida befindet sich am 25.07.1906 bei den Bayreuther Festspielen. Am Tag vorher hielt sie sich mit Richard Dehmel und dem Dichter und Freund de Campagnolle in Nürnberg auf, dem Wohnsitz Leo Seligmanns: „Gestern Nürnberg. Als D. gesättigt und selig mit Campagnolle philosophierte, sagte ich: So, widerspricht nicht, mein Herz drängt mich; Bleibt Ihr hier sitzen: ich geh einmal zum Leo Seligm. Und so geschahs. Er machte selbst auf, sagte: Um Himmelswillen!, und dann war Alles wieder gut. Wir blieben natürlich bis Abends zusammen.“ Kartenbrief Ida Dehmels an Alice Bensheimer vom 25.07.1906, SUB : DA : Z : Br : De 81. 152, Verso. Vgl. vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 274).

614 Ebd. S. 105 f.

615 Urschrift, S. 113.

616 Ebd. S. 106.

617 Vgl. ebd. S. 109–113; „Daija Letzte Fassung“, S. 83 f.

nicht wieder.“<sup>618</sup> Um mit dieser Situation zurecht zu kommen, suchte Daija abermals für ein halbes Jahr bei ihrer Schwester in Mannheim Zuflucht.

Für den weiteren Lebensweg Ida Dehmels bedeutete in der Realität die Begegnung mit Hans Trenkwart aus zwei Gründen eine wichtige Erfahrung:

Sie erfuhr die unnachgiebige Strenge ihres Vaters, der sich von ihr abwendete. Der entscheidende Grund dafür lag in der in jüdischen Großfamilien überkommenen Tradition, dass die Eltern den Lebensweg ihrer Kinder bestimmten. Ida kam als junge Frau in Konflikt mit dieser Tradition und büßte schwer dafür. Dies bedeutete für sie eine gewisse Kapitulation, vor allem weil ihre Schwester, wie in der „Urschrift“ berichtet,<sup>619</sup> den Starrsinn ihres Vaters für unüberwindlich hielt und Ida auch die Konsequenzen vor Augen führte, falls sie sich über den Willen des Vaters hinwegsetzen würde. Ida Dehmel hielt dazu in der „Urschrift“ fest: „So führte mich meine Schwester klug und liebevoll dorthin, wo sie mich haben wollte: zum freiwilligen Verzicht.“<sup>620</sup>

Aber: Für die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit gewann Ida ihrer ersten Liebe positive Züge ab: „Bis hierher war ich meiner unbewusst gegangen. Dieser eine innige Kuss machte mich zum Weib.“<sup>621</sup> Aber nachher spielte die unbekannt gebliebene Person in Ida Dehmels Leben faktisch keine Rolle mehr. Dass die Beziehung wirklich zu Ende war, bestätigt die Tatsache, dass Ida in ihrer Korrespondenz diesen Mann nur noch einmal in einem Brief an Marie Stern erwähnte: „Den Ersten hab ich ja kaum gekannt; er war ein gütiger Mensch, sicher kein großes Licht.“<sup>622</sup>

### 7.5.1.3. CARL GEORG

In der „Urschrift“ und „Daija Letzte Fassung“ verliebt sich Daija bei einer zufälligen Wiederbegegnung in Mannheim in Carl Georg, der Daija schon als Mädchen in Mannheim fasziniert hatte.<sup>623</sup> Nach ihrer ersten Begegnung wechseln beide Briefe, die stark fiktionalen Charakter aufweisen, da Ida Dehmel andeutete, dass Carl Georg beabsichtige, ihre gemeinsame Zukunft durch den Erwerb von Kolonialbesitz abzusichern.<sup>624</sup> Dieser Gedanke beschäftigte beide in ihren exaltierten Liebesbriefen voller Hoffnung, bis es zu einer letzten persön-

618 Urschrift, S. 107: „Wir trennten uns leichten Herzens – und sahen uns nie wieder“; „Daija Letzte Fassung“, S. 63: „Sie trennten sich leichten Herzens – in wenigen Tagen hofften sie wieder zusammen zu sein – und sahen sich nie im Leben wieder.“ Damit erweist sich Höpker-Herbergs These einer „heimliche[n] Verlobung mit Heinz v. Hahn (1866–1958)“ als falsch. Sie konstatiert an der gleichen Stelle: „Frau Isi und Heinz v. Hahn blieben bis in die 30er Jahre Freunde.“ Vgl. Ausstellung, S. 11, Nr. 46. Wie Höpker-Herberg argumentierte Wegner, S. 40 f.

619 Urschrift, S. 112 f.

620 Ebd. S. 113.

621 Ebd. S. 106 f.

622 Brief Ida Dehmels an Marie Stern vom 05.11.1941, SUB : DA : Z : BR : De 82, 532, S. 3.

623 Urschrift, S. 94 mit Verbindung zu S. 124. Vgl. Kap. 7.3; vgl. Daija Letzte Fassung, S. 87.

624 Daija Letzte Fassung, S. 91.

lichen Begegnung und der endgültigen Trennung kommt.

Über Pläne einer Übersiedlung in ein Kolonialgebiet schweigt die „Urschrift“, spricht aber von einem intensiven, übersteigerten Briefwechsel, weil sie sich nicht regelmäßig treffen konnten:<sup>625</sup> „[...] nun begann eine Correspondenz, die vollkommen den Boden der Wirklichkeit verließ, aber wir lebten in dieser Welt von leidenschaftlichen Momenten.“<sup>626</sup>

Die „Urschrift“ erwähnt den wahren Namen Carl Georgs mehrmals: „Mars“; sie gibt aber keine Erklärung zu seiner Herkunft und seinem familiären Umfeld, bemerkt lediglich, dass er Offizier war und Daija sein physisches Aussehen beeindruckte.<sup>627</sup> Ida Dehmel begegnete ihm zufällig 1900 nochmals, als sie zusammen mit Richard Dehmel in Mannheim weilte.<sup>628</sup> „Daija Letzte Fassung“ spricht an, er sei „Spross eines regierenden Hauses“,<sup>629</sup> so dass für Daija eine gemeinsame Zukunft utopisch erscheint.<sup>630</sup>

Bei der letzten Begegnung Daijas mit Carl Georg differieren „Urschrift“ und „Daija Letzte Fassung“: Die „Urschrift“ beschreibt Daijas Enttäuschung, als es anlässlich eines Chorauftritts in Darmstadt, in dem Daija mitsang, gelang, ein verstecktes, von beiden lang ersehntes Treffen zu vereinbaren. Dabei wurde Daija von der Haltung Carl Georgs so enttäuscht, dass sie die Freundschaft abbrach: „Civil, ein spießiges Civil, das an diesem Mann stillos wirkte. Eine peinliche Unsicherheit, daneben Hast, Nervosität.“<sup>631</sup> Mit Versen Richard Dehmels aus „Zwei Menschen“ verlieh sie ihrer Enttäuschung Worte: „Als er mich endlich wagte zu küssen | war alles in mir abgebrannt.“<sup>632</sup> In „Daija Letzte Fassung“ wurde Carl Georg sexuell übergriffig.<sup>633</sup>

Die stark fiktionale Schilderung dieser Liebesbeziehung dokumentiert die

625 Urschrift, S. 127b: „500 Liebesbriefe – dann 5 Minuten Zusammensein.“

626 Ebd. S. 126.

627 Ebd. S. 127a, rechts oben: „Er war auch sehr dunkel, ungewöhnlich groß, schlank und jede Bewegung frei und beherrscht zugleich.“

628 Ebd. S. 127b.

629 Daija Letzte Fassung, S. 88.

630 Möglicherweise verbirgt sich hinter diesem Namen eine alte adlige französische Familie (Saint Mars). An ihre Freundin Marie Stern schrieb Ida Dehmel am 17.10.1941: „Carl Georg.– die fürstliche Abstammung ist geschwindelt, alles andre wahr. Er starb vor wenigen Jahren als General.“ (SUB : DA : Z : Br : De 82.525). Ida erwähnte ihn auch in einem Brief an ihre Schwester: „Ist es nicht sonderlich, dass ich nun mit einer Cousine von Mars zusammen arbeiten werde?“ (Brief Ida Dehmels an Alice Bensheimer vom 07.12.1926, SUB : DA : Z : Br : 81.538; vollständiger Brieftext in: Ida Coblentz, Familienkorrespondenz, S. 799). Bei einem Zusammentreffen mit der Familie ihrer Mitarbeiterin Fr. Mittelstaedt im März 1928, die mit der Familie Mars verwandt war, erinnerte Ida Dehmel an ihre Vergangenheit: „Mit dem Mann M. fing ich eine Konversation über Mars an; er wusste schon, dass ich ihn kannte. [...] Der Sohn [...] überreichte mir ein Jugendbild von Mars, M. als Leutnant. [...] Aber ist es nicht komisch, dass mir dieses Bild jetzt von der Familie geschenkt wird !!!“ (Brief Ida Dehmels an Alice Bensheimer vom 28.03.1928, SUB : DA : Z : Br : De 81.572, S. 1; vollständiger Brieftext in: Ida Coblentz, Familienkorrespondenz, S. 836 f.).

631 Urschrift, S. 128.

632 Ebd. S. 128.

633 Daija Letzte Fassung, S. 95.



erzählerische Freiheit, die Ida Dehmel bei der Überarbeitung ihrer Lebenserinnerung für sich beanspruchte und gegenüber Marie Stern verteidigte:

„Du schriebst mal: „Jetzt sind es schon 3 Offiziere“. Ja, Sternmarie, was kann ich dafür. Es waren halt diese 3! Drum hab ich schon den Einen in den Fürstenstand erhoben u. habe Torsting von der Liebe weggeschickt. In Wirklichkeit war er es, der die Afrikapläne schmiedete.[...] Der Erste u. Dritte, die wollten mich heiraten, der Zweite wollte mich haben. Den Ersten hab ich ja kaum gekannt, er war ein gütiger Mensch, sicher kein großes Licht. Den Zweiten hatte ich belegt u. er mich. Wir haben die wahnsinnigsten Sachen gemacht. Im Dragonerstell standen wir und küßten uns während die Soldaten um uns durchliefen u. mit großen Eimern die Pferde wuschen. Es ist mir heute noch ein Wunder, daß ich ihn tatsächlich von einer Minute zur andren aus dem Herzen nicht etwa gerissen habe – er verschwand aus meinem Herzen, spurlos.“<sup>634</sup>

Dieses Briefzitat belegt Ida Demels erzählerische Freiheit bei der Übernahme und Veränderung von Motiven aus der „Urschrift“, aber auch ihr Talent: Die Afrikapläne, die in der „Urschrift“ fehlen, die aber in Wirklichkeit von Torsting geschmiedet wurden, wies sie in „Daijas Letzte Fassung“ Carl Georg zu. Dieses Motiv bildet in der Erzählung ein retardierendes Moment, das Spannung erzeugt und rechtfertigt den intensiven langjährigen Briefwechsel zwischen Daija und Carl Georg.

#### 7.5.1.4. CLAUS TORSTING

Die „Urschrift“, die grundsätzlich mehr Authentizität in den Details verspricht, berichtet unmittelbar nach dem Bruch zwischen Daija und Carl Georg von einem Musikfest, das mit einem Ausflug zur Ruine Schloss Auerbach und einem gemeinsamen Essen endet, bei dem „in aller Ausgelassenheit“ die Sängerinnen im Wirtsgarten des Schlosses verweilen. Ein junger, blonder Offizier in Civil wird am „hübschesten Tisch natürlich“ eingeladen. Die „Urschrift“ nennt keinen Namen, zeigt aber, dass bei der ersten Begegnung Daijas mit Carl Georg ein gemeinsames Interesse erkennen ließ: Literatur. Sie unterhielten sich über einen persischen Dichter und über Goethes Elegien, was die gegenseitige Sympathie bestärkte und eine innere Verbindung förderte.<sup>635</sup> Ida Dehmel blickte viele Jahre später dankbar auf diese Begegnung und auf die sich daraus entwickelte Freundschaft zurück: „Heute nach 27 Jahren darf ich sagen: Freunde fürs Leben.“<sup>636</sup>

634 Ida Dehmel an Marie Stern am 05.11.1941, SUB : DA : Z : BR : De 82, 532, S. 3 f.

635 Urschrift, S. 130.

636 Ebd.

Dies ist keine Übertreibung Ida Dehmels, sondern Realität, wie die folgenden Ausführungen zeigen werden.

Wohl in Anlehnung an die „Urschrift“ führte Ida Dehmel unmittelbar nach dem Ende der Episode Carl Georg/Daija in „Daija Letzte Fassung“ einen dritten Mann in den Roman ihrer Jugend ein: Claus Torsting.<sup>637</sup> Im Unterschied zur „Urschrift“ schildert sie die erste Begegnung jedoch mit anderen Details: Nach einem Chorkonzert, bei dem Daija mitsang, gab es den Festball, bei dem Claus Torsting, ein junger Offizier und Vorsitzender eines Richard Wagner Vereins, mehrmals mit Daija tanzte. Nach einer gemeinsamen Museumsführung am nächsten Tag nutzten sie die verbleibende Zeit zu einem Ausflug zu einer schöngelegenen, alten Burg. Beide fanden sich sympathisch, so dass der junge Offizier den Wunsch äußerte, Daija wieder zu sehen bzw. ihr zu schreiben. Daija verbot ihm, sich in sie zu verlieben, zeigte sich aber offen für eine kameradschaftliche Freundschaft. In den folgenden Wochen tauschten sie brieflich Meinungen über Literatur aus, Torsting sandte ihr selbst gemalte Aquarelle.<sup>638</sup> Eine dauerhafte Freundschaft entstand, die dazu führte, dass sich Daija und Torsting später in Berlin zum Reiten verabredeten.<sup>639</sup> Als Daija in den Schwierigkeiten ihrer ersten Ehe steckte, stand er ihr bei, was sie anerkennend hervorhebt: „Claus Torsting blieb der getreueste ihrer Freunde.“<sup>640</sup>

Im Nachhinein verriet Ida Dehmel ihrer Freundin Marie Stern, wer dieser Freund war:

„Heinz von Hahn heißt Claus Torsting.“<sup>641</sup>

Einige Wochen später berichtete ihr Ida Dehmel ausführlich über ihre Freundschaft mit Heinz von Hahn:

„Aber eines ist seltsam! Als ich Torsting (H. v. H.) kennen gelernt hatte, u. wir sofort in dicken Briefwechsel gerieten, da schickte ich ihm das [auch?] rote Buch (ich hab es heute noch) in das ich seit meinem 17 Jahr die Gedichte und Sprüche schrieb, die ich liebte. [...]. Der Dritte [= Heinz von Hahn] war ein anständiger prachtvoller Mensch. Wir hatten uns herzlich und urgesund lieb, der Verzicht fiel uns beiden schwer. Als er dann nach Berlin kam, war er wirklich ein Ritter. Er vertrug sich ganz gut mit Herrn A. [= Auerbach], stand auf Respekt mit Dehmel. Während ich von Dehmel verlassen war, hat

637 Vgl. ebd. S. 130; vgl. Daija Letzte Fassung, S. 96.

638 Daija Letzte Fassung, S. 95 f., S. 98.

639 Ebd. S. 137.

640 Ebd. S. 141.

641 Brief Ida Dehmels an Marie Stern vom 01.10.1941: SUB : DA : Z : BR : De 82, 522, S. 2.

H. v. H. sich wunderbar bewährt. Nun, nie, nie hat er sich die leiseste Liebkosung erlaubt, obgleich er mich noch immer sehr liebhatte. Es war [?] eine der rührendsten Begegnungen meines Lebens als wir uns nach 22 Jahren Rendez-vous gaben. (War es nicht von Schwallbach aus?). Es war in Wiesbaden. Seitdem sind wir Freunde geblieben.“<sup>642</sup>

Die gemeinsamen Interessen begründeten ihre langjährige Freundschaft, die auch die Entfernung Berlin-Darmstadt, wo Heinz von Hahn wohnte, überstand. Dies bezeugen mehrere Briefe Ida Dehmels an ihre Schwester, in denen sie auch berichtete, dass sie manchmal als Gast bei der Familie Heinz von Hahn logierte.<sup>643</sup> So z.B. in dem Brief vom 20.07.1920:

„Ich war Donnerstag u. Freitag bei Heinz von Hahn in Darmstadt und habe mich ganz beglückt dort gefühlt. Eine liebe tüchtige anmutige Frau [...], 2 kluge schlanke Jungen vorzüglich erzogen, und ein wunderschön eingerichtetes Haus. Glas, Porzellan, Silber, Tafelzeug. Alles vom Schönsten u. besten Geschmack. Kein modernes Möbel; lauter schwere alte Stücke u. herrliche Teppiche. Ich habe wenig so geschmackvolle Häuser gesehn. Und der Mann, der unmittelbar vor dem Brigadekommandeur stehend, nun mit 52 Jahren seine Familie [Seite 4] im völlig neuen Beruf ernährt! Mir ist er aber immer noch 30 jährig, und ich ihm auch. Wir finden uns beständig „ganz unverändert“. Wie gut begreif ich, daß ich den einmal lieb gehabt habe. Auch an unser Verhältnis wollte ja Herrn A. [= Auerbach] schließlich seinen Schmutzmaßstab legen und mit wie reinen Erinnerungen, trotz aller herzlichen Liebe, können wir uns heute in die Augen sehn.“<sup>644</sup>

Eine Überschneidung zwischen einem Tagebuchauszug 1907 in „Aus Daijas Tagebüchern“<sup>645</sup> (S. 166), die „Daija Letzte Fassung“ abschließen, und Idas Korrespondenz mit ihrer Schwester in dem Brief vom 20.09.1924 sollte noch verzeichnet werden:

„Bei Hahns hab ich mich wunderbar wohl gefühlt. Unsre alte Liebe rostet

642 Brief Ida Dehmels an Marie Stern vom 05.11.1941, Ebd. 82.532, S. 2–4.

643 Brief Ida Dehmels an Alice Bensheimer vom 27.09.1921, SUB : DA Z : Br : De : 81.446; vollständiger Briefftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 658 f.; Brief Ida Dehmels an Alice Bensheimer vom 20.09.1924, in: ebd. 81.467; vollständiger Briefftext in: ebd. S. 710 f.); Brief Ida Dehmels an Alice Bensheimer vom 29.09.1925, ebd. 81.495; vollständiger Briefftext in: ebd. S. 748 f.

644 Brief Ida Dehmels an Alice Bensheimer vom 20.07.1920, SUB : DA : Z : Br : 81.441; vollständiger Briefftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 649 f.

645 Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 166.

wirklich nicht. Es ist das was man sich unter einem deutschen Idealhaus denkt. Der vielseitig gebildete Mann, die gesunde Frau, die ausgezeichnet erzognen Jungen. Der große, Diether, hat mir übrigens beim letzten Mittagessen noch ein reizendes Wort geschenkt. Ich erzählte auch da den Glockenblumentraum. Da sagte er plötzlich mit ernster Überzeugung: Ja, so eine Frau muß ein Dichter haben, die so träumt.“<sup>646</sup>

Halten wir zudem fest, dass Ida ihrer Schwester Alice Heinz von Hahns malerische Begabung bestätigte und mitteilte, dass er der Malerei treu geblieben ist:

„Dann hatte ich einen ganz wunderschönen Brief von Heinz v. Hahn, der mir den Katalog seiner Ausstellung „Der schöne Mensch“ schickte, (sie war bei Euch begeistert gelobt). Er schrieb mir das schönste Wort, was einem Menschen gesagt werden kann: „Ich vermisse Dich so sehr, Dein treffendes Urteil, Deine teilnehmende Liebe, Dein begeisterndes Mitgehen. Ich habe Niemand, an den ich so glaube wie an Dich.“ Nach einer Liebe und Freundschaft von 36 Jahren [Seite 3] ist das doch wirklich ein krönendes Wort, besonders wenn man bedenkt, dass er in wirklich glücklicher Ehe lebt.“<sup>647</sup>

Diese exemplarischen Ausführungen zu Heinz von Hahn zeigen, dass „Daija Letzte Fassung“ als biographische Quelle nicht nur als fiktionaler Roman bewertet werden darf. Es gilt bei der Schilderung einzelner Episoden zwischen Realität und Fiktion abzuwägen und den Zeitpunkt der Niederschrift mit zu bedenken. Dabei sind für die Fakten die Aussagen der „Urschrift“ vorzuziehen.

Rückblickend auf den Erzählstil von „Daija“, ihre Binger Jahre betreffend, kann man feststellen, dass Ida Dehmel zwar Details einzelner Episoden mit gestalterischer Freiheit bis hin zu Übertreibungen arrangierte oder ausschmückte, z. B. bei der Schilderung des Hauses Coblenz. Die Darstellung ihrer Beziehungen zu Männern zeigt zwei grundverschiedene, jedoch realistisch geschilderte Erfahrungen: Einerseits erfährt sie rein sexuelles Begehren (Carl Georg), andererseits begründen sie lebenslange Freundschaften (Paul Neuhauss – Claus Torsing). Durch die Wirklichkeitsnähe der erzählten Episoden entstand aber eine flüssige, gut lesbare, chronologisch wohl geordnete „Daija Letzte Fassung“, die in den großen Linien der Wahrheit verpflichtet blieb: Der strenge Vater, die liebevolle Mutter, die wohlhabende Situation der Familie, der traumatisierende

646 Brief Ida Dehmels an Alice Bensheimer vom 20.09.1924, SUB : DA : Z : Br : De : 81.467; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 710 ff.

647 Brief Ida Dehmels an Alice Bensheimer vom 28.06.1929, SUB : DA : Z : Br : De : 81.617, S. 2; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 901 ff., S. 1.

Verlust der Mutter, die Kindheit mit Gouvernanten, die Verwandtschaft, der Aufenthalt in einem Brüsseler Pensionat, erste Liebeserfahrungen, Besuche bei ihren Schwestern in Mannheim und München – die Darstellung erscheint plausibel und vermittelt glaubhafte Informationen über Idas Kindheit und Jugend.

### 7.5.2. DAIJAS BERLINER JAHRE

Der Umformung von der Autobiographie zur Autofiktion „Daija“ ließ mehrere Redaktionsphasen erkennen: In den Jahren 1925–1926 griff Ida Dehmel die „Urschrift“ auf, verwandelte sie zu einem autofiktionalen Roman und führte ihre Erzählung bis zu ihrer Heirat mit Richard Dehmel weiter. Von einer Schreibblockade, die evtl. mit der Episode „Mars“ zusammenhing, berichtete Ida im Sommer 1930, nachdem sie das bis zu diesem Zeitpunkt Geschriebene dem Stresemann-Biographen Dr. Bauer zu lesen gegeben und mit ihm über die Affäre Mars gesprochen hatte (Vgl. Kap. 5). Danach konnte Ida den Erzählfaden problemlos wieder aufgreifen,<sup>648</sup> wie sie 1939 Marie Stern anvertraute.<sup>649</sup> Tatsächlich lässt sich kein Bruch im Erzählen feststellen. Dennoch dürften die grundlegend veränderten Lebensumstände nach der Machtergreifung durch die Nazis die Darstellung der Berliner Jahre zu diesem Zeitpunkt beeinflusst haben. Diesen Aspekt gilt es bei einer Interpretation zu berücksichtigen, insbesondere unter dem Gesichtspunkt, dass Ida Dehmel zu einer Verklärung der Vergangenheit ob der bedrückenden Gegenwart neigte.

Während ihr Vater Simon Zacharias vor der Heirat seiner Tochter mit Leopold Auerbach noch auf Geschäftsreise in Russland unterwegs war, weilte Daija schon ein Vierteljahr als Gast bei ihrer Berliner Tante Eugenie.<sup>650</sup> Diese Zeit stand von Beginn an unter einem guten Stern: Schon vor der Abfahrt nach Berlin war ihre Kleider-Ausstattung eine gelungene Stoffkombination,<sup>651</sup> die in der Großstadt durch ein seidenes Ballkleid zu Daijas Begeisterung<sup>652</sup> ergänzt wurde. Daija ist im Vergleich zu früher gänzlich verändert: „Sie beherrscht sich vollkommen, kennt ihren Stil bis ins Letzte und bringt ihn in jeder Bewegung

648 Brief Ida Dehmels an Alice Bensheimer vom 29.07.1930, SUB : DA : Z : Br : 81.662: „Ich [sic] kann also die ganze Affaire Mars in ein paar Seiten abtun. Wichtiger noch: ich brauche, was mir ja die Quintessenz des Buches schien, die nonnenhaften erotischen Bindungen unserer Jugendzeit auch gar nicht zu objektivieren. Damit fallen die Schwierigkeiten, die [eingefügt: mich] am Weiterschreiben verhinderten: die Probleme einer Seele veralten nie, die Sitten einer Epoche werden auf den Kehrighaufen geworfen. Ich [sic] habe also seit Sonntag Abend nur Daija [Ende des Typoskripts]“; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 949 f.

649 Postkarte Ida Dehmels an Marie Stern vom 24.12.1939, SUB : DA : Z : Br : De 82.501: „– Denk Dir, ich habe vor einiger Zeit die Daija wieder aufgenommen. Nach einer Pause von 15 Jahren konnte ich plötzlich den Faden weiter [? spinnen] u. Niemand kann erraten wo die große Pause liegt.“

650 Daija Letzte Fassung, S. 68–75.

651 Ebd. S. 68.

652 Ebd. S. 69.

zum Ausdruck. Es ist unmöglich sie zu übersehen.“<sup>653</sup> Von ihr wird gemurmelt, dass sie höchste Ansprüche stellt, dies jedoch auf natürliche Weise.<sup>654</sup> Sie machte in der Berliner Gesellschaft schmeichelhafte Erfahrungen: Bei einem Kammerkonzert sprang sie für den fehlenden Klavierspieler ein und spielte *prima vista* mit Erfolg ihren Part: „Es wurde rühmend davon gesprochen.“<sup>655</sup> Bei einer Gesellschaft mit dem berühmten Schriftsteller Theodor Fontane stand sie mit ihren Kindheitserinnerungen, nicht er im Mittelpunkt des Abends.<sup>656</sup> Durch ihr Wesen weckte Daija das Interesse der Gesellschaft; man wollte ihre Anwesenheit nicht vermissen. Aber das ließ Daija dennoch kalt und einsam.<sup>657</sup> Erfreut zeigte sie sich hingegen darüber, dass sie sich in dieser Zeit künstlerisch entfalten konnte: Sie nahm Malunterricht, fand und entwickelte dabei ihren eigenen Stil.<sup>658</sup> Durch die neuerliche Begegnung mit Richard Wagners Musik in Berlin – einige Jahre früher überwältigte seine Musik sie schon in München<sup>659</sup> – erlebte sie eine „gottgleiche Neuschöpfung voll Wärme, Glanz und Größe.“<sup>660</sup> Dazu kamen noch eine erfüllende Freundschaft mit einer Berlinerin und am letzten Abend die beeindruckende Begegnung mit einem ihr unbekannten Herrn: Walther Rathenau.<sup>661</sup>

Allein schon die Beschreibung dieser kurzen, aber bedeutsamen Momente in der relativ geringen Zeitspanne von 3 Monaten betont Daijas Persönlichkeit: Sie empfand sich als etwas Besonderes, für etwas Großes, etwas nicht Alltäglichen bestimmt.<sup>662</sup>

Nach ihrer Heirat mit Leopold Auerbach entwarf Ida Dehmel erneut ein sehr schmeichelhaftes Porträt ihrer Heldin: Sie zeigt sich entscheidungsfreudig, einfallsreich und fühlt sich wichtig: Nachdem sie von Richard Dehmel (Demmingk), den sie kurz zuvor kennen gelernt hatte, von der Not des Dichters Detlev von Liliencron (Kai Vorbrüggen) erfahren hatte, ergriff Daija engagiert die Initiative für eine Spendensammlung, um die finanziellen Nöte Liliencrons zumindest zu mildern;<sup>663</sup> in ihrem Haus sollte die Kassenführung erfolgen.<sup>664</sup> Nach

---

653 Ebd.

654 Vgl. ebd.

655 Ebd. S. 70.

656 Ebd. S. 70 f.

657 Ebd. S. 72.

658 Ebd. S. 73.

659 Vgl. Urschrift, S. 103 f.

660 Daija Letzte Fassung, S. 73.

661 Vgl. Urschrift, S. 116 f., Anm. 202; vgl. Daija Letzte Fassung, S. 75.

662 Daija Letzte Fassung, S. 72: „Womit zog Daija die Männer an? Das war das Rätsel, um dessen Lösung sich Viele bemühten.“

663 Vgl. Einzelheiten: Daija Letzte Fassung, S. 114–118.

664 Ebd. S. 117: „Daija sollte präsidieren, [...]. Sie griff zweimal in die Debatte ein; [...]. Daija übernahm die Übersendung der Aufrufe; [...]. Sie fühlte sich von dem Gelingen ihres Planes beflügelt; sollte sie doch vielleicht in dem steinernen Berlin eine geistige Heimat finden?“

dem Abschluss der Spendensammlung für Liliencron kümmerte sich Daija um ihn, weil er die finanzielle Unterstützung als Demütigung empfand, was Daija auch vorhergesehen hatte.<sup>665</sup> Sie organisierte in ihrem Haus ein Fest, auf dem sie berühmte Gäste begrüßen konnte: „ein(en) große(n) Arzt, Wohltäter der Menschheit durch seine Erfindung“, ein(en) polnische(n)r Pianist(en) und Dichter und seine Frau, einen „feierliche(n) Maler“, zu dem sie mit einer kleinen Anekdote Distanz schuf.<sup>666</sup> Diesen Maler begleiteten zwei anerkannte Künstlerinnen aus Daijas Freundeskreis: eine Malerin (Julie Wolfthorn) sowie eine Dichterin, hier Helene Castrow genannt (Hedwig Lachmann). Erfreut zeigte sie sich darüber, dass sogar auch viele „Jünger“ Stefan Georges ihrer Einladung gefolgt waren: „[...] Daija sieht mit Genugtuung, wie sie sich unter ihre Gäste mischen und nach und nach die Feierlichkeit ihres sonstigen Gehabens ablegen und mit den Frohen lebensfreudig werden.“<sup>667</sup> Nicht zuletzt ehrte der Musiker und Komponist Andreesen (Conrad Ansorge) mit seinen zwei Lieblingsschülerinnen durch seine Anwesenheit die Gesellschaft. Bei dieser Gelegenheit fand der Vorschlag Daijas, zur Einübung einer neuen Form eines Ausdruckstanzes sich „alle vierzehn Tage“ zu treffen, begeisterte Zustimmung.<sup>668</sup>

Auch kümmerte sich Daija kurz vor der Geburt ihres Sohnes Heinz-Lux um die Gestaltung des Weihnachtsfestes 1895 für die Kinder der Familie Dehmel und deren Gäste, so dass Stella, die entzückte älteste Tochter vor Freude tanzend, ihr den Namen Tante Lieb gab: „Du bist die Tante Lieb, Li, Li-Lieb.“<sup>669</sup>

Sechs Wochen später zog Daija auf dem Berliner Presseball wegen ihrer Kleidung und ihres tänzerischen Könnens<sup>670</sup> viel Aufmerksamkeit auf sich, was am folgenden Tag alle Morgenzeitungen lobend vermeldeten. Die Autorin legte zudem Wert auf die Erwähnung, dass sie auf diesem Ball die Nähe des berühmten Malers Max Liebermann genoss, der ihre Nähe ebenfalls begrüßte. Obwohl Daija also das Gesellschaftsleben in vollen Zügen erlebte, ließ sie ihr Haus nicht verwahrlosen, sorgte sich vielmehr um eine gute Atmosphäre, was z. B. dadurch zum Ausdruck kam, dass sie ihrem Kindermädchen ein Madonna-Bild schenkte, worüber sich dieses freute.<sup>671</sup>

665 Vgl. ebd. S. 130.

666 Ebd. S. 132: „Aber als seine Schwester mit einem kleinen Imbiss erschien, und Daija auf der Kaffeemütze einen in gotischen Lettern gestickten Nietzsche-Spruch entdeckte, da schien ihr der Schritt vom Erhabenen zum Komischen getan, und sie musste sich umwenden, um ihr Lächeln zu verbergen.“

667 Ebd. S. 132 f.

668 Ebd. S. 133.

669 Ebd. S. 120. Diesen Namen gab sich Ida in ihrer Korrespondenz mit ihrer Nichte Emmi Marianne.

670 Ebd. S. 125.

671 Ebd. S. 126: „Seitdem gehörte Njanjas Herz ihrer jungen Herrin.“

Man erlebt also beim Lesen eine Daija, die sich in den Mittelpunkt stellt, Initiativen ergreift und Entscheidungen trifft, die sich gerne in der Nähe berühmter Persönlichkeiten aufhält und dabei die volle Entwicklung ihrer natürlichen Persönlichkeit erfährt, was ihr in Bingen verwehrt wurde. Eine Idealisierung der Geschehnisse und eine gewisse Selbststilisierung lassen sich nicht leugnen. Doch kann nicht erwartet werden, dass Ida Dehmel beabsichtigte, ein Protokoll der Berliner Zeit zu verfassen.<sup>672</sup> Einzelheiten der Begegnungen sind kaum zu fassen und können daher nicht verifiziert werden,

Sicherlich beeinflusste die konkrete aussichtslose und vereinsamte Situation, in der Ida sich im Dehmelhaus befand, die Endredaktion von „Daija“. In diesen trüben Jahren erinnerte sie sich wehmütig, aber gerne an aufregende Episoden ihres Lebens in der Reichshauptstadt und an Begegnungen mit einflussreichen, anerkannten Menschen, aber mehr noch an ihre glückliche Liebe zu Richard Dehmel, die zu gleicher Zeit wuchs und festen Boden fand. Sie überlagerte und verdrängte nahezu gänzlich, was sie in Berlin an Kultur und Entwicklungsmöglichkeiten für sich gefunden hatte. Die endgültige Entscheidung füreinander fiel auf ihrem Rückweg von Kremen nach Berlin, wo sie Richards Eltern besucht hatten:

„So fuhren die Beiden allein nach Berlin zurück. ‚Jetzt – bitte – still sein,‘ bat Daija. Sie nahm Demmingks Hand, sie lehnte sich leicht an seine Schulter und schloss die Augen. Aber bald schlug sie wieder auf, und dann suchte sie seinen Mund. Er legte die Arme um sie: ‚Ewig Gesuchte, endlich Gefundene,‘ flüsterte sie.“<sup>673</sup>

Die noch bestehenden Verpflichtungen führten zwar vorübergehend zu einer gewissen Distanzierung, die durch ein zufälliges Treffen bei einer blühenden Agave in dem Wirtschaftsgarten überwunden wurde, sie Geduld zu haben lehrte und ihrer Beziehung neuen Auftrieb gab.<sup>674</sup>

Nachdem Daija aus der ehelichen Wohnung ausgezogen war, konnte Richard Dehmel sie fast täglich besuchen und erleben, wie frei und glücklich sie sich fühlte:

„Sie konnte ihren Verstand ganz ausschalten; sie hatte eine rein elementare Bereitschaft in sich, Glied der Natur, Teil aller Kreatur zu werden. [...]. Ihr

672 Vgl. Urschrift, S. 115–117: Ida widmete einen kleinen Abschnitt der Zeit des Winter 1889–1890 in Berlin. Dort klingt vor allem an, wie kess und frech Daija damals war, sogar arrogant.

673 Daija Letzte Fassung, S. 129.

674 Ebd. S. 142: „Nun wurde das Leben beinah gut für Daija. Es gab einen alten Ritterspruch: ‚Meyn geduld hat ursach.‘ Das begriff allen Trost in sich. Sie wusste, auf was sie zu warten hatte.“



Frauentum! Es lag fast zehn Jahre zurück, seit sie zum ersten Mal eine Regung der Liebe empfunden hatte; aber sie hatte nicht aufblühen dürfen. [...]. Ihre bisher gefesselte, nun überströmende Lebensfülle trug sie dem Manne zu, für den sie sich vorbestimmt fühlte. [...]. Sie gelangte zur Überzeugung, dass starke Menschen durch unnennbare Elemente zur endgültigen Form ihres Daseins vorbestimmt sind, und dass, wenn solche Naturen ihrem anderen Ich begegnen, es zum Wunder der völligen Verschmelzung, zu einer begnadeten Einheit kommen müsse.“<sup>675</sup>

Sie wagten, miteinander drei Tage in ein „Elbdorf“ (Blankenese) zu verreisen, erlebten gemeinsame ungetrübte Momente. Danach „war das Band zwischen ihnen unlösbar geknüpft; sie waren füreinander geboren und nichts konnte sie trennen.“<sup>676</sup> Nach der gemeinsamen Reise nach Griechenland und der überwundenen Typhuskrankheit Idas fanden sie „*das Eins-Sein ihres Lebens*“,<sup>677</sup> was sie mit der Heirat und der gemeinsamen Wohnung mit Blick auf die Elbe besiegelten, wo Idas „Leben bis zum Rand erfüllt (war).“<sup>678</sup>

Schrittweise also, Episode nach Episode, veränderte sich „Daija“ von der Autobiographie einer jungen Frau zu einem Roman der Liebe zweier in glücklicher Ehe gebundener Menschen. Was zaghaft zwischen Ida und Richard mit ihrer ersten Begegnung im Haus Arnstaedt bei der Rückgabe ausgeliehener Bücher Idas begann, entwickelte sich durch Richards Dichtung und ihre Wirkung auf Ida, durch den Einsatz Idas zur Unterstützung des befreundeten, notleidenden Dichters Detlev von Liliencron und durch Idas Besuche bei der Familie Dehmel zu einer festen Bindung. „Daija“ schildert letztlich daher die langsame Befreiung der beiden Liebenden aus ihren früheren Bindungen. Dies ermöglichte eine gemeinsame Reise nach Griechenland, auf deren Rückreise Ida schwer erkrankte. Ihre Erkrankung auf Leben und Tod band sie noch enger zusammen, so dass sie nach der Rückkehr nach Deutschland vorübergehend gemeinsam in Heidelberg Wohnung bezogen, in London heirateten und sich in Blankenese an der Elbe dauerhaft niederließen.

„Ihr Leben war bis zum Rand erfüllt. [...]. Sie war erfüllt von der freudigen Bereitschaft, Dienerin zu sein; sie diente nicht im Sinn einer demütigen Abhängigkeit des eignen Wesens, sondern mit der Selbstforderung, dass alles, was in ihr war, den geliebten Mann zu fördern hatte. Auch mit ihren Augen

---

675 Ebd. S. 147 f.

676 Ebd. S. 152.

677 Ebd. S. 160.

678 Ebd. S. 162.

sah er nun die Welt, auch mit ihrer Sprache bereicherte er sein Werk, auch ihre Impulse wurden in ihm zur unerschöpflichen Kraft, ihre Seele erweiterte die seine, ihre Urnatur liess ihn sich im Schoss der Mutter Erde beheimatet fühlen, ihr Glück verdoppelte das seine zum Weltglück. Mann, Frau und Kind – jeder ihrer Tage ward zum Gnadengeschenk.“<sup>679</sup>

Mit diesen Zeilen schloss Ida Dehmel ihre „Daija“.

Realität oder Fiktion? Sieht man von dem etwas überstürzten Ende ab, so zelebriert Ida in einer gut gebauten Erzählung die Geschichte ihrer Liebe zu Richard Dehmel. Während sie negative Momente weitgehend übergeht, hebt sie romantische Momente mit Liebe zum Detail heraus. Man denke z.B. an die romantische Darstellung der ersten Begegnung Daijas mit Demmingk: Daijas Hauskleid wird detailliert geschildert, die Kleidung von Demmingk dagegen übergangen, aber sein markantes Gesicht hervorgehoben.<sup>680</sup> Liest man dagegen die wenigen Briefen Idas aus den Berliner Jahren, so erlebt man auch Ratlosigkeit, Streit, Eifersucht, Unsicherheit, Verlassenheit, Armut. Diese negativen Aspekte finden sich zweifelsohne in „Daija Letzte Fassung“, aber meistens nur in Andeutungen. Die Probleme, die Paula Dehmel (Frau Martha) erleben musste, verschweigt Ida nicht, erklärt sie mit ihrem Wesen:

„Frau Martha hatte eine kluge Überlegenheit; ihr philosophischer Verstand fand Gefallen an der Zergliederung von Begriffen und Gefühlen. Daraus und aus einer gewissen angeborenen Passivität war sie zur Weisheit des *laissez faire*, *laissez aller* gelangt.“<sup>681</sup>

Hat in einer solchen Erzählung die Frage nach „Realität oder Fiktion“ überhaupt einen Sinn? Ida offenbart im Schlussteil ihrer „Daija“ ihr inneres Wesen, ihre „Urnatur“ und damit den tieferen Sinn ihres Lebens:

„Sie hatte das Gesetz ihrer Natur erkannt: das dunkeläugige Mädchen, das verzückt in die Blüte einer kleinen Weinberg-Winde schaute, trug schon tief verschlossen in der Seele alle Triebe zu dem Leid seiner Jugend und dem erlösenden Glück der gereiften Frau. Es hatte sich ihr enthüllt, das heilige, von allem Anfang her erlassene Gebot des Wachstums: Dornheckten, Irrgärten, Umwege – das alles musste bestanden werden, bis dass die endgültige

<sup>679</sup> Ebd.

<sup>680</sup> Vgl. *Daija Letzte Fassung*, S. 112.

<sup>681</sup> Vgl. ebd. S. 147 f.

Form sich von Chaos löste.“<sup>682</sup>

Wenn sie in den letzten Monaten ihres Lebens aus ihren Tagebüchern noch einige Seiten hinzufügte, geschah dies, um ihre tiefe Liebe zu Richard Dehmel nochmals zu bekräftigen und zu bezeugen, wie glücklich sie in ihrem Leben mit ihm war:

„Ich habe alles gehabt: In Dir, durch Dich, mit Dir....“<sup>683</sup>

Mit diesem Bekenntnis verliert die Frage nach Realität oder Fiktion ihre Bedeutung.

---

682 Daija Letzte Fassung, S. 162.

683 Ebd. S. 168 a.

## 8. Intention Ida Dehmels mit „Daija“?

Die ermittelte Chronologie der Abfassung von „Daija“ ergab eindeutig, dass Ida Dehmel ihre Lebenserinnerung in drei verschiedenen Lebensphasen entwarf und überarbeitete: 1901–1910; 1925 und 1939–1942.

Wie jedes literarische Werk, stellte Ida Dehmels soziopolitisches und kulturelles Handeln eine Reaktion und Interaktion mit ihrer Zeit, mit den Menschen und den Zeitströmungen, nicht zuletzt mit den politischen Faktoren dar, die sie betrafen. Ob sich dabei Nachweise finden, die eine Änderung bzw. Entwicklung ihrer Intention belegen?

### 8.1. 1901–1920

Bevor Ida Dehmel in der „Urschrift“, begonnen 1901, mit der Erzählung ihres Lebens einsetzt, schickt sie eine Reflexion zur Rechtfertigung der Niederschrift voraus:

„Weißt Du noch in Sirmione, nachdem Du den Tod vertrieben hattest, war da nicht einer meiner ersten Gedanken: Jetzt wärest Du beinah hin gewesen, und hättest all Deine Erfahrungen mitgenommen; und da sitzen all diese jungen Mädchen, und einige sind dabei, die sind wie Du warst, und wissen nicht aus und ein, und haben keine Mutter, keinen Freund, keinen Lehrer, und sie werden schließlich auch wie Du, von ihrer stolzen einsamen Mädchenwarte [ergänzt auf der linken Seite: buchstäblich gemeint] herabsteigen und sich dem Ersten, nicht Besten, sondern Schlechtesten hingeben – und das wird Deine Schuld sein, denn Du hättest sie warnen können, müssen, denn Du wusstest, wie es in ihnen aussieht, Du hättest ihnen von Dir erzählen müssen, dann [3] hätten sie Dir geglaubt, vertraut, dann wären sie in ihrem reinen Mädchenzimmern geblieben, bis jede ihren Mann gefunden hätte. So hätte ich mit meinem Pfund gewuchert, und Einigen den Weg durch all den Schmutz erspart, den ich habe gehen müssen.“ Weißt Du noch, daß ich damals glaubte, ich sei nur darum damals nicht gestorben, weil ich diese Aufgabe noch zu erfüllen hätte!“<sup>684</sup>

<sup>684</sup> Urschrift, S. 2 f.

Nicht aus dem Verlangen, berühmt zu werden, will sie ihre Erinnerungen schreiben:

„Also Sucht, von der Nachwelt beachtet zu werden? Liebes Herz, sie werden in allen Litteraturklatschgeschichten [sic] auf mich schimpfen! [...]. Und reines Kunstbedürfnis etwas zu gestalten, was mir so nah ist wie mein Leben? Ich meine: habe ich das Bedürfnis irgend Etwas in irgend eine Form zu bringen? Ich weiß es nicht; aber wenn es das wäre, müsste ich da nicht ganz und gar verzagen, da Du doch diesen Stoff schon geformt hast?! [...]. Also – ich weiß nicht warum – , aber lassen kann ich's nicht.“<sup>685</sup>

Anschließend reihte sie über ca. 20 Jahre hinweg Episode an Episode, Jahr an Jahr, um nach geschriebenen 132 Seiten plötzlich die Erzählung abzubrechen und einzuräumen, dass ihr Erzählen das angestrebte Ziel noch nicht erreichte:

„Wenn ich die letzten Seiten dieses Buches durchlese, verzage ich daran, mein Ziel zu erreichen. Denn noch ist mirs nicht geglückt auch nur von weitem zu zeigen, was ich will. Ich will dieses Mädchen darstellen, Schmetterling noch im Raupendasein. Durchaus nicht in einem passiven Dornröschenschlaf ruhend, sondern suchend. Aber blind suchend. Und dann erschreckt fühlend: Das ist nicht der Rechte. [...]. Und jetzt kommt das, was ich sagen will: Man soll Respekt haben vor solchem Kampf. Man soll das verfluchteste aller Worte: „Die Liebe kommt in der Ehe“ – das soll man endlich streichen. Ich glaube, daß eher ein Reicher in den Himmel kommt, u. eher ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, als daß ein mit Leib u. Seele wählerisches Mädchen den Mann findet, der ihr gewachsen ist. Das sollte die einfachste und selbstverständlichste aller Weisheiten sein. Aber welcher Mensch huldigt ihr?“<sup>686</sup>

Ida aber – und dies kann als Ergebnis ihrer Reflexion der Jahre 1919/1920 durchaus angenommen werden – war nicht entgangen, dass die Zeiten sich verändert hatten, u.a. die Einstellung zur Ehe:

„In langen Jahren immer objektiver werdender Beobachtung, in 2 Ehen, die wie Tag und Nacht verschieden waren, hat sich in mir die Überzeugung gebildet, daß die Frauen in einer Periode der Umformung leben; das weibliche

<sup>685</sup> Ebd. S. 4.

<sup>686</sup> Ebd. S. 131–133.

Geschlecht, die weibliche Artung ändert sich, ohne daß das bisher Vielen klar geworden wäre. Mir scheint, daß die breite Masse der Frauen aus dem Volke noch in primitiveren Zuständen dahinleben und ihre Befriedigung ehe nach ihrem Schicksal finden. Aber Wandlungen der Gattung gehen fraglos an edel gezüchteten Exemplaren vor sich.“<sup>687</sup>

Sie fügte noch Beispiele weiterer Ehen an, die von ihren Vorstellungen einer erfüllten Ehe stark abwichen, und schloss mit den Zeilen:

„Frauen, Schwestern, wollt ihr ewig schweigen? Wann kommt der Tag, an dem sich ein Einziger Schrei aus tausenden von Frauenseelen löst? Zeigt endlich die Wundmale Eurer Märtyrerschaft. Enthüllt die Wahrheit, endlich die Wahrheit. Hängt das verfluchte Wort von der Liebe, die in der Ehe kommt, an den Pranger. [...]. Laßt uns in Ruhe überlegen, was gesagt werden muß. Die Männer müssen wissen, daß die Frauen aus anderm Stoff geformt sind als [Wort geschwärzt] der Mann. Daß niemals in der Hochzeitsnacht aus [Wort geschwärzt] dem Mädchen ein Weib wird, das nun in Begierden und Befriedigungen dem Manne gleich ist. Daß in der Ehe erst die eigentliche Werbung beginnt. Daß ewig unbelebt, unerlöst bleibt, was nicht in warmer Liebe langsam wachgeküßt wird. Oder giebt es vielleicht überhaupt keine Erlösung aus diesem Leid? Fehlt nicht den meisten Menschen die Fähigkeit, den Andern mitzufühlen?“<sup>688</sup>  
[Ende des Manuskripts]

Sie warnte also vor unüberlegten, vermutlich standesgemäßen Ehen und vor den zu naiven Vorstellungen, dass die „Liebe“ während der Ehe wohl kommen wird. Damit verband sie zugleich die unausgesprochene Forderung, dass jeder Frau das Recht zukommt, eine eigene, selbstbestimmte Entscheidung hinsichtlich einer Eheschließung zu treffen.

## 8.2. 1925–1930

Da keine schriftlichen Spuren zu der „Daija“-Fassung dieser Jahre vorliegen, die in Bad Liebenstein im Herbst 1925 entstand, müssen uns spärliche Aussagen Ida Dehmels in ihren Briefen weiterhelfen.

---

<sup>687</sup> Ebd. S. 146.

<sup>688</sup> Ebd. S. 151 f.

Nachdem ihre Schwester Alice die fertigen Seiten von „Daija“ gelesen, sich begeistert gezeigt und Ida zur weiteren Abfassung ermutigt hatte, weil sie mit „Daija“ der „Welt etwas Großes gibt“,<sup>689</sup> reagierte Ida in dem Brief vom 22.10.1925 etwas reserviert und bescheiden:

„Ich kann die Welt nicht zur Bestimmung führen. Wenn ich das ungeheure Glück hätte, ein paar Kindern zu helfen indem ich ein paar Eltern die Augen öffne, so wäre ich dankbar. [...]. Ja, ich möchte doch noch leben, bis ich dies zu Ende geschrieben. Irre Dich nicht, Liebes, solche Bücher sind schon zu Tausenden da. Ich bin keine bildende Künstlerin, nur eine Frau, die ihr Leben außerordentlich intensiv gelebt hat, u. die sehr gewissenhaft mit dem Wort umgeht.“<sup>690</sup>

Idas diesbezügliche weitere Entwicklung lässt sich ein wenig beobachten. Schon im August 1926 berichtete Ida aus Marienbad Alice, dass ihr befreundeter Verleger Kirstein, dem sie „Daija“ zu lesen gegeben hatte, sie darauf aufmerksam gemacht habe, dass sich die Zeiten geändert haben:

„Kirstein ist hypnotisiert von der Daija. In einem seltsamen Sinn. Er ist sich dadurch klar geworden, daß seine beiden Mädels alles Glück ihres Lebens mit unbegrenzter Selbstverständlichkeit hinnehmen. Wenn sie die Daija lesen würden, meint er, käme es ihnen wie Mittelalter vor. Sie wüßten überhaupt nicht, daß es jungen Menschen schlecht gehn kann.“<sup>691</sup>

Die Schilderung von Daijas Kindheit und Jugend in Bingen in „Daija Letzte Fassung“ unter weitgehender inhaltlicher Beibehaltung der Aussagen der „Urschrift“ gibt uns den Hinweis, dass es Ida Dehmel immer noch notwendig erschien, ihre Erlebnisse zu Hause und die erlebte Fremdbestimmung durch das familiäre und soziale Umfeld als Warnung zu schildern.

Im Juli 1930 gab Ida dem Stresemann-Biographen Dr. Bauer „Daija“ zu lesen. In der darauffolgenden Unterredung lobte Dr. Bauer die Erzählung, da sie erstmals die „Entwicklung einer weiblichen Seele“ treffend schildere. Daraufhin überwand Ida Dehmel bestehende Zweifel und bearbeitete „Daija“ weiter:

689 Brief Alice Bensheimers an Ida Dehmel vom 20.10.1925, SUB : DA : Z : Br : De : 81.498, S. 1; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 750.

690 Brief Ida Dehmels an Alice Bensheimer vom 22.10.1925, SUB : DA : Z : Br : De : 81.497; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 750 f.

691 Brief Ida Dehmels an Alice Bensheimer vom 23.08.1926, SUB : DA : Z : Br : De : 81.524, S. 2 f.; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 785 f.

„Jch [sic] erzählte ihm von der *Daja* [sic]. Er wollte die Stelle gern lesen, ich gab ihm das Manuskript in die Hand und sagte: wenn Sie das Ganze lesen wollen, soll es mir auch recht sein. Nach ein paar Stunden kam er zu mir, Du wirst lachen, aber das einzigste Wort, das ich dafür finde, ist: in wehevoller Stimmung. Er sagte: Wissen Sie denn nicht, dass Sie da eine grosse ernste gute Dichtung geschaffen haben? Es gibt überhaupt noch kein Buch, in dem die Entwicklung einer weiblichen Seele so dargestellt ist! Dieses Kind ist unvergesslich. – Kurz, er hat mir einen Riesenmut gemacht. Wir haben stundenlang darüber gesprochen, gingen ganz friedlich zum Abendessen aus [...]. Er hat mich überzeugt, dass das, wovor ich mich so fürchtete, weil es für die jetzige Generation veraltet ist: ‚Die Verteidigung der Festung‘, [...], ganz nebensächlich ist. Dass das alles objektiv unwichtig ist, weil es sich bei der Daja ja nur um die Entwicklung ihres persönlichen Wesens handelt. Jch [sic] kann also die ganze Affaire Mars in ein paar Seiten abtun. Wichtiger noch: ich brauche, was mir ja die Quintessenz des Buches schien, die nonnenhaften erotischen Bindungen unserer Jugendzeit auch garnicht zu objektivieren. Damit fallen die Schwierigkeiten, die [eingefügt: mich] am Weiterschreiben verhinderten: die Probleme einer Seele veralten nie, die Sitten einer Epoche werden auf den Kehrlichthaußen geworfen. Jch [sic] habe also seit Sonntag Abend nur Daja [Ende des Typoskripts].<sup>692</sup>

Diese Äußerung deutet zumindest an, welche Schwierigkeiten Ida Dehmel zum Weiterschreiben überwinden musste: Sie hingen konkret mit der Darstellung der Affäre Mars zusammen,<sup>693</sup> die ihr wegen einer angemessenen Beschreibung der Überwindung der „*nonnenhaften erotischen Bindungen [ihrer] Jugendzeit*“ Probleme bereitet hatte. Indem sie die „Sitten einer Epoche auf den Kehrlichthaußen geworfen“ hatte, die die Moralvorstellungen ihrer Jugendzeit bestimmten, konnte sie „die Probleme einer Seele“ weiterschildern und die „Urschrift“ überarbeiten.

### 8.3. 1939–1942

Zu Beginn der „Urschrift“ erinnerte sich Ida an die Tage in Sirmione, wo sie 1900 auf Leben und Tod an Typhus erkrankt, nicht sterben wollte, weil sie an junge, unerfahrene Mädchen dachte, denen u. U. ein ähnliches Schicksal be-

692 Brief Ida Dehmels an Alice Bensheimer vom 29.07.1930, SUB : DA : Z : Br : 81.662; vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 949 f.

693 Vgl. Kap. 7.3.



stand wie ihr selbst.<sup>694</sup> 40 Jahre später rief sich Ida genau diesen Moment in Erinnerung, als sie den Todeskampf Daijas beschrieb und ihr folgenden Satz in den Mund legte:

„Jetzt muss ich sterben,“ stöhnte sie einmal, „und weil ich nichts über mich aufgeschrieben habe, lernt nicht ein einziges junges Mädchen etwas von meinen Erfahrungen.“<sup>695</sup>

Es kann auch kein Zufall sein, dass sie diesen Gedanken kurz vor dem Ende der Schrift nochmals aufgriff. In geschickter Dramaturgie schilderte die Autorin die Übergabe des Geschenkes ihres geliebten Richards zu Weihnachten, um die Harmonie zwischen ihr und Richard hervorzuheben:

„An Weihnachten – wieder strahlten ihres Jungen Augen mit denen der Grossen um die Wette, [...] – leuchtete in der Mitte von Daijas Geschenkplatz ein herrlich in rotes Leder gebundenes Buch. Michael legte es lächelnd in die Hände seiner Frau. „Du wolltest ja dein Leben aufzeichnen, damit junge Menschen aus deinen Erfahrungen lernen können. Hier schreib‘ es hinein.“ Und Daija schrieb.“<sup>696</sup>

Die vor allem Idas Binger Jahre thematisierende „Daija“ ist nur eine Seite, auf die sie nicht beschränkt werden darf: Sie muss auch als Loblied auf die Entwicklung der eigenen Person durch ihre Liebe zu Richard Dehmel gelesen werden. Daher gilt es, als weitere Ebene der Erzählung die Berliner Jahre zu berücksichtigen. Bedingt durch die Begegnung mit Richard Dehmel, fand Ida (= Daija) in dieser Zeit langsam zu sich selbst.

Bei der Endredaktion in den Jahren 1939–1942 muss jedoch bedacht werden, dass Erinnerungen die Schilderung dieser Berliner Jahre prägen, niedergeschrieben in einer sehr dramatischen und traurigen Phase im Leben Ida Dehmels: Es zeichnete sich keine Änderung der politischen Verhältnisse ab, so dass sie als in einer jüdischen Familie Geborene die Deportation befürchten musste. Daher lebte sie sehr isoliert, fühlte sich zudem krank. Was blieb ihr übrig, als in Erinnerungen nach schönen Momenten ihres Lebens zu flüchten? Sie verfügte ob ihrer zunehmenden Ausgrenzung über genügend Zeit, um sich in schöne Momente ihrer Vergangenheit zu flüchten. Dabei glitt sie zweifellos in eine gewisse Idealisierung ihrer Person ab, wenn sie an Berlin und ihre Liebe zu

694 Urschrift, S. 2 f. (Zitat zu Beginn dieses Kapitels).

695 Daija Letzte Fassung, S.157.

696 Ebd. S. 162.

Richard Dehmel dachte. In der Schilderung ihrer Rolle als gleichwertige Muse des Dichters – da ist sie ganz nah an sich selbst, ganz nah an der Wahrheit, kann jedoch in dieser Situation eine pathetische Sprache nicht ganz vermeiden. Wer kann ihr es in ihrer Situation als Gefangene verdenken, bedingt durch die Gefährdung ihres Lebens durch den Nationalsozialismus, der sie sich wegen ihrer Erkrankung nicht mehr zu widersetzen vermochte. Deshalb erscheint verständlich, dass sie die Berliner Jahre durchgehend mit erfreulichen Episoden ihres Lebens verband und ihre wachsende Liebe zu Richard Dehmel in den Mittelpunkt rückte: Sie erzählt von dem ersten romantischen Tête-à-Tête mit Michael Demmingk:<sup>697</sup> Detailreich beschreibt sie die Kleidung, die Lichtverhältnisse, die Blicke, die Stimmlage, die Gesprächsthemen (selbstverständlich über Gedichte von Verlaine!) und die Faszination, die der Dichter auf sie ausübte: „ein Träumer, ein Gütiger, ein Verstehender.“<sup>698</sup> Ein Schwelgen in der Geburt ihrer gegenseitigen Liebe prägt diese Episode!

Dabei verschwieg sie jedoch keineswegs schwierige Momente, die sie überwinden mussten, weil sie durch Ehen gebunden waren. Durch den Bruch mit ihrer Vergangenheit begann für beide eine neue Lebensphase, in der Ida als Frau zu sich selbst fand:

„Ihr Frauentum! Es lag fast zehn Jahre zurück, seit sie zum ersten Mal eine Regung der Liebe empfunden hatte; aber sie hatte nicht aufblühen dürfen, und dann war alles Gefühlsleben in ihr erstarrt. [...] Und nun? [...] so fühlte sie sich zu aller Liebesbereitschaft aufgetan. Sie durfte ihr unverstelltes Antlitz zeigen; [...]. Ihre bisher gefesselte, nun überströmende Lebensfülle trug sie dem Mann zu, für den sie sich vorbestimmt fühlte.“<sup>699</sup>

In diesen Passagen von „Daija“, in denen Ida Dehmel ihre Liebe zu Richard Dehmel besingt, klingt überhaupt keine Traurigkeit, Bitternis, auch kein Selbstmitleid mit. Zwischen den Zeilen spürt man einen Hauch Dankbarkeit für diese schönen Momente ihres Lebens mit Richard Dehmel. Wenn Ida z.B. schreibt:

„Sie liebten ihre Nacktheit. Ja, aber sie sahen sich durch den Schleier der Schönheit, die im geliebten Anderen das Göttliche verehrt. Daija hatte mancherlei köstliche Tücher gesammelt: [...]. Sie tanzte für ihn, ein befreiter, ekstatisch, glückseliger Mensch, der nichts mehr zu verbergen braucht.“<sup>700</sup>

---

697 Ebd. S. 112 f.

698 Ebd. S. 113.

699 Ebd. S. 147.

700 Ebd. S. 160 f.

dann denkt sie einfach nur dankbar zurück.<sup>701</sup>

Das Bewusstsein eines erfüllten Lebens bekräftigte sie durch das Anfügen von „Aus Daijas Tagebüchern“ an „Daija Letzte Fassung“. Die Auszüge besingen in einem ersten Teil die innige gegenseitige Liebe zwischen Richard und Ida und bringen im zweiten Teil die Hoffnung an die Vereinigung durch den Tod im Jenseits zum Ausdruck, die ihr Vertrauen und Zuversicht in ihrer aussichtslosen Lage geben.

Kommen wir zurück zu der gestellten Frage nach der Intention, die Ida Dehmel mit der Abfassung ihrer Lebenserinnerung „Daija“ in diesen späteren Abschnitten des Werkes verfolgte. Diese Frage erübrigt sich letztendlich, denn Ida steht kurz vor ihrem Abschied vom Leben, sie sehnt sich sogar danach, wie die Briefe an ihre Freundin Marie Stern bezeugen.<sup>702</sup> Im Wissen darum, dass ihre „Daija“ in absehbarer Zeit kein Publikum mehr erreichen wird, schreibt sie einfach nur, um sich zu erinnern in der Absicht und tiefen Überzeugung, ein Zeugnis ihres Lebens abzugeben, das irgendwann Widerhall finden wird. Ihr Appell an die künftigen Leserinnen und Leser lässt sich treffend mit den Versen Richard Dehmels aus dem Gedicht „Lied an meinen Sohn“ wiedergeben:

„Horch, wie der knospige Wipfelsaum  
Sich sträubt, sich beugt, von Baum zu Baum;  
Mein Sohn, in deinem Wiegentraum  
Zornlacht der Sturm – hör zu, hör zu!  
Er hat sich nie vor Furcht gebeugt!  
Horch, wie er durch die Kronen keucht:  
Sei D u! sei D u! –“<sup>703</sup>

Ida Dehmel ging es sowohl in der „Urschrift“ als auch in „Daija Letzte Fassung“ um die Vermittlung der Botschaft „Sei Du! Sei Du!“. Mit anderen Worten: Sie fordert unmissverständlich dazu auf, ein selbstbestimmtes, von überholten gesellschaftlichen und moralischen Konventionen befreites Leben zu führen, denn nur dann könne sich ein erfülltes Leben entwickeln.

Die grundlegende Intention Ida Dehmels änderte sich also nicht: Noch in den 40iger Jahren weiß die Autorin ganz genau, warum sie „Daija“ ursprünglich

701 Vgl. Daija Letzte Fassung, S. 162: Ihre Zufriedenheit fand auch Ausdruck in der Charakterisierung ihrer langjährigen Haushälterin Guste als „die rührend gütige Anne“, die „treuer Hausgeist bei ihnen geworden (war).“

702 Brief Ida Dehmels an Marie Stern (ohne genaues Datum, aber wohl zu Ende 1938/Beginn 1939): „Ich lebe so lange es mir mein Gewissen es mir noch nicht erlaubt zu sterben.“ (SUB : DA : Z : Br 82. 495). Brief Ida Dehmel an Marie Stern vom 14.02.1939: „Es ist ein beständiges Abschied nehmen geworden [...]“ (Ebd. 82.496).

703 Dehmel, Richard, Eine Wahl aus seinem Werk. Herausgegeben und eingeleitet von Ida Dehmel, Berlin o. J., S. 56 f. hier: S. 57.

niederlegte und knüpfte mit „Daija Letzte Fassung“ an die „Urschrift“ an. Indem sie das Loblied auf ihre Ehe mit Richard Dehmel anfügte, führte sie den künftigen Leserinnen und Lesern vor Augen, dass nur eine eigenständige Entscheidung für den Ehepartner zu einer glücklichen Ehe führt.

Damit diese, auf ihrer eigenen Erfahrung beruhende Einsicht späteren Generationen vielleicht doch noch zugänglich gemacht werden kann, sorgte sie dafür, Kopien von „Daija“ anfertigen und in Sicherheit bringen zu lassen. In der Zuversicht, dass sie ihre Lebenserinnerungen den Weg in die Öffentlichkeit finden werden, schrieb sie am 08.10.1941 an Marie Stern:

„Sternmarie, die Zeit der Daija wird kommen. Das Weltall verliert nichts. Daija ist eine von Milliarden Funken, aber sie war mit dem Stern Dehmel vereint.“<sup>704</sup>

Ja, das Weltall hat nichts verloren. 2024 widmen sich immer noch Menschen „Daija“, der Lebenserinnerung Ida Dehmels. Ihre Stimme klingt immer noch nach ...

---

<sup>704</sup> Brief Ida Dehmels an Marie Stern vom 08.10.1941, SUB : DA : Z : Br : 82.523; vgl. auch Kap. 5.2.2: Karte Ida Dehmels an Marie Stern am 24.12.1939, SUB : DA : Z : Br : 82.501.

## Epilog

Wie im Vorwort erwähnt, endet mit der Herausgabe dieser Monographie die langwierige Geschichte der Daija-Texte von ihrem Entstehen bis zur Veröffentlichung. Nach ca. 40 Jahren der eigentlichen Textredaktion und ca. 60 Jahren der Vergessenheit fand „Daija“ endlich eine Form, die ihre Intentionen beachtet und die die Öffentlichkeit nicht scheuen muss.

Die vorgelegten Analysen stellten wohl die Einzelheiten eines langen Prozesses dar, erklärten aber nicht, warum keine frühere Veröffentlichung erfolgte. Zunächst verhinderten die Kriegsjahre die Publikation von Daija. Obwohl nach 1945 die GEDOK das Andenken an Ida Dehmel zu wahren suchte, kam es trotzdem weder zu einer Veröffentlichung der autobiographischen „Daija Urschrift“ noch ihrer Umarbeitung, der Autofiktion „Daija Letzte Fassung“. Auch trug die lang vernachlässigte bzw. unbekannte Biographie Ida Dehmels und ihre Rolle im Leben und Wirken Richard Dehmels dazu bei, „Daija“ zu übersehen und damit zu vernachlässigen.

Natürlich mag man durchaus aus Sicht möglicher Herausgeber Einwände gegen eine Veröffentlichung in Erwägung gezogen haben: Ein Roman wie „Daija Letzte Fassung“, der so offensichtlich den Charakter des Nichtabgeschlossenen, des Fragmentarischen in sich trägt, in dem es an Gleichgewichtung unterschiedlicher Lebensepisoden mangelt, in dem zum Beispiel nicht die Hochzeit Idas mit Richard Dehmel als endgültige Befreiung aus der Fremdbestimmung und als Beginn eines selbstbestimmten Lebens gestaltet, sondern im Erzählductus vorzeitig und beschleunigt herbeigeführt wird, bietet gewiss Argumente, die gegen eine Veröffentlichung sprechen, vernachlässigt dabei jedoch die Auffassung, dass „Fragment“ auch als Literaturgattung anerkannt ist.<sup>705</sup>

Ida Dehmel selbst äußerte sich durchaus widersprüchlich zu ihrer Rolle als Schriftstellerin: Einerseits meinte sie: „Ich bin keine bildende Künstlerin, nur eine Frau, [...], die sehr gewissenhaft mit dem Wort umgeht.“<sup>706</sup> Andererseits fühlte sie

<sup>705</sup> Vgl. Artikel Fragment in: Wilpert, Gero von, Sachwörterbuch der Literatur, Stuttgart<sup>6</sup> 1979, S. 278 f. Vgl. auch den Ansatz von Charlotte Heritz, in dem es sich zeigt, dass sich die Frauenautobiographien nicht am „klassische(n) Modell der von Männern entwickelten und verbreiteten bürgerlichen Entwicklungsautobiographie“ orientieren, sondern eine Form entwickeln, in der „eine Übereinstimmung von Lebensthemen und Schreibformen festgestellt werden kann. Überträgt man diese Erkenntnisse von Charlotte Heinritz auf die „Urschrift“ und „Daija Letzte Fassung“, so entspricht Ida Dehmels Autobiographie/Autofiktion mit gewissen Abweichungen durchaus einer um 1900 verfassten typischen Frauenbiographie. Vgl. Heinritz, Charlotte, Autobiographien als Medien lebensgeschichtlicher Erinnerungen. Zentrale Lebensthemen und autobiographische Schreibformen in Frauenautobiographien um 1900, in: BIOS, Jg. 21, 2008, Heft 1, S. 114–123, hier: S. 120.

<sup>706</sup> Brief Ida Dehmels an Alice Bensheimer vom 22.10.1925, SUB : DAS : Z : De : 81.497 (vollständiger Brieftext in: Ida Dehmel, Familienkorrespondenz, S. 751.)

sich aber durchaus als Romanautorin: „Ich habe [...] die Entwicklungsgeschichte einer weiblichen Seele (geschrieben).“<sup>707</sup> Schaut man sich ihre Autofiktion an, so muss man ihr ein gewisses Talent zugestehen. Beispielhaft denke man an die anschauliche, detailreiche Schilderung ihrer ersten Begegnung mit Richard Dehmel in „Daija Letzte Fassung“<sup>708</sup> oder an den Spannungsbogen, der bei der Wiedergabe des Briefwechsels zwischen Carl Georg und Daija aufgebaut wird.<sup>709</sup>

Ungünstige äußere Umstände schränkten aber das vorhandene Talent zum Schreiben ein, so dass sich die Umarbeitung der Autobiographie „Daija“ in einen Roman über zwei Jahrzehnte mit Unterbrechung zu Beginn der 30iger Jahre erstreckte. Dies führte sicher zu Stilbrüchen in der sprachlichen Form, die in „Daija Letzte Fassung“ nicht zu leugnen sind. Seit der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 sah Ida Dehmel ihr Leben trotz vorhandener Protektion zunehmend gefährdet. Ihre dadurch bedingte mentale Belastung verhinderte mit Sicherheit eine unbeschwerte Fortführung und Vollendung ihres Romans, verbunden mit der Behebung sprachlicher und stilistischer Mängel. Sie selbst sprach 1941 von ihren Mühen beim Schreiben: „Bis zu Dehmels Erscheinen ging es fließend, jetzt arbeite ich sehr langsam, jetzt lege ich jedes Wort auf die Goldwage [sic].“<sup>710</sup> Ida spürte ihr nahendes Ende, wünschte sich sogar einen baldigen Tod,<sup>711</sup> so dass sie notgedrungen einen Teil ihrer Berliner Erlebnisse nur noch zusammengefasst erwähnte.

Wenn man von der unausgearbeiteten Darstellung der Berliner Zeit absieht und sich auf die Schilderung ihrer Kindheits- und Jugenderlebnisse bis zu Beginn ihrer Berliner Jahre beschränkt, findet man in „Daija Letzte Fassung“ einen gut lesbaren, manchmal ergreifenden Roman, der uns einerseits das Aufwachsen in einer patriarchalisch geprägten jüdischen Familie in Bingen anschaulich vor Augen führt, andererseits aber auch das Aufbegehren und die allmähliche Befreiung aus diesen engen Lebenskorsett hin zur befreienden Selbstbestimmung. Dieser Aspekt dürfte auch heute noch durchaus von Interesse sein. Allein schon deshalb lohnt sich die Lektüre von „Daija letzte Fassung“.

Zu den genannten Gesichtspunkten tritt noch eine andere Dimension: Unter Einbeziehung der „Urschrift“ gewinnt „Daija Letzte Fassung“ Bedeutung als

707 Brief Ida Dehmels an Marie Stern vom 01.10.1941, SUB : DA : Z : Br. 82.522, S. 4 f.

708 Vgl. Daija Letzte Fassung, S.112.

709 Ebd. S. 87–96.

710 Brief Ida Dehmels an Marie Stern vom 27.01.1940, SUB : DA : Z : Br. 82.502, S. 3.

711 Als Beispiele seien hier nur genannt: „Ich bin nur ungeduldig; es giebt so viele Menschen, die das Glück haben, daß sie in Handumdrehen fort dürfen. Gottlob ist mein Hausarzt vernünftig.“ (Postkarte Ida Dehmels an Marie Stern vom 16.11.1939; SUB : DA : Z : Br. 82.500) oder: „Oft fühle ich jetzt mein Leben sehr kurz befristet. Gestern setzte ich den 1. Nov. als Termin. Nein, ich tue selbst nichts dazu. Das ist nach meiner Überzeugung nicht mehr nötig. Mein Puls geht sehr langsam und schwach. Diese Kraftlosigkeit ist ganz schön.“ (Brief Ida Dehmels an Marie Stern vom 08.10.1941, SUB : DA : Br. 82.523, S. 4.)

Primärquelle zur Beschreibung und Beurteilung von Leben und Werk Ida Dehmels. Dadurch kann das neu erwachte Interesse an Ida Dehmel, worauf das Vorwort durch Nennung einschlägiger Publikationen und Forschungsvorhaben verweist, gefördert werden und zu neuen Schlussfolgerungen hinsichtlich der Leistungen Ida Dehmels führen.

Die nun vorliegende kommentierte Ausgabe von „Daija“ bietet zudem Ansätze zu einer neuen Interpretation des literarischen Werkes Dehmels, insbesondere bezüglich des gänzlich dem Ida-Erlebnis verpflichteten Gedichtbands „Weib und Welt“ (1896) oder des die gemeinsame Liebesbeziehung verklärenden Romanzenepos ‘„Zwei Menschen“ (1902).

Wie die Analysen zeigten, schildern sowohl die „Urschrift“ als auch „Daija Letzte Fassung“ Kindheit und Jugendjahre Ida Dehmels im Spiegel des Lebensweges Daijas. Während die „Urschrift“ jedoch die Heirat und Scheidung Ida Dehmels von ihrem ersten Mann völlig ausspart, bezieht „Daija Letzte Fassung“ ihr Leben bis zur Begegnung mit Richard Dehmel in die Darstellung ein. Durch den Anhang „Aus Daijas Tagebüchern“ vermittelt Ida Dehmel den Leserinnen und Lesern, dass sie mit ihrer Entscheidung, sich von ihrem ersten Ehemann Leopold Auerbach, den sie nur auf Drängen des Vaters geheiratet hatte, zu trennen, die Grundlage für die selbstbewusste und eigenständige Lebensführung an der Seite Richards Dehmels geschaffen hatte. Dies verdeutlicht, dass „Daija Letzte Fassung“ nicht auf den Charakter eines Kindheits, Jugend- oder Emanzipationsromans oder als eine weitere Quelle zur Biographie Ida Dehmels begrenzt werden darf. Dies vernachlässigte die Überführung der Autobiographie „Daija“ in eine Bekenntnisschrift, in der Ida Dehmel ihrer Rolle als Muse und liebende Frau des Dichters huldigt:

„Sie war erfüllt von der freudigen Bereitschaft, Dienerin zu sein; sie diente nicht im Sinn einer demütigen Abhängigkeit des eignen Wesens, sondern mit der Selbstforderung, dass alles, was in ihr war, den geliebten Mann zu fördern hatte.“<sup>712</sup>

In Abwendung von ihrer bisherigen, weitgehend fremdbestimmten Lebensführung stellte sie ihr Leben in den Dienst Richard Dehmels – auch über dessen Tod hinaus, ohne jedoch eigenes Engagement zu vernachlässigen.

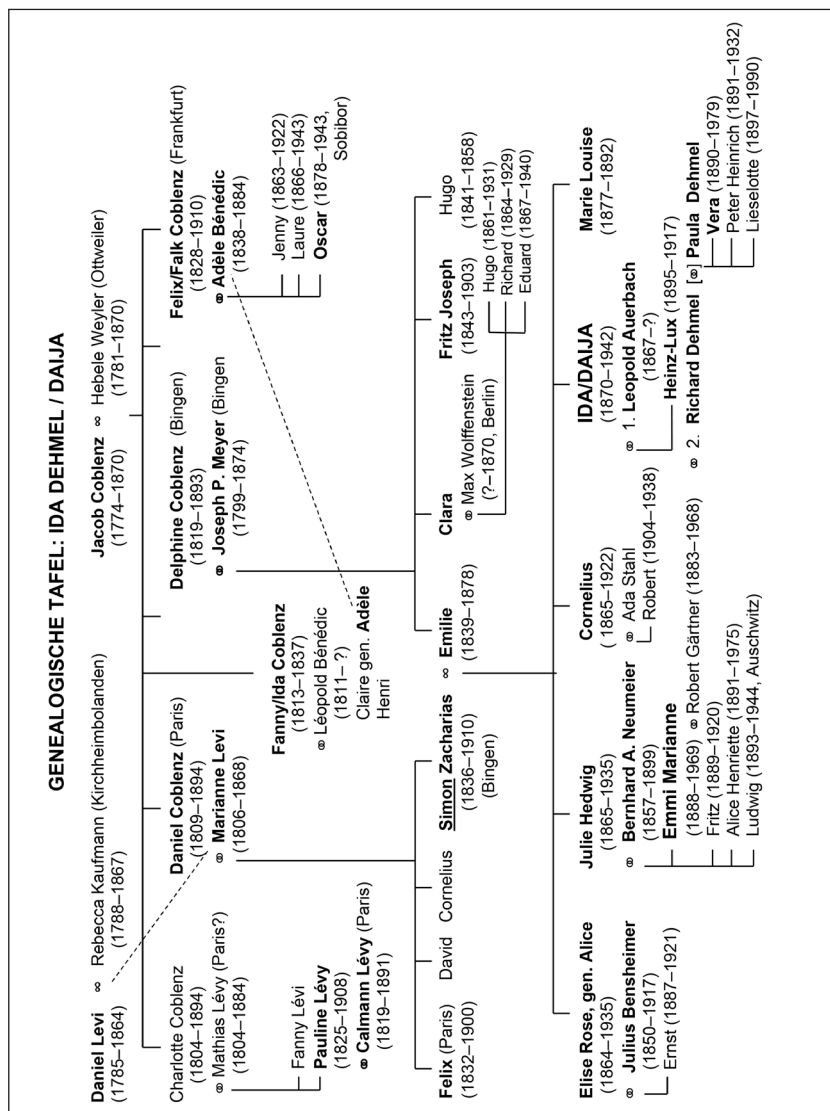
In der Hoffnung, durch die Veröffentlichung von „Daija“ zum einen Einblicke in Konventionen und deren Überwindung, zum andern Anregungen zu weiteren Forschungen zum Umfeld Dehmel zu geben, übergeben wir diese Monographie der interessierten Öffentlichkeit.

Ottweiler/Münster, Mai 2025.

---

712 Daija letzte Fassung, S. 162.

## GENEALOGISCHE TAFEL





## QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS

(nur mit unmittelbarem Bezug zu Ida Coblentz-Dehmel)

### HANDSCHRIFTLICHE UND GEDRUCKTE QUELLEN

Dehmel, Ida, Daija Letzte Fassung. Typoskript. SUB Hamburg, Dehmel-Archiv.

Dehmel, Ida, Daija, Urschrift. Manuskript. SUB Hamburg, Dehmel-Archiv.

Dehmel, Ida, Daija, Zwischenfassung, Typoskript. SUB Hamburg, Dehmel-Archiv.

Dehmel, Ida, „Ihr Leben war bis zum Rand erfüllt“. Die Familienkorrespondenz (1887–1942). Hg. von François Van Menxel und Hans-Joachim Hoffmann, Baden-Baden 2024.

Dehmel, Ida, „Ich hoffe lächelnd zu sterben.“ Die Briefe an Marie und Bolko Stern 1933–1942. Hg. von François Van Menxel und Hans-Joachim Hoffmann. Baden-Baden 2025 (im Druck)

Dehmel, Ida, Briefe an Bolko und Marie Stern. SUB Hamburg, Dehmel-Archiv.

Dehmel, Richard, Gesammelte Werke in drei Bänden, Berlin 1913.

Dehmel, Richard, Eine Wahl aus seinem Werk. Herausgegeben und eingeleitet von Ida Dehmel, Berlin [1929].

George, Stefan, Gesamtausgabe. Endgültige Fassung von Georg Bondi, Berlin o. J.

Stamm-Baum der Familie Levi, Manuskript, Privatbesitz.

### DIGITALE QUELLEN (OPEN ACCESS)

<https://kalliope-verbund.info> [Katalog Ida Dehmels Schriften].

<https://www.dehmel-digital.de> [Korrespondenz Ida Dehmel/Alice Bensheimer].

<https://digitalisate.sub.uni-hamburg.de> [Daija Urschrift] [DA : Ms : 371] [= Urschrift].

<https://digitalisate.sub.uni-hamburg.de> [Daija] [DA : Ms : 373] [= Letzte Fassung].

<https://digitalisate.sub.uni-hamburg.de> [Daija. Ein biographischer Roman] [DA : Ms : 372]. [= Zwischenfassung].

Steinheim-Institut Duisburg. [www.steinheim-institut.de/cgi-bin/epidat](http://www.steinheim-institut.de/cgi-bin/epidat). – Jüdischer Friedhof Ottweiler (1855–1935) /80 Einträge: Inv.-Nr.: 0045–0061.

Steinheim-Institut Duisburg. [www.steinheim-institut.de/cgi-bin/epidat](http://www.steinheim-institut.de/cgi-bin/epidat). – Jüdischer Friedhof Bingen (1855–1935) /80 Einträge: Inv. Nr. Bng-38 – Inv.-Nr. bng-52.

### SEKUNDÄRLITERATUR

Bab, Julius, Richard Dehmel. Die Geschichte eines Lebens-Werkes, Leipzig 1926.

Carstensen, Heike, Leben und Werk der Malerin und Graphikerin Julie Wolfthorn (1864–1944), Marburg 2011.

Chromik, Resi [Therese], Ida, die Muse zwischen zwei Dichtern, in: *Studia niemcoznawcze* 54 (2014), S. 357–370.

Chromik, Resi [Therese], Ida Dehmel. Ein Leben für die Kunst. Husum 2015.

Bürger, Jan: Zwischen Himmel und Elbe. Eine Hamburger Kulturgeschichte. München 2020, S. 288–298 (Kap.: „Wir Welt!“), S. 348–350 (Anmerkungen).

Dörlamm, Brigitte, Ida Coblentz – Leben zwischen Stolpersteinen, in: *Frauen in Rheinhessen*. Hg. von Susanne Kern und Petra Plättner. 2., durchges. Aufl. Mainz 2019 [2015], S. 71–76.

Egyptien, Jürgen, Schwester, Huldin, Ritterin: Ida Coblentz, Gertrud Kantorowicz und Edith Landmann. Jüdische Frauen im Dienste Stefan Georges, in: *Zions Töchter. Jüdische Frauen in Literatur, Kunst und Politik*. Hg. von Andrea M. Lauritsch, Wien 2006, S. 149–184.

Eyß, Hans-Josef von, Geschichte der Juden in Bingen von den Anfängen bis 1905, 2. Aufl. (= Arbeitskreis Jüdisches Bingen Band 3), Bingen 2017.

Günther, Rosmarie, Ein „deftiges Mitmenschenherz“. Alice Bensheimer – eine Biographie. (= Mannheimer historische Schriften, Band 12), Ubstadt-Weiher 2024.

Hoffmann, Hans-Joachim, Der jüdische Friedhof Ottweiler, Ottweiler 2015.

Hoffmann, Hans-Joachim, Spurensuche: „Zu lehren gab ich in dein Herz.“ Samuel Levy (1805–1879) und Dr. Felix Coblenz (1863–1923), in: Landkreis Neunkirchen (Hg.), Lebenswege jüdischer Mitbürger, Neunkirchen 2009, S. 21–94.

Hoffmann, Hans-Joachim/Van Menxel, François, Die jüdische Familie Simon Zacharias Coblenz (1836–1910) aus Bingen (= Arbeitskreis Jüdisches Bingen, Band 8), 2. Auflage, Bingen 2025.

Hoffmann, Hans-Joachim/Van Menxel, François, Ida Dehmels Lebenserinnerung Daija (1901/1942) zwischen Autobiographie und Autofiktion, in: Richard Dehmel als Leitfigur der Klassischen Moderne. Werkpoetik – Autorschaft – Netzwerk. Hrsg. von Julia Immer und Nikolas Immer. Berlin/Boston: De Gruyter 2025 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. N.N. – Die Bandnummer der Reihe steht noch nicht fest – in Vorbereitung für 2025).

Höpker-Herberg, Elisabeth, Frau Isi. Materialien zur Biographie Ida Dehmels, beschrieben anhand einer Lebensskizze, in: Year Book XII of the Leo Baeck Institute, London 1967, S. 103–134.

Höpker-Herberg, Elisabeth (Bearb.), Ida Dehmel 1870–1942. Ausstellung 14. Januar bis 27. Februar 1970. Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Hamburg 1970.

Höpker-Herberg, Elisabeth, Ida Dehmel. Maklerin in rebus litterarum, in: „Liebe, die im Abgrund Anker wirft“ Autoren und literarisches Feld in Hamburg des 20. Jahrhunderts. Hg. von Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Hamburg 1989, S. 13–39.

Höpker-Herberg, Elisabeth, Ida Coblenz. Zeugnisse zu ihrem George-Erlebnis, in: Frauen um Stefan George. Hg. von Ute Oelmann und Ulrich Raulff. Göttingen 2010 (Castrum Peregrini. N. F., Bd. 3), S. 85–102.

Lutterbach, Luise, Dr. Isaac Ebertsheim. Erinnerungen an einen Binger Ehrenbürger (= Arbeitskreis Jüdisches Bingen Band 11), Bingen 2019.

Stefan George – Ida Coblenz. Briefwechsel. Hg. von Georg Peter Landsmann und Elisabeth Höpker-Herberg. Stuttgart 1983.

Stubbe-da Luz, Helmut, Ida Dehmel, in: Stubbe-da Luz, Helmut, Die Stadtmütter. Ida Dehmel. Emma Ender. Margarete Treuge. Hamburg 1994 (= Hamburgische Lebensbilder, Bd. 7), S. 13–36.

Viering, Jürgen, „Nicht aus Eitelkeit – der Gesamterscheinung wegen“. Zur Beziehung zwischen Stefan George und Ida Coblenz, in: Euphorien 102 (2008), H. 2, S. 203–239.

Vogel, Carolin, Das Dehmelhaus in Blankenese. Künstlerhaus zwischen Erinnern und Vergessen, Hamburg 2019.

Vogel, Carolin, „Ich lebe hier als steinerner Gast“. Ida Dehmel und das Dehmelhaus 1933–1939, in: Blankenese im Nationalsozialismus 1933–39. Entrechtung – Volksgemeinschaft – Diktatur. Hg. Jan Kurz/Fabian Wehner (= Schriften zur norddeutschen Kultur und Geschichte, Band 6), Hamburg 2021, S. 134–151.

Vogel, Carolin (Hg.), „Zwei Menschen“: Richard und Ida Dehmel. Texte, Bilder, Dokumente, Göttingen 2021.

Vogel, Carolin, „So sage ich jedes Wort, als sei es mein letztes“. Ida Dehmel – als Jüdin bedroht, gerettet und gestorben, in: Blankenese im Nationalsozialismus 1939–45. Heimatfront – Vernichtungskrieg – Shoa. Hg. Jan Kurz (= Schriften zur norddeutschen Kultur und Geschichte, Band 7), Hamburg 2024, S. 183–195.

Wegner, Matthias, Aber die Liebe. Der Lebenstraum der Ida Dehmel, München 2000.

Wolfe, Elisabeth, Aufbruch und Bescheidung. Ein Frauenschicksal zwischen „Destination“ und „Selbstbestimmung“, in: Gegenlicht – 60 Jahre GEDOK. Hg. von der GEDOK. Berlin 1986, S. 32–43.

Wolter, Volker, „Unbegreifliches Herz“. Detlev von Liliencron und „seine“ Frauen“, in: Rahlstedter Jahrbuch 2023, S. 56–76.

## PUBLIKATIONEN DES ARBEITSKREISES JÜDISCHES BINGEN



Faltblatt |  
AKJB – Erinnern >  
Gedenken >  
Verbinden



Faltblatt |  
Stadtplan – Gang  
durch das jüdische  
Bingen



Faltblatt |  
Belegungsplan  
des Binger jüdischen  
Friedhofs



Faltblatt |  
Publikationen



Broschüre |  
Jüd. Symbole im  
Stuck der Mainzer  
St. Ignaz Kirche



Band 1 | JUDEN IN  
BINGEN Beiträge zu  
ihrer Geschichte von  
Brigitte Giesbert, Beate  
Goetz, Dr. Josef Götten  
(2. Auflage)



Band 2 | „Bingen – ein  
Name, der Geschichte(n)  
verbindet“ von Prof.  
Dr. Dieter Bingen



Band 3 | Geschichte der  
Juden in Bingen  
von den Anfängen bis  
1914 von Dr. Hans-Josef  
von Eyss (3. Auflage,  
überarb. und erweitert)



Band 4 | Lebensbilder  
Binger Juden aus  
dem Mittelalter von  
Dr. Matthias Schmandt



Band 5 | „Tief unter  
den christlichen  
Staatsbürgern“? Zur  
Geschichte der Binger  
Juden in der ersten  
Hälfte des 19. Jh. von  
Dr. Matthias Rohde



Band 6 | DIE ALTE  
UND DIE NEUE WELT  
Erinnerungen meines  
Lebens von Mathilde  
Mayer, 1869–1969



Band 7 | Zur  
Geschichte der Juden in  
Bingen am Rhein.  
Festschrift ...  
(Nachdruck) Hrsg. von  
Dr. Richard Grünfeld,  
Großherzog. Rabbiner



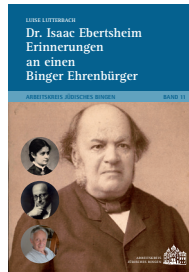
Band 8 | Die jüdische  
Familie Simon  
Zacharias Coblentz  
(1836–1910) aus Bingen  
von Hans-Joachim  
Hoffmann | Dr.  
François Van Menxel,  
(2. Auflage, überarb.)



**Band 9 | Der heilige Jude von Bingen – Rabbi Adam Ba'al Schem**  
Die Legende und eine Einföhrung  
von Prof. Dr. Karl E. Grözing



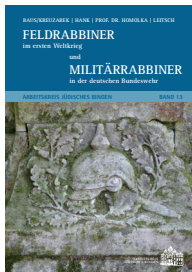
**Band 10 | Stolpersteine oder Als die Synagogen brannten**  
von Marcus Gräff



**Band 11 | Dr. Isaac Ebertshiem Erinnerungen an einen Binger Ehrenbürger**  
von Luise Lutterbach



**Band 12 | Jüdisches Leben in der Nazizeit in Glogau, Schlesien – Zeitzeugenberichte von Dr. Karl-Maria Heidecker**



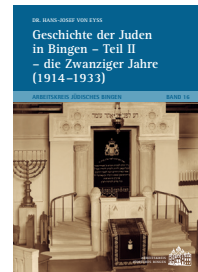
**Band 13 | Feldrabbiner im ersten Weltkrieg ...** von Carsten Baus/  
Katharina Kreuzarek,  
Sabine Hank, Prof. Dr. Walter Homolka, Klaus Leitsch



**Band 14 | Jüdisches Leben rund um Bingen am Rhein in anderen Gemeinden**



**Band 15 | „Wenn sich der Sturm beruhigen wird ...“ Die Lebensgeschichte von Karl Bermann**  
von Luise Lutterbach



**Band 16 | Geschichte der Juden in Bingen – Teil II – die Zwanziger Jahre (1914–1933)** von Dr. Hans-Josef von Eyss



**Band 17 | „Eine Kindheit in Bingerbrück“ Ruth Herz' leidvoller Weg nach Schweden** von Luise Lutterbach und Kaj Schueler



**Band 18 | Der Binger Geheime Kommerzienrat Julius Woog**  
Alles Windhauch ...  
von Carl Woog



**Band 19 | Willy Mayer-Gross und Ernest Mayer Zwei Brüder aus Bingen trotz Exil erfolgreich** von Phoebe Kornfeld